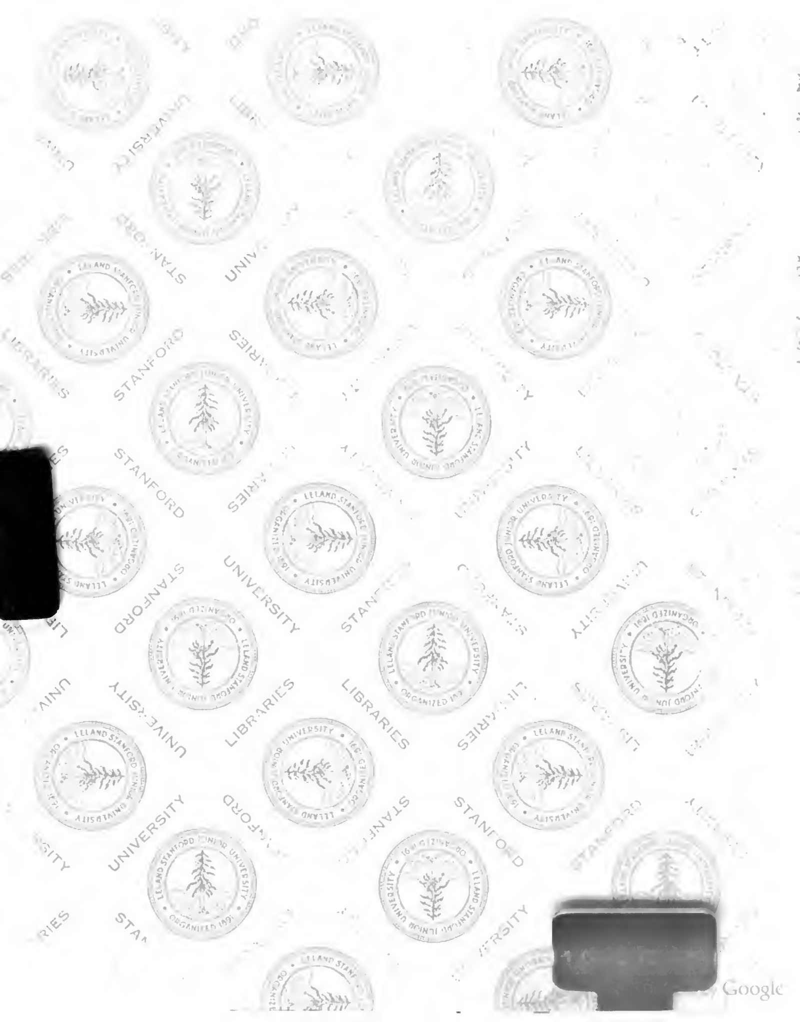
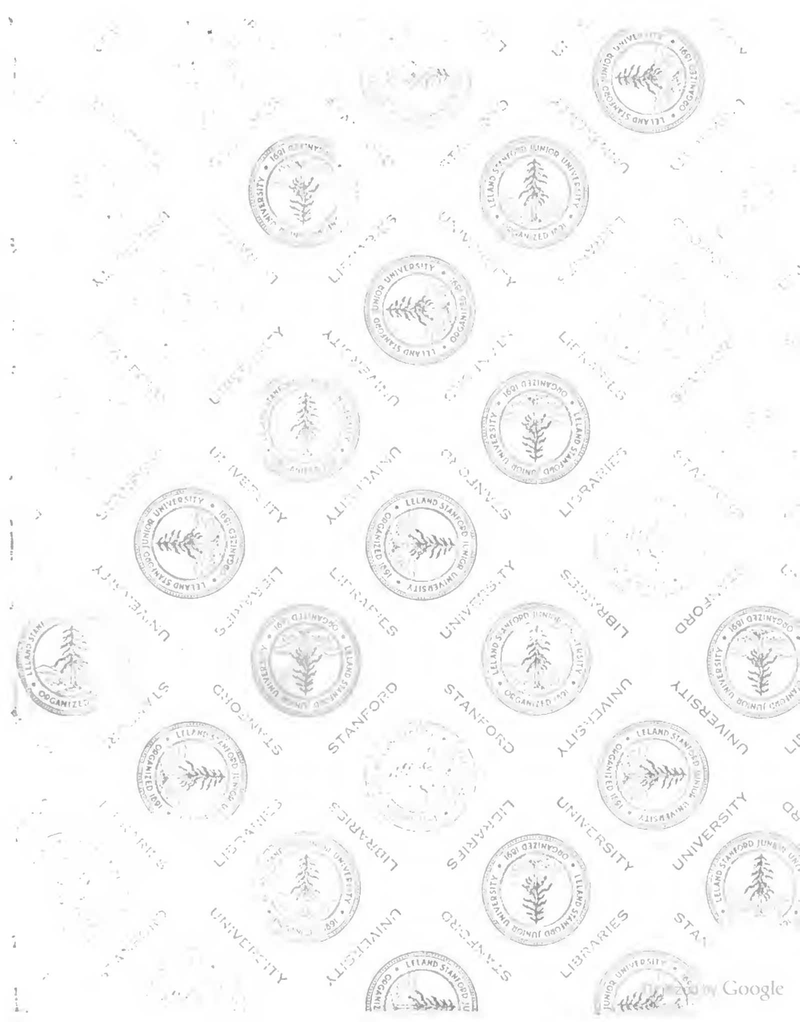






1828 Juli/September

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwei und zwanzigster Jahrgang.

1 8 2 8.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 2 8.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt“, [illegible] ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen und Romane.

Länder- und Völkerkunde.

Naturwissenschaftliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

(Beschluß.) — Paris. — Einladung zur Hamburgischen Kunstausstellung im Frühjahr 1829.

Nro. 54.

Ausstellungen der Gemälde, Bildwerke und Zeichnungen in den Sälen der Akademie zu Mailand im Jahr 1827. — Die Statuen der vier Evangelisten. (Beschluß.) — Anzeige.

Nro. 55.

Ausstellung der Gemälde, Bildwerke und Zeichnungen ꝛc. (Forts.) Von den symbolischen Attributen der Evangelisten. — Ostermesse und Ausstellung der Kunstakademie in Leipzig.

Nro. 56.

Ausstellung der Gemälde, Bildwerke und Zeichnungen ꝛc. (Forts.) Ostermesse und Ausstellung ꝛc. (Beschluß.)

Nro. 57.

Ausstellung der Gemälde, Bildwerke und Zeichnungen ꝛc. (Forts.) Zürich im Mai 1828.

Nro. 58.

Ausstellung der Gemälde, Bildwerke und Zeichnungen ꝛc. (Schluß.) Neue Kupferstiche. Nun ego mitto te aperire occulos eorum. — Das Monument des Lysikrates zu Athen.

Nro. 59.

Kunsthandel in Mailand 1828. — Ueber das Fechenbachische Monument in der Domkirche zu Bamberg.

Nro. 60.

Alte Denkmale in Venedig und seiner Umgegend, von W. F. Rink. — Altdeutsche Baukunst. — An die deutschen Künstler, Albrecht Dürers Stammbuch betreffend.

Nro. 61.

Ueber Malerey, ihre Bedeutung, ihren Zweck, ihre Mittel, von Karl Buchner. — Alte Denkmale in Venedig, v. Rink. (Forts.) — Kunstnachrichten aus dem Badenschen. — Paris, 30. Mai 1828.

Literatur-Blatt.

Nro. 53.

Geschichte. Attila nach der Geschichte, Sage und Legende, dargestellt durch Gustav Friedrich Klemm. — Biographie. Ueber die Entdeckung, daß Leibniz ein Katholik gewesen sey, von G. E. Schulze. — Almanach. Almanach der Ludwig-Maximilians-Universität, erster Jahrgang.

Nro. 54.

Literargeschichte. Die deutsche Literatur v. W. Menzel.

Nro. 55.

Literargeschichte. Die deutsche Literatur v. W. Menzel. (Beschluß.) — Dramatische Literatur. Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca.

Nro. 56.

Dramatische Dichtkunst. Faust, tragédie de Goethe: nouvelle traduction complète, en prose et en vers, par Gérard. — Gnomische Dichtkunst. Denksprüche in Reimen, der reifern Jugend zum Gebrauch, von J. Fr. v. Jakobi.

Nro. 57.

Dramatische Dichtkunst. Faust, tragédie de Goethe etc. (Beschluß.) — Alterthumskunde. Ueber religiöse Bildung, Mythologie und Philosophie der Hindus, von D. J. G. Rhode. — Prälat v. Schmid zu Ulm, nach seinem Leben, Wirken und Charakter. Vom k. bayer. Regierungsrathe Wagenseil zu Augsburg.

Nro. 58.

Länder- und Völkerkunde. Skandinavien und die Alpen, von K. V. v. Bonstetten. — Kritische Literatur. Kritische Schriften von A. W. v. Schlegel. — Moral-Literatur. Kriminalgeschichten, v. K. Müchler.

Nro. 59.

Geschichte. Schicksale der Jungfrau Johanna von Arc. — Jugendschriften. 1) Das Täubchen, v. Fr. A. Krummacher. 2) Die Hülfe in der Noth oder das hölzerne Kreuz, vom Verf. der Ostereyer. 3) Der arme Heinrich oder die Pilgerhütte am Weißenstein.

Nro. 60.

Geschichte. Schicksale der Jungfrau Johanna von Arc. (Beschluß.) — Dichtkunst. Sammlung von Romanen und Erzählungen deutscher Schriftstellerinnen. Gedichte von Agnes Franz.

Nro. 61.

Humoristen. 1) Tieck. 2) Heine.

Nº. 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. Juli 1828.

Blickt durch den Rauch, der sinnbethörend
Der Zauberpfann' der Schmeicheley entsteigt;
Seht, wie die Sklaven schlimme Blicke tauschen,
Hört unter Flächen ihre Ketten rauschen.

Moore.

Myrologen.

(Fortsetzung.)

O Fürsten, Fürsten, Fürsten, die ich liebe,
In welche Hände habt ihr euch gegeben?
Wollt auf der Menschheit Leichnam ihr euch stellen,
Ihr euern Thron auf ödem Schutt erheben? —
Was hättet ihr, wenn euch die Asche bliebe
Der schönen Erde, die in Flammenwellen,
In grausen, blutighellen,
Auflodert rings, ein weites Grab zu werden?
Was nützt' es euch, selbst wenn es euch gelänge,
Wenn die Gewalt für jezt die Völker zwänge,
Hinzuziehn wie willenlose Heerden? —
Habt ihr nicht selbst — o freut euch deß! — vor Jahren,
Wie schwach der Zwang, wie stark die Lieb', erfahren?

Denkt jener Zeit, der göttlich schönen denket,
Vor der nun freylich die Verläumdung schweiget,
Wo sich für Recht, für Wahrheit, Treu' und Ehre,
Ein großer Sinn in edler Kraft gezeiget.
Der freye Antrieb hat das Volk gelenket
Zu seinen Herrschern! Rings umsaust vom Speere
Zahlloser Feindesheere,
Wer hat den Thron, den wankenden, gehalten?
Umsonst sucht man Begriffe zu verwirren,
Was heilig, kennt das Herz, und kann nicht irren.
Drum, seht Begeistrung irgendwo ihr walten,
Ist's um was Heil'ges stets, ihr dürft vertrauen;
Nicht bey Gemeinem werdet ihr sie schauen! —

Wenn Hellas Volk, von heißer Noth beenget,
Die länger nicht es Kraft hat zu ertragen,
Sich unterm Fuße windend der Barbaren,
Die ihre Fersen ihm in's Antlitz schlagen,
Sich nun erhebt und seine Fessel sprenget;
Wenn, die um's Kreuz seit so viel hundert Jahren
Jedwede Schmach erfahren,
Es zu erretten tief begeistert brennen;
Wenn um den heil'gen Boden ihrer Väter
Sie Kampf bestehn, wollt ihr sie drum Verräther,
Wollt ihr Empörer die Unsel'gen nennen,
Die selbst der Tod weit minder schreckt als Leben,
Das jeder Marter schutzlos preisgegeben?

Was könnten denn in diesem Kampf gewinnen
Die Wenigen, die ihn noch überdauern,
Daß sich an ihm so sehr ihr Herz erlabe? —
Verbrannte Tempel, eingestürzte Mauern,
In Schutt versenkt der Städte hohe Zinnen,
Das Land verödet, weggetilgt die Habe,
Und eingescharrt im Grabe
Sie Alle, die einst Lieb' und Pflicht verbunden!
Sind dieß die Güter, die so mächtig reizen,
Daß also sollt' um sie der Grieche geizen,
Nicht Tod zu achten, Martern nicht und Wunden? —

O welche Nacht liegt denn auf eurem Blicke,
Daß ihr mißkennt die großen Weltgeschicke!

Das ist die Nacht, die Jen' um euch verbreiten,
Die, weil er klar sie zeigt in ihrer Schwäche,
Den Tag verabscheu'n, vor dem Lichte zagen!
O daß nicht einst an Euch das Schicksal räche
Die falschen Lehren, die vom Recht euch leiten.
O öffnet endlich euer Ohr den Klagen!
Wollt ihr die Flüche tragen
Der armen Opfer, die Verzweiflung tödtet?
Sind's Christen nicht, die euch um Hülfe flehen?
Wankt nicht das Kreuz? habt ihr denn nicht gesehen
Von Strömen Blutes seinen Stamm geröthet?
Saht Priester nicht, den Schnee von achtzig Jahren
Auf ihrem Haupt, gewürgt an den Altaren?

(Der Beschluß folgt.)

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Der Gesandte stieg in sehr übler Laune aus dem Wagen, ganz unbekümmert, ob die Stunde günstig oder ungünstig sey. Niemand erschien, um ihm „Seyd willkommen!" zu sagen, Niemand, um ihn mit einem Geschenke in der Hand zu begrüßen; nicht einmal ein Granatapfel ward ihm geboten, er rannte mit schnellen Schritten die Treppe hinauf und warf sich in Verzweiflung auf ein Sopha. Vergebens lud man ihn zu einem prächtigen Mahle von Zuckerwerk, Früchten und Gefrornem ein, welches, wie die englischen Mirzas und der Mehmandar ihn versicherten, auf besondern Befehl der Regierung bereitet worden, nichts vermochte ihn zu trösten; er schwur, sein Antlitz sey schwarz, und schwarz, schwur er, solle es bleiben; der Mehmandar brachte ihm sodann etwas Speise auf einem Teller und fragte, ob er nicht essen wolle. „Essen!" rief der Gesandte, „wenn Ihr denkt, den Schimpf, der meinem Schach heute widerfahren, dadurch auszulöschen, daß Ihr mir zu essen gebt, so irrt Ihr Euch sehr. Laßt Jemand kommen und mich im Namen Eures Schachs willkommen heißen und dann mag ich vielleicht essen." — „Aber rechnet Ihr denn die brittischen Mirzas für nichts?" sagte der Mehmandar. „Mirzas, in der That!" rief er wüthend aus, „sandten wir einen Firmanschreiber oder Papierschneider zu Eurem Gesandten? Was für Reden sind dieß? Sezt nicht mehr die Luft mit so unnützen Worten in Bewegung! Mein Antlitz ist schwarz, Euer Antlitz ist schwarz, und das Antlitz Eurer Regierung wird auch (gelobt sey Gott) vor der ganzen Welt geschwärzt werden, wenn diese That ruchbar wird."

Da wir sahen, daß in dieser Laune nichts mit ihm anzufangen war, so ließen wir ihn sich auf dem Sopha herumwälzen, während Seid ihm die Füße rieb und Feridoon, der Barbier, seinen Rücken und seine Lenden knetete, was ihm mehr Erleichterung zu gewähren schien, als alle Reden der Mirzas oder des Mehmandars.

Ich stellte in Begleitung des Mehmandar eine Untersuchung des Hauses an, welches uns von dem englischen Schach eingeräumt worden war. Es mußte kürzlich mit Gewalt irgend einem eingebornen Khan entrissen worden seyn, da wir schwerlich glauben konnten, daß irgend Jemand gutwillig den unermeßlichen Reichthum, der darin enthalten war, an Fremde überlassen haben würde. Der Pracht war kein Ende, größere Spiegel, als jemals nach Persien gekommen, hingen an den Wänden, Leuchter, gleich denen des Schachs in seinem Pallaste in Negaristan, Teppiche, Sophas, Stühle, Betten, alle zur Bequemlichkeit des Lebens bey den Franken nothwendigen Sachen fanden sich hier von allen möglichen Größen und Formen; Dinge, deren Gebrauch wir nicht ausfinden konnten, und Dinge, die uns, wenn man uns ihren Zweck erklärte, unnütz erschienen. Z. B. waren da Stühle von allen Arten, einige um die Beine in die Höhe zu halten, andere um sie herunterhängen zu lassen; einige um den rechten, und andere um den linken Arm zu unterstützen, noch andere um den Kopf darauf zu lehnen. Dieß schien uns, die wir nur eine Art zu sitzen kennen, nämlich auf unsern Fersen, der höchste Grad der Thorheit. Wieder gab es Tische um darauf zu essen, andere um darauf zu schreiben, und noch andere um sich zu waschen und den Bart zu scheeren. Das Zimmer, worin die Bedienten sich niedergelassen, war zum Speisezimmer bestimmt; an irgend einem andern Orte zu essen ist unschicklich; hier zu schlafen würde ein Verbrechen seyn, ein Bad dort zu veranstalten würde einen Aufruhr erregen. Dann gab es überdieß mehrere geräumige Zimmer mit Ottomannen in verschiedenen Ecken, wo wir alle sehr gemächlich hätten schlafen mögen, allein diese waren, wie man uns sagte, die Dewan Khaneh der Franken, wo die Herrn ihre Besuche annehmen. Eins war ganz gewiß, sie haben keinen Anderoan, keine abgesonderte Wohnung für ihre Weiber, Männer und Weiber leben alle zusammen, das Zimmer eines Mannes kann ganz nahe bey dem einer Frau seyn, dieß verursacht durchaus keine Schwierigkeit. Wie die Dinge auf diese Weise gehen können, daß mußten wir erst noch begreifen lernen, und der Gesandte war in einiger Verlegenheit, wo er mit seiner Cirkassierin, die er in Konstantinopel geschenkt bekommen hatte, hin solle, bis wir endlich ein sehr gutes, von den übrigen abgesondertes Zimmer fanden, wo sie ungesehen und ohne Andere zu sehen leben konnte. Wir gedachten der Gemächlichkeit unserer Häuser in Persien im Vergleich mit dem, welches wir jezt bewohnten. Dort war fast niemals eine Stufe zu stei

gen, Alles war zu ebener Erde. Auf einer Grundfläche befand sich der Harem mit seinen fünfzig Zimmern, seinen verschlungenen Gängen, dem geräumigen Dewan Khaneh mit der offenen Vorderseite, bereit das leiseste Lüftchen einzulassen, der weite, mit Bäumen umpflanzte, mit Blumen geschmückte und durch plätschernde Springbrunnen gekühlte Hof. Hier war im Gegentheil allenthalben das Unterste zu oberst gekehrt. Bedurften wir eines Koches, um unsere Speisen zu bereiten, so stiegen wir in die Eingeweide der Erde hinab; wollten wir sie essen, so blieben wir zu ebener Erde; zum Sitzen und Ausruhen weilten wir in der Mitte, und zum Schlafen kletterten wir in die luftigen Räume hinauf. Mahomed Beg, der beständig damit beschäftigt war, gute Gründe für Alles, was wir sahen, auszuforschen, war der Meynung, da England eine Insel sey, habe man es für nöthig gehalten, so viel Grund als möglich zu sparen, denn wenn alle Häuser, wie in Persien, über die Oberfläche der Erde ausgebreitet wären, so würde das Ganze nur eine einzige Stadt bilden und kein Boden zum Ackerbau übrig bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Kunst Getränke abzukühlen und Eis zu bereiten.

(Beschluß.)

Da die Alten unsern Salpeter nicht kannten, so hatten sie auch keinen Begriff von dem Verfahren, Getränke dadurch abzukühlen, daß man das Gefäß, worin sie enthalten sind, in eine Auflösung von Salpeter und Wasser stellt. Zwar hätten sie dieselbe Wirkung mit andern Salzen hervorbringen können, die ihnen bekannt waren; allein sie scheinen nie auf den Gedanken gerathen zu seyn. Diese Eigenschaft des Salpeters wurde erst zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bekannt, und lange Zeit darauf entdeckte man erst, daß sie auch andern Salzen gemein sey.

Die Italiener, in diesem Punkt würdige Enkel ihrer großen Ahnen, machten zuerst Gebrauch davon, und um das Jahr 1550, also zu einer Zeit, wo das übrige luxuriöse Europa noch lange Schnee in seinen Wein warf, war aller Wein, welchen man auf den Tafeln der Reichen in Rom sah, auf diese Weise abgekühlt.

Es ist nicht bekannt, wer zuerst auf den Gedanken kam, Schnee oder Eis mit Salpeter oder andern Salzen zu mischen, um einen höhern Kältegrad zu erzeugen, und Wasser in Eis zu verwandeln. Zu den ältesten Schriftstellern indessen, welche davon sprechen, gehört Latius Tancredus, Arzt und Professor zu Neapel, der in seiner Abhandlung *de Fame et Siti*, die er im Jahr 1607 herausgab, versicherte, man könne Wasser in Eis verwandeln, wenn man es in einem Glase schnell umrühre und es in eine Mischung von Eis und Salpeter stelle. Auch Bacon und Descartes haben Versuche darüber angestellt, und seit dieser Zeit haben alle Physiker, welche über Hitze und Kälte schrieben, von der Art gesprochen, wie man künstlich Eis erhalten kann.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts machte man schon ziemlich häufig Gefrorenes, allein blos aus allerley Obst, das man mit Eis überzog, erst gegen das Ende desselben Jahrhunderts scheinen die Franzosen angefangen zu haben, Gefrorenes aus allerley schmackhaften Flüssigkeiten zu machen, und dieß war eine höchst wichtige Entdeckung für die Kochkunst. In Deutschland verbreitete sie sich erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts allgemein, und seit dieser Zeit wird die gebildete Welt auf Bällen und in Theatern mit Eis versorgt.

Die Heirath Heinrichs des Zweyten, damaligen Herzogs von Orleans, mit Catharina von Medicis, im Jahr 1532, hatte viele geschickte Italiener nach Frankreich gezogen, welche die köstlichen Gerichte daselbst einführten, die man in ihrem Vaterlande genoß, besonders aber feine Liqueure fabrizirten und verkauften. Am meisten Ruhm und Geld erwarben sich aber diejenigen, welche im Jahre 1630 oder 1633 die Limonade erfanden. Dieses Getränk war um so beliebter, da es bey großer Hitze sehr erfrischend war, und von den Aerzten gegen fauligte Krankheiten empfohlen wurde. Da diese Eigenschaft den Gebrauch desselben bald allgemein machte, so suchten die Limonadeschenken ihren Gewinn dadurch noch zu vermehren, daß sie auch Gefrornes daraus machten. Ein Florentiner, Namens Procope Couteaux, erreichte im Jahr 1660 einen hohen Grad von Vollkommenheit darin, und machte ganz festes Eis aus Limonade. Diese Erfindung ahmten Lefèvre und Foy nach, und diese drey waren lange im ausschließlichen Besitze dieser Kunst. Allein schon im Jahr 1676 machte der Verkauf von Gefrornem den hauptsächlichsten Artikel der Limonadiers zu Paris aus, welche deßhalb, 250 an der Zahl, zu einer eigenen Zunft erhoben wurden.

Dennoch blieb man noch lange auf dem Glauben, man dürfe diese Getränke blos in der heißen Jahreszeit genießen, und erst im Jahr 1750 machte Dubuisson, Nachfolger des berühmten Procope im Kaffeehaus in der Straße des Fossés-S.-Germain-des Prés, Gefrornes das ganze Jahr hindurch, die Aerzte empfahlen es in verschiedenen Krankheiten, und jezt wird diese erkünstelte Leckerey überall das ganze Jahr hindurch genossen.

Unter den neuern Methoden, Eis durch Verdünstung zu erzeugen, verdient keine so viel Aufmerksamkeit, als jene des Professors Leslie mit geröstetem Hafermehl. Mit einer Lage dieses Mehls, welches etwas mehr als einen Zoll dick war, und einen Fuß im Durchmesser hatte, fror er 1¼ Pfund Wasser, das in einer porösen, hemisphärischen Schaale enthalten war, und vermittelst dieser einfachen Methode kann man Eis in allen Klimaten machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, im Juni.

Wer im Winter zu uns kommt und sonst kein Kopfhänger ist, dem können wir schon mit manchem Angenehmen aufwarten, als da sind Essen und Trinken, Schmaus und Braus, Tanz und Saitenspiel, Freude und Lust überall, so schlecht es auch im Grunde um uns steht, wenn man sich nach andern Ländern umschaut, wo die Leute mehr lesen, denken und reden als essen, was doch immer die Hauptsache ist. Wollen Sie es aber im Sommer bey uns versuchen, so kann ich Ihnen versprechen, daß Sie gern hier und in der Umgegend verweilen sollen, wo bey Reichen und Bemittelten viele Gastfreyheit zu finden ist.

Zu den angenehmsten Ausflügen gehört Aix. Dort ist jezt schon alles voll von Badegästen, die an dem reizenden Ort Heilung oder Ergözlichkeit suchen. Sonntags ist halb Chambery da, und auf der staubigen Landstraße folgt ein Wagen mit schönen Frauen dem andern. Am häufigsten sind die vielen savoyischen Landfräulein, die mit wenig Vermögen, aber tausend bestechenden Eigenschaften hier gar anmuthig auf- und abziehen.

Aix hat auch hinsichtlich seiner Badeanstalten bedeutend gewonnen, und die verschiedenen Mineralgewässer gelangen jezt durch gute Leitungen in die Häuser. Die kleine Stadt und ihre Umgebungen verschönern sich, neue Spaziergänge sind angelegt worden. Wenn auch hier nicht an die geistige Erregung wie in andern Bädern zu denken ist, so besteht doch ein Ableger von Bibliothek und Lesekabinet. Besser sieht es mit dem Vauxhall aus, wo sich die Fremden vereinigen. Große Gärten, Säle für Schauspiel, Billard, Kommerzspiele, denn Hazardspiele sind ganz untersagt. Tanz und Musik wechseln mit einander. Voriges Jahr waren über zweytausend Badegäste in Aix; wenn es so fortgeht wie seit der Mitte Mays, so kommen dieß Jahr noch mehr. In der Nähe liegt die schöne Abtey Hautecombe, das St. Denis der alten savoyischen Fürsten, von der ich Ihnen neulich schrieb. Nach diesen alten Gräbern in reizender Gegend wird häufig gelustwandelt, und über den Grüften bewegt sich dann frohes, buntes, lachendes Leben.

Die königliche akademische Gesellschaft in Savoyen beschränkt sich auf das positive, sogenannte nüzliche, ich möchte sagen handgreifliche Wissen, und hält sich fern von aller Spekulation. Indessen ist ihre neueste Preisaufgabe doch sehr verdienstlich, denn es handelt sich dabey um genaue statistische und agronomische Darstellung der einzelnen Provinzen Savoyens, nach ihrer topographischen Lage, nach Gletschern, Bergen, Felsen, Höhen und Thälern, nach ihrem Anbau und der Verwendung ihrer Ackergründe im Allgemeinen und Besondern. Holzkultur und Anbau des Leins, Hanfs, Hopfens, der Obstbäume, Gemüse, Baumschulen u. s. w., die möglichen Verbesserungen des Ackerbaus, die Austrocknungen, Bewässerungen u. s. w., ferner die Lokalbauten, die Alpen, Alpen- und Sennhütten, der Ursprung und die Raçen des Viehs, das Verfahren bey der Milcherey und Käserey, die Nahrung des Viehs und die Düngung, ferner die Verbindung der einzelnen Thäler oder Landstriche unter einander, ihr Handel mit Landeserzeugnissen, ihre Messen und Märkte, Steinbrüche u. s. w., müssen dabey ausführlich besprochen werden. Durch diese Arbeiten wird Savoyen, wenigstens zum Theil, besser bekannt als bisher. Aber auch nur zum Theil, denn alles Höhere der Statistik und Volkskultur, Erziehung, Unterricht u. s. w., ja selbst die Angaben der Bevölkerung sind ausdrücklich ausgeschlossen. Wer also Savoyen, dieses so interessante und wenig gekannte Land nach Carl Dupin'schen Ansichten untersuchen und behandeln wollte, der würde schlecht fahren.

(Die Fortsezung folgt.)

Riga, Juni.

In unsern beyden Ostseeprovinzen, Lief- und Ehstland werden die Klagen immer lauter und heftiger, daß die niedern Stände durch ein blindes Nacheifern der höhern Stände in Sitten, Kleidung und Sprache moralisch sich immer mehr entwürdigen, und dadurch ihrer ursprünglichen Bestimmung, dem Landbau, sich ganz entfremden. Der Bürger schämt sich seinen Sohn ein Handwerk lernen zu lassen, er soll durchaus Gelehrter, Kaufmann oder Militär werden. Die Töchter solcher Leute werden für ihren Stand auf das Verderblichste verbildet, und durch eine eben so lächerliche als schädliche Verfeinerung, welche dennoch der wahrhaften Menschenbildung ermangelt, für den Stand, in welchem sie geboren wurden, verdorben. Die Bürgerstochter, für eine engbegränzte Sphäre stiller und thätiger Häuslichkeit bestimmt, muß Universalgeschichte, Aesthetik, so vieles andere für sie unbrauchbare lernen, wird im Deklamiren geübt, wird zum Französischsprechen angehalten, aber nicht im mindesten über ihren künftigen Beruf und dessen Pflichten unterrichtet. So lange nun das Uebel der Ueberbildung und Verbildung sich nur auf einen größtentheils konsumirenden Stand beschränkt, dürften die nachtheiligen Folgen für den Staat geringer seyn, als sie es dann sind und seyn müssen, wenn der Landmann als Bauer und Produzent von einer ähnlichen Manie ergriffen wird; daß aber bereits eine so verderbliche Influenza unter unserm Landvolke sich eingeschlichen hat und fast täglich sich weiter verbreitet, ist überall wahrzunehmen. Diese Erscheinung ist aber so wichtig, daß sie die ernsteste Erwägung verdient. Hunderte von Bauernkindern beyder Geschlechter befinden sich jezt in deutschen Händen, um ihrem Stande abwendig gemacht zu werden. In der Folgezeit muß diese Kaste, die man hier den halbdeutschen Plunder zu nennen pflegt, zur Last des Landes bis zur Unverhältnißmäßigkeit anwachsen. Hat ein Bauer sich in seiner Landwirthschaft einige hundert oder einige tausend Rubel erworben, so kennt er jezt keinen heißern Wunsch, hat keine wichtigere Angelegenheit auf dem Herzen, als sein liebstes Kind deutsch kleiden, deutsch unterrichten, und zum Deutschen ummodeln zu lassen. Er bringt dasselbe unter, wie und wo ihn unwissende oder unredliche Rathgeber hinweisen, und erschöpft, wie Beyspiele lehren, gar oft sein so schwer erworbenes und erspartes Kapital, um sein Kind nicht nur für sich selbst und die Welt unbrauchbar zu machen, sondern eben so oft moralisch zu verderben. Unnüze, faullenzende Küster und Winkelschulmeister auf dem Lande, ungeschickte Handwerker, alternde Jungfern und Wittwen in Städten, halten jezt Pensionen für Bauernkinder, um von den reichlich bedungenen Viktualien und dem zu zahlenden Jahrgelde mit Gemächlichkeit leben zu können. Der Bauer erschwingt diese Opfer gerne, in der Hoffnung, daß es seine Kinder weit bringen werde. Leztere aber blicken, wenn sie während der Ferien ihre Eltern besuchen, mit Verachtung und Geringschäzung auf die übrige Dorfjugend, sondern sich überall mit vornehmer Miene von ihnen ab, und werden von diesen durch die unterscheidenden Namen: Schuljungherrn und Schulmamsells ausgezeichnet. Der Einsender hatte öfters Gelegenheit eine Menge solcher jungen Wesen zu prüfen, er traf unter ihnen aber auch nicht ein einziges, das ihn selbst rücksichtlich des Unterrichts hätte befriedigen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Juli 1828.

Die Etiquette ist der Katechismus
Der Kindervölker und der alten Kinder.

Diderot.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Wir brachten die erste Nacht sehr übel zu. Jeder von uns hatte ein Bett mit Vorhängen, die so schön waren, daß wir wünschten sie zerschneiden und Alcolofs*) davon machen oder sie um unsre Hüften winden zu können; allein wir waren der schweren Decken ungewohnt, und nachdem wir eine kurze Zeit darunter zugebracht, fanden wir, daß unsere Röcke und Beinkleider uns sehr beschwerlich wurden. Wir kamen alle überein, daß gewisse Stücke loser Leinwand, welche wir in allen Betten fanden, vortreffliche Hemden abgeben würden, und Taki, der Ferasch, der nur eins besaß, entschloß sich sogleich seinen Vorrath zu vermehren. Unser ganzer Haushalt war lange auf den Beinen, ehe die Franken daran dachten sich zu rühren; allein Mohamed Beg war sehr in Verlegenheit, wie er die richtige Stunde für sein Morgengebet finden solle, da wir keinen Muezzin sie von den Moscheen verkünden hörten, und außerdem waren die Nächte so viel länger, als wir es jemals gewohnt gewesen, daß wir beynahe zu glauben anfingen, die Sonne gehe in dieser schlecht beschaffenen Stadt niemals auf. Wir waren mehrere Stunden im Hause fast in gänzlicher Finsterniß herumgewandelt und warteten in Verzweiflung auf die Morgendämmerung, als wir endlich ein Geräusch in der Straße hörten, welches anzeigte, daß die Einwohner erwacht seyen.

Der Gesandte, der sich mit Hülfe seines Barbiers erfrischt hatte, stand in besserer Laune auf und sie ward noch durch die Ankunft eines vornehmen Franken vermehrt, den man ihm als den Mehmandar ankündigte, der von dem Schach von England beauftragt sey, während seines Aufenthaltes in diesem Lande Sorge für ihn zu tragen, und der unsere Sprache mit so großer Leichtigkeit und Reinheit redete, daß nun Alles unserer Gesandtschaft einen günstigen Erfolg zu versprechen schien. Er sprach nicht allein persisch, sondern schrieb es auch mit eben so großer Zierlichkeit als einer unserer besten Moonschis; er hatte alle unsere vorzüglichsten Schriftsteller gelesen, konnte Hafiz und Saadi auf den Fingern hersagen, und die Wahrheit zu gestehen, fanden wir, daß unser Gesandte sich glücklich geschätzt hätte, wenn er nicht ganz so gelehrt gewesen wäre, da er hier und da sich genöthigt fand seine eigene Schande wiederzukauen und den bittern Trank der Unwissenheit hinunterzuschlingen.

Der Mehmandar kündigte dem Gesandten an, daß es die Absicht des Vezirs des Königs von England für die auswärtigen Angelegenheiten sey, ihm diesen Tag einen Besuch abzustatten, und daß der Vezir Azem, der erste Minister, den folgenden Tag kommen werde. Dieß sezte uns in das größte Erstaunen. „Wie!“ sagten wir, „sollen alle diese Besuche ohne einen einzigen Streit abgemacht werden? Diese Franken müssen einen sehr gerin-

*) Die Unterweste, welche gewöhnlich von geblümtem Kattun ist.

gen Begriff von ihrer eigenen Würde haben, und von dem, was ihrem Schach gebührt, wenn sie das, was bey uns ein Hauptgegenstand der Unterhandlung ist, so schnell abmachen können?

Der Vezir kam zur bestimmten Zeit. Er war nur von zwey Personen begleitet, die sich ohne Umstände in seiner Gegenwart niedersezten, ohne ihn um Erlaubniß zu fragen. „Was für ein Unterschied," sagten wir, „zwischen einem von unsers Schachs Veziren und diesem Manne! — Bah, bah! ein Vezir ist Etwas in unserm gesegneten Persien! Seht ihn an, wenn er das Thor seines Hauses verläßt, von hundert Dienern und Unterbeamten umgeben; einige bewachen die leiseste Wendung seines Hauptes, um einen Blick aufzufangen; andere rennen in geschäftiger Eile neben seinem Steigbügel her, um seine Knie zu küssen, noch andere ergreifen den Zipfel seiner Kleider, um unter dessen Schutze eine Bittschrift zu übergeben. Und dann, wenn ein Armer so unglücklich ist, den Weg zu versperren, auf dem er so eben daher kömmt, wie lustig schlagen die Ferasche auf ihn los; wie werden seine Kameele davon gejagt, oder seine Maulthiere, Pakete und Alles zusammen in die Gosse geworfen!" Bis jezt hatten wir an den Männern in öffentlichen Aemtern in England nichts gesehen, was ihren Platz hätte wünschenswerth machen können, und wie groß war unsere Verwunderung, da wir erfuhren, daß der Mann, der in diesem Augenblicke unsern Gesandten besuchte, nichts Geringeres als der Ueberwinder des großen Tippo sey, der Eroberer der glänzenden Stadt Seringapatam!

Der Gesandte drückte dem englischen Vezir den Wunsch aus, sogleich dem Schach von England vorgestellt zu werden, um ihm einen Brief und die Geschenke zu übergeben, mit denen er beauftragt war, und kündigte ihm an, daß der König der Könige ihm bey Verlust seines Kopfes anbefohlen, eine Audienz in weniger als drey Tagen nach seiner Ankunft zu erhalten. Der Vezir versicherte dem Gesandten, Alles, was sich nur immer mit den englischen Gebräuchen vertrüge, solle geschehen, um seine Wünsche zu erfüllen; er fürchte aber, da der König, sein Herr, nur zu bestimmten Zeiten Zulaß ertheile, daß ein kleiner Verzug statt haben möchte. Mirza Firouz schien hierüber erstaunt und erklärte, daß der Schach von Persien sich seinen Unterthanen täglich zeige, daß der Selam vor dem Mittagsgebete stattfände, wo Se. Majestät auf dem Throne säße, wo alle vornehmen Hofbedienten sowohl als alle andern, deren Pflicht sie vor des Königs Angesicht rufe, vor ihm ständen, und daß ein Gesandter, wenn es ihm gefiele, den Tag seiner Ankunft eine Audienz erhalten könne, wenn nur die Sterne und die Astrologen günstig seyen. Der englische Vezir antwortete, er fürchte die Unhöflichkeit der englischen Gestirne entschuldigen zu müssen, da sie sich nothwendigerweise den Wünschen des Gesandten in diesem Falle widersetzen und ihm länger, als er es wünschte, die Gegenwart des Königs versagen würden, daß er aber gewiß sobald als möglich eine Audienz erhalten solle. Diese Erklärung machte das Herz des Gesandten verzagt, und sobald der Vezir Abschied genommen, brach er in folgende Ausrufungen aus: „Wahi! Wahi! welch ein Unglück ist auf mein Haupt gefallen! wenn dem so ist, so ist es mit meiner Seele vorbey; ich werde vor allen Menschen beschimpft und mein Weib und Kind an die Turkomanen verkauft werden!" Dann wandte er sich zu uns und fuhr fort: „Ha, Batchah! sagt Kinder, was sollen wir anfangen? wohin sollen wir gehen? unser Antlitz wird schwarz seyn! Unser König ist ein despotischer König und bekümmert sich nicht mehr um eines Mannes Haupt, als das Maulthier um die Disteln, die es verschlingt." Ich versuchte seine Furcht zu besänftigen, indem ich sagte: „Es ist wahr, o Mirza, Ihr sprecht recht, und Ihr thut nichts ohne gehörige Berechnung; allein bey der Seele Eures Kindes, sind wir nicht Perser und Muselmänner? und wenn wir in die Hände eines unwissenden und unreinen Geschlechts gefallen, wessen Schuld ist es, als die unsers Schicksals? das Haupt unserer Nation ist ein despotischer König, daran ist kein Zweifel, allein wie mächtig er auch seyn mag, vermag er etwas gegen das, was im Buche des Schicksals geschrieben steht?" — „Der Hajji hat recht," rief Mohamed Beg, „Takder, dem Geschick müssen wir am Ende Alle folgen; wir essen, wir trinken, wir schlafen, wir kommen an, wir reisen ab, es gibt keine Handlung unsers Lebens, die nicht vorherbestimmt ist; und wenn es so geschrieben steht, o Elchi, daß Ihr den König der Franken nicht früher als an einem gewissen Tage sehen sollt, was könnt Ihr, eins von Gottes Geschöpfen, dagegen thun?" — „Und wenn es mein Geschick ist, meinen Kopf zu verlieren," rief der Gesandte aus, „wie dann?" — „Nun denn, so fällt er," antwortete Mohamed Beg ganz ruhig, „und möget Ihr Barmherzigkeit finden!" — „Maschallah! Gelobt sey Gott!" sagte der Gesandte, „ich bin Euer gehorsamer Diener. Wenn ich weiß, daß mein Kopf abgeschlagen werden soll, muß ich nicht suchen ihn auf meinen Schultern zu behalten? Geht, geht, Herr Sterndeuter, lernt eine bessere Lehre, oder bey des Schachs Bart, Ihr sollt finden, daß Eure Fersen vorherbestimmt sind, die Stelle Eures Hauptes einzunehmen."

Da wir ihn in dieser verdrießlichen Laune sahen, überließen wir ihn sich selbst und waren froh ihn sein Kalioun fordern zu hören, welches, wie wir wußten, immer als ein niederschlagendes Mittel wirkte, wenn das Feuer der Erschütterung den Ofen seines Herzens entzündet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Paul Friedrich Richter an Emanuel.

Hof, den 9. Febr. 1795.

Mein lieber Emanuel!

Man sollte einem Autor für nichts mehr danken als für Briefe, so wie für nichts weniger als für Bücher: denn da ihn diese ausschöpfen und da sie ohnehin nichts sind als Briefe in dickerem Format, so mag er keine von kleinerem liefern. Der Mensch genießet sein Ich nur, indem ers verdoppelt, so wie er seinen Körper erst in der Verdoppelung durch den Spiegel überkömmt; und eben dieser Zwang, unsere Seele vor einer fremden abzubilden und unsere innern Quellen gerade durch einen Abfluß zu vermehren, nöthigt die Mädchen zum Brief, die Autores zum Bücherschreiben, die Einen zum Reden und Einige zum Thun, wenige zu Tagbüchern. Ihres ist nach meinem Gefühl ein schönes, sanftes Echo dessen, was sonst in der Seele zu leise ist, um herauszutönen. Es gibt eigentlich nur stumme Tugend, nicht stumme Sünden. Das Edlere in uns, die heiligsten Gefühle fliehen am ersten das Licht und das Auge, und hüllen sich, für ein anderes Leben blühend, gern verborgen ins Herz; aber eben das Schlimmere wird von der geistigen Natur wie böse Säfte auf die äußere Haut herausgetrieben, um nur desselben los zu werden; ein Bösewicht ist sicher froh, wenn die Uebelthat vorüber ist, weil er dann seine Seele nicht länger mit dem Entschlusse dazu zu beschmutzen braucht.

Nur gute Menschen können Tagebücher machen, Lebensprotokolle, gleichsam Hauptbücher unserer moralischen Bilanze. Wäre das nicht, so würd' ich mich wundern, daß so wenige Menschen Annalen ihrer kleinen entflatternden Tage machen. Wahrlich, wir Menschen sind überall Narren und saugen uns wie Schmarotzerpflanzen mit unserm Ich nur immer an auf fremden Ichs; denn die römische, die sinesische, die hottentottische Geschichte drücken wir mit allen ihren leeren Fürsten in die Seele ein, aber unsere eigene werfen wir als eine ausgekernte Hülse weg von uns; wir selber, unsere lebendigen Tage sind uns weniger als öde kahle Zahlen und Sagen vor der Sündfluth, da doch unser Leben, weil die Gegenwart nur aus hüpfenden Sekunden, die Vergangenheit aber aus Jahren besteht, nichts ist als ein fortwährendes Erinnern des Lebens. Die ganze Geschichte ist, insofern sie ein Gewächs des Gedächtnisses ist, nichts als eine saft- und kraftlose Distel für pedantische Stieglitzen; aber insofern ist sie, wie die Natur, alles werth, inwiefern wir aus ihr, wie aus dieser den unendlichen Geist errathen und ablesen, der mit der Natur und der Geschichte wie mit Buchstaben an uns schreibt. Wer einen Gott in der physischen Welt findet, findet auch einen in der moralischen, welches die Geschichte ist; die Natur dringet unserm Herzen einen Schöpfer, die Geschichte eine Vorsehung auf. Aber (zurückzukommen) wenn wir göttliche Fußstapfen im großen langen Gange der Weltgeschichte aufsuchen, warum wollen wir sie nicht noch lieber in den kleinern Tritten unsers Lebens studiren und Tagebücher machen? Denn wenn einmal irgend eine Hand den Zügel und das Laufband der ganzen Welt regiert, so muß sie auch, da die Welt ja aus nichts als Individuen besteht, eben das Individuum versorgen, um das Ganze zu versorgen. Es ist unsinnig zu denken, daß die großen Räder im Universum gehen werden, wenn der Schöpfer nur die Räder und nicht auch die kleinsten Zähne daran machte. Wenn er nicht Kleinigkeiten besorgt, so besorgt er gar nichts, weil die Größe nichts ist als eine größere Anzahl Kleinigkeiten. Ich bitte nicht um Nachsicht für diesen Irrsteig; in einem Briefe und bey einer Visite ist man an keine Paragraphenkette gebunden. Allgemeine Wahrheiten müssen bey uns die Stadtneuigkeiten seyn, und wenn man diese ohne Ordnung sagen darf, warum nicht jene?

Was mir in Ihrem Tagebuch außer dem philosophirenden Geiste darin so wohl that, ist Ihre Toleranz mit allen Menschen, mit ihren Schwächen, mit fremden Schlägen, mit eignen Schmerzen.

In Ihrem schönen Briefe veranlasset mich eine einzige Anmerkung zu einer entgegengesetzten, diese, daß vollkommen gebohrne Wesen schlechter sind als vollkommen werdende, d. h. sich bessernde. Ich glaube das Gegentheil; Gott selber ist, aber wird nicht heilig oder vollkommen. Zweytens besteht die moralische Kraft so wenig in Besiegung der unmoralischen, als die Gesundheit in der Bekämpfung der Krankheitsmaterie; sondern wie die Gesundheit am größten ist ohne Anlaß zum Bekämpfen, so ist Tugend ohne Anlaß zu Siegen, d. h. ohne Angriffe des Lasters, d. h. ohne anfallende kleine Laster, am größten. Je besser der Mensch wird, desto weniger hat er in sich zu bekämpfen, und der Neubekehrte hat gerade größere Kriege, aber doch sicher nicht größere Verdienste als der Tugendgreis. Noch mehr, wenn angeborne moralische Kraft weniger Werth haben soll, so frag' ich, mit welcher andern als einer angebornen wird denn der Schwache über seine Versuchungen Herr? Das Verdienst, sich selber gar auszuschaffen, hat zwar der Schwache, aber der Engel hat es noch mehr; nur fängt dieser sein freywilliges Steigen auf einer höhern Stufe, aber auch mit größern Flügeln an. Endlich, wenn angeborne Tugendtriebe kein Lob verdienen, so verdienen auch angeborne Lastertriebe keinen Tadel, und folglich wäre des Engels Gehorsam gegen jene und des Menschen Sieg über diese gleich unverdienstlich.

Der ganze Streit entspinnt sich aus dem großen Räthsel, von dem selber Kant die Schreibfinger abzieht: „was macht, daß der Mensch gut wird, da man, um sein Wol-

len bessern zu wollen, ja schon eben dieses Wollen haben mußte, und es also unnöthig wäre es erst hervorzubringen?"

Der März, dieser Werbemonat des Todes, der die Menschen gewöhnlich in den transcendenten Himmel trägt, wird mich, hoff' ich, in den irdischen führen, nach Bayreuth. Wir wollen dann jede Viertelstunde Bogen von Briefen an einander schreiben, d. h. reden. Ihr lustiger Brief war einer spaßhaftern Antwort und ihr langer einer längern werth. Aber Sie vergeben mir beydes, denn das Schicksal hat Sie längst an das Vergeben gewöhnt. Leben Sie recht wohl und schreiben Sie mehr als ich, und, was ich am meisten bitte, früher als ich; gute Nacht, guten Morgen, guten Tag, guten Abend, Lieber!

Ihr
Freund Richter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, im Juni.

(Fortsetzung.)

Unser Museum vaterländischer Alterthümer nimmt täglich zu, und wird für die Kunde des Landes aus früher und frühester Zeit immer anziehender und nützlicher. Unter den in neuerer Zeit hinzugekommenen Gegenständen zeichnen sich aus zwey kolossale Bronzefinger von trefflicher Arbeit und ein Caduceus von einer noch ungekannten Statue des Merkur, eine Marmorbüste vom Kaiser Galba, ein Apollo in Bronze.

In dem benachbarten französischen Departement de l'Aisne hat man auch neuerdings wieder alte Gräber entdeckt. Einige sind von besonderer Größe. Nach und nach wurden zu Arcy St. Restitue gegen zehntausend Särge gefunden. Gewöhnlich deckt sie nur wenig Erde, oft kaum neun Zoll; wahrscheinlich aber hat das Wasser einen Theil der Erde davon weggeschwemmt. Diese Gräber sind immer in der Richtung von Westen nach Osten, wo die Füße liegen, die Gräberreihen aber gehen von Norden nach Süden. Hier und da fanden sich mehrere Reihen über einander. Gewöhnlich sind die Gräber zwey bis drey Fuß von einander, manchmal ist dazwischen eine Leiche ohne Sarg beerdigt. Auch an diesen Gräbern sieht man den Wunsch der Hinterbliebenen, der Todten Gebeine so lang wie möglich zu erhalten; darum verlegten sie solche auf Höhen, auf steinigten Grund oder auf eine Mergelschichte.

In manchen Särgen lagen zwey Skelette. Oben steht gewöhnlich ein kleiner Schemel, worauf der Kopf des Leichnams liegt. Eins war besonders merkwürdig, der Deckel bestand aus einem einzigen Stück gebrannter Erde, schön roth und von sehr feinem Korn. Ein anderes Grab war ganz aus künstlicher Erde, wahrscheinlich aus Kalk und pulverisirter Erde, darum waren eiserne Bande gelegt. Im Allgemeinen bestehen sie aus einem etwas harten Kalkstein, sind gewöhnlich 6' lang, 9' tief, und 2' 6'' bis 8'' breit; die Dicke der Wände beträgt 3''. Manche Leichen waren ganz mit Kalk überzogen, andere lagen zwischen stark zusammengedrückter Erde. Eine andere Merkwürdigkeit fand sich in einem Grab, das zwischen zwey Gräberschichten lag, nämlich ein männliches Skelet, das einen weiblichen und einen männlichen Kopf zu seinen Füßen hatte. Neben dem Sarg lagen die zwey Skelette, deren Köpfe in jenem Grab lagen. Die Gebeine in der Erde waren besser erhalten als die in den Gräbern. Die damalige Generation ist aber nicht groß gewesen, ungefähr 5' 7'' bis 8''.

(Der Beschluß folgt.)

Riga, Juni.

(Beschluß.)

Die Kinder schreiben weder orthographisch richtig, sey es deutsch oder ehstnisch, noch sind sie im Rechnen oder sonst einer Kunst geübt, die sie einst zu nützlichen und brauchbaren Gliedern ihres, der Gesellschaft so unentbehrlichen Standes machen könnte. Der ehstnischen, ihrer Muttersprache, schämen sie sich und bleiben darin absichtlich unwissend. Sie lassen es sich angelegen seyn, nichts anders als deutsch zu sprechen, so unverständlich und kauderwelsch sie sich auch darin ausdrücken. Keines war im Stande, Inhalt und Sinn irgend eines populär abgefaßten deutschen Lesestücks ganz zu fassen.

Nicht ganz schuldlos an dieser Störung und Verdrehung des bisher reinen, anspruchslosen und offenen Sinnes unseres Landvolkes, wenn sie auch nicht die ganze Schuld tragen, mögen jene eingeschlichenen Germanier seyn, welche das Ausland gleich Heidenbekehrern oder protestantischen Jesuiten unsern Provinzen zuschickt, und die sich hier eingenistet haben, um in den Gemeinden des Landes zu werben und Proselyten zu machen, ein unberufenes Aufseheramt zu verwalten, unser gutmüthiges und am Verstand gesundes Volk lieblos und feindselig gegen alle, welche nicht zur Separatistenklasse gehören, zu stimmen, und diese schiefe Geistesrichtung durch verderbliche Phantasiespiele zu befördern. Die gegenwärtigen bürgerlichen Verhältnisse unseres Landvolks machen es allerdings unmöglich, daß der Bauernstand bey seiner bisherigen so tiefen und finstern Unwissenheit beharre. Es hat derselbe bey seiner neuen ihm verliehenen Verfassung, die ihm den unbedingten Vollbesitz der persönlichen Freyheit sichert, sein eigenes Gesetzbuch, seine von ihm selbst gewählten Richter und Gemeindevorsteher, die alle drey Jahre wechseln. Soll diese Verwaltung dem Gemeinwohl entsprechen, können ihr unmöglich Leute vorstehen, die leider bis jezt oft nicht einmal lesen konnten; gleichwohl sollen sie die ihnen vorgebrachten Klagefälle nach den in der Bauerverordnung enthaltenen Gesetzen beurtheilen und richten, sollen Berichte erstatten, Protokolle führen, über den Getreidevorrath und den Kassenbestand der Gemeinde Buch führen, alle drey Jahre die Tabellen über die Lebenden und Verstorbenen fertigen, und noch vieles andere thun, wozu ihr jetziger Bildungsstand sie gänzlich unfähig macht. Die Nothwendigkeit, eine höhere Bildungsstufe als die gegenwärtige zu erringen, erkennt auch der bessere Theil des Volks und fühlt, wie nothwendig es sey, seine Kinder nach den Bedürfnissen seines Standes unterrichten zu lassen. Auch die neue Bauernverordnung spricht sich umständlich über Gemeinde- und Parochialschulen aus, hat aber dabey nicht bestimmt woher und wie brauchbare und gehörig unterrichtete Lehrer für unsere Landschulen zu bekommen seyen. So lang es an Subjekten der Art mangelt, werden die besten Schulverordnungen etwas ganz Unnützes seyn. Das einzige und sicherste Mittel, den Landleuten der Ostseeprovinzen eine, ihren neuen Verhältnissen entsprechende Bildung zu geben, ohne sie den eben gerügten Gefahren der Verbildung auszusetzen, ist die Anlegung wohl eingerichteter Landschulen, die Einführung brauchbarer, mit Kenntniß, Einsicht und richtiger Beurtheilung der Volksbedürfnisse abgefaßter Volksschulbücher, vor allen Dingen aber die Gründung eines Schullehrerseminars; das Lehr- und Schulwesen muß aber dabey gänzlich vor dem verfinsternden Schwärmereinfluß bewahrt werden, der die verderblichsten Nachtheile auf moralischen Charakter und geistiges Wohlseyn des Volks mit sich bringt, was sich durch eine Menge beglaubigter Thatsachen beweisen ließe.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 159.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Juli 1828.

O leuchte, Gott, von deinem Himmel nieder!
Send' einen Blitzstrahl zündend in das Herz
So manches edlen Herrschers! daß der Brüder
Geschick ihn aufreg', und ihr Folterschmerz.
L. Brachmann.

Myrologen.

(Beschluß.)

O eilt zu retten, weil die Rettungsstunde
Noch möglich ist! — Wenn ab der Sand geronnen,
Der lezte Schlag des Hammers ausgeklungen,
Und ihr das Werk der Liebe nicht begonnen;
Wenn jenes Volk, ein Glied vom Brüderbunde,
Den lezten Ton des Sterbeliedes gesungen,
Nun fällt, hinabgeschlungen:
Ein Raub des Höllenreichs, des gottverhaßten; *)
Dann wird die Reu' umsonst den Busen quälen!
Ein Racheengel wird die Thränen zählen,
Und jenes Blut, das kaum die Meere faßten,
Wird auf das Haupt er denen richtend legen,
Die helfen können und den Arm nicht regen! —

Noch wogt der Kampf! noch sind sie nicht erlegen!
Zwar wankt das Kreuz, doch ist's noch nicht gebrochen;
Noch ein'ge Heldenhäuser sind am Leben,
Die ihm ihr Blut mit hohem Eid versprochen;
Noch schirmen sie's mit ihres Gottes Segen,
Voll Muth und Kraft! Noch kann vereintes Streben
Die Sinkenden erheben!

*) In dem Manuscripte fehlt hier eine Linie. Bis der ungenannte Dichter den ächten Vers sendet, wolle der Leser mit gegenwärtiger, mangelhaften Restauration sich begnügen, welche versucht worden ist, um nicht eine störende Lücke lassen zu müssen. Die Red.

Blickt auf die Stätte jenen Kampf zu schauen!
Die Zeit des Ruhmes seht ihr wiederkehren,
Die Helden, die Jahrhunderte verehren,
Sind sie erstanden nicht in Hellas Auen?
Hat denn dieß Volk sich würdig nicht gezeiget,
Daß in der Brust euch jedes Mitleid schweiget? —

So hört denn ihr, die ihr noch Thränen weinet,
Wenn fremdes Leid die Seele euch verwundet;
Die edler Muth noch rührt, der selbst im Sinken
Den reinen Quell, dem er entströmt, bekundet;
Ihr, denen noch die Herzen nicht versteinet,
Und Sterne zwar nicht von den Kleidern winken,
Doch hell im Busen blinken;
Die ihr Gefühl, nicht hohle Schranzen fragen,
Für was sie glühn, und was sie hassen sollen;
Hört ihr mein Lied, ihr warmen, lebensvollen
Und liebevollen Herzen! hört die Klagen!
Laßt euch in wahren, nicht erfund'nen Bildern
Der Griechen Noth und ihre Thaten schildern! —

Das Kreuz in Hellas zeig' ich euern Blicken,
Wie es, verhöhnt, geschändet von Barbaren,
Doch Trost noch spendet, und den Muth belebet
Der gottgeweihten, todgeweihten Schaaren,
Die auf zu ihm die lezten Seufzer schicken! —
Von Trauertönen ist dieß Lied gewebet,
Doch wie in Wettern schwebet

Der Regenbogen, der ein Hoffnungszeichen,
So wird vielleicht, indeß die Töne klingen,
Ein Rettungsengel sich vom Himmel schwingen,
Und Felsen wird der Mosesstab erweichen. –
So trennt euch Wolken! theilet euch ihr Schleyer!
Tauch' Hellas auf in deiner Todtenfeyer! –

Die Rose von Jericho oder der Christabend.

In einem der wildern Thäler der Schweiz, nahe dem Abhange eines Felsen, stand ein kleines Haus, einfach aus Holz gezimmert. Rohe Steine deckten in Menge das niedere Dach und verhinderten, daß der Wind die Bretter nicht davon tragen und Schnee und Regen in die stille Wohnung eindringen konnten. Die Tannenbäume, aus denen die Wände leicht zusammengefügt waren, hatte des Zimmermanns kunstlose Art blos von innen ein wenig behauen, außen waren sie roh geblieben und mancher Wurm bohrte sich unter der Rinde seine Behausung ein. Eine Fallthür, auf der Ostseite im Dache angebracht, diente bey freundlichem Wetter als Kamin; kam aber ein Sturm in das Thal hereingezogen, so wurde auch diese mittelst eines Strickes niedergelassen, der hinabreichte in die rusige Küche.

In einer Ecke der Stube stand der Tisch, zu beyden Seiten befand sich eine an die Wand befestigte Bank und gegen den steinernen Ofen hin lagen etliche Holzblöcke zu Sitzen für die Kinder. Ueber demselben hing, dicht neben dem rundscheibigen Fenster, der Heiland am Kreuze, dessen Haupt alljährlich mit einem frischen Kranze von Alpenrosen geschmückt wurde. Näher gegen die alte Wanduhr war eine lange Leiste angenagelt, wo die hölzernen Löffel und Gabeln nach jeder Mahlzeit aufgesteckt wurden. Links führte eine Thür in die Nebenkammer, wo Mann und Frau schliefen. Sie bewegte sich knarrend auf einem hölzernen Zapfen und trug an der Seite gegen die Stube hin das Bild der Mutter Gottes von Einsiedeln. Oben war noch eine schwarze Kammer für die Kinder, mit Betten von Moos oder Buchenlaub, ohne Fenster. Auf der Abendseite des Hauses lag die Stallung für die Ziegen und Schafe. Neben der Hausthüre wohnte der treue Hund, dessen Geschäft war, zu hüten, daß kein Vieh in die Küche kam. Bey jedem kommenden Winter wurden alle Spalten mit Moos sorgfältig zugestopft, und auf der Nordseite eine Schutzwand längs der Hütte aufgeführt, die sich auch um die Stallung herumzog, und aus Weißtannenästen bestand. Der Hund aber zog für diese Jahreszeit in die Stube, und schlug sich seine Wohnung unter dem Ofen auf, weil er draußen jezt nichts mehr zu thun hatte.

In dieser Hütte lebte der brave Kuoni mit Frau und Kindern. Er hatte sie mit eigener Hand erbaut, und meinte darum, es wohne sich in ihr gar freundlich und schön. Doch war er nicht hochmüthig, sondern dankte Gott, daß er ihn im Leben mit solchen Glücksgütern gesegnet; denn er hatte sieben Ziegen und zwölf Schafe. Wo der Segen des Himmels in zufriedne Herzen fällt, da wohnt Reichthum und Fülle, jede Gegend wird ein Garten und jede Hütte ein Pallast. Die Stirne bleibt immerdar heiter, das Gemüth freudig und froh, und die gesunde Seele betet mit jedem Morgen: „Geheiliget werde dein Name!" Siehe aber, wie ganz anders, wo das Herz am Vergänglichen hängt, und nur dieses zu vermehren sinnt und trachtet! Da ist bey allem Ueberfluß Mangel, bey allem Reichthum Armuth, und das Leben wüst und öde. Mit dem Morgen erwacht nicht jene göttliche Stimmung im Innern, sondern nur ein Heer von Begierden und Sorgen und eine Unzufriedenheit, die sich an der hehren Gottesnatur weder erfreuen mag noch kann.

Kuoni hatte ein frommes Weib und sieben Kinder. Sie waren alle kräftig und wohl und wuchsen heran wie junges Rohr. Die Natur ist frisch und stark, wo der Mensch mit seinem Sinnen und Trachten keine Schwächen in sie hineinkünstelt hat. Wenn unsere jungen Alpenbewohner den ganzen Tag über an steilen Felsen herumgeklettert, die Größern aber Futter und Streu auf den langen Winter eingesammelt hatten für die Ziegen und Schafe, dann kamen am Abend alle ermüdet heim in die Hütte, verzehrten mit Lust die einfache Kost, beteten mit Freuden und schliefen darauf in ihren Laubbetten so wohl und sanft, als wenn die Engel Gottes sie bewacht hätten. Im Winter saßen sie hinter dem warmen Ofen und halfen dem Vater Körbe flechten, welche dieser dann am Jahrmarkt alle verkaufte; denn Jedermann wollte einen Korb haben vom braven Kuoni, weil sie so fest und gut geflochten waren.

Kuoni besaß von seinen frühverstorbenen Eltern ein ihm theures Erbtheil. Es war eine Rose von Jericho, die in vielen Gegenden der Schweiz gar hoch geachtet wird, weil sie am Weihnachtsabend die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres prophezeihet. Wenn nun der feyerliche Abend da war, nahm die fromme Hausfrau mit einer gewissen Andacht die Rose aus dem alten Schranke hervor, in welchem sie sorgfältig aufbewahrt wurde, füllte ein Glas mit Wasser und stellte sie darein, mitten auf den Tisch. Freudig sezten sich die Kinder alle um diesen herum, denn es war auch der Abend, wo sie für ihren Fleiß mit einem Weihnachtsgeschenke belohnt werden sollten, welches, so unbedeutend es an sich auch war, sie alle doch hoch erfreute, so daß sie meynten, es könnte auf der ganzen Welt nichts Köstlicheres geben. Wenn dann die Hausfrau ihr gewöhnliches Geschäft in der Küche, und wo es sonst war, verrichtet hatte, saß sie auch hin unter die

Kleinen und gab wohl darauf Acht, ob Alle die Hände recht gefaltet hätten, und ob sie nicht nur mit dem Munde, sondern auch mit dem Herzen beteten. Denn der Kuoni fing jezt die schöne Litaney an, wo es heißt: „Der du für uns gestorben bist; erbarme dich unser!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Der erste Vezier kam ohne irgend ein Gefolge. Wir bemerkten einen Unterschied zwischen der Kleidung der Veziere und der anderer Leute, deren Besonderheiten, wie wir schlossen, auf ihre Aemter deuteten. So zum Beyspiele hingen schwarze seidene Beutel ihren Nacken herunter, und da sie gewissermaßen den Atlas und Brokatbeuteln ähnlich sahen, in welchen die Briefe unserer Könige und Fürsten gesandt werden, so dachten wir, sie möchten wohl Gesandte seyn; allein dann hatten sie wieder ein langes, dünnes Gewehr an ihrer Seite hängen, welches vielleicht, so viel wir davon urtheilen konnten, ein Schwert vorstellen mochte und so einen Krieger anzeigte, allein es sah mehr einem unserer Feldbratspieße ähnlich, an welchem wir in der Eile einen Kabob bereiten, und deßhalb konnten sie für Mundköche des Schachs gehalten werden. Auf unser Befragen sagte uns der jüngere Mehmandar, daß dieß eine, bey feyerlichen Gelegenheiten gewöhnliche Kleidung und dieselbe sey, welche sie trügen, wenn sie vor dem Könige erschienen; der Vezier habe sie dem Gesandten zu Ehren angelegt.

Der Großvezier war ein Derwisch in seinem Aeußern, so mild, so freundlich, daß wir uns nicht genug verwundern konnten, daß die Angelegenheiten eines so großen Landes durch ihn geleitet werden sollten, wenn wir daran dachten, wie viel Kraft und Blutvergießen es erfordert eine bedeutende Volksmenge in Ordnung zu halten. Aber aus allem, was der englische Vezier uns erzählte, sahen wir deutlich, daß er niemals die Hand eines Diebes abhauen, oder nur die Ohren eines Beckers an die Thüre seines Ladens hatte nageln lassen. Ein sehr gutes Frühstück ward vor ihm aufgetragen, welches aber, so wunderbar dieß auch klingt, gar nicht nach seinem Geschmacke zu seyn schien. Der Gesandte legte ihm die ausgesuchtesten Bissen mit seinen eigenen Fingern vor; er langte sogar mit der Hand in dieselbe Schüssel voll Reis mit ihm, und bot ihm seinen eigenen Löffel an um Scherbet zu trinken; allein er ließ sich nicht bereden sich die Leckerbissen, die vor ihm standen, schmecken zu lassen. „Unmöglich," sagten wir, „kann dieser Ungläubige sich stellen, als ob er uns für unrein halte, und darum nicht unsere Speisen kosten wolle, er, der kein Bedenken tragen wird Schweinefleisch zu essen und von dem verbotenen Weine zu trinken? und dieß noch obendrein, wenn unser Gesandter seine eigenen Bedenklichkeiten bey Seite gesezt, sein Ohr den Geboten unsers heiligen Propheten verschlossen und den Franken behandelt hat, als ob er ein wahrer Gläubiger sey."

Viele Besuche kamen; wer und was sie seyn mochten, war uns zu entscheiden unmöglich. Man sagte uns, sie seyen alle Staatsbediente; einige gehörten zu dem Hofstaate des Schachs; einige hatten eine Beschäftigung und andere keine. Eine dieser Personen interessirte uns sehr, weil wir uns an die große Wichtigkeit seines Kollegen in Persien erinnerten. Es war der Ceremonienmeister. Aber o Himmel, welch ein Unterschied zwischen Beyden! Der Ischeagassi, des Schachs Ceremonienmeister, hat in seinem Aeußern wenig seines gleichen in der Welt. Er ist ein Kajar, von des Königs eigenem Geschlecht, das wegen der Pracht seiner Bärte berühmt ist, und er ist mit einem gesegnet, der selbst den seines königlichen Herrn übertrifft. Seine Kleidung und sein Anstand sind unübertrefflich und so auch seine Sprache. Seine Kenntniß der Spitzfindigkeiten der Chum wa Hum *) ist größer als die irgend eines Mannes am Hofe. Kurz er ist ein Muster eines Sohnes von Iran. Allein der, welcher hier vor dem Gesandten als Ceremonienmeister des Königs von England erschien, war ein alter, dicker, kraftloser Khan, der so sehr auf ein Paar geschwollenen Füßen schwankte, daß wir ganz natürlich fragten, ob er eine Bastonade erhalten habe. Er machte viele Entschuldigungen, daß er nicht früher gekommen sey; wir fragten ihn, warum er überhaupt komme? Indessen drang der Gesandte, der eifrig den Augenblick der Audienz herbeywünschte und eine Botschaft deßhalb erwartete, in ihn, uns zu sagen, wann wir uns bereit zu halten hätten. Zu unserer Freude und Zufriedenheit sagte er dem Gesandten, daß der König, der gewöhnlich ein Schloß auf dem Lande bewohnt, in drey Tagen in seinem Pallaste in der Stadt seyn und dort den Gesandten empfangen werde. Unser Entzücken war gränzenlos. „Alham du Lillah! gelobt sey Gott!" erscholl von unsern Lippen und wir überhäuften den alten lahmen Khan mit mehr Liebkosungen, hielten schönere Reden an ihn und machten ihm mehr Freundschaftsversicherungen, als wenn er der König von England selbst gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Schmeicheley und Komplimente.

In der Frühe.

Noch kühlt der Schlaf mein Auge nicht,
Dort zittert schon des Tages Licht
An meinem Kammerfenster;
Es wühlet mein verstörter Sinn
Noch zwischen Zweifeln her und hin,
Und schaffet Nachtgespenster.
Seele,
Quäle
Bang und bänger
Dich nicht länger!
Freu' dich! schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden!

E. Moerike.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, im Juni.

Kongreß der Fiacres, Cabriolets und Omnibus, zu Paris, am 29sten Mai 1828. Die Leser wissen ohne Zweifel, daß das Jahrhundert auf seinem Gange zur Verschönerung des Lebens im Begriffe steht, auch die alten Fuhrwerke umzustürzen, welche bisher die guten Pariser in ihrer Stadt umherzogen; sie wissen gleichfalls, daß es zwischen denen, welche das Unglück hatten, Opfer der Neuerung zu werden, und den glänzenden Neuerern, den Omnibus, zu Streit und Thätlichkeit kam, was für die Passagiere, wenn auch nicht immer gefährlich, doch in jedem Falle höchst unangenehm war. Ganz Paris vernahm daher mit großer Freude, daß sich die Partheyen endlich dahin verständiget hätten, Deputirte aus ihrer Mitte zu wählen, die ihre gegenseitigen Streitigkeiten beylegen sollten. Dieser im Voraus lang besprochene und lang erwartete Kongreß fand endlich statt, Donnerstag am 29ten Mai, an der Barrière Belleville, in einem Salon zu 150 Couverts. Sechszig Deputirte waren gegenwärtig; die Sitzung ward eröffnet durch die Wahl eines Präsidenten und zweyer Sekretäre. Die Stimmen zur Präsidentschaft waren zwischen einem Kabrioletkutscher und einem Omnibuskutscher getheilt; nach einer doppelten Ballotage siegten endlich die Kabriolets, und Schimo, genannt Bourguignon, ward mit einer geringen Majorität als Präsident ausgerufen. Zu Sekretären wurden ein Fiaker und ein Omnibus gewählt.

Um acht Uhr Abends besteigt der Präsident seinen Stuhl, zu spät bemerkt man, daß eine Glocke mangelt, und eine Glocke ist doch unumgänglich von Nöthen; darob entsteht eine große Bewegung in der Versammlung; Mobin, ein Kabrioletskutscher, schlägt eine Pferdeschelle vor, die er zufällig in der Tasche habe, der Vorschlag wird unter allgemeinem Beyfall angenommen. Der Präsident eröffnet die Sitzung und ladet die Deputirten ein Platz zu nehmen. Alsbald trennen sich die drey Deputationen, die Omnibus setzen sich rechts, die Kabriolets links, und die Fiakers ins Centrum. Man konnte im Voraus vermuthen, daß die Sitzung stürmisch seyn werde, indem die Omnibus große Prätensionen machten, und die Fiakers und Kabriolets sich gewöhnlich nichts gefallen lassen.

Ein Omnibuskutscher hat als erster eingeschriebener Redner das Wort. „Meine Herrn," sagt das verehrliche Mitglied, indem es sich gegen die Fiakres wendet, „meine Herrn, die Errichtung der Wagen, die ich zu repräsentiren die Ehre habe, hat euch mit Schrecken erfüllt, und ihr täglich steigendes Glück droht euch Unheil und Verderben; deßhalb habt ihr eine schreckliche, eine schändliche Verschwörung angezettelt, (Murren im Centrum), ihr habt einen revolutionären Klub gebildet (Bravo, rechts), ihr wollt die Omnibus stürzen! Bejammernswerthe! seyd ihr denn so blind, nicht einzusehen, daß ihr mit euren Karren nicht gegen die imposanten Gestalten unserer Omnibus aufkommen könnt? (Heftiges Murren und Schreyen im Centrum), dieß wäre wahrlich ein neuer Kampf der Pygmäen gegen die Giganten (man lacht rechts). Ich könnte die Häupter des revolutionären Klubs nennen, ich habe die Beweise, die Dokumente in Händen, welche diese schwarzen Machinationen aufdecken, (im Centrum: zur Frage! zur Frage!) Ich bemerke hier einen Fiakre, der sich herausgenommen hat, in seinem revolutionären Klub das kühne Wort auszusprechen, er wolle mit seinem Karrn die Omnibus umstürzen. . . . (Ein schrecklicher Lärm im Centrum, mehrere drohen dem verehrlichen Redner mit ihren geballten Fäusten.)

Vergebens sucht der Präsident die Ordnung herzustellen, vergebens läßt er seine Pferdeschelle erklingen. Der Omnibusredner will seine Philippica von Neuem beginnen, neuer und noch stärkerer Lärm, er verläßt endlich die Tribune, und wird auf der rechten Seite mit großem Beyfall empfangen.

(Der Beschluß folgt.)

Chambery, im Juni.

(Beschluß.)

Neben den Leichnamen wurde mancherley in den Gräbern gefunden, Schwerdter, eiserne Platten, Nadeln, Dolche, Schnallen und Agraffen, in denen kleine Stücke farbigen Glases eingeschmolzen waren, Armbänder in Schlangengestalt, Ringe, Schreibgriffel, Zierathen von weißem Metall, das dem heutigen Tombak gleicht, Körner von Halsbändern, Flaschen aus glasartiger Substanz, Gefäße aus gebrannter Erde, Thränenfläschchen, Münzen römischer Kaiser, Helme, Eisen von Lanzen und Wurfspießen, bronzene Urnen, Aexte aus Kieselstein, und die Inschrift: INIVOI, welche Lemaistre durch infra illustris viri ossa jacent deutet.

Eine ganz artige Kunst- und Literaturerscheinung sind die eben hier erschienenen Souveniers pittoresques d'Aix les-Bains, de Chambery et de la Grande Chartreuse, von E. Aubert. Sie enthalten sehr nette Zeichnungen vom Bogen des Campanus und von den römischen Bädern von Aix, vom Kloster Haute-Combe, vom Schloß Bordeaux am See Bourget, desgleichen eine Ansicht von Chambery, vom Pont du Monde oder den Cascatellen der Papeterie, vom Wasserfall zu Cour, von den Thürmen von St. Jvoire, vom Fort Miolans, vom Weg der großen Karthause, vom Kloster derselben, und von der Kapelle des heil. Bruno. Das Büchlein ist eine angenehme Erinnerung für diejenigen, welche die hiesige Gegend besuchen, und reiht sich in gleichem Format an die Souvenirs von Genf, vom Genfer See und von Chamouny an.

München, 21. Juni.

In Gegenwart Ihrer königl. Majestäten wurde gestern zum ersten Mal „Makbeth," eine heroische Oper in drey Aufzügen, Musik von Chelard, mit außerordentlichem Beyfalle gegeben. Die Damen Schechner und Sigl-Vespermann; jene als Lady Makbeth, diese als Moina, Tochter des Königs Dunkan, so wie Herr Pellegrini als Makbeth, schmückten sich mit neuen Lorbeeren. Der Tonsetzer und die Hauptparthien wurden am Schlusse mit dem größten Enthusiasmus gerufen.

Chelard kam mit eigenhändigen Empfehlungsbriefen des Königs und Dauphins von Frankreich an unsern König versehen hier an, und diese Oper war in Paris sechszehn Mal nach einander gegeben worden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 160.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 4. Juli 1828.

Du bist klug in deinem Sinne, gleichwohl scheinst du mir ein Thor;
Narrenhändeln stehst du kläglich, klugen Sachen närrisch vor.

Tscherning.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Der Mehmandar bestätigte zu unserer großen Freude die Nachricht des Ceremonienmeisters. Der Schach von England wollte die Gesandtschaft vor Ablauf einer Woche empfangen; und als Mohamed Beg den Tag mit einem, in unserm Kalender übereinstimmenden verglich, so waren wir froh zu finden, daß es gerade der nach dem unglücklichsten unserer Tage war, nämlich nach dem „Mittwoche des Elends *).“

Mirza Firouz erkundigte sich dann nach der Art und Weise, wie die Ceremonie vor sich gehen solle, worauf der Mehmandar antwortete, daß er mit denselben Ehrenbezeugungen wie die Gesandten anderer Mächte würde empfangen werden. „Und wie ist das?“ fragte der Mirza. „Der König,“ versezte der Mehmandar, „wird Euch in seinen Zimmern empfangen. Ihr werdet in Eurer Kutsche nach dem Pallaste fahren. Dort werdet Ihr von dem Ceremonienmeister empfangen, und durch den Vezir der auswärtigen Angelegenheiten dem Könige vorgestellt werden, und dann Euer Creditiv übergeben.“ „So, bey meinem Barte!“ rief der Elchi aus, „meynt Ihr ich werde mich mit einem solchen Empfange begnügen?“ — „Und warum nicht?“ versezte der andere, „dieß ist die Art wie andere Gesandte empfangen werden, und was wollt Ihr mehr?“ — „Was weiß ich von andern Gesandten?“ erwiederte der Stellvertreter des Schachs wüthend. „Es gibt Könige von verschiedener Art in der Welt, und eben so sind ihre Stellvertreter verschieden. Ich weiß nur, wen ich vorzustellen habe. Mein Gebieter sizt auf dem ältesten Throne in der Welt. Wenn Ihr unsre Vorfahren zu kennen verlangt, so will ich sie Euch von dem heutigen Tage bis zu Noahs Zeit an vorrechnen. Und wenn es Euch einfällt, Eure fränkischen Könige, deren Namen nicht einmal in Persien bekannt sind, mit unsern alten Herrschern zu vergleichen, so ist es klar, daß Ihr nicht viele Schritte von dem Platze entfernt seyd, wo die Leute ihre eignen Thorheiten verzehren.“ — „Was für Reden sind dieß?“ rief der Mehmandar aus. „Wollt Ihr die Sitten unsers Landes ändern? Wenn es Eurem Schach gefällt einen Bart zu tragen, ist dieß kein Grund für den unsrigen, es auch zu thun. Jedes Volk hat seine eigenen Gewohnheiten.“ — „Als Euer Gesandte in Persien,“ sagte Mirza Firouz, „die kaiserlichen Thore von Tehran erreichte, ward er auf die Weise empfangen wie ich hier? Nein, des Königs Amou *) ward zu seiner Bewillkommung gesandt, noch ehe er die Stadt betrat, und als er zur Audienz ging,

*) Die Perser halten alle Mittwoche für unglückliche Tage. Der lezte Mittwoch des Monats Sefer ist der Tag, an welchem sie erwarten, daß die Posaune das Weltgericht verkündigen wird, und dieß hat einen übeln Einfluß auf alle andern Mittwoche.

*) Amou oder Oheim ist ein Name, den man öfters Günstlingen oder Spielgesellen beylegt, und wird hier in diesem Sinne gebraucht.

waren die Truppen längs den Straßen aufgestellt, Kanonen wurden gelöst und Zucker unter die Füße seines Pferdes gestreut; Trommeln, Pauken und Trompeten ertönten durch die Stadt; die Bazars waren geschmückt und das Volk hatte Befehl, ihm alle mögliche Ehre zu erzeigen. Er ward mit einem Ehrengewande bekleidet und man vergönnte ihm in demselben Gemache zu stehen, worin der König der Könige ruhte. Und ich schwöre bey dem Barte des Propheten, wenn man mich nicht auf dieselbe Weise behandelt, begebe ich mich als Privatperson nach dem Pallaste, verlange dort den König zu sehen, lege meines Schachs Briefe in seine Hände, sage mein Khoda Hafiz Schuma, „möge Gott Euch in seinen heiligen Schutz nehmen!" verlasse auf der Stelle dieß Land und gehe hin, woher ich gekommen." — „Das mag sich Alles wohl sagen lassen, so weit es Euch betrifft," versezte der Mehmandar, „aber mein Gebieter hat auch etwas in der Welt zu bedeuten und wird wahrscheinlich um seine Meynung in der Sache befragt werden. Gesezt nun, er wollte Euren Besuch nicht annehmen?"

Wir sahen das Gewitter im Anzuge und meynten, es wäre besser gewesen, die Worte des Mehmandars wären in seiner Gurgel stecken geblieben. Das Gesicht des Gesandten verzerrte sich, die Haare seines Bartes standen aufwärts und der Schweiß drang tropfenweise hervor. „Kurz denn," sagte er mit feuersprühenden Augen, „bin ich ein Gesandter oder nicht?" — „Ist mein König ein König oder nicht?" sagte der Mehmandar, und in seinem Aerger murmelte er etwas in seiner eigenen Sprache wie „Dam oder Dammy*)" vor sich hin, und dieß Wort berührte das Ohr des Mirza, der sich erinnerte, es öfters an Bord des Schiffes gehört zu haben, und es für einen ihm selbst beygelegten Schimpfnamen hielt, worauf seine Wuth sich in folgenden Worten ergoß: „Dam, sagt Ihr? bin ich Dam? Wenn ich Dam bin, so seyd Ihr Dams Vater. Soll ich hier verweilen um Dam genannt zu werden? Bey allem dem bin ich Etwas in meinem eigenen Lande! Ich will das Grab von Dams Vater entweihen! Ich will seiner Mutter, Schwester, seinem Weibe und allen seinen Vorfahren allen Schimpf anthun, den ein Esel ihnen anzuthun vermag. Ich bin nicht diesen langen Weg hergekommen um Dam zu essen und um es aus solchen Händen zu essen." Und damit stürzte er aus dem Zimmer und überließ es dem Mehmandar, die Augen des Erstaunens zu öffnen und die Schläge des Verdrusses zu verzehren. Dieser sezte nun seinen Hut auf, sah nach seiner Uhr, knöpfte seinen Rock zu, zog seine Handschuhe an, und nachdem er zu uns gesagt: „Möge sich euer Schatten niemals verringern!" verließ er ruhig das Haus.

*) Der bekannte englische Fluch.

Wir aber, die an die Art und Weise des Gesandten gewöhnt waren, sahen nichts Außerordentliches in dem, was vorgefallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Rose von Jericho oder der Christabend.

(Fortsetzung.)

Während die Familie so betete, ging im Glase auf dem Tische die Rose auf und prophezeihte in dem Maße, wie sie sich aufthat und ihre Aeste ausbreitete, ein mehr oder minder segenvolles Jahr. Und wenn sie weit sich aufgethan, da waren Alle gar freudig; der Vater dankte Gott und die Mutter hatte überall zu wehren, daß die Kleinen nicht auf den Tisch kamen und mit den Fingern an die Zweige rührten. Jezt nahm Kuoni das Wort und sprach: „Seht, lieben Kinder, so wie die Rose bey unserm Gebet aufgegangen, müssen auch eure Herzen aufgehen, wenn ihr mit Gott redet. Nur dann, wenn dieß geschieht, habt ihr recht gebetet, und euer harrt auch ein Segen, der ewig dauert. Aber wie jezt noch ein langer Winter vorübergehen muß, bis der verheißene Reichthum in unserm Thale sich ausbreitet, so geht auch euch erst nach einem langen Winterleben ein Frühling auf, und die wahre Fülle jenes Segens kommt über euch, wenn ihr mit den Engeln im Himmel zusammenkommt!"

Wenn Kuoni so sprach, horchten die Kinder ihm aufmerksam zu und keines rührte sich. Die jüngern wußten zwar noch nicht recht, was er meynte; aber die ältern verstanden ihn wohl, und sie freuten sich gar innig der schönen Verheißung. Eine reine und unverdorbene Natur ist bald fähig, das Göttliche zu fassen, denn es liegt ihr ja so nahe!

Die Eltern beobachteten nun sorgfältig, gegen welches ihrer Kinder ein Zweig der Rose sich besonders ausgebreitet hatte, weil diesem dann auch ein vorzüglich gesegnetes Leben bevorstand. Kuoni glaubte fest an diese Vorbedeutung, denn sie hatte sich ja auch an ihm erfüllt, gar herrlich und schön!

War der Winter nicht gar zu rauh, und lag der Schnee nicht mannshoch im Thale, so kamen wohl am Christabend noch etliche Nachbarn in Kuoni's Hütte, um mitzubeten, daß die Rose von Jericho weit sich aufthäte. Geschah es, so kehrten sie alle dann froh wieder heim und erzählten von der Rose und dem Segen, der auf ihre Weiden und Heerden kommen sollte und sprachen viel auch von Kuoni's verständigen Reden; denn sie alle liebten ihn sehr und achteten ihn hoch, weil er lesen konnte.

Gewöhnlich pflegte Kuoni am Christabend seine Geschichte zu erzählen. Darum kamen auch oft weitentlegene Thalbewohner an diesem Abend zu ihm, denn Alle mochten gerne hören, wie ihr Nachbar von Gott geprüft wor-

den sey, bis er würdig geachtet wurde des Glückes, dessen er jezt genoß. Kuoni erzählte alsdann so.

Drunten am See, wo das schöne Stanzstadt liegt, stand das Haus meines Vaters. Es war klein und unansehnlich im Vergleich mit den Häusern des Fleckens, aber wir wohnten froh darin und freudig. Nicht nur Ziegen und Schafe waren unser Eigenthum, wir vermochten auch eine Kuh zu halten Jahr aus und ein. Unsere Hütte hatte vier große Fenster, die sahen hinaus auf den See; das war eine Aussicht! Links der schwarze Pilatus mit seinen hohen Spitzen, gerad hinüber gings gegen Winkel, und rechts konnte man weit hinabsehen über den See nach Küßnacht hin und an den freundlichen Rigi. Ich war unter drey Brüdern der älteste und fuhr mit meinem Großvater aus auf dem See. Auch kam ich zweymal mit ihm hinunter nach Luzern in die Stadt. Meine jüngern Brüder weideten die Heerde, und mein Vater arbeitete den reichen Leuten von Stanzstadt für den Taglohn. So lebten wir fort, zufrieden und froh und gesegnet von Gott; denn wir waren Alle gesund und wohl, und unsere Heerde gedieh und vermehrte sich jährlich. Und wenn der Christabend da war, so besuchten uns viele Nachbarn; selbst vornehme Leute, die zu Stanzstadt prächtig wohnten, kamen jezt in unsere Hütte; sie alle wollten die wunderbare Rose von Jericho sehen, die mein Vater von seinem Vater, und dieser von einem frommen Mönche erhalten, dem sie ein andächtiger Pilger einst heimgebracht hatte von Rom, wo der Pabst wohnt. „Kuoni, deiner wartet noch großer Segen!“ sprach der liebe Großvater an diesem Abend oft zu mir, in Gegenwart aller Leute, wenn die Rose ihre Zweige immer vorzüglich gegen mich ausbreitete. Die Vornehmen lachten über diese Prophezeihung, aber die Nachbarn, die unseresgleichen waren, blickten mit einer gewissen Ehrfurcht auf mich, und sie alle freuten sich mit meinen Eltern der Verheißung des Greises gar innig. Und ich war froh im Herzen und verrichtete freudig, was an mich kam, und betete: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!“

Es war in den ersten Tagen, wo der Schnee zu schmelzen begann, und an allen Seiten der Berge rauschende Bäche hinunterstürzen in den See, als eine böse Krankheit in unsere Gegend kam. Wir alle wurden von ihr befallen; meine Eltern starben innerhalb wenig Wochen, meine zwey Brüder folgten ihnen in kurzem nach. Ich litt dabey am wenigsten, immer konnt' ich die Andern noch besorgen; mein Großvater, den ich schon verloren gab, erholte sich wieder. Es war an einem heitern Nachmittag, als er sein Krankenbett zum ersten Mal wieder verließ. O ich werde diesen Nachmittag nie vergessen! Ich führte ihn hinaus vor die Hütte. Lange blickte er um sich her, ob er denn außer mir sonst Niemanden mehr sähe. Er schien nicht glauben zu können, daß Alle, die einst um ihn waren und seines Alters sich freuten, so von ihm haben scheiden können. Mit einem schweren Seufzer lehnte er sich auf meine Schulter, und eine große Thräne brach aus seinen matten Augen. Ich begleitete ihn auf die Bank am Seeufer, wo er sich niederließ. Es war alles stumm und still. Kein Laut kam aus der verödeten Hütte. Von all den Lieben zeigte sich Niemand mehr. Die Wellen rauschten am müssigen Fischerkahn vorüber. Das Klingeln der Heerde tönte traurig. Die Schaafe weideten in einiger Entfernung, die Kuh lag im Schatten eines Baumes, und die neugierigen Ziegen stiegen herab vom Berge und versammelten sich um uns. Sie thaten, als wollten sie fragen, wo die Buben wären, die ihnen sonst am Morgen und Abend fleißig ihr Salz gebracht.

Jezt wendete der Großvater sich zu mir und sprach: „Kuoni, der Herr hat uns schwer geprüft; aber sein Name werde geheiliget, und sein Wille geschehe! die Lieben haben uns alle verlassen, sie sind heimgegangen zum Vater, und nur du und ich sind noch zurückgeblieben in der Fremde. Doch wir können uns gegenseitig trösten und helfen, ich dir durch Rath und du mir durch That.“ Darauf schloß er mich in die Arme und zog mit matter Kraft mich an seine Brust. Ich mußte weinen und er auch, doch es wurde ihm und mir leichter ums Herz.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Den 18ten dieses gab Hr. Schulz von Wien, nebst seinen beyden Söhnen, Eduard und Leonhard, ein Konzert in dem Argylesaale, unterstüzt von Herrn und Frau Schütz, den Gebrüdern Herrmann von München, Hrn. Schunke, Cuddy und einigen andern. Mad. Schütz sang einige Arien aus dem „Freyschütz“ und zwar deutsch mit sehr großem Beyfall, eben so ein Duett aus der „Schweizerfamilie“ mit ihrem Manne; die Gebrüder Herrmann spielten ein treffliches Quartett von Beethoven, und sangen das bekannte Lied „gute Nacht“ zur allgemeinen Zufriedenheit. Auch ein Konzerto, welches Herr Schulz, von seinem Vater und Bruder auf der Harfe begleitet, auf der Eolharmonika gab, fiel vortrefflich aus. Dieses Instrument findet überhaupt sehr vielen Beyfall bey allen Kennern, und die Familie hat acht Mal vor dem Könige spielen müssen. Am trefflichsten aber zeigte sich Eduard Schulz in einer Reihe von sehr schweren Variationen von Herz, auf dem Klavier. Seine Ausführung ist fest und zierlich zugleich, und voll Ausdruck; der Junge verspricht, wenn er so fortfährt, einer der ersten Klavierspieler zu werden; dabey ist es aber wirklich merkwürdig, daß bisher von allen Musikern, welche Konzerte gegeben haben, keiner ihn hat spielen lassen. Ich fand unter den Zuhörern den berühmten Maultrommelspieler Eulenstein. Der arme Mensch hat sich durch dieses Spiel so sehr die Zähne verdorben, daß er es hat aufgeben müssen; er tröstet sich indessen

damit, daß er eine Menge Schüler dadurch erworben hat, die er in der Musik unterrichtet. Indessen war der Saal nicht sehr voll, und zwar weil es der Jahrestag der Schlacht bey Waterloo war und der Herzog von Clarence der vornehmen Welt auf der Themse ein Fest gab, begleitet von einer prächtigen Wettfahrt von Böten (Regatta), was alles nach jener Gegend hinzog; denn sonst sind beynahe alle Konzerte vortheilhaft für die Unternehmer ausgefallen.

Am 18ten feyerten auch die Nonconformisten ihren Triumph durch ein prächtiges Mittagsmahl, wobey jede Person zwey Guineen bezahlte. Es waren viele Herrn aus beyden Parlamentshäusern, so wie Abgeordnete von fast allen Gemeinden jener Klasse im Königreich zugegen, und der Herzog von Sussex führte den Vorsitz. Man trank mehrere passende Toaste, unter andern auch einen, der den Wunsch ausdrückte, daß bald alle Ausschliessung von Lehranstalten wegen religiöser Meynungen (was bekanntlich noch auf den englischen Universitäten der Fall ist) aufhören möge. Morgen (den 21sten) wird unter dem Herzoge von Wellington eine Versammlung stattfinden, um sich über die Mittel zu berathen, eine Universität in London, unter der Aufsicht der Kirche zu bilden; denn es wird den Anglikanern bange, es möchte die bereits gestiftete Universität, die nicht für sie ist, einen ihr entgegenwirkenden Einfluß äußern. Dieß ist sehr möglich; wenn aber diese zu stiftende Kirchenuniversität nicht ganz libgral ist, so wird sie die andere nicht in ihrem Gange hindern. Bildet sich aber je eine Kirchenuniversität nach freysinnigen Grundsätzen, so darf man ihr gerne den Sieg wünschen.

Das Pferderennen bey Ascott ist glücklich vorübergegangen; der König war jeden Tag da, was allein schon hinreichte ein Heer von Menschen zusammenzubringen, obgleich es fast beständig regnete, und Straßen und Feld eine ungeheure Pfütze bildeten. Der König war in sehr guter Laune, welche ihn sogar dann nicht verließ, als er alle seine Pferde, welche er rennen ließ, besiegt sah. Auch war das Volk, vornehm und gering, über das gesunde und fröhliche Aussehen des Monarchen in ausgelassener Freude, und das God save the King, von 50,000 Kehlen angestimmt, hatte bey dieser Gelegenheit wirklich etwas Rührendes. Spieler und Beutelschneider trieben wie gewöhnlich ihr Wesen, und sollen troz Sir Richard Birnie und seinen Polizeymirmidonen eine gute Ernte gehabt haben. An Boxing-Matches und Schlägereyen fehlte es auch nicht. Eine der lezteren hatte einen traurigen Ausgang, indem sie einem jungen Edelmanne das Leben kostete. Einige halbbetrunkene junge Herrn nämlich geriethen in Streit mit mehreren Burschen der Stadt Windsor in der Stadt selbst; es mochte wohl von beyden Seiten Schläge gesezt haben, als Lord Mount-Sandon hinzu kam, und ohne sich im Geringsten in den Streit gemischt zu haben, von einigen Bürgersleuten angefallen wurde, deren einer ihn mit der Faust zu Boden schlug. Er ward am Haupte blutend aufgehoben, und starb nach mehreren Tagen an einer empfangenen Gehirnverlezung. Die Todtenschau ist noch nicht beschlossen; bis jezt ist es nach dem Zeugenverhör noch nicht gewiß, ob er die Todeswunde durch den Fall auf einen Stein oder durch Fußtritte erhalten. Es sind zwey Männer im Verhaft; man weiß aber nicht genau, ob der, welcher den Lord niedergeschlagen hat, darunter ist. Auf jeden Fall kann er keines vorsäzlichen Mordes beschuldigt werden.

Die französische Schauspielergesellschaft hat ihre Season beynahe beschlossen, welche ziemlich gut ausgefallen seyn soll. Dem. Mars ist aber mit einigen unbedeutenderen Künstlern hier angekommen, in der Absicht, sechs Abende im italienischen Opernhause zu spielen; es ist ein Unternehmen Laportes, des Pächters dieses Hauses, das vielleicht gelingen dürfte.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, im Juni.

(Beschluß.)

Ein Fiakre nimmt nun das Wort und spricht: „Ich komme blos hierher um mich über eine persönliche Thatsache zu erklären. Dieser Herr da nannte mich einen Verschwörer, einen Revolutionär. Wohlan denn, beym Teufel, ich habe konspirirt (ah! ah! auf der rechten Seite) . . . aber davon handelt sichs gar nicht jezt, deshalb sind wir von unsern Kommittenten jezt nicht hieher geschickt worden. Wir wurden gesandt Frieden zu stiften, und siehe, da kommt ein Omnibus und macht sich über uns lustig, nennt uns Karrn! Euch Omnibus stehts in der That recht gut, sich über uns Fiakers lustig zu machen! gleicht ihr denn nicht den Menageriewagen oder den Karrn herumziehender Krämer?“ (heftiger Ausbruch des Unwillens auf der Rechten). Der Redner wendet sich auf diese Seite: „meine Herrn, wollt ihr Krieg? nun wohlan, wir sind bereit.“ (Rechts, ja! ja! — Links Aber, aber, meine Herrn, ihr vergeßt, warum uns unsere Kommittenten hieher sandten). Der Redner mit Nachdruck: „wir werden bald sehen, wer der Stärkere ist, ihr seyd einer gegen zehn.“

Jezt erfolgte solch ein Lärm, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hören konnte; die Fiakres und Omnibus wollten schon handgemein werden, da fiel es endlich dem allgemein beliebten Kabrioletkutscher Merlin, le Coque genannt, ein, um das Wort zu bitten; still! still! hieß es alsbald von allen Seiten, Merlin le Coque will sprechen. Merlin bestieg den Rednerstuhl und begann:

„Meine Herrn, wir sind hier versammelt um darüber zu verhandeln, wie eine Vereinigung zu Stande gebracht werden könnte, deren Zweck seyn soll, den beklagungswerthen (déplorable) Mißverstand zu beseitigen. Von den beyden Rednern, die vor mir die Bühne betreten hatten, scheint keiner sich auf den rechten Standpunkt gestellt zu haben; (hört! hört!) ich billige keineswegs des Herrn Omnibus Verfahren, der zuerst seine Zuflucht zu Persönlichkeiten genommen hat, der schmerzliche Erinnerungen, die man vergessen wollte und sollte, ins Gedächtniß zurückrief, und bittern Vorwürfen Thor und Thür öffnete. (Beyfall auf der Linken, Todesstille auf der Rechten). Auch billige ich nicht seinen heftigen Ausfall gegen die Fiakres, weil von beyden Seiten gefehlt wurde (zur Rechten: nein! nein!) Wie? ihr sagt nein? . . . Ists nicht wahr, daß ein Omnibuskutscher den Wagen eines Fiakers, während er einen Augenblick auf die Seite ging, am Boulevard du Temple umwerfen wollte? (Im Centrum, wahr, ganz wahr!) Aber, meine Herrn, unsere Kommittenten erwarten von uns mehr als Deklamationen und Geschwäz, werden wir uns trennen, ohne etwas gethan zu haben, was ihren Hoffnungen entspricht? (tiefer Eindruck in der ganzen Versammlung). Nein, deßhalb schlage ich vor einen Ausschuß zu ernennen, der alle Gelder in Empfang nimmt, die jeder verdient; wöchentlich sollen sie dann gleichmäßig vertheilt werden.“ Die Omnibus: „ganz und gar nicht, ganz und gar nicht! unsere Einnahmen sind bey weitem beträchtlicher als die der Fiakres und Kabriolets! „Mißbilligung im Centrum und auf der Linken. Die Fiakres erheben sich in Masse und erklären, mit den Omnibus sey nicht auszukommen, sie wollen Krieg, „eh bien, so soll er beginnen!“ Ein großer Lärm herrscht in dem Saal, die Omnibus brechen endlich auf, die Fiakres und Kabriolets lassen sich Wein und Punsch bringen, und endigen heiter und lustig die stürmische, fruchtlose Sizung.

Beylage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Juli 1828.

> Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
> Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
> Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
> Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.
>
> Goethe.

Keratry über literarisches Eigenthum.

Die wichtige Frage über geistiges Eigenthum und Nachdruck ist seit Erfindung der Buchdruckerkunst tausendmal besprochen und Vorschläge sie zu lösen gegeben worden, wie dieß noch oft der Fall seyn wird, bis ein ausgebildeterer Gesellschaftszustand dieselbe faktisch löst. Als Vorbereitung zu dem ersehnten Ziele ist jede verständige Beleuchtung des Gegenstandes wichtig und interessant, aber auch denjenigen, dem der Zweck des Streites ferner liegt, zieht er an als ein Spiel des Witzes und Verstandes, als ein weites Feld, auf dem sich geistreiche, eigennützige und uneigennützige, Sophismen und glänzende Paradoxen tummeln. Dieß allein schon weist aber darauf hin, wie wenig geistiges Eigenthum auch nur entfernt mit körperlichem Besitz zu vergleichen ist; die Frage ist ihrem Hauptinhalte nach rein geistig, und darum wird auch so erfolglos und mit solcher Erbitterung darüber gestritten, darum sehen wir verständige, gebildete Männer mit übertriebener Vorliebe hier für die Eigner, dort für die Diebe, hier für diejenigen kämpfen, die das Gut schöpfen, dort für diejenigen, die damit handeln.

In der Kammer der französischen Deputirten soll nächstens ein Gesetz über literarisches Eigenthum besprochen werden, und wir theilen hier mit, was Keratry in der Sitzung vom 21sten Juni vorläufig darüber geäußert hat. Sollte es auch manchem Leser scheinen, als ob die Rede etwas mit französischem Flitter geputzt sey, so wird er doch zugeben müssen, daß dieß der Einfachheit und Klarheit der Begriffe an sich keinen Eintrag thut.

„Der Begriff des literarischen Eigenthums ist ein ziemlich neuer; er entsprang im Schooße eines schon ausgebildeten Gesellschaftszustandes und gründet sich auf die Erfindung der Buchdruckerkunst. Die erhabenen Gedichte des Alterthums wurden von Rhapsoden gesprochen oder vielmehr abgesungen, die Tragödien eines Sophokles wurden auf den Theatern Griechenlands vorgestellt, aber kein Gesetz jener Zeit gibt eine Bestimmung zu Wahrung des Eigenthumsrechts der Dichter. Zu Ciceros, besonders zu Plinius des jüngern Zeit, schrieben zu Rom Freygelassene die neuen Werke ab, und von den gleichzeitigen Verfassern geschah darum keine Einsprache. So war es noch im Mittelalter, bis Guttenbergs Erfindung vielfältige und augenblickliche Verbreitung der Geisteswerke möglich, und sie zum Geschäft einer geringen Händezahl machte. Erst jezt erschien es denkbar, den Verfassern von Geistesprodukten einen Vortheil deßhalb zuzugestehen, und man kam über die Sache überein, ohne den Grundsatz zu besprechen; ja man dachte nicht darüber nach, ob auf einen dem Publikum mitgetheilten Gedanken oder eine Reihe von Gedanken je Ansprüche gemacht werden könnten, wenn derjenige, der sie einmal in Umlauf gebracht, unvermögend ist ihrer wieder habhaft zu werden. Die Frage über das literarische Eigenthum ist aber jezt eine für die Gesellschaft äußerst wichtige Frage und ein Gesetz darüber erfordert reifliche Ueberlegung und Beleuchtung von allen Seiten.

Das Eigenthum, das sich auf eine literarische Arbeit gründet, würde man mit Unrecht dem Besitz eines Erbguts, eines Hüttenwerks, eines Gebäudes gleichstellen. Der Mann von Genie treibt ein ganz anderes Vermögen um, das des Verstandes, und damit kann er auch der menschlichen Gesellschaft große Dienste leisten; vermittelst seines Scharfsinns zeichnet er entweder unserm Gewerbfleiß sicherere und kürzere Bahnen vor, und diese Leistungen gehören gewissermaßen in die Klasse der Patente für Erfindungen, oder aber er schöpft aus glühender Brust erhabene Gefühle, aus kräftigem Geiste große Gedanken, und adelt in unsern Augen die Bestimmung des Menschen. Er wird Schöpfer eines der schönen Werke, die unserm Geschlechte das Recht ertheilen, sich in der großen Wesenreihe ein wenig hoch zu stellen, und bereitet dadurch seinem Jahrhundert hohe Genüsse; seine Genüsse aber geben gleichen Schrittes damit, wird ja einerseits die öffentliche Achtung sein Lohn, und hat er ja anderseits den Durst nach Wissen, den Drang nach der unaussprechlichen Lust, die dasselbe begleitet, befriedigt.

Das Loos der Schriftsteller in Frankreich hat sich seit der Revolution unstreitig gebessert, und dieß war billig: sie hatten ihr Vaterland aufgeklärt, hatten ihm im Ausland hohe Achtung errungen; es war recht, daß das erhabene Sittengesetz des menschlichen Geschlechts, nach dem früher oder später das Gute zu seiner Quelle zurückfließen soll, an ihnen in Erfüllung gehe. Ja, es fiel vor ihnen die Schranke, die sie von der Verwaltung des Landes ausschloß, dessen Ruhm sie waren; es hob sich das Vorurtheil, als sey der Forscher als solcher zu öffentlichen Aemtern unfähig, ein sonderbarer Widerspruch, vollkommen würdig eines Jahrhunderts voll Widersprüchen. Die Schriftsteller sehen sich endlich davon losgesprochen, blos müßigen Lesern zur Unterhaltung dienen zu dürfen. Allerdings haben sie einen Titel dabey eingebüßt, auf den sie nie viel hätten halten sollen, den Titel von Schöngeistern, womit man sie unter Ludwig XIV. zu bezeichnen anfing, und über den die großen Geister jener Zeit weit erhaben waren, wenn sie auch weit entfernt seyn mochten, ihn von sich zu weisen. Es breitet sich jezt vor dem Manne, der sich der Bildung seines Geistes hingibt, ein weiterer Gesichtskreis aus; aber damit ist auch sein Leben ernster, sinniger, ich möchte sagen gewichtiger geworden. Die Zeit der Madrigale ist für ihn wie für das Publikum vorüber; Rührung, Belehrung, Verbreitung der Menschenwürde bis in die untersten Stände, die Anknüpfung des gegenwärtigen Weltlaufs an eine noch bessere Zukunft, dieß sind die Früchte, die er von seinen Bestrebungen erwartet, Bestrebungen, die oft sein eigenes Wesen aufzehren, denn die Fakel des Genies verzehrt sich ja, während sie leuchtet, deren Reiz aber so mächtig ist, daß es den Denker immer wieder zu ihnen hinzieht.

Sonst durfte er kaum auf einen Platz in der Akademie und auf einige Lehrstühle Anspruch machen; jezt sieht er die Pforten der beyden berathenden Kammern, ja die des Raths des Fürsten sich vor ihm aufthun. Gewiß! Werke, durch die man sich solches erringt, sind ein Eigenthum. Wie kann man aber dieses Eigenthum mit den übrigen Arten von Eigenthum zusammenstellen? und warum sollte es dann nicht des gemeinen Rechts genießen, das über das Eigenthum überhaupt bestimmt? erwirbt es etwa nicht ebensoviele Achtung? war Büffon als Verfasser der Naturgeschichte minder ehrenvoll bekannt, denn als Besitzer des Gutes Montbar? Verdankt Voltaire seinen Ruhm seinem Schlosse zu Ferney? Nein, daß das Geisteseigenthum höher steht, ist außer Zweifel, aber eben darum muß es eine Gränze haben. Um mit seinem Schöpfer nicht ganz unterzugehen, braucht es denselben blos als ein ewiges Denkmal für einen dem Vaterlande geleisteten großen Dienst zu überleben. Ja man darf mit Wahrheit sagen, er selbst verlangte nichts anderes."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Rose von Jericho oder der Christabend.

(Beschluß.)

Ich war achtzehn Jahre alt und verstand mich schon ziemlich auf Haus und Heerde. Der Greis erholte sich in Kurzem, und es ging uns bald wieder gut. Viele der freundlichen Nachbarn, welche die Krankheit verschont hatte, standen uns bey und halfen uns willig, so weit es ihnen möglich war. Zwey Jahre lebten wir so zusammen, da drohte mir plötzlich ein neuer Verlust. Das lezte Liebste auf Erden sollt' ich jezt lassen, den lieben Großvater. Er wurde krank und alle Hoffnung seines Wiedergenesens war hin. „Kuoni," sprach er eines Abends zu mir, „jezt geh ich auch heim zu deinen Eltern und Brüdern; der Herrgott ruft mich, und froh und freudig folge ich diesem Rufe. Nur Eines liegt mir noch am Herzen: ich möchte dich nicht so allein da lassen. Drum nimm des alten Ruodi's Tochter drüben am Berg, du siehst sie ja gerne und sie dich auch. Sie wird eine brave Frau werden und dir hundertfachen Segen ins Haus bringen. Und der Ruodi gibt sie dir auch gerne, ich weiß es! Versprich mirs und gib mir deine Hand drauf, Kuoni; dann scheid' ich ruhig aus dieser Welt." Ich gab ihm die Hand und weinte. Er aber sprach: „Behalte Gott im Herzen, Kuoni! und wenn dich was hart ankömmt, so blicke auf zum Himmel und bete. Das Gebet ist eine gar gute Heilquelle, worin sich das matte Herz erfrischt und stärkt; und nur diejenigen, welche den Muth nicht haben, oder denen es am Willen mangelt, auf die rechte Weise hineinzutauchen, bleiben krank und können nicht gesunden! Leb wohl, Gott

segne dich und laß dich allzeit finden den rechten Weg!“ Dieß waren seine lezten Worte. Er starb wie ein Licht, das kein Oel mehr hat.

Jezt war ich von Allem verlassen! Doch die Liebe zu Bethy, des Ruodi's braver Tochter, hielt mich noch aufrecht, und ließ diesen lezten Verlust mich allmählig vergessen. Bethy wurde meine Hoffnung und meine Lust. Aber die Prüfung, der der Himmel mich zu unterwerfen beschlossen hatte, war noch nicht überstanden, noch harrte Schweres meiner! Ein böser Mann in der Nachbarschaft, dessen Güter an das meine gränzten, und den alle Leute ungern um sich hatten, trat jezt plötzlich auf mit einer Forderung, die er an meinen Vater und Großvater zu machen hätte, und die weit Alles, was ich mein Erbtheil glaubte, überstieg. Die Nachbarn alle schüttelten den Kopf und meynten, dem wäre wohl nicht also; doch er bestand darauf und zeigte Brief Siegel und, die er, Gott weiß woher, genommen hatte. Ich trat mit ihm vor Gericht; er war ein begüterter Mann, ich eine arme verlassene Waise. Die Richter sprachen ihr Urtheil, und — ich mußte dem Manne abtreten, was ich besaß, Haus und Heerde. Doch Gott verzeih' ihm's und geb' ihm Segen dazu!“ Bey diesen Worten traten dem Kuoni, so oft er am Christabend seine Geschichte erzählte, die Thränen in die Augen, und Alle, die sie hörten und ihn sahen, weinten mit und riefen: „Gott verzeih ihm's!“

„Nichts blieb mein,“ nahm Kuoni darauf wieder das Wort, „nichts als die Rose von Jericho. Diese nahm ich jezt und zog aus der lieben Hütte, in der ich aufgewachsen war. Die Ziegen alle liefen mir nach bis an das Gatter, wo meine Weide endete; sie meynten sie müßten auch mit mir. Ich kam zu Bethy und weinte. Sie aber tröstete mich und sprach: „Kuoni, dein gutes Herz ist rein, du bist gesund und stark, darum laß dirs nicht bange werden. Droben auf unserer Alp tritt mein Vater dir ein Stück Land ab; geh hinauf und bau dir ein Haus, wir wollen dir helfen, und dann komm ich hin zu dir für immer, und wenn Gott mit uns ist, so können wir droben auch glücklich seyn wie da unten, ist gleich der Winter länger und rauher.“ Ich war vor Freuden außer mir, da ich das von Bethy hörte. Ich fiel ihr um den Hals und weinte wie ein Kind. „Bethy, du bist ein Engel!“ rief ich aus, und hätte noch Vieles sagen mögen, aber ich konnte kein Wort mehr reden. Unterdessen kam der alte Ruodi, und wiederholte mir selber alles, was Bethy mir schon gesagt hatte, und versprach mir zu helfen wie ihm möglich.

Jezt war ich auf einmal wieder reich und gönnte dem bösen Mann, was er mir genommen hatte. Es war im Sommer, da ich anfing das Haus zu bauen, und im Herbst wohnten Bethy und ich schon darin, und waren eingesegnet vom Pfarrer, und der Himmel war mit mir, und die Prophezeihung des seligen Großvaters, wenn am Christabend die Rose von Jericho so weit gegen mich sich ausgebreitet, ist gar schön in Erfüllung gegangen.

Das war die Geschichte, die Kuoni am Christabend nach der Litaney erzählte. Lange lebte er noch in seiner Hütte glücklich, bis auch er endlich heimging. Seine Frau starb zwey Jahre nach ihm.

Die Rose von Jericho aber erbte sich fort von Enkel auf Enkel, und prophezeite noch an manchem Christabend Segen in dem kleinen Hause, bis die Revolution, die in Unterwaldens friedliche Thäler kam, auch dieses ergriff und mit hineinzog in die Verwüstung.

J. Baumann.

Frag und Antwort.

Fragst du mich, woher die bange
Liebe mir zum Herzen kam,
Und warum ich ihr nicht lange
Schon den bittern Stachel nahm?

Sprich: woher mit Geisterschnelle
Wohl der Wind die Flügel rührt?
Sprich, woher die süße Quelle
Die verborgnen Wasser führt?

Banne du auf seiner Fährte
Mir den Wind in vollem Lauf!
Halte mit der Zaubergerte
Du die süßen Quellen auf!

E. Moerike.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Treuttel und Komp. haben so eben den ersten Band von einem sehr interessanten Werke des Hrn. Taylor von Norwich herausgegeben, nämlich A historic Survey of German poetry. Ich nenne es interessant in Beziehung auf den Engländer, der mit dem Umfang der deutschen schönen Literatur unbekannt ist; für den Deutschen können es nur die Uebersezzungen, womit das Werk nur zu reichlich ausgefüllt ist, (man denke „der ganze Nathan der Weise“ in einem Werke, welches in drey bis vier Oktavbänden den ganzen Cyklus deutscher Poesie umfassen soll!) anziehend machen, aber diese Uebersezzungen sind meistentheils gut, und daher das Buch schon empfehlenswerth. Wir müssen dieser Buchhandlung Dank sagen, die in den zwölf, dreyzehn Jahren, seit sie ihr Haus hier besizt, bereits so sehr viel zur Aufnahme unserer Literatur in England beygetragen hat. Dieses thut sie noch besonders durch ihr Foreign Quarterly Review, wovon unter andern das eben erschienene vierte Stück. Artikel über Wieland und seine Werke, über Niebuhrs und Wachsmuths Untersuchungen über die römische Geschichte und über Heinrich von Kleist und dessen Werke enthält, welche gewiß auch in Deutschland beachtet zu werden verdienen. Sonst enthält dieser Band noch eine vortreffliche Uebersicht von Cailliauds Reise in Oberegypten, welche offenbar von einem Manne herrührt, der an Ort und Stelle gewesen ist, einen sehr gediegenen Aufsaz über die spanischen Romane, und einen kaum minder guten über das neuere spa

nische Schauspiel; Artikel, welche alle vom Nutzen des Werkes zeugen, dessen Fortdauer nun ohne allen Widerspruch begründet ist. So eben ist Kapitän Franklins Beschreibung von seiner zweyten Expedition nach den Ufern des Polarmeeres erschienen. Sie ist wie die erste, und alle andern bey Murray erschienenen Reisen, ein prächtiger Quartband mit vielen vortrefflichen Kupfern und einer ganz neuen Karte. Wie weit die Expedition gekommen, welch große Schwierigkeiten und Beschwerlichkeiten die Reisenden gefunden, daß sie aber ohne den Verlust auch nur eines einzigen Gefährten zurückgekehrt, ist bekannt. Dieses Werk geht aber ins Einzelne, und gibt manche interessante Beschreibungen von Gegenden und einzelnen Naturerscheinungen, spricht aber nicht viel von Menschen, deren es in jenen unwirthbaren Gegenden doch mehr gibt, als man erwarten sollte. Auch zeigten sich bey manchen Gelegenheiten die kleinen Esquimaux sehr raub- und streitsüchtig, besonders einmal bey einer Insel an der Mündung des Mackenzieflusses, wo die Böte der Engländer von einer großen Menge Männer und Weiber angegriffen und beynahe ausgeplündert wurden. Die Engländer hüteten sich ihre Schießgewehre gegen den feindseligen Stamm zu gebrauchen, eine Menschlichkeit und Klugheit, welche den Offizieren Ehre macht. Andere Esquimaux dagegen waren freundlich, und ließen sich gern in einen Tauschhandel ein. Bey Esquimaux, ungefähr im 139 Längengrade, fanden sie Messer und andere Dinge von europäischer Arbeit, welche diese jährlich von andern Esquimaux eintauschen, denen ihre Leute weit gegen Westen hin entgegengehen; diese haben, wie sie sagten, ein ganz anderes Ansehen als sie, und reden eine andere Sprache; Franklin vermuthet, daß leztere die Waaren von den russischen Pelzhändlern erhalten. Jene westlichen Esquimaux rauchen sogar Tabak. Der Handel zwischen diesen so weit von einander lebenden Stämmen scheint erst seit wenigen Jahren in Gang gekommen zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Juni.

Seit Kurzem sind hier in verschiedenen Zeitpunkten mehrere kleine französische Druckschriften *) erschienen, die um der Wichtigkeit des beabsichtigten Planes willen, den sie mittheilen und auch zum Theil schon erfüllt darstellen, die Aufmerksamkeit des gebildeten und edelgesinnten Publikums verdienen. In den zwey ersten ist ein wiederholter Aufruf an alle diejenigen, besonders aber an die Bewohner des Waatlands gerichtet, die mit Bedauern und Theilnahme die armen Kinder beyderley Geschlechts betrachten, welche theils durch Armuth, theils durch den Tod, theils durch die tiefe Verderbenheit ihrer Angehörigen in den Fall gesezt, sind bey gänzlicher Verlassenheit oder von schlimmem Beyspiele verführt, in dem Schlamme der Unsittlichkeit unterzugehen, und jeder Möglichkeit beraubt einige Erziehung zu erhalten, mit Müßiggang, Betteln und deren Folgen, größeren und kleineren Verbrechen, zur Plage der Menschheit werden. Die Wünsche der Gesellschaft, welche diesem öffentlichen Uebel, wenn auch nur theilweise, steuern möchte, gingen dahin, eine landwirthschaftliche Armenanstalt gleich der in Hofwyl, Brüggen u. s. w. zu errichten, und die Anzahl der Zöglinge nach dem Maßstabe der zu erhaltenden Beyträge möglichst zu vermehren. Die dritte Schrift gibt eine genaue Uebersicht der Einrichtungen des bezweckten Instituts, nachdem zahlreiche Unterzeichnungen den Mitgliedern des Vereins möglich gemacht hatten, die Unternehmung wirklich zu Stande zu bringen, und die lezte endlich enthält den begeisterten Dank des Präsidenten der Gesellschaft, des Herrn Pfarrer Scheller, deutschen Predigers in Lausanne. Wenn nicht geläugnet werden kann, daß die vermehrte Bevölkerung, der Mangel an Industrie, die Arbeitslosigkeit, zu welcher die in Aufnahme kommenden mechanischen Vorrichtungen aller Art unsere untersten Klassen verurtheilen, die ökonomische Lage eines großen Theils des jezt lebenden Geschlechtes bedeutend verschlimmert, und in natürlicher Folge also auch auf ihre Moralität einen ungünstigen Einfluß gehabt haben; wenn man sich nicht verbergen kann, daß bey dieser Lage der Dinge große Mittel erfordert werden, um dem Uebel gründlich abzuhelfen, so darf auch hinwieder nicht verschwiegen werden, daß die Zeit, in welcher wir leben, ungemessene Ansprüche an diejenigen macht, welche ein Eigenthum besitzen, daß Anforderungen aller Art beynahe täglich die Bürger unseres Landes bestürmen, deren Menge und Bedeutenheit, besonders der Mittelklasse zur Last fallen müssen. Die leidende Menschheit hat Rechte auf die Hülfe der Bemittelten die kein gefühlvolles Herz verkennen wird, allein bald sind es Griechenvereine, bald Hagel- und Brandsteuern, die unzählbaren kleinern Beyhülfen ungerechnet, welche das Mitleiden der Privaten für Dinge in Anspruch nehmen, die gleichwohl ihrem nächsten Interesse, den Armen und Hülfsbedürftigen ihrer Umgebung und ihrer Bekanntschaft fremd sind. So sehr indessen solche Bemerkungen sich auch denjenigen Gemüthern aufdringen müssen, die zu der mildesten Wohlthätigkeit geneigt sind, so kann man doch nicht umhin, sich mit den Unternehmern der neuen Anstalt des Gelingens ihrer schönen Zwecke zu freuen, die ihnen selbst so unendlich viele Befriedigung zu gewähren scheinen. Die aufgestellten Meynungen und Begriffe der theilnehmenden Personen werden freylich wieder von denjenigen, die sich gewöhnt haben, das Leben und seine vielfachen Verkettungen nicht durch das vergrößernde Glas des Enthusiasmus, sondern in dem einfachen Lichte der Wirklichkeit zu betrachten, theils etwas übertrieben, theils grell und entmuthigend vorkommen.

(Der Beschluß folgt.)

*) 1. Appel en faveur d'un établissement de bienfaisance pour l'enfance malheureuse; 2. Second Appel du comité de l'asile pour l'enfance malheureuse; 3. Mémoire relatif au projet de fonder un asile rural dans le canton de Vaud; 4. Discours prononcé à l'assemblée générale de l'asile Vaudois, le 7. Avril 1828. par Sigism. Scheller, pasteur allemand.

Auflösung des Räthsels in Nro. 155:
Stroh.

Räthsel.

Man stopft mich, ich werde nicht fett,
Und schnürst du mich, werd' ich nicht schlank;
Du fängst mich: ich lief nicht davon.

Fort wirft mich, wer immer mich liebt,
Dann flieg' ich so lustig dahin,
Obwohl ich kein Vogel bin.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. Juli 1828.

Ruhlos schwebt der Geist, doch leise.
In der spåten Engel Kreise.

Werner.

Johann Brenz *).

Unterm kalten Kirchenboden,
In den Sårgen rings verstreut,
Ruh'n und schlummern unsre Todten
Aus der alten guten Zeit.
Einen langen stillen Frieden
Nach der kurzen Angst und Müh'
Gab der Herr den Lebensmüden —
Starr und schmerzlos liegen sie.

Wenn zur Wölbung die Gesånge
Schwellen aus der Glåub'gen Mund,
Keinen dieser frommen Klånge
Hôret man im tiefen Grund;
Kein Gebet noch Seufzer kehren
Drunten ein, nicht Lust noch Harm,
Von der ew'gen Wahrheit Lehren
Wird das kalte Herz nicht warm.

Einer nur in seinem Bette
Kann nicht schlummern, Einer wacht
Und belauscht die heil'ge Ståtte
Aus des Grabes stiller Nacht.
Ueber seinem Haupte strebet
Kühn der Kanzel Såulenbund;
Und was oben tönt und lebet,
Wird dem Ohr des Todten kund.

Wann das Volk in fromme Lieder
Seiner Andacht Glut ergeußt,
Zu dem Todten schallt es nieder
Und er forscht des Liedes Geist.
Wann am Altar sich die Frommen
Laben von dem Mahl des Herrn,
Alles hört er, wie sie kommen,
Wie sie preisend gehn, von fern.

Auf die Predigt ihrer Lehrer
Merkt in der Lebend'gen Kreis
Keiner, wie der todte Hörer,
So mit Ruhe, so mit Fleiß;
Keiner wågt so tief der strengen
Worte Sinn und Deutung ab,
Wie der Alte in dem engen
Kirchenstuhl, im kalten Grab.

Rede, wenn dir, wie zu lauschen,
Auch zu reden ward die Macht,
Warum willst du nimmer tauschen
Tagesorg' und Ruh' der Nacht?

*) Einer der thåtigsten Beförderer der Reformation in Würtemberg, gest. zu Stuttgart als Propst der Stiftskirche Anno 1570 und in dieser Kirche unter der Kanzel begraben; er bestimmte selbst kurz vor seinem Tode diese Ruhestätte und sagte: „Hier soll meine Grabstätte seyn, damit, wenn etwa künftig Jemand eine andere Lehre von dieser Kanzel verkündigen würde, als ich verkündigt habe, ich alsdann mein Haupt aus dem Grab aufrichten und ihm zurufen könne: du lügst.“

Warum wachst du bey den Todten?
Raubt Gewissen dir die Rast,
Ein Vergeh'n, das unterm Boden
Du mit Angst zu sühnen hast?

„Meine Hand und mein Gewissen
Waren meinem Herrn geweiht,
Von der Lehre Finsternissen
Hab' ich Gottes Haus befreyt;
Und drauf hat Er mich zum Hüter
In dem stillen Raum bestellt,
Daß des Glaubens reine Güter
Kommen auf die späte Welt.

Wollten, was wir heiß errangen,
Heil'ges Erb' und Eigenthum,
Enkel opfern, trugbefangen,
Johann Brenz bleibt nimmer stumm,
Wird sein zürnend Haupt erheben
Und, wenn Lebende sich scheu'n,
Soll von todten Lippen beben
Wahrheit gegen Lüg' und Schein!"

Wie in seiner lezten Stunde,
Da er noch im Leben war,
Spricht er so aus tiefem Grunde
Schon zweyhundert fünfzig Jahr,
Ruhet nicht im dunkeln Bette,
Hütet seines Gottes Haus;
Aber noch stieg an der Stätte
Keines Todten Haupt heraus.

K. Grüneisen.

Keratry über literarisches Eigenthum.

(Fortsetzung.)

Umsonst würde man mir zeigen, wie der Enkel eines Mannes von Genie, meinetwegen Corneilles und Racines Enkel, an der Thüre des Theaters bettelt, wo die schönen Verse Cinna's und Athaliens eine Versammlung der ersten Geister der Nation entzücken; ich würde mich schmerzlich bewegt fühlen, der Gedanke an das wechselnde Loos der Familien würde mich innig rühren; unmöglich aber kann ich in den Geistesarbeiten des Vaters ein Lehen zu Gunsten seiner Urenkel sehen. Diese Arbeiten wurden der Natur der Sache nach gleich bey ihrer ersten Bekanntmachung Gemeingut des Menschengeschlechts; der Gedanke, an sich unkörperlich, frey wie die Luft, in der er durch die Töne der Sprache hallt, und doch mittelst des leichten Blattes, dem man ihn anvertraut, der Verbreitung fähig, kann nun und nimmermehr zur geheimen Urkunde werden. Im Augenblick, wo man ihn, so oder anders, in der Gesellschaft in Umlauf bringt, entschlüpft er seinem Urheber und ist Gemeingut. Am Tage, wo ein Geisteswerk fertig geworden, könnten hundert Schreiber Abschriften davon machen, ohne daß Jemand unter dem Vorgeben, er sey Eigenthümer, ihnen in ihrem Geschäft Einhalt thun oder sie darum verfolgen könnte; so war es, wie gesagt, bey den Alten, und auch die Presse ist ja nichts, als eine abgekürzte, schnellere Art zu schreiben, als mit der Feder. Das Anerkenntniß eines literarischen Eigenthums zum Besten der Schriftsteller seit Erfindung der Buchdruckerey ist also eine förmliche Ausnahme vom gemeinen Rechte, und wie wahr dieß ist, sieht man daraus, daß dieses Recht nothwendig in einer Thalgränze oder an einem Flußufer erlischt, jenseits welcher ihre Werke, ohne daß man sie Theil daran nehmen läßt, ja, unter ihren Augen vervielfältigt werden. So will es einmal die Vorsehung, indem sie, gewiß sehr weise, nothwendig die Nahrung des Geistes dem Monopol entrückt hat, dem man die Nahrung des thierischen Lebens unterwerfen kann. Grabt Pfähle ein, baut Mauern auf, zieht Linien, das mögt ihr auf der Erde Reich; das Reich des Geistes aber duldet nichts der Art, und duldet es nicht zum Besten eurer eigenen Würde.

Es ist nun zu untersuchen, ob die Gesellschaft, da sie einmal zum Besten eines mühevollen Lebens diese Ausnahme gemacht hat, dieselbe unbeschränkt fortdauern lassen soll? Müßte man nicht fürchten, daß sich das Land mit bevorzugten Menschen füllen würde, die ohne eigenes Verdienst zu diesem Vorzug gelangt sind, und nur zu oft weit unter dem stehen, dem sie als seine Nachkommen denselben verdanken? Der Himmelsstrahl Genie kennt weder Ahnen noch Nachkommen, und sein Besitz und seine Ansprüche scheinen uns so ziemlich ihrem Wesen nach unübertragbar. Man bedenke wohl, es handelt sich bey der Frage von der Erblichkeit des literarischen Eigenthums von etwas sehr Wichtigem, wenigstens darum, ob man eine Substitution bilden, oder ein unwiderrufliches Besitzthum gründen soll. Nun ist dieß aber selbst der Grundbesitz nicht; er haftet nicht unwiderruflich auf den Familien, kommt nicht auf sie zurück wie beym Jubeljahr der Hebräer, und wir dürfen uns Glück dazu wünschen, denn der Wechsel im Besitz ist eine wesentliche Lebenseigenschaft der Gesellschaft, wenn sie nicht zum Stillstand verdammt ist.

Hier drängt sich aber noch eine weitere Betrachtung auf, nämlich: Der Schriftsteller kann auch seine schönsten Werke nicht ganz als sein Werk in Anspruch nehmen; hat er doch Theil genommen am lebendigen Gang des Jahrhunderts; hier bekam er den Antrieb, ohne den er auf der Bahn, die er jezt mit Ruhm durchlaufen hat, nicht weit gekommen wäre; beständig tauschte er Gedanken, Gefühle, Begriffe mit seiner Zeit. Laßt Rousseau hundert Jahre, bevor er seinen Emil schrieb, geboren werden, und wir haben keinen Emil, Lavoisier fünfzig

Jahre vor seinen Entdeckungen in der Chemie, und statt des Mannes, der die Gränzen seiner Wissenschaft erweitert, haben wir wahrscheinlich einen blosen Manipulator. Zu bestimmten Zeitpunkten der Reise gebiert das Jahrhundert grose Schriftsteller, und es darf nicht von der Erbschaft ihrer Werke zum Vortheil von Unbekannten, die ihm fremd sind, ausgeschlossen werden. Das literarische Eigenthum muß nun aber einmal, als Tochter der Civilisation der neuern Zeit, eine gewisse Zeit lang dauern; welche Gränze sollen wir ihm dann setzen?

Hier muß nun nothwendig ein Unterschied gemacht werden, wenn man sich nicht der Gefahr des Widerspruchs oder der Unbilligkeit aussetzen will.

(Der Beschluß folgt.)

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Mirza Firouz hatte seine Rolle als ein geschickter Unterhändler gespielt, und uns einen Beweis gegeben, daß er der Würde des Schutzes des Weltalls nichts vergebe; er wußte, daß sein Benehmen an unserm Hofe für ihn reden würde. Er wandte sich auch bald zu uns, höchlich mit sich selbst zufrieden, und war nicht wenig entzückt, als wir ihn versicherten, daß die Franken in der That, wenn sie einer Lektion in den einem Gesandten obliegenden Pflichten bedürften, nur zu ihm zu kommen brauchten. „Sie denken," sagte ich, „weil sie Spiegel in ihren Häusern haben, und wir nicht, weil sie Uhren und Federmesser und Tuch verfertigen und wir nicht, und weil sie im Besitz von Hind sind, welches einst uns gehörte, wir seyen Männer, die hinter ihnen sitzen müssen; doch gelobt sey der Prophet! so stehen die Sachen nicht. Wir sind Perser und Inschallah! mit Hülfe des Gesandten wollen wir sie lehren, um unsern kleinen Fingern herum Versteckens zu spielen." — „Ja, ja," rief Mohamed Beg, „Gott ist groß; möge er den Elchi in seinen heiligen Schutz nehmen. Was ein Franke auch zu thun vermag, laßt uns nicht vergessen, daß er doch nur ein Ungläubiger bleibt. Was er auch essen möge, sey es Schweins- oder Lammfleisch, es ist unrein."

Da der Tag verging und der Mehmandar nicht erschien, so fingen wir an zu denken, den Franken möchte vielleicht unsere Weise, eine Unterhandlung zu eröffnen, nicht behagen. Diese Besorgniß fing an sichtbar auf Mirza Firouz zu wirken. Er fragte jeden Augenblick, ob der Mehmandar noch nicht zurückgekommen sey, und um sich zu beruhigen, ging er im Hause herum und fragte Jeden, dem er begegnete: „Alles wohl erwogen, habe ich nicht gut geredet? In Wahrheit, meine Antworten waren gleich Pfeilen. Ein Kizzil Basch, ein persischer Rothkopf ist nicht so weit hergekommen, um sich in den Bart lachen zu lassen!" Endlich überwältigten aber Ungeduld und Unruhe jedes andere Gefühl, und er sandte mich nach dem Hause des Mehmandar mit einer Orange in der Hand und dem Auftrage, ihn zu bitten, er möchte nicht verfehlen, an diesem Tage sein Scham *) mit ihm zu essen. Ich wußte, daß, wenn diese Ungläubigen einmal in Zorn gerathen, es keine leichte Sache ist, mit guter Art ihr Gehirn wieder zurecht zu bringen, und näherte mich ihm deßhalb mit Behutsamkeit. Allein zu meinem größten Erstaunen fand ich ihn nicht hartnäckig, sondern ganz wie unser einen nach einem Zanke, d. h. als ob nichts vorgefallen sey, und er willigte auf der Stelle in den Wunsch des Gesandten, mit ihm zu essen. Als er kam, begrüßten sie sich gerade so wie gewöhnlich. Seine Hand auf den Rücken des Mehmandars legend, und ihm die Seite klopfend, rief der Gesandte: „Maschallah! gelobt sey Gott! Ihr seyd doch ein Mann! Seht was es heißt in Persien gewesen zu seyn! Ja, ein ungereister Franke wäre wirklich zornig gewesen, und hätte in diesem Augenblicke seine Wuth verzehrt; Ihr aber seyd ein Mann, der die Welt kennt; Ihr wißt zur rechten Zeit zornig zu seyn und wieder gut zu werden. Hafiz hat gut gesagt: „wahre Liebe ist gleich dem Zorne eines Narren, sie brennt noch fort, wenn auch keine Ursache mehr dazu ist." Hierauf antwortete der Mehmandar: „Möge Eure Freundschaft sich nimmer vermindern! ich habe Eure Wünsche dem Vezier der auswärtigen Angelegenheiten zu wissen gethan." „Nun," rief der Gesandte, plötzlich aufgereizt, „und was sagte er?" „Er sagte," antwortete der Ungläubige, „es werde keine Schwierigkeit haben, Euch eine öffentliche Audienz zu verschaffen. Wir haben Truppen die Menge und Kutschen vollauf, und Ueberfluß an schönen Kleidern und herrlichen Sachen, und Ihr sollt zu dem Könige in einer Begleitung gehen, wie sie Euch selbst anständig ist." „Wunderbar," rief der Gesandte aus, „wunderbar! ich kann euch Engländer gar nicht begreifen. Ihr macht keine Schwierigkeiten. Mit Euch gibt es nichts zu unterhandeln." „Nicht um Kleinigkeiten," versetzte der Mehmandar. „Kleinigkeiten? und nennt Ihr die Aufnahme eines Gesandten eine Kleinigkeit?" sagte Mirza Firouz. „Nicht ein Schritt wird bey einer solchen Gelegenheit in Persien gethan, ohne daß er vorher gehörig abgemessen wäre. Und rechnet ihr die Würde eines Herrschers für nichts?"

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Das Abendessen und das Mittagsmahl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

(Beschluß.)

Man durchgehe in allen Schweizer Kantonen Gemeinde um Gemeinde, man blicke in das Innere der Haushaltungen, und man wird finden, daß man wenigstens für die Hälfte der

Population Arbeits- und Schulhäuser errichten müßte, um nur einigermaßen das Bedürfniß unserer Zeit zu befriedigen, weil es oft an dem nothwendigsten fehlt, an der Möglichkeit sich ehrlich durchzubringen, an dem Beyspiele, das aus den höhern Ständen kommen soll, und an Predigern und Gemeindevorstehern, denen ihr Beruf die erste Angelegenheit auf der Welt ist. So lange nicht von oben herab die Quelle des Uebels verstopft, und der Krankheit unserer Zeit vorgebeugt wird, so lange nicht die Bedürfnisse beschränkt und vereinfacht und der ungeheure Luxus vermindert werden, der so manchen redlichen Hausvater des Mittelstandes zu Boden drückt, so lange wird auch der Versunkenheit der untern Klassen nicht gesteuert werden können. Wenn man übrigens auch eingestehen muß, daß in dem Zeitpunkte, worin wir leben, manches besser seyn könnte als es wirklich ist, so würde es doch vielen schwer fallen, die Welt in demjenigen Zustande von namenloser Verdorbenheit zu erblicken, in welchem Herrn Pfarrer Schellers Phantasie dieselbe sieht: „Wer würde sich," sagt er in seiner Rede, „nicht der Gründung eines Asyls für arme verlassene Kinder freuen, wenn man von allen Seiten die schrecklichen Folgen der Versunkenheit einer Generation bemerken muß, die in dem Unglauben, in einem wahnsinnigen Hang zu Vergnügungen und in allen Lastern, welche die Folgen davon sind, groß gezogen wurde; denn wenn Gott uns nicht eine bessere Zukunft zeigte, so würden wir nicht ohne Entsetzen das Schicksal unserer eigenen Kinder betrachten, die bestimmt sind, einst mitten in dieser verdorbenen Generation zu leben." Daß die Menschen weit besser seyn könnten, als sie wirklich sind, daß in allen Ständen, und vielleicht in den höheren mehr als in den niederen, Untugenden, Fehler, ja Laster aller Art herrschen, kann wohl nicht geläugnet werden; allein man untersuche die moralische Lage des jezt lebenden Menschengeschlechts und diejenige, nicht nur früherer Jahrhunderte, sondern der lezten Jahrzehnte, man stelle sie gegen einander, und man wird gewiß finden, daß jezt mehr Sittlichkeit, vorzüglich unter dem weiblichen Geschlechte herrscht, daß mehr wahre Religiosität, mehr thätige Menschenliebe die Herzen erfüllt, und daß auch da, wo der süßliche Ton übertriebener Frömmeley nicht einheimisch ist, sich ein hoher Glaube an alles Göttliche, und eine frohe Ueberzeugung dessen findet, was unsere tröstende Religion uns lehrt. Seltsam lautet eine Voraussetzung des Herrn Scheller, der, indem er Gott für die reichlich gefallene Unterstützung dankt, sich also äußert: „Ja, Gott wird für dieses Asyl sorgen, welches er bis jezt so zärtlich gehütet hat. Es sind nicht die großen Kapitale, an denen uns am meisten gelegen ist, sondern der Segen Gottes. Wenn wir zum Gedeihen unsers Asyls zwischen zwey Mitteln wählen müßten, nämlich: allein mit 100,000 Franken unsern Weg zu verfolgen, oder unsern Herrn und Heiland mit 100 Thalern nur zum Begleiter zu haben, so würden wir das Lezte wählen, denn wenn der Ewige nicht das Haus baut, da arbeiten die vergebens, welche es bauen." Es ist nun zwar eine unbestreitbare Wahrheit, daß Gottes Segen zu jedem Unternehmen nöthig ist, wenn dasselbe gedeihen soll, allein man darf beynahe als gewiß voraussetzen, daß bey einer Institution wie ein Armenhaus für Kinder der Beyfall des Höchsten nicht ermangeln werde, das Kapital mag so groß oder so klein seyn als es will. Was übrigens hinsichtlich des Zweckes und der Einrichtung der noch in ihrer Kindheit sich befindenden Anstalt gesagt wird, muß diejenigen freuen und ihnen genügen, deren Herz das Gute zu schätzen weiß, unter welcher Gestalt und in welchem Lande sich dasselbe darbiete, und wenn die Plane und Grundsätze der Stifter ausgeführt werden und in Erfüllung gehen, so könnten sich die Menschenfreunde, deren Bemühungen und Beyträgen die Schule ihre Entstehung dankt, eines schönen Erfolges erfreuen. Es soll diesem Ueberblick zufolge keinerley Art Ueber- oder vollends Verbildung stattfinden; die Kinder dürfen nicht durch einen, in ihrem Stande überflüssigen Unterricht aus ihrer Sphäre gerissen werden, das Traurigste, was heranwachsenden jungen Leuten widerfahren kann. Sie werden für das Leben, zu dem sie bestimmt sind, das heißt zu guten Knechten und Gehülfen in der Landwirthschaft praktisch gebildet; ihr wissenschaftlicher Unterricht soll nur in gut Lesen, Schreiben und Rechnen, nebst einiger Kunde von den Hauptereignissen in der Geschichte ihres Landes bestehen, und zu diesem Unterrichte darf nicht viele Zeit verwendet werden. Ueberdieß lernen einige von ihnen auch noch das gewöhnliche Korbmachen, die Verfertigung der einfachsten Werkzeuge zum Feldbau, das Weben des Leinen- und Wollenzeugs zu ihren Kleidungsstücken, das Strohflechten, nebst ähnlichem mehr, und werden hoffentlich auf diese Weise zu brauchbaren, wackern Menschen erzogen.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Eine Nachricht von den Glaubensmeynungen der Hunderippenindianer, mit welchen die Expedition viel zu thun hatte, theilen wir ihrer Merkwürdigkeit wegen mit. „Der erste Mann hieß Chapewee (spr. Tschappewie). Er fand die Welt voll Lebensmittel, und erschuf Kinder, denen er zweyerley Früchte gab, schwarze und weiße, ihnen aber verbot von den schwarzen zu essen. Mit diesem Verbot nahm er Abschied von seiner Familie, und begab sich auf eine lange Reise, um die Sonne in die Welt zu bringen. Während seiner Abwesenheit aßen seine Kinder nichts von dem schwarzen Obst; aber da sie das weiße alles aufgezehrt hatten, und der Vater noch ein Mal auf Reisen ging, um auch den Mond zu holen, da übertraten sie sein Gebot und aßen von dem schwarzen. Darüber aber ward er sehr zornig und sagte, daß die Erde in Zukunft nur schlechte Früchte erzeugen, und er die Menschen mit Krankheit und Tod heimsuchen würde, eine Strafe, welche seine Kinder noch bis auf diesen Tag zu leiden haben. Er selbst lebte so lange, bis seine Kehle abgenuzt war und das Leben ihm zur Last wurde, worauf er sich von einem seiner Leute einen Biberzahn in den Kopf schlagen ließ. Derselbe Chapewee (oder vielleicht auch ein anderer) lebte mit seiner Familie zwischen zwey Seen auf einer Landenge. Einst stellte er ein Netz auf, in dem sich so viele Fische fingen, daß das Wasser nicht hindurch konnte, anschwoll und die Landenge überschwemmte. Er ging also mit seiner Familie in ein Boot, in das er alle Arten von Thieren und Vögeln aufnahm. Das Wasser bedeckte das Land viele Tage lang. Endlich sprach der Mann, wir können nicht immer so leben, wir müssen Land finden, und sandte einen Biber aus um solches zu suchen, der Biber aber ertrank. Hierauf schickte er eine Bisamratze, welche nach langer Abwesenheit mit Mühe zurückschwamm und ein wenig Erde in der Pfote mitbrachte. Der Anblick der Erde erfreute ihn, aber er vergaß nicht seinen treuen Boten, sondern rieb ihn mit der Hand und wärmte ihn in seinem Busen, bis er ihn wieder ins Leben zurückbrachte. Hierauf knetete er die Erde zwischen den Fingern, und legte sie aufs Wasser, wo sie bald ein Eiland bildete. Das erste Thier, das er darauf sezte, war ein Wolf; aber da die Insel von der Schwere des Thiers auf einer Seite zu sinken drohete, so gebot er diesem ein ganzes Jahr lang auf derselben in die Runde zu gehen; inzwischen war das Land so groß geworden, daß alles in dem Boote auf demselben Raum fand.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 163.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 8. Juli 1828.

Ja, Roxane, wenn du hier wärest, würdest du seufzen nach der süßen Einsamkeit, in der du deine Unschuld findest, in der du deiner selbst gewiß bist, wo du mich lieben kannst ohne die Besorgniß, daß je die Liebe erlösche, die du mir schuldest.

Montesquieu.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

„Die europäischen Völker waren in früheren Zeiten thöricht genug,“ sagte der Mehmandar, „aus der Etikette ein Staatsgeschäft zu machen, und sie verloren wichtige Vortheile um dieser eingebildeten willen; doch nun sind sie weiser geworden; wir betrachten die Etikette nun als Kinderspiel. Da wir aber berücksichtigen, daß Ihr Perser seyd und es nicht besser versteht, so geben wir Euch so viel davon, als Euch zu haben beliebt.“ Darüber strich sich der Gesandte den Bart, kräuselte seinen Backenbart und saß eine Weile in tiefen Gedanken; er fühlte sich in der Meynung der Franken erniedrigt, und doch fühlte er zugleich, daß er nicht anders handeln könne, als er handelte. Endlich rief er aus: „Und so denken also die Engländer, daß wir Waldmenschen, Esel, Lastthiere sind und nichts von der Welt verstehen? Nun gut, mag es darum seyn! Wißt aber, daß ein Volk, das seine Vorfahren bis zu Temsched aufzählen kann, das einen Tamerlan, einen Nadir Schach, einen Aga Mohamed Khan unter seinen Königen zählt, nicht an Kinderspiel gewöhnt und überdieß durchaus nicht geneigt ist, in Dingen, welche seine eigene Würde betreffen, an den Königen der Franken ein Muster seiner Aufführung zu nehmen.“

Hierauf und nach einigen ähnlichen kleinen Sticheleyen von beyden Seiten aßen sie zusammen, und das Tischtuch der Gastfreyheit ward das Maidam des Stamms freundlicher Gemeinschaft.

Der lange herbeygewünschte Tag erschien endlich und die Vorbereitungen wurden im ganzen Hause gehört. Zu meinem größten Verdrusse erwachte ich mit einem solchen Dilbardi (Herzweh), daß es mir unmöglich war, mich ohne Schmerzen zu bewegen, und so ersuchte ich den Gesandten aufs dringendste, mich zu Hause zu lassen, was er ohne die geringste Schwierigkeit bewilligte.

Ich wartete geduldig, bis der Gesandte zurückkehrte, und begab mich dann zu ihm, begierig zu erfahren, wie Alles abgelaufen sey. Ich fand ihn von seinem Gefolge umgeben und Alle dem Anscheine nach in der besten Laune von der Welt. „O Hajji!“ rief er, als er mich erblickte, „Ihr habt in der That einen außerordentlichen Anblick verloren. Welch ein wunderbar guter Schach ist dieß! Bey meiner Seele! es ist wahrlich nicht zu verwundern, daß die Engländer ihren König so lieben. Er zeigte mir eine Güte, wie nur ein Vater für seinen Sohn haben kann. Augenscheinlich trägt er das Gepräge eines königlichen Wesens an sich. Die Art und Weise seines Hofes ist freylich weit von der unsrigen verschieden; allein Könige sind sich ohne Zweifel in jedem Lande gleich, denn sein Herrscherblick und Ton zeigten mir, daß er ganz König ist, und erinnerten mich an unsern Schutz des Weltalls.“

„Und ich habe wohl geredet, hab' ich nicht?“ fuhr er fort, seine Diener ansehend. „Maschallah!“ riefen Alle aus. „Plato könnte nicht besser geredet haben,“ sagte Jo-

mael Beg. der Nazir, „In der That,“ fuhr der Gesandte fort, „nichts hätte der Würde unseres Schachs angemessener seyn können!“

„Und wie war es?“ sagte ich, „war da keine Schwelle, kein Thron, kein vorgeschriebener Ort, um Eure Schuhe auszuziehen?“ — „Was sagt Ihr?“ rief der Gesandte aus, „ich stand dem Könige so nahe, als ich Euch stehe. Ich gab ihm den Brief des Schachs selbst in die Hand; der König selbst stand. Wir alle schienen zu derselben Mejlis *) zu gehören. Zu einem Könige in diesem Lande zu gehen, ist Kinderspiel im Vergleich mit dem, was es in Persien ist. Man sieht weder den Felek, noch den zur Bastonade bestimmten Stock; nichts, was einem Scharfrichter ähnlich sieht, kann man gewahr werden; in der That glaube ich, daß wenn einer von uns es gewagt hätte vor dem Könige auszuspucken, Jemand bey der Hand gewesen wäre, um „wohl bekomm es Euch!“ zu sagen.“ — „Das ist sehr sonderbar,“ erwiederte ich. „Könige in diesem Lande müssen in einer betrübten Lage seyn.“

„Ja!“ rief Taki, der Ferasch aus, „und wir Ferasche würden nichts zu thun haben, denn Jedermann scheint hier so außerordentlich gut zu seyn **).“

Während dieser ganzen Zeit war die Cirkassierin in ihrem wohlverschlossenen Zimmer gewesen, und wahrscheinlich hätte sie fortwährend so glücklich und ungeplagt gelebt, herrschte nicht unter diesen Ungläubigen ein höchst ungerechtes Gesetz, welches Jedermann den Besitz seiner eigenen Sklaven verbietet, ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Sklaven mit ihrem Zustande zufrieden sind oder nicht. Despotisch zwingt es Jedermann frey zu seyn, und wäre es auf die Cirkassierin angewandt worden, so würde sie in die bittere Nothwendigkeit gesetzt worden seyn, ihr Antlitz den Blicken aller Menschen auszusetzen und in offenem Verkehr mit den Verächtern unsers Propheten und der Imams zu leben. Sobald man den Gesandten mit diesem Gesetze bekannt gemacht, so zögerte er keinen Augenblick, ihr die Freyheit anzubieten, und erklärte sogleich, daß es ihr freystände zu thun, was ihr beliebte. „O Prophet! o Mahomed!“ rief sie aus, „Ihr könnt mich nicht so erniedrigen wollen, daß ich in den Straßen mit unbedecktem Angesichte gleich jenen unverschämten Weibern herumgehen sollte! Nein, nein, ich bleibe wo ich bin.“ — „Aber Ihr seyd frey,“ sagte der Gesandte; „dieß ist ein freyes Land, es gibt keine Sklaven hier, geht! hier sind Gärten, hier sind grüne Felder, geht und macht Eure Seele glücklich!“ — „Meine Seele bedarf nichts,“ antwortete sie, „als das Antlitz meines Herrn. Laßt mich für ihn arbeiten, seine Kleider verfertigen, seine Mützen sticken, sein Geld und seine Juwelen verwahren, ich bedarf nichts anders. Ich will an die Rose und die Nachtigall denken, wenn wir nach Iran zurückkehren; unterdessen müssen wir uns erinnern, daß wir in den Händen der Ungläubigen sind und unser Vertrauen auf Allah sezzen.“

Dem Gesandten gefiel diese Ergebenheit seiner Sklavin so sehr, daß er befahl, ihr Kleider, wie sie ihr gefallen möchten, zu geben, und den Wunsch ausdrückte, sie solle ihre cirkassischen Gewänder, welche nachgerade anfingen zerlumpt auszusehen, ablegen und die Kleidung der Franken annehmen. Er sagte, der Schach habe ihm befohlen, Muster von fränkischen Weiberkleidern für den königlichen Harem zurückzubringen, und er wünschte nun, daß Dilferib zuerst an sich die Probe damit machen möchte. Demnach ward ein grüner Sammt für sie ausgewählt und eine englische Schneiderin gerufen, ein Kleid daraus zu machen. Die Schneiderin stellte vor, daß noch eine große Menge anderer Kleidungsstücke nöthig sey; allein der Gesandte erklärte sich dagegen. „Nein, nein,“ sagte er, „laßt uns mit der Außenseite der Dinge zufrieden seyn und laßt das Verborgene für sich selbst sorgen.“

Das Kleid ward gebracht und groß war die Freude, die es erregte. Die Cirkassierin erhielt Befehl es anzuziehen. Sie hing Ohrringe in ihre Ohren, ordnete ihr Haar auf europäische Weise und stellte sich dann ihrem Herrn vor; allein sie zitterte vor Frost, als ob sie mit dem Schnee von Demawend bekleidet gewesen wäre. „Was fehlt dir, Kind?“ sagte er, „warum zitterst du so?“ — „Mit Erlaubniß meines Aga, Herr,“ sagte das arme Mädchen,“ wenn dieß die Kleidung der Ungläubigen ist, so müssen ihre Frauen aus dem Fleisch und Blut der Thiere geschaffen seyn; mich friert.“ Als man die Sache untersuchte, fand sich, daß sie außer dieser einzigen Bedeckung von grünem Sammt da stand, wie die Natur sie geschaffen hatte; kein Wunder, daß sie fror. Sie nahm wieder ihre cirkassischen Kleider, da kam ihr die verlorne Wärme zurück, und sie legte nun das grüne Sammtkleid über alles andere an, um ihren Anzug zu vollenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Gesellschaft.

**) Die Ferasche in Persien schlagen die Verbrecher auf die Fußsohlen.

Keratry über literarisches Eigenthum.

(Beschluß.)

Bey literarischen Arbeiten findet auf zweyerley Art Aufwand oder Verbrauch statt; einmal Aufwand von Geist, und dafür gibt es auf keine Weise eine denkbare Vergütung. Alles Gold von Potosi wird zu nichts vor einem Kapitel des Esprit des lois, Golcondas Minen können keine Seite von Milton bezahlen. Es ist dieß der glänzende, der unschätzbare Theil des Besitzthums der Völ-

ker, und sie erringen ihn sich im Bunde mit ihren großen Schriftstellern, denn ein gutes Werk ist ja immer die Frucht, welche der Schriftsteller und die Gesellschaft, in der er lebt, miteinander zeugen; den zweyten Theil des Aufwands bilden vorbereitende Arbeiten, Studium und Fleiß, die sich ihrem Werth nach schätzen lassen. Die Erziehung des Schriftstellers bis zu der Zeit, wo er sich im Stande fühlte, selbst aufzutreten, hat Auslagen erfordert. Während er schrieb, ließ er sich von der unwiderstehlichen Macht hinreißen, die sein ganzes Wesen einem Zeitpunkte entgegentrieb, wo er sich selbst begreifen lernte, und vernachlässigte darüber sein Vermögen, oder brauchte es blos als eine Stufe, um zum Gegenstand seiner Forschungen zu gelangen; er verzehrte es gleichsam als Reisegeld, oder ließ es gar hinter sich als ein Gepäcke, worüber ihm die Aufsicht lästig dünkte. Mit demselben unermüdeten Fleiß, auf materielle Lebenszwecke verwandt, wäre er aber reich geworden. Hier fordert die strenge Billigkeit eine Entschädigung, um so mehr, als der Tag der Gerechtigkeit oft, so lange er lebte, über seinen unsterblichen Werken nicht anbrach; Racine war im Grabe, als Athalia in ihrem Ruhme strahlte.

Dem Schriftsteller muß also das Recht zugestanden werden, über seine Werke zu verfügen für eine Zeit, wo sie nach ihrem Werthe geschätzt und, wenn sie es verdienen, belohnt werden sollen, das heißt für eine Zeit, wo er nicht mehr am Leben ist. Ja er soll zum Besten der Seinigen eine Entschädigung für seinen Fleiß, wenn der Erfolg ihn gekrönt hat, ansprechen dürfen; aber viel zu lange wäre es, wollte man diese Entschädigung auf ein halbes Jahrhundert ausdehnen und das Publikum der Gefahr aussezzen, daß ihm durch die Laune eines unwürdigen Erben, oder dadurch, daß ein Mensch, der das Eigenthum an sich gebracht, mit einer bigotten Sekte oder einer gegen das geistige Fortschreiten ankämpfenden Regierung in Verbindung steht, ein halbes Jahrhundert lang ein nützliches Buch vorenthalten werden könnte. Der Zeitraum von zwanzig Jahren, den das alte französische Gesetz festsetzt, scheint dagegen der vernünftigste und billigste; nach Verfluß desselben würden die Geisteswerke wieder öffentliches Eigenthum, mit der einzigen Bedingung, daß die Verleger oder die Theaterdirektionen sofort gehalten wären, der Wittwe oder den Kindern eine vertragsmäßige Entschädigung zu bezahlen, die sich stufenweise verringerte bis zu den Enkeln, mit denen dieses Erbrecht unwiderruflich und mit Ausschließung jeder Seitenlinie erstürbe; denn der Schriftsteller konnte im Eifer für seine Studien zwar wohl Frau und Kinder in ihren gerechten Erwartungen täuschen, seine Seitenverwandten aber war er weit weniger, der Mitwelt dagegen gar viel schuldig. Er hatte in dieser Welt gleichsam ein Priesteramt bekleidet, und nun soll auch gewissermaßen, gleichwie der Priester dem Tempel läßt, was vom Tempel kam, das menschliche Geschlecht der einzige Erbe seiner Schriften seyn. Er mag immer von seiner Arbeit leben, aber wehe ihm, wenn Lohn ihr Ziel ist! alsobald würde das heilige Feuer ihm in der Hand erlöschen. Hüten wir uns, durch ein Gesetz den Schriftstellerstand zu einem Handwerk zu machen; bald würden unsere Städte von unruhigen Köpfen wimmeln, die gerne die gesellschaftliche Ordnung verwirren möchten, um obenauf zu schwimmen, oder von sklavischen Schriftstellern, die jedem feil sind, der, wie Lord Walpole, die Taxe ihres Gewissens kennt. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, es dünkt mir aber als ob die förmliche Absicht, sich durch Geistesarbeiten für die Gegenwart oder die Zukunft ein Vermögen zu erwerben, etwas Widersprechendes in sich, ein gewisses Etwas, es ist schwer zu sagen was, gegen sich hätte. Auch erscheint es mir abgeschmackt, wenn einmal die Rechte des Gemeinwesens und die einer Familie gegen einander abgewogen werden, je dem militärischen Vorurtheil, nach welchem der Ruhm mit der Entfernung von dem Urheber desselben zunimmt, irgend einen Einfluß zu gestatten. Der gemeinste Menschenverstand sieht, daß hier die Abstufung in umgekehrtem Verhältniß stattfinden muß, denn des Sohnes Seele konnte sich noch wärmen am Feuer des väterlichen Genius, er schöpfte Begeisterung aus Gesprächen, in denen noch der Hauch des Lebens athmete, aber dem Enkel wurde dieses Glück selten, dem Urenkel fast nie zu Theil. Doch immer bleibt ihnen ja ein schöner Name; wenn sie ihm auch nur einigermaßen Ehre zu machen wissen, so wird dieser Theil ihres Erbes nicht ohne Werth für sie seyn; wie manchem Mann von Verdienst, der im Dunkeln blieb, fehlte blos ein Name, und er wäre bekannt geworden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Madame Haizinger auf dem Königsstädter-Theater.

Der Name dieser Künstlerin ist in ganz Deutschland so rühmlich bekannt, daß weder enthusiastisches Lob die Stimme des Publikums zu steigern, noch scheelsüchtiger Tadel die allgemeine Anerkennung herabzustimmen vermag. Die zahllosen Tagesblätter, und die täglich anwachsende Menge von Leuten, die unfähig, selbst etwas in irgend einer Kunst hervorzubringen, sich dennoch anmaßen über Kunst abzusprechen, haben doch, wie immer die höchsten Höhen des Mißbrauchs, zu etwas Gutem geführt. Auch der Lezte im Publikum ist dadurch zur Erkenntniß gekommen, und die aus persönlichen Verhältnissen hervorgehenden Lobliebeleyen gehen eben so spurlos vorüber als der von einem Neider bestellte Tadel, oder die Ausfälle eines armen Schluckers, der, als leztes Mittel zu seinem Lebensun-

terhalte, auf den öffentlichen Skandal spekulirt, und im Schweiße der Ehrlosigkeit sein Brod ißt. Künstlerinnen wie eine Crelinger, Lindner, Soph. Müller, Pfeifer, Schröder ꝛc. können durch Recensentenwerk weder gewinnen noch verlieren. Zu einer gediegenen Kritik ihrer transitorischen Kunst fehlt es uns aber an einem Lessing. Dem also, der sich nicht eitler Weise einbildet ein solcher zu seyn und doch nicht so gewissenlos ist, um unbegründetes Lob oder diktatorischen Tadel öffentlich auszusprechen, dem bleibt nichts übrig als Referent zu seyn, d. h. Thatsachen zu berichten. Ich werde demnach auch nur erzählen, wie Mad. Haizinger von dem hiesigen Publikum aufgenommen, und wie in Kennerkreisen über ihr erneutes Erscheinen geurtheilt wurde, nicht etwa, weil ich mir über die Kunst der Bühne, nachdem ich mich seit fünf-und-zwanzig Jahren damit beschäftige, gar kein Urtheil zutraue, sondern weil ein solches Urtheil zu begründen bey einer transitorischen Kunst so große Schwierigkeiten hat, daß es nur aus sehr ausführlichen Abhandlungen, wozu diese Blätter den Raum nicht gestatten, hervorgehen kann. Ich beschränke mich also auf eine der strengsten Wahrheit gemäße Berichterstattung.

Nachdem Mad. Haizinger binnen einem Zeitraume von mehreren Jahren zu vier verschiedenen Malen auf der königl. Bühne gastirt, und dadurch den Beweis empfangen hatte, wie gern man sie hier sah, erhielt sie im verflossenen Winter von der Direktion des königsstädtischen Theaters, unter sehr guten Bedingungen, eine Einladung zu Gastspielen. Berlin war ihr durch frühere Erfolge theuer geworden, die königliche Bühne zum fünften Male wieder zu betreten, schien ihr eine Anmaßung; die Bretter, auf welchen eine Sontag stand, eine Tibaldi noch erscheint, und wo sie von anerkannten Meistern, wie Schmelka und Spitzeder, von ausgezeichneten und in der Fülle der Kraft aufblühenden Talenten, wie Meyer, Wegner und Rösike und die Dem. Herold und Holzbecher, unterstüzt werden sollte, diese Bretter hielt sie, wenn gleich die eines sogenannten zweyten Theaters, vollkommen ihrer würdig. Ueberdieß war es ihr nicht unbekannt geblieben, wie dieses Theater in lezter Zeit, zu der Erkenntniß seiner eigentlichen Aufgabe kommend, es aufgegeben hatte, seine kostbarsten Lebenskräfte ausschließlich der Oper zuzuwenden, wie es sich durch die täglich wachsende Liebe des Publikums, durch sein stets gefülltes Auditorium für den Fleiß und die Sorgfalt belohnt sah, die es auch den andern Gattungen der dramatischen Kunst, und namentlich den auf vaterländischem Boden erwachsenen Stücken widmete; und so war es unbedenklich wohl gethan, daß Mad. Haizinger auf die in jeder Hinsicht annehmlichen Vorschläge der königsstädter Direktion einging, und auf dieser jugendfrischen Bühne vor einem lebendigtheilnehmenden Publikum erschien. Der Groll einiger, mit vollem Recht enthusiastischen Freunde der königl. Bühne konnte sie so wenig von diesem Schritte zurückhalten, als die enge Beschränkung, die dem Repertorium des königsstädter Theaters gesezmäßig auferlegt ist, über die es klagt, und die meiner Ueberzeugung nach dieser Anstalt um so ersprießlicher ist, als eine unbedingte Freyheit ins grenzenlose Blaue, oder vielmehr in das bunte Nichtige führen würde.

Die Künstlerin trat in den beyden Lustspielen: Liebe kann Alles und neue Proberollen auf, und das erfreute Publikum erzeigte ihr jede Ehre, die eine berühmte Schauspielerin nur erwarten darf: sie wurde mit Jubel empfangen, nach Beendigung eines jeden Stückes gerufen und mit rauschenden Zeichen des Beyfalls und des Danks entlassen.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Juni.

(Beschluß.)

Beym Landen steckte Chapewee ein Stück Holz in die Erde, welches zu einer Tanne ward, die bis in den Himmel hinaufstrebte. Ein Eichhorn lief an derselben hinauf, Chapewee verfolgte dasselbe, bis er in die Sterne kam, wo er ein schönes Gefilde und eine gebahnte Straße fand. Auf dieser Straße legte er eine von seiner Schwester Haar gemachte Schlinge, in welcher die Sonne sich am Mittage verwickelte, so daß es auf einmal finster wurde. Als ihm seine Familie darüber Vorwürfe machte, entschuldigte er sich damit, daß er es nicht gern gethan, und um seinen Fehler wieder gut zu machen, schickte er eine Menge Thiere hinauf um die Schlinge zu zerreißen und die Sonne zu befreyen; aber die große Hitze verzehrte sie zu Asche. Einem Maulwurf aber gelang es, indem er sich einen Weg unter den Sternen weg bohrte, die Schlinge zu zernagen; doch verlor er darüber seine Augen, und seine Nase und Zähne sind noch immer braun gesengt. Inzwischen erreichte die Insel die jezige Größe von Amerika, und Chapewee zeichnete den Lauf der Flüsse und den Umfang der Seen mit seinem Finger darein. Hierauf wieß er allen Thieren, Vögeln und Fischen ihre Stellen an, und gab jedem seine Eigenschaften, indem er sie lehrte sich für die Zukunft vorzusehen, weil der Mensch sie tödten würde, wo er sie nur immer fände, zum Troste aber sagte er ihnen, daß, wenn sie stürben, ihr Körper wie ein ins Wasser geworfenes Saamenkorn wieder zum Leben aufsprießen solle. Aber die Thiere baten: laß uns, wenn wir sterben, seyn wie ein Stein, der ins Wasser geworfen auf ewig verschwindet. Da seine Familie wegen des über sie verhängten Todes klagte, so willigte er ein, daß die von ihnen, so gewisse Träume haben würden, heilende Männer werden sollten; um aber diese Eigenschaft zu bewahren, müßten sie Niemanden ihre Träume mittheilen. Lange lebten Chapewees Nachkommen als eine Familie beysammen; aber am Ende wurden zufällig einige junge Leute beym Spiele erschlagen; es erhob sich ein Streit, und die Menschen trennten sich. Einer, der sich am Ufer eines Sees niederließ, hatte eine trächtige Hündin bey sich. Diese warf ihre Jungen zur rechten Zeit, und der Mann band sie, so oft er zum Fischen ging, an, damit sie sich nicht verlaufen möchten. So oft er sich dem Zelte näherte, hörte er immer ein Lärmen und Lachen wie von spielenden Kindern, wenn er aber hineinkam, fand er alles, wie er es gelassen. Dieß erregte seine Neugierde; er that als gehe er fischen, verbarg sich aber in der Nähe, und als er wieder den Lärm vernahm, trat er plözlich hinein, und entdeckte mehrere schöne Kinder, welche mit den Hundefellen neben sich auf dem Boden scherzten und lachten. Er warf die Felle ins Feuer, und die Kinder, welche ihre Gestalt behielten, wuchsen auf und wurden die Vorfahren der Hunderippenindianer."

Man liest mit Vergnügen, daß die Pelzhändler keine geistigen Getränke mehr unter die Indianer bringen, und die meisten derselben diesen Mangel nicht sehr empfinden sollen.

Dieser Band enthält mehrere wissenschaftliche Nachrichten, besonders über die Witterung; es ist aber ein anderer Band angekündigt, welcher mit Unterstüzung der Regierung gedruckt werden, und alle wissenschaftlichen Beobachtungen des Dr. Richardson und Professor Hooker enthalten soll.

Berichtigung.

In unserem gestrigen Blatte ist in der zweyten Zeile des Motto's statt Engel zu lesen Enkel.

Beylage: Literaturblatt Nr. 55.

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Juli 1828.

O wie taumelt
Hier die Vernunft! welch Wunder ist der Mensch
Dem Menschen!

Herder.

Bilder aus Nordamerika.

(Aus den Briefen eines Reisenden.)

Die Methodistenpredigt und der Quäkergottesdienst.

Ich habe in Philadelphia die menschliche Natur in zwey Extremen gesehen, wie noch nie zuvor. Ich war am Morgen in einer Neger-Methodistenkirche und Nachmittags in einem Quäkerbethause. Jeder weiß, daß es gute und böse, langsame und schnelle, heitere und traurige Individuen gibt, aber wenn man auf kleinem Raume Massen, die nach demselben Ziele streben, gerade entgegengesetzte Bahnen mit ganzer Kraft verfolgen sieht, wobey es beyde gleich aufrichtig meynen, so stellt sich dem Beobachter in einem klar zu überschauenden Bilde das dar, was das Auge im großen Gemälde der Jahrhunderte minder schnell fassen kann — unsere Thorheit.

Du weißt, daß sich die Methodisten von ihrer Entstehung an schnell unter dem ganzen englischen Stamme verbreiteten, und nun eine der zahlreichsten Sekten in den Vereinigten Staaten bilden, wo man unter 10 Millionen Einwohnern ungefähr 1,800,000 Methodisten trifft. Sie sind unter den zahlreichen protestantischen Sekten diejenige, deren Hauptcharakterzug ein Schwärmen in aufgeregten Gefühlen ist; zwey Züge sind bey den Methodisten immer hervorstechend bey ihren Perdigten, Gebeten, Gesängen, Musiken und Festen: eine Gefühlsstimulation, die sich nicht selten zur Wildheit steigert, und eine Zerknirschung im Gefühle der Sündhaftigkeit, die sich selbst völlig vernichten will und sich nur in der unbedingten Gnade wieder sammelt; doch dieß lezte haben sie auch mit den hiesigen Kalvinisten gemein. Man kann immer im Vorübergehen hören, wenn in einer Kirche Methodisten ihren Gottesdienst feyern; Gebet, Predigt und Gesang sind immer laut und heftig. Es gibt aber unter den Methodisten wiederum sehr viele Abtheilungen, die theils in den Grundsätzen, theils nur in der Kirchenverfassung verschieden sind, doch stehen sie sich nicht feindlich gegenüber. Eine Untersekte bilden namentlich die Hopkinianer, vom Prediger Hopkinse genannt, der den Satz aufstellte, daß die Erlösung nur nach der völligen Vernichtung des sündigen Menschen, im Gefühl der Sünde und Verdammniß, im Vorschmacke der Hölle und der gänzlichen Ergebung in die Gnade erfolgen könne; deßwegen bediente sich dieser Mann aller geistigen und körperlichen Mittel, den Geist zu schrecken und zur Zerknirschung zu bringen, und es ist vorgekommen, daß Personen, namentlich junge Mädchen, in der heillosen Angst vor Verdammung wahnsinnig geworden sind, oder sich den Tod zugezogen haben, indem ihr Körper zu schwach war, eine solche Ueberspannung zu ertragen. Man kann sich leicht denken, daß die Methodisten hier und in England ihren größten, ja fast ihren einzigen Anhang unter den niedrigen Klassen haben, denn der ungebildete Mensch lebt ja überhaupt mehr im Gefühl und ist geneigt, eine selbst leidenschaftliche Erregung für religiöses Gefühl zu halten; und aus diesem Grunde sind auch bey weitem die

meisten farbigen Leute Methodisten, denn obgleich sie an vielen Orten Schulen haben, so sind sie doch der Theil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, der in der Bildung noch am tiefsten steht. Die Methodisten thun indessen im Allgemeinen viel für Arme, Hospitäler, Missionäre und Sklaven. Am stärksten äußert sich ihr wilder Geist bey den sogenannten Feldversammlungen (Camp meetings), wo viele Gemeinden unter freyem Himmel auf mehrere Tage zusammenkommen und beten, singen, sich den aufgeregten Gefühlen überlassen und beyläufig allen Unfug treiben, der bey katholischen Wallfahrten vorkommt, und bey dem Gottesdienste der farbigen Methodisten. Ich beschloß diesen Morgen einem solchen beyzuwohnen und traf gerade einen außerordentlich stürmischen Gottesdienst.

Als ich in die kleine Kirche trat, waren nur wenige Menschen da, von denen einige in Gesang- oder Gebetbüchern lasen, einige halblaute Gebete vor sich hinmurmelten, andere summend sangen, andere auf den Knieen beteten und laut weinten, und noch andere mit festgeschlossenen Augen, das Gesicht gen Himmel gewandt, ebenfalls mit bewegter Seele zu beten schienen. Nach und nach füllte sich die Kirche und man fing an ohne Orgel zu singen; indeß ging es mit dem Gesange weit besser, als man voraussetzen konnte, denn die Neger haben sehr viel musikalisches Gehör, was man sehr deutlich in den Häfen hören kann, wo sich die Neger durch ihr richtiges Treffen selbst bey den rohen Schreyliedern, die zum Auspacken gesungen werden, vor den Weißen auszeichnen. Die beyden Lieder, welche gesungen wurden, waren sehr verschieden. Das erste war eine poetische und wohldurchgeführte Vergleichung unserer Seele mit einem Garten voll Unkraut, aus welchem der Gärtner Christus das giftige Kraut ausjäten möchte; das andere war eine widerliche und zuweilen höchst lächerliche Durchführung des Bildes, daß wir Krieger oder vielmehr Soldaten im Dienste Christi seyen, wobey unsere Uniform als weiß, wie das Licht der Wahrheit, und mit Aufschlägen, roth wie das Blut Christi, und mehr dgl., so wie die Uniform des Satans als prächtig und glänzend beschrieben ward. Nun erschien der Prediger, ein Schuhmacher von Handwerk und Bischof, denn diese Gemeinde gehörte zu den bischöflichen Methodisten, welche die Form der englischen Kirche beybehalten haben. Sein Beystand und Vorsänger war ein Kellner; beyde, wie ich von Leuten nachher hörte, die sie kennen, sehr brave Leute. Der Prediger mochte zehn Minuten lang gepredigt und dabey schon mehrere Male so laut gerufen, ja gebrüllt haben, daß ich mir kein höheres Steigen in dieser religiösen Aufwallung denken konnte; auch hatten schon bey den lautesten Ausrufungen einzelne Mitglieder der Gemeinde mit voller Kraft: „O Jesus rette uns!" oder: „Gott, Allmächtiger, erbarme dich!" geschrieen, da fing die Predigt und der ganze Gottesdienst an so wild zu werden, daß es mir unmöglich ist, eine fortlaufende Beschreibung davon zu geben, denn alles ging durcheinander; der Prediger riß durch das wilde Feuer seiner Rede, durch die Gräßlichkeit seiner Bilder oder sein ausschweifendes Gebet die Gemeinde mit sich auf und ab, wie er gerade mehr oder weniger tobte. Und wunderbar! dieses religiöse Feuer das sich dieser ganzen Masse mittheilte, ließ mich selbst nicht kalt. Die Predigt selbst bestand indessen aus zusammengewürfelten Gedanken von Hölle, Sünde, Erlösung. Der Prediger kann nicht lesen und läßt sich daher zu Hause von einem Knaben die Bibel vorlesen; dennoch aber citirte er demungeachtet sehr viel und richtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Wir fanden unterdessen, daß die Neugierde die ganze Stadt in Aufruhr gebracht hatte. Unser Haus wimmelte von Londner Frauen, und mit Zungen versehen, welche, wie Saadi sagt, „das Herz reden, und den Fuß ohne die Mehmandari des Hauptes wandeln lassen," begannen sie eine Art Pilgerschaft zu dem armen Mädchen. Aber, Allah, Allah! welch wundervollen Anblick stellten sie uns armen Söhnen der Gläubigen dar! Wunderbare Augen, ohne Erbarmen, ohne Mitleid! Ich sah Schönheiten unter ihnen, vor welchen unser gesegneter König der Könige (Barmherzigkeit und Friede sey mit ihm!) sich glücklich schätzen würde, auf Händen und Füßen zu kriechen. Sie bekümmerten sich so wenig darum, ob sie gesehen würden, daß es ihnen niemals einfiel, einen Schleyer über ihr Antlitz zu werfen. Arme Franken, dachten wir, auf eine Einzige für das ganze Leben beschränkt zu seyn! Hätte unser göttlicher Prophet seinen Stab hierher gesezt, statt sich in die gesegneten Regionen von Mecca zu begeben, so würde er seinen Nachfolgern sechs statt vier vergönnt haben. Ich für meinen Theil verzehrte mich täglich in Sehnsucht, und was unsern Gesandten betraf, so sahen wir Alle, wo es hinauslaufen würde. Sein Herz mußte wie gebratenes Fleisch werden, ehe ein Monat herum war, und er selbst bald „Majnoon *)" so ähnlich werden, als jemals einer sich bey Wangennahrung und Augenspeise abgezehrt hat.

Tagtäglich kamen sie, um die Cirkassierin zu sehen und brachten allerhand Spielzeug und Geschenke mit; alles aus Mitleid, wie sie sagten, mit ihrer Gefangenschaft und ihrem elendem Sklavenzustande. Einige gaben ihr Bilder, andere Puppen und Bücher. Dilferib war dankbar für ihre Aufmerksamkeit, allein sie ward höchst unwillig, als

*) Der persische Abälard, Leilahs Geliebter.

sie sie zu bereden suchten Strümpfe zu tragen und ihr dieselben sogar mit Gewalt anziehen wollten. Zu ihrem Erstaunen versicherten sie ihr, daß nichts unanständiger seyn könne als mit nackten Beinen zu erscheinen. „Wie!“ rief Dilferib aus, „Ihr legt eine solche Wichtigkeit auf Eure Beine, und doch zeigt Ihr gegen alle Gesetze des Anstandes Euer Gesicht? Wahrlich, wunderbare Begriffe von Anstand müßt Ihr haben! die Beine aller Weiber sind sich gleich; es kann nicht unanständig seyn, sie nackt zu lassen, denn Niemand kann, wenn er sie sieht, eine Frau von der andern unterscheiden; allein das Gesicht, jener geheiligte Theil, geweiht der Schamhaftigkeit allein und dem Auge des Gatten, das Gesicht, das mit der größten Gewissenhaftigkeit bedeckt werden sollte, das laßt Ihr unverschleyert, um von jedem unverschämten Burschen angegafft, getadelt, belacht zu werden. — Allah, Allah!“ sagte die gekränkte Dilferib eines Tages zu einer jungen Frau, welche in sie drang, ein Paar lange baumwollene Strümpfe anzunehmen; „Astafarallah! Allah vergib mir! Seyd Ihr toll? Ist Euer Gehirn verrückt? Laßt mir freye Beine, ein verhülltes Gesicht und die Gnade des heiligen Propheten und sagt nichts weiter. Welch ein sonderbares Mißgeschick hat uns in dieß Land gebracht, wo die Weiber ihre Beine verhüllen und ihr Antlitz aufdecken!“

Bey allem guten Willen der Engländerinnen für Dilferib, gab es doch etwas für uns Unerklärliches in ihrem Benehmen gegen sie. Obgleich alle offen kamen, um sie zu sehen, wollte doch keine behülflich seyn ihre Einsamkeit zu erheitern und ihr Gesellschaft zu leisten. „Wer würde in Gesellschaft mit einer Frau seyn wollen,“ sagten sie, „welche nicht mit dem Manne verheirathet ist, bey dem sie lebt? dieß hieße unsern ganzen Ruf aufs Spiel setzen.“ Eine Person, welcher der Gesandte sehr vortheilhafte Bedingungen machte, wenn sie mit seiner Sklavin leben und sie unterrichten wollte, zeigte sich höchlich beleidigt über einen solchen Vorschlag. Sie konnte auf offner Straße mit Männern spazieren gehn, mit ihnen schwatzen, Männer anstarren, sie beym Arm nehmen, Besuche von Männern empfangen, und Niemand dachte deßhalb schlechter von ihr; allein sie gerieth außer sich vor Wuth bey dem Gedanken, daß sie beschuldigt werden möchte, dasselbe mit einer Person ihres eigenen Geschlechts gethan zu haben, die sich in der Lage der harmlosen Dilferib befand. Nun, und was würden wir von einer solchen Frau in unserem Lande sagen? Man würde ihr die Haare abschneiden, sie verkehrt auf einem Esel mit dem Schwanz in der Hand durch die Straßen der Stadt führen, und dann in die offene Wüste jagen, als wäre sie mit Unreinheit befleckt. So groß ist der Unterschied der Gewohnheiten in verschiedenen Ländern, und wer kann einen Augenblick zweifeln, welche die besten sind, wenn wir folgende Worte in unserm geheiligten Koran lesen: „Sage den gläubigen Weibern, daß sie ihre Augen bewahren und ihre Schamhaftigkeit hüten, und nichts von ihrem Schmucke aufdecken, als was nothwendig erscheinen muß, und laß sie den Schleyer über den Busen werfen und Niemanden ihre Zierden zeigen, es sey denn ihren Gatten oder ihren Vätern rc.

Aber hier, Allah! Allah! unser gesegneter Prophet selbst würde hier einen schweren Stand gehabt haben. Wir armen Fremdlinge, denen jede Frau neu war, die niemals eine als unsere Mutter und gelegentlich unsere Schwestern gesehen hatten, diejenigen unter uns ausgenommen, welche verheirathet waren; wir, die, wenn die Weiber der Schachs ausgingen, genöthigt waren mit Lebensgefahr davon zu laufen und uns zu verstecken, als ob der Tod in den Straßen herumwandelte und uns zu verschlingen drohte; wir hatten da auf einmal eine Welt voll Houris, wie kein Paradies sich jemals rühmen konnte welche besessen zu haben, offen vor unsern Blicken liegen; unsere Augen wurden bezaubert, alle unsere Sinne verwirrt; die größten Schönheiten durften wir ansehen, ohne Furcht vor einem eifersüchtigen Ehemanne, ohne Gefahr gepfählt zu werden. Der Wechsel war zu stark für unsere Natur, und wir schwatzten und träumten von nichts anderem.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lichtbrechung.

O ihr hohen Bergeshüften
Ueber'm schattigen Gefild,
Die ihr in den Faltenklüften
Solches Abendlicht verhüllt,

Seh' ich eure blauen Wände,
Euren lichterfüllten Schooß,
Ist mir doch, zu lesen stände
Drinnen meiner Seele Loos.

Nimmer mögt ihr's mir verhehlen,
Tausendfarbig kann ich's seh'n;
Ueberlaut mögt ihr's erzählen,
Niemand wird es ganz versteh'n.

Dieses ist des Herzens Wonne,
Dieses ist des Herzens Pein,
Daß es kann von keiner Sonne
Ganz und gar durchschienen seyn!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Ich habe Ihnen wohl voriges Jahr erzählt, daß sich einer unserer tüchtigsten Erziehungsmänner, der Professor Humbert, gegen das Theatralische und Eitle der jährlichen Prüfungsfeyerlichkeiten aussprach, daß mehrere Scholarchen deßhalb mit gemeiner Heftigkeit über ihn herfielen und ihn schimpften, statt ihn zu widerlegen. Diese Feyerlichkeit, genannt Promotion, hat nun auch dieses Jahr wieder stattgefunden mit allen Un-

zweckmäßigkeiten, die ihr immer vorangehen. Es ist nämlich nicht die Rede davon die Schüler zu belohnen, die sich im Laufe des Schuljahrs durch Fortschritte, Leistungen, gutes Betragen u. s. w. am meisten ausgezeichnet haben. Was könnte billiger und verständiger seyn? Kurz, vor dem Fest werden den Schülern Aufgaben mancher Art vorgelegt, und wer darin die wenigsten Fehler macht, wird preisfähig und erhält alle die Auszeichnungen des Tags. Wie unzweckmäßig! Wer nur ein ordentlicher Schüler war, und auf den harten Bänken von Tertia, Secunda, Prima Jahrelang herumgerutscht ist, und wem es da sauer geworden, der weiß auch, wie wenig eine Prüfung oder eine Aufgabe über das Wissen und Können und über das ganze Verdienst eines jungen Menschen entscheidet, auf den im Moment des Examens gar manches nachtheilig wirken und ihn zu Fehlern bringen kann, die er in ruhiger Gemüthsstimmung nie gemacht haben würde, und die er am folgenden Morgen selbst nicht begreift.

Die ruhige Mittelmäßigkeit trägt in solchen Fällen gewöhnlich den Preis über das höhere Verdienst des Knaben davon, dessen lebhafte Phantasie schon die Gesichter von Vater, Mutter, Geschwistern, Verwandten und Nachbarn sieht, wenn er keinen Preis erhält, oder nur einen ganz geringen. Gerade dann, wenn der Knabe was werth ist, muß er unruhig und bange seyn. In solcher Stimmung kann er aber nicht mit voller, ruhiger Ueberlegung arbeiten. Er macht eine Menge Fehler, und die Lehrer sagen ihm oft mit wahrem Bedauern, daß sie ihn gar nicht begriffen. In dieser Aeußerung allein liegt schon das Verdammungsurtheil der Methode. Nun kommt das Fest selbst, dessen Aeußerlichkeit und Prunk gewiß nicht günstig für die Gemüther der Knaben ist, zumal wenn dadurch vielleicht ein bitteres Gefühl von erlittenem Unrecht in ihr Herz kömmt; dieß allein schon muß unendlich nachtheilig auf sie wirken. Die Preise bestehen nicht etwa in nützlichen Büchern, sondern in silbernen Medaillen, die an farbigem Bande im Knopfloche getragen werden.

Wie alle Jahre, so war es auch dießmal auf ein Haar. Indessen scheint doch der oben angeführte Streit manchen Leuten, besonders verständigen Eltern die Augen geöffnet zu haben, denn die Kirche war dießmal lange nicht so voll wie sonst. Das Unzweckmäßige des Schulverfahrens und das Nachtheilige des Festes kann auch wohl kaum von denen übersehen werden, die das jugendliche Gemüth rein von allem Einfluß des auf Stelzen gehenden Ehrgeizes und der Eitelkeit erhalten wollen. Es ist doch wahrhaftig nicht genug, daß Calvin im sechszehnten Jahrhundert die Promotion eingesezt und so angeordnet hat, und daß sie ein ausgezeichneter Staatsmann in Genf (der Graf Capodistrias) rühmte, ohne jedoch weiter in deren Prüfung einzugehen. Schreiber dieses kann überdieß versichern, daß der Graf zugab, es könne für junge Gemüther nicht vortheilhaft seyn, wenn den Fehlern und schwachen Seiten der Gesellschaft Einfluß auf sie gestattet werde, und wenn man sie darauf führe, das Gute und Rechte hauptsächlich des äußern Scheins und der Auszeichnung wegen zu thun. Man hat bey den Genfern immer das Haschen nach Belohnung, nach Aeußerlichkeit, Bekannt- und Berühmtwerden bemerkt; sollte dieß nicht von den ersten Schuleindrücken kommen? Eine ruhige, mehrtägige Prüfung in einem Schulhaus vor den Eltern und den Mitgliedern der Akademie, wobey jede verständige Frage gestattet wäre, und hierauf eine Schulfeyerlichkeit ohne Pomp und militärischen Schnickschnack, möchte wohl zweckmäßiger seyn. Dadurch würde die Austheilung von Preis- und Verdienstmedaillen nicht ausgeschlossen, man hüte sich aber sie als eine Art von Dekoration am Bande im Knopfloch tragen zu lassen. Republikanische Knaben können nicht fern genug von solcher Nachahmung gehalten werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Nach dem, was ich im Eingange dieses Berichtes sagte, kann es nicht meine Absicht seyn eine Auseinandersetzung jeder ihrer Darstellungen zu geben; auch ist dieß bereits in den hier erscheinenden Blättern geschehen, und von der Mehrzahl und den Nennenswerthen mit einstimmigem Lobe. Ich berichte also nur, daß Mad. Haizinger, in einem Zeitraume von ungefähr sechs Wochen, achtzehn Abende, und meistens in zwey Stücken aufgetreten ist, daß sie dazu sechs-und-dreyßig Proben bedurfte, und acht neue, ihr ganz unbekannte Rollen einstudirte. Folgen die Stücke: „Liebe kann Alles,“ zwey Mal, „neue Proberollen“ drey Mal, „Kuß und Ohrfeige“ zwey Mal, „Minna von Barnhelm“ zwey Mal, „Turnier zu Kronstein“ ein Mal, „Beichte“ ein Mal, „Rehbock,“ ein Mal, „Nachschrift“ ein Mal, „Vorsatz“ ein Mal, „zwey Worte“ ein Mal, „Martinsgänse“ zwey Mal, „Corsen“ ein Mal, „Mirandoline“ zwey Mal, sämmtlich Lustspiele; „Waldfrevel“ zwey Mal, „Tiroler Wastel“ ein Mal, „Milchmädchen“ ein Mal, „Braut aus Pommern“ sechs Mal, Liederspiele und Vaudevilles; „der Schnee,“ Oper. In allen diesen Darstellungen war das Haus oft überfüllt, meistens voll, und nur ein Paar Mal was man gut besezt nennt; ungetheilt, wenn auch in einigen Stücken größer als in andern, war der Beyfall, und nur drey oder vier Mal wurde die fremde Künstlerin nicht gerufen. Bey ihrer lezten Darstellung aber, wo sie sich in der bekannten Oper, „der Schnee,“ neben ihrem Gatten, als gewandte und liebliche Sängerin zeigte, wurden beyde unter lautem Jubel hervorgerufen; Blumen, Kränze und Gedichte flogen und flatterten auf die Bühne und in das Auditorium, und schon war der Vorhang wieder gefallen, als das begeisterte Publikum lautrufend auf Vorlesung des Gedichtes bestand, welches, nebst einem vollen Blumenkranze, dem gefeyerten Künstlerpaar ein Zeichen allgemeiner Anerkennung war. Herr Meyer mußte das Gedicht lesen, und er that es mit eben so ächtkünstlerischer, d. h. selbst vergessener Liebe, als es mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Dergleichen Vorgänge kann man bereiten, ja sie müssen sogar bereitet werden, um möglich zu seyn; aber so wenig man es wagen darf, in einer so großen Stadt wie Berlin, dem gewöhnlichen Talente einen solchen Triumph zu veranstalten, so gewiß wird das versammelte Publikum eine solche Anmaßung der Einzelnen durch Lauheit zu strafen wissen. Hier aber zeigte sich durch den stürmischen Jubel des gedrängtvollen Hauses, daß die Einzelnen den Gedanken Aller und nicht nur ihre eigene Empfindung ausgesprochen hatten. Schon das vollgedrängte Haus bey dieser lezten Vorstellung des Künstlerpaars, die zugleich ihre Benefizdarstellung war, bewies die große Gunst des Publikums. Gelegentlich will ich hier erwähnen, daß außer dieser Darstellung, deren Einnahme ihnen gehörte, jedes von ihnen fünfzehn Friedrichsd'or für jede Abenddarstellung erhielt, und daß die Direktion überdieß mit kunstehrender Artigkeit ihnen einen silbernen Pokal mit sinniger Inschrift überreichte. Ich erwähne dieß, weil heut zu Tage, und mit Recht, auch das Honorar, welches ein Künstler erhält und eine Direktion gewährt, als Gewicht in die Wage fällt, mit welcher, wenigstens die Menge, ihre Achtung für beyde abwägt.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 165.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Juli 1828.

Ihr Lautenton
Spielt in dem hingegebnen Herzen
Mit süßer Wollust süßen Schmerzen.

Seume.

Josephine.

Das Hochamt war. Der Morgensonne Blick
Glomm wunderbar im süßen Weihrauchscheine;
Der Priester schwieg; nun brauste die Musik
Vom Chor herab zur Tiefe der Gemeine;

So stürzt ein sonnetrunkner Aar
Vom Himmel sich mit herrlichem Gefieder,
So läßt Jehovens Mantel unsichtbar
Sich stürmend aus den Wolken nieder.

Dazwischen hört' ich eine Stimme weben,
Die sanft den Sturm der Chöre unterbrach,
Sie schmiegte sich mit schwesterlichem Flehen
Dem süß verwandten Ton der Flöte nach.

Wer ist's, der diese Himmelsklänge schickt?
Das Mädchen dort, das so bescheiden blickt.
Ich eile sachte auf die Gallerie,
Zwar klopft mein Herz, doch tret' ich hinter sie.

Hier konnt' ich denn in unschuldvoller Lust
Mit leiser Hand ihr festlich Kleid berühren,
Ich konnte still, ihr selber unbewußt,
Die nahe Regung ihres Wesens spüren.

Doch, welch ein Blick und welche Miene,
Als ich das Wort nun endlich nahm,
Und nun der Name Josephine
Mir herzlich auf die Lippe kam!
Welch zages Spiel die braunen Augen hatten!
Wie barg sich unterm tief gesenkten Schatten
Der Wimper gern die leise Schaam!

Und wie der Mund, der eben im Gesang
Die Gottheit noch auf seiner Schwelle hegte,
Sich von der Töne heil'gem Ueberschwang
Zu mir mit schlichter Rede herbewegte!

O dieser Ton, — ich fühlt' es nur zu bald,
Schlich sich in's Herz und macht' es tief erkranken;
Ich stehe wie ein Träumer in Gedanken,
Indeß die Orgel nun verhallt,
Die Sängerin vorüberwallt,
Die Kirche ausbricht und die Kerzen wanken.

E. Moerike.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Dem Gesandten wurde angekündigt, die Königin von England erwarte ihn zur Audienz. Wir sollten die Weiber des Königs der Franken, vielleicht seine Töchter sehen. Ein solches Glück war nur wenigen vorbehalten! „Gelobt sey Allah!“ sagten wir; „wenn die Schönheiten, die wir täglich auf der Landstraße und an den Ecken der Gassen sehen, schon unsre Seele in Fesseln legen, wie groß müssen nicht die Reize derjenigen seyn, welche das Herz eines Königs erobert haben; derjenigen, denen man vielleicht nicht erlaubt, sich gleich andern Weibern den Blikken der Menge auszusetzen.“

Wir wurden von lauter Männern empfangen, nichts verkündete, daß Frauen das Haus bewohnten. Nachdem man uns in Pomp durch mehrere Gemächer geführt, in welchen wir nichts, was irgend ein weibliches Geschöpf

anzeigen konnte, gewahr wurden, spähten wir endlich in der Ferne Weiberröcke aus, und nach und nach erblickten wir einige wunderlich aussehende Frauengestalten, die nach dem, was wir davon wissen konnten, vielleicht Gemahlinnen des Königs seyn mochten, denn nach ihrem Aussehen zu urtheilen, wetteiferten sie, die ohne Zweifel schon zahlreiche königliche Familie mit einem Schach Zadeh oder Prinzen zu vermehren. Wie wir uns ihnen aber näherten, fanden wir, daß wir uns geirrt haben mußten, und wir schlossen demnach, daß das, was unsre Augen auf sich gezogen, nichts als eine höchst sonderbare Art von Kleidung sey; später erfuhren wir, daß sie nur bey Hofe getragen werde, wo keine Frau es wage, sich der königlichen Person zu nähern, wenn sie sich nicht auf diese Weise verunstaltet hatte.

Wir waren nun augenscheinlich am äußersten Rande unserer Hoffnungen. Die Frauen, welche vor uns standen, mochten, wie wir vermutheten, einige der Khanums und Beggums am Hofe seyn, welche die Geschäfte in den Vorzimmern besorgten; allein wie groß war unser Erstaunen, als der Ceremonienmeister den Gesandten zu einer Dame führte, die mit dem Rücken gegen einen großen Spiegel gewendet stand, und diese war, wie wir hörten, die große Banoo des Landes. Was wir auch erwartet haben mochten, alsobald fühlten wir uns von Ehrfurcht und Achtung gegen die erhabene Person, vor welcher wir standen, durchdrungen, weit mehr, als unsern Gedanken nach irgend eine Frau einzuflößen vermögend war. Sie hatte mehr das Ansehen eines Großvezirs als einer Frau. Sie legte dem Gesandten Fragen vor, wie in Persien nur Gelehrte zu thun vermögen, Fragen, welche unsere tiefsinnigsten Schriftsteller in Verlegenheit gesezt haben würden. Es war klar, daß der König von England sehr weise handelte, wenn er bey einer solchen Frau Vorsichtsmaßregeln und Wachen für überflüssig hielt, wie wir sie in unserm Harem veranstalten, denn mit ihrem Verstande wäre sie wohl fähig gewesen ein Königreich zu regieren, wievielmehr sich selbst. Als der Gesandte den ihm anvertrauten Brief der ersten Gemahlin des Schach übergab, fragte die Königin, ob die Banoo ihn eigenhändig geschrieben? Ich sah Schamröthe das Antlitz des Gesandten bedecken, denn ach! das Schreiben gehört nicht zu den Talenten einer persischen Dame; was sollte er also sagen? er war genöthigt zu gestehen, daß es von dem großen Moonschee des Reichs geschrieben worden; als die Königin die Uebersetzung las, lächelte sie; geschah dieß aus Bewunderung oder aus einer andern Ursache? dieß mußten wir dahingestellt seyn lassen.

Sie betrachtete dann die Geschenke und richtete ihre Aufmerksamkeit besonders auf den vollständigen persischen Frauenanzug. Die Schönheit der Stickerey, die Pracht des Stoffs und der Glanz des Goldes und der kostbaren Steine, womit er verziert war, schienen ihre Bewunderung zu erregen. Sie war begierig sich jedes Stück erklären zu lassen, und alle Weiber in dem Zimmer drängten sich um den Gesandten, als er zeigte, wie man es anlegen müsse. Sie machten manche Bemerkungen über die Jubbehs und Jacken; als sie aber zu den Beinkleidern kamen, vermochten sie kaum ihrem Muthwillen, obgleich er durch die Gegenwart der Königin gedämpft war, Gränzen zu setzen. Sie sahen einander an, und dann wieder die Zeer Jumehs; sie vermochten den Ausbruch ihrer Fröhlichkeit nicht zurückzuhalten. Steif von Brokat und mit Baumwolle ausgestopft, stand der Gegenstand ihres Erstaunens aufrecht in der Mitte des Zimmers und bildete in der That einen höchst auffallenden Gegensatz mit den fliegenden Kleidern der fränkischen Frauen. Ein Arac Gir *) erregte große Bewunderung wegen der mühsamen Näthereу, und alle gegenwärtigen Personen waren begierig zu wissen, wie eine so kleine Mütze auf dem Scheitel festsitzen könne; allein sobald die Kopfnadeln zum Vorschein kamen, fand sich diese Schwierigkeit gelöst. Einige prachtvolle Lahafs oder Polster erhielten den Beyfall der Königin, wie auch die Kaschemir-Shawls und der Sammt von Ispahan.

(Beschluß des zweyten Abschnitts.)

*) Eine Kappe, wörtlich ein Auffanger des Thaues.

Bilder aus Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Wie soll ich aber nun ein nur einigermaßen deutliches Bild von dem wilden Tumulte des Gottesdienstes der Methodisten entwerfen? Oft stieg der Prediger in Bildern und mit seiner Stimme so hoch, daß ihn beyde zulezt verließen, und dann brüllte er mit gen Himmel gestreckten Händen, ohne irgend einen artikulirten Ton mehr hervorzubringen; nun greift er erschöpft nach einem Kruge Wasser, trinkt, schreyt wieder, endlich aber sinkt er völlig ermattet nieder und seine Ueberspannung löst sich auf dem natürlichen Wege in Thränen auf. Dabey hat die Gemeinde bey jedem höhern Klimax ebenfalls lauter gerufen: „Gott, Allmächtiger sey bey uns!“ oder dgl. So z. B. rief der Prediger einmal: „Was denkt ihr von der Hölle?“ Allgemeines Wimmern. „Zehn Jahre ohne Essen.“ Viele: „O Gott, erbarme dich!“ — „Zwanzig Jahre ohne Trinken.“ Viele: „O Christus, errette mich!“ — „Tausend Jahre ohne Freund!“ — „Himmlischer Vater, erlöse uns!“ — Zehntausend Jahre in dem feurigen Ozean zu pflügen!“ Jedesmal schreyt die Gemeinde lauter. „Millionen Jahre auf dem Meeresboden und ein Felsen auf

Eurer Brust!“ — „Ich sinke, ich sinke, Hülfe, Hülfe!“ Endlich ruft der Prediger: „O daß ich Posaunen hätte, euch die Worte in die Ohren zu schreyen! Heute brennt mir der Geist Gottes im Innern, wahrhaftig wie nie vorher.“ Und eine alte Frau schreyt: „Mir auch, mir auch!“ jezt stürzt sie in Krämpfen auf die Erde, fängt an irre zu reden und zu schreyen. Ein gräßlicher Anblick! Aber der Prediger bleibt ganz still, bis sie wieder aufhört zu schreyen, und nun geht es wieder von vorne an. Hier saßen welche, die mit zugedrückten Augen laut, doch unverständlich beteten und dabey mit den Füßen stampften; dort saßen Andere, die mit dem Ausdrucke gänzlicher Ergebung mit dem Kopfe unaufhörlich hin und her wackelten; da weinten Greise, daß ihnen die Thränen ununterbrochen über die runzlichen Wangen flossen, da schrieen welche: „Ich bin verdammt, verdammt;“ da rauften sich einige das Haar, andere kreischten laut auf und viele murmelten wie in Angst vor sich hin. Wohl drey bis vier Mal stieg und fiel so dieser religiöse Rausch. Nun aber wurde der Prediger so wild, und ich übertreibe nicht, denn dieß wie die ganze Erzählung ist wörtlich wahr, daß er die Kanzel faßte, sich hoch aufschwang, mit den Füßen ausschlug, dann auf die Bank sprang, die in der Kanzel steht, und wie unsinnig umherstampfte. Da wurde Alles wahnsinnig; einige fielen zuckend auf die Bänke, die meisten aber liefen umher und riefen: „Der Teufel, der Teufel!“ Ich traue diesen Menschen, wie sie jezt waren, alles zu. Mir kam der Gedanke, wie, wenn nun der Prediger mich als den Satan bezeichnete, da ich der einzige Weiße und Wohlgekleidete in der Versammlung war? Sie wären fähig gewesen mich zu zerreißen. Ich sprang auf eine Bank und hielt mich auf Alles, was da kommen mochte, gefaßt. Vielleicht hast du bereits gelacht, und dieß kommt daher, daß in der Darstellung wilder oder auch nur leidenschaftlicher Momente häufig etwas Lächerliches liegt, wenn auch der Gegenstand selbst nicht lächerlich ist. Wenn ich dir erzählen wollte, wie ich in Rom den Kapellmeister Baini bey Aufführung der Sixtinischen Musik habe vor Entzücken zurück und in die Arme zweyer Sänger fallen und bey neueintretender Musik wieder auffahren sehen, du würdest auch vielleicht lachen. Aber es war sehr schön, ernsthaft, so wie dieser Gottesdienst gräßlich ernsthaft war. Ich habe nun einen deutlichen Begriff von dem religiösen Wahnsinne der Alten bey einigen ihrer Feste. Dieser methodistische Gottesdienst war eine wahre christliche Bacchanalie, wo die Weiber in religiösem Wahnsinne umhertaumelten. Sie sind Wollüstlinge in der Zerknirschung und schwelgen in dem Gefühle der Sündhaftigkeit. Ich hatte früher nur einmal etwas Aehnliches gesehen; es war in Neapel zur Zeit des Festes des heiligen Januarius, als sein Blut nicht fließen wollte. Da sah ich auch zwey Frauen vor dem Altare, auf welchem die Flasche mit dem Blut stand, auf den Knieen liegend, wie wahnsinnig den Heiligen so wild anrufen, daß sich schwer sagen ließ, ob sie beteten oder fluchten. Bey den vielen Unterabtheilungen und Abstufungen der großen Methodistensekte paßt obige Beschreibung natürlich nicht genau auf alle Methodisten, doch bleibt das Aufgeregte, Leidenschaftliche, namentlich in den Gebeten, die bald laut gerufen, bald weinend gesprochen werden, und immer mit einem ganz besondern, gedehnten und zitternden O Lord! (O Herr!) reich ausstaffirt sind, allgemeiner, durchgreifender Charakter.

Als ich mich noch kaum von dem bacchanalischen Christengottesdienste erholt hatte, ging ich am Nachmittage in eine Quäkerversammlung; denn man hatte mir gesagt, daß wahrscheinlich einer ihrer besten Redner predigen werde. Ich kannte die Armseligkeit des quäkerischen Gottesdienstes, aber wahrscheinlich wäre sie mir nicht so grell erschienen, hätte er nicht mit dem, was ich heute Morgen gesehen, im Gegensatze gestanden. Ein treues Conterfei der platten Wirklichkeit hätte eine treffliche Karikatur abgegeben. Jeder Mensch, der lange Zeit stille sizt, ohne zu reden oder seine Aufmerksamkeit auf etwas Aeußeres zu richten, wie z. B. beym Anhören einer Rede geschieht, nimmt nach und nach eine dumme Miene an. Die Gesichtsmuskeln haben nichts zu thun und erschlaffen nach und nach, so daß sie dem Gesicht keinen Ausdruck lassen, selbst den nicht der stillen Ruhe wie im Schlafe, da nach dem Gesetz der Schwere der Kinnbacken etwas herunterfällt, so wie die Augenlieder und einige andern Muskeln. Daher kömmt es denn, daß du in einer Quäkerversammlung ein Museum von dummen Gesichtern findest; und doch sind unter ihnen gewöhnlich nur sehr wenige Dummköpfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Es bleibt mir nur noch übrig zu berichten, wie in Kennerkreisen über die erneute Erscheinung der Mad. Haizinger, und zwar im Allgemeinen, geurtheilt wurde. Man fand, daß diese Künstlerin bedeutende Fortschritte in ihrer Kunst gemacht habe; ein gewisses Bereitetes (Appretirtes), was man ihr früher vorwarf, habe sie ganz abgelegt; dahin gehört z. B. ein Spiel oder Spielen mit dem Publikum, welches sie jezt nur da anwendet, wo es in einigen Lustspielstellen unbedingt eintreten muß, um hier eine starre Eisgränze zwischen Parterre und Bühne in wallende, überfließende Wogen zu verwandeln; sie thue dieses mit Maß und Anmuth, und so habe sie eine höhere Naivetät erreicht, als jenes Gurli- und Suschenwesen, das man gewöhnlich so nennt, und das sie jezt getrost den jüngeren und werdenden Talenten überlassen dürfe. Man fand, daß es ihr zum Vortheil gereichte, auf dem Königstädter Theater zu spielen, weil diese Bühne kein Trauerspiel geben darf, und das Tragische nicht zu dem eminenten Talente dieser Schauspielerin gehöre. Ich, und mit mir ei-

nige gleichgesinnte Freunde, wir sind dieser Meynung nicht. Bey anderer Gelegenheit werde ich mich einmal ausführlich hierüber aussprechen; jezt kann ich meine Ueberzeugung nur andeuten, wenn ich sage, daß Mad. Haizinger schwerlich im Stande seyn wird die Phädra zu spielen, wohl aber die Lady Makbeth, schwerlich die Braut von Messina, wohl aber Ophelia; ich sage; „schwerlich," denn das ist eben die Eigenschaft eines siegenden Talentes, daß es alle solche theoretischen Berechnungen zu Schanden macht, und selbst da Staunenswerthes leistet, wo man es am wenigsten erwartet. So erwartete man keineswegs Mad. Haizinger als Sängerin auftreten zu sehen, und war doch schon am ersten Abend höchlich überrascht, mit welchem Geschmack, mit welcher Anmuth und wie charakteristisch sie die Lieder der Troubadourscene in den „neuen Proberollen" vortrug; späterhin bey einer grösseren und sehr charakteristischen Gesangsscene in „der Braut aus Pommern." *) erkannte man, welch einen vortrefflichen Lehrer sie in der Person ihres Gatten gefunden hatte; endlich aber in der Oper: „der Schnee," mußte ihr der Neid selbst den Namen einer höchst lieblichen Sängerin zugestehen; und ich kann es bezeugen, daß ein in ganz Europa berühmter Komponist, von ihrem dramatischen Gesange entzückt, unaufgefordert ihr das Versprechen gab, eigends für sie eine Oper zu schreiben und ihren Part dem Umfange ihrer Stimme gemäß zu setzen. Man fand, nachdem ihr Gastspiel beendet war, daß sie auf der königsstädter Bühne Gelegenheit gefunden habe, den ganzen Umfang ihres Talents (das hochtragische ausgenommen) zu zeigen. Die Fülle desselben, so wie ihr Fleiß, ihr Gedächtniß und selbst die physische Kraft, so unausgesezte Anstrengungen zu ertragen, wurden bewundert. Man wollte, weil dieß immer auf Abwege führte, nicht vergleichen; man könnte selbst zugeben, daß einzelne Scenen, ja einzelne Rollen, von den im Eingange dieses Berichts rühmlich erwähnten Künstlerinnen besser dargestellt werden könnten, aber man könnte sich nicht verläugnen, daß eine Schauspielerin, die heute im feinen, morgen im chargirten Lustspiel, bald als dümmliches Landfräulein, bald als Dame aus der feinen Welt, nun in einem Schubladenstück, nun in einem Melodram, im Liederspiel und in der Oper, kurz in allen Gattungen an ihrem Platz ist, und das Publikum zu lautem Beyfall hinreißt, daß eine solche Schauspielerin, wenigstens hinsichtlich der Vielseitigkeit, mit jeder andern, und zwar siegend in die Schranken trete. Und doch hat diese Künstlerin zwey ihrer gelungensten Rollen hier in Berlin nicht gespielt, zwey Rollen, in welchen die berühmte Mars ihr Vorbild war: die Blinde in Clementine, und die junge Frau im Tartüffe. Dieser thatsächliche Bericht ist der strengen Wahrheit gemäß, wenn gleich mein und meiner Freunde Urtheil, wie jedes andere, ein irriges seyn kann. Ueber das großartige Talent des Hrn. Haizingers zu berichten, muß ich dem Musikkenner überlassen, und sage nur, daß er dreyzehn Mal bey gefülltem Hause mit rauschendem Beyfall gesungen hat.

Ludwig Robert.

*) Ich kann nicht umhin hier über den Verfasser dieses Vaudevilles, über Herrn Angely, einige Worte zu sagen. Höchst ungerechterweise streiten ihm einige Kritiker alles Dichtertalent für die Bühne ab, indem sie nichts weniger wollen, als daß er ein Scribe ein Schiller oder Shakespeare seyn soll. Dergleichen kuriose Ansprüche macht die praktische Kritik der Franzosen nicht. Herr Angely weiß es sehr wohl und sagt es mit bescheidenem Selbstbewußtseyn, daß ihm die Gabe der Erfindung nicht ward. Aber wer hat, wie er, französische Kleinigkeiten so glücklich lokalisirt und auf deutschen Boden verpflanzt? Sein „Fest der Handwerker" ist durchaus etwas anderes geworden, als das französische Original, und die beste Lokalposse, die Berlin je sah. Dieß beweisen wohl dessen dreyßig Darstellungen während eines halben Jahrs, dieß beweisen viele seiner Bearbeitungen, und wenn ihm auch hie und da etwas mißlingt, so könnten sich seine Tadler doch gratuliren, wenn sie im Stande wären nur ein Stück zu schreiben, das dreyßig Vorstellungen erlebte.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Dießmal hatten die Preisschüler zu Ende des Feyertags ein wahres Fest. Der hier anwesende Kunstreiter Avrillon, der sich auf französische Weise premier écuyer de la France nennt, und als solcher täglich einigemal auf die Nase fällt, hatte an Alle Eintrittskarten für seinen Cirque olympique vertheilen lassen. Man sieht, der Mann ist schon einige Zeit in Genf und hat da was gelernt, er spekulirt schon nicht schlecht, denn die Artigkeit für die preistragenden Knaben führt unfehlbar ihre zahlenden Eltern und Geschwister herbey. Dieser olympische Cirkus ist übrigens eine runde Bretterhütte, wo auf ziemlich engem Raum abgerichtete Pferde nach der Trommel herumgallopiren, alt und jung tanzt und springt' Hanswurst überdieß seine Späße und Wortspiele macht, z. B. Quelle différence y a t il entre une serrure et les Dames de Genève? C'est que la serrure est pleine de vices et les Génevoises pleines de vertus.

Der Juni ist bey uns eine Reihe von Schautagen und Festen. Dahin müssen auch die Manövers der Nationalgarde gerechnet werden, denn sie sind eine wahre Volksangelegenheit, an der Groß und Klein, Vornehm und Gering Theil nimmt. Der junge Mensch hofft auf die Zeit, wo er sich in schmucker Uniform und Waffen zeigen, Aufsehen machen, und ein Bischen rennomiren kann, was man hier blaguer nennt. Aus ferner republikanischer Zeit weiß sich das Mütterchen den Tag und die Stunden zu erinnern, wo dieser und jener nach Plain-Palais zog, wo sie denn noch hinziehen, und wo sich jezt der Herr Sohn mit Ober- und Untergewehr bewegt. Unter den breiten Akazien und Kastanien, die den weiten Rasenplatz umgeben, sind Tische und Bänke in Menge aufgestellt, und darauf wird aus großen Körben aufgetragen, was nur des Menschen Herz erfreuen kann. Die Frauen und erwachsenen Töchter sind geschäftig und auf die Hauptsache bedacht, wiewohl leztere bisweilen auch nach den Uniformen schielen, die Buben und kleinen Mädchen aber haben mancherley im Sinn, denn ihre Aufmerksamkeit ist zwischen den guten Sachen auf dem Tisch und zwischen den blinkenden Flinten, den krachenden Kanonen und den langen Soldatenreihen getheilt, wo sie den Vater herausfinden wollen. Endlich, wenn sich die Truppen sattsam hin- und hergeschwenkt haben, und vor- und rückwärts gerückt sind, auch mit Hörnern, Trommeln und Kanonen zur Genüge hantiert haben, wird die große Pause gemacht, die immer eine Stunde dauert. Während nun Syndiken, Staatsräthe, fremde Prinzen, Offiziere und Herrn unter dem großen Zelt schmaußen, und sich mit obligaten Redensarten langweilen, zieht der Füselier und Grenadier unter den grünen Laubgängen bey den Seinigen ein, die ihn frey und froh empfangen. Tschako, Patrontasche und Säbel wird schnell abgelegt und ans Werk gegangen, bey dem die Kleinen Anfangs redlich helfen, hernach aber bey den Kanonen verkehren, oder bey den zusammengestellten Flinten ab- und zugehen. Die kleinen geputzten Mädchen spielen und tanzen nun auf dem grünen Rasen, den vorher die Pelotons zertraten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 11. Juli 1828.

Der Weltgeist.
Du siehst ihn nicht im Lichte, hörst ihn nicht
Im Schall; der Unsichtbar', der Unhörbare
Er macht dich sehn und hören, fühlen, denken;
Er denkt in dir, du bist nur sein Gefäß.

Herder.

Kaspar Hausser, der Naturmensch.

Nach Beobachtungen vom 1. Juli 1828.

Der junge Mensch, über welchen nachfolgende Beobachtungen gemacht worden sind, kam gegen Ende Mai's dieses Jahrs mit einem Führer, welcher von der Stadt sich entfernte, und denselben allein hineinschickte, nach Nürnberg, wohin er außer seiner ärmlichen Kleidung nur einen Brief brachte, in welchem gebeten wurde, ihn zum Kavalleristen zu machen. Aus den wenigen Worten, die er vorzubringen wußte, erkannte man, daß er bis zu seinem Abgang nach Nürnberg ohne irgend eine Abwechslung, auch ohne Ahnung der äußern Welt durch das Gehör, in einem engen Gemache, nur von einem einzigen Menschen spärlich gepflegt, seine Zeit zugebracht hatte. Da eine solche Erscheinung zu den allerseltensten gehört, und in dieser Hinsicht schon oft ein Traum der Phantasie an die Stelle der Erfahrung gesezt worden ist, so glaubte man die nachfolgenden Beobachtungen aufbewahren zu müssen. Eine Täuschung durch Verstellung des Individuums wird durch seine Kindlichkeit und Originalität, so wie durch die Menge der Beobachter undenkbar.

Er war seit dem 27sten Mai in Nürnberg, war in den fünf Wochen bis zum ersten Julius mit vielerley Personen stets in Verkehr gewesen, und hatte bereits nach seiner Weise sehr viel gelernt. Doch sonderte sich das Gelernte, die neuen Wörter ausgenommen, von seinem frühern geistigen Besitze dadurch, daß er von jeder erst in Nürnberg erkannten Sache angab und hinzusezte, wer sie ihm gezeigt, bey wem er sie zuerst gesehen habe. Er erschien als ein Mensch von wohl zwanzig Jahren, wenn man die ausgebildeten breiten Schultern, und den auch schon an den Wangen keimenden Bart betrachtete; sein Gang war mühselig, besonders dadurch, daß er die Kniee noch nicht gehörig biegen gelernt, wodurch das Treppensteigen ihm am beschwerlichsten war. Seine Gesichtsfarbe war gut, seine Hände vollkommen ausgebildet. In der Sprache merkte man schon den Einfluß dessen, was er hier gelernt hatte, nicht nur dem Wortreichthum, sondern auch der Aussprache nach. Vornehmlich ist ihm von Hause aus das Aussprechen des e n bey den Endsylben nicht eigen, wohl aber hier durch den Umgang mit Personen, welche mehr die Schriftsprache gebrauchen, mitgetheilt worden. Seine Sinne sind nicht sowohl ausgebildet als empfindlich. Das Auge, welches niemals bis zur Reise hieher eine weitere Entfernung, als die von wenigen Schuhen maß, ist matt dem Ansehen nach, ohne ihm jedoch den Dienst zu versagen. Nicht nur bey grellen Tönen, wie beym Knall einer Peitsche, sondern auch beym feinern Schlage einer Repetiruhr drückte sich die heftige Afficirung seiner Gehörnerven durch das Zucken der Gesichtsmuskeln aus. Deßgleichen machten Blumendüfte und der Geruch einer Pomeranze einen widrigen Eindruck auf ihn; er deutete auf die Stirne über der Nase und sagte, daß es ihm hier weh thue. Ebenso finden seine Wärter, daß sein

Geschmacksinn außer Wasser und schwarzem Brod alles zurückstößt und als unangenehm verwirft. Nur das Auge scheint schon früher, ohne Zweifel durch sein Spielzeug, sich zum sinnlichen Wohlgefallen entwickelt zu haben, welches seit seinem hiesigen Aufenthalte durch die Menge der neuen Gegenstände, die er kennen gelernt hat, sich täglich mehrt. Geruch- und Geschmacksinn kennen bey ihm nicht das Angenehme und das Unangenehme in seinen verschiedenen Abwechslungen, sondern nur das Unangenehme und dessen Abwesenheit oder Entfernung; denn er ißt auch nach seines hiesigen Begleiters Aussage nur nach dem Bedürfnisse des Hungers, und nicht zu bestimmten Zeiten, und zwar nur schwarzes Brod, wie er auch blos Wasser trinkt. Sein Gehörsinn hat das Angenehme erst hier kennen gelernt und mit Begierde ergriffen. Er ist fleissig am Klavier, verwirft aber den Gesang, indem er sagt, man solle nicht so laut schreyen. Am meisten ausgebildet oder am reizbarsten scheint sein Tastsinn, da er, ohnedieß zur größten Reinlichkeit gewöhnt, den Staub wegen seiner Kleider ängstlich vermeidet, und mit dem Petasten durch die Hände dem noch ungeübten Auge zu Hülfe kommt, bevor er sich z. B. auf einen Sessel niedersetzt. Sein Sprachreichthum, welcher bey seiner Hieherkunft in ganz wenigen Wörtern bestand, ist bereits sehr angewachsen. Jedoch braucht er den Infinitivus im Präsens statt aller übrigen Formen und Zeiten des Verbums, und arbeitet mit beyden Händen, um seine mangelhafte Rede zu ergänzen und ihr fortzuhelfen. Unter seinen Geisteskräften herrscht das Gedächtniß jetzt vor, vereinigt mit einer ungemeinen Aufmerksamkeit in Beobachtung äußerer Dinge, welche sich hinwiederum bey dem, was er selbst thut oder treibt, z. B. beym Stricken oder Klavierspielen, als eine alles Andere ausschließende und vergessende Richtung auf den einzigen Gegenstand zu erkennen gibt. Er behält in der Regel alle Titel und Namen von Personen, von Thieren und von Sachen, wie man sie ihm angegeben hat, und ohne dieselben zu verwechseln, wiederholt auch Regeln der Höflichkeit und andere abstraktere Dinge, wie er sie von Andern empfangen hat, und zwar nie ohne Angabe seiner Autorität. Man kann an ihm wahrnehmen, wie die menschliche Erkenntniß mit dem Glauben und nicht mit der Kritik anfängt. Er verlangt Alles von Andern zu lernen, und glaubt unbedingt demjenigen, welcher ihm zuerst von dem vorhandenen Gegenstande etwas sagt. Vergleichung und Zweifel steigen ihm erst durch widersprechende Mittheilungen über denselben Gegenstand auf, und er verwirft solche Mittheilungen anfangs geradezu, indem er sich auf die erste Autorität beruft. Aber auch diejenigen werden durch ihn widerlegt, welche mit alten und neuen Philosophen behaupten, es müsse der Eindruck eines Menschen, welcher aus steter Einkerkerung von der Geburt an plötzlich in die reichgeschmückte Welt heraustrete, ein religiöser Eindruck seyn. Dieser sucht alle Einzelheiten, welche ihm aufstoßen, kennen zu lernen; er denkt an keinen Zusammenhang, keinen Ursprung, keine Einheit des Ganzen. Er hat für jetzt das Bedürfniß, Vorstellungen in sich zu sammeln; man sieht an ihm deutlich, daß der Mensch im Naturzustande erst eine Menge von Sachen sich zu eigen machen muß, bevor er nur einigermaßen zur Vorstellung unsichtbarer Kräfte aufsteigen kann. Bey ihm ist noch Alles Glauben und Wissen durch den Glauben; sein einförmiges Leben in einem engen Gemache von nur etwa sechs Schuh Höhe, gleicher Länge und verhältnißmäßiger Breite, wo ihm Holzstöße den Blick aus dem einzigen engen Fensterloche versperrten, wo er nichts sah und hörte als die Person und Stimme seines Wärters, der ihm gewöhnlich erst mit einbrechender Finsterniß sein Wasser und sein Brod brachte, hat keinen Begriff von vergangener Zeit und Zukunft in ihm erwachen lassen, weßwegen ihn Jedermann vergebens fragt, wie lange er eingesperrt gewesen. Er kann deßwegen auch nicht vom ersten oder zweyten Tag seiner Reise, sondern nur vom Hellwerden und Finsterwerden sprechen, und hat überhaupt noch keine Vorstellung von Auseinanderfolge der Begebenheiten, so daß alles noch in seinem Kopfe als gleichzeitig in der Gegenwart erscheint. Er hat keinen Begriff von Recht und Unrecht. Daß er geschlagen wurde, wenn er in seinem Kerker sich auf die Füße stellte oder mit seinen zwey hölzernen Pferdchen ein Geräusch machte, erzählt er mit schmerzlicher Geberde, aber nur als ein Mißgeschick, nicht als ein Unrecht auf seiner oder des Schlagenden Seite. Durch das Mitgefühl, welches doch nur durch die Vorstellung eigener Empfindungen erwacht, ist in ihm eine tiefe Abneigung gegen alles Zerbrechen und Zerstören entstanden. Als er auf eine Rose wies, welche schon ganz verwelkt war, und man diese abblätterte, mißbilligte er es stark, und hieß sie n i c h t b r e c h e n. Als man ihm ein Gebäude zeigte, welches man abzutragen begonnen hatte, tadelte er auch das Einreißen des Hauses. Aber da man ihn fragte, ob er denn nicht auch seine alten Kleider gerne abgelegt und die neuen, von dem Herrn Bürgermeister geschenkt, angezogen habe, und da man ihm auf seine Bejahung sagte, daß es mit dem Hause eben so gemacht werde, so billigte und lobte er es, daß man es n e u u n d s c h ö n mache. Merkmale aufzusuchen, woran er die Aehnlichkeit oder die Unähnlichkeit der Gegenstände wahrnehmen möchte, ist er ganz begierig. Noch ist in Hinsicht auf seine Sinnenentwicklung zu bemerken, daß er die verschiedenen Eindrücke des Widrigen d e r A r t nach nicht unterscheidet, sondern vom Brennen eben so wie vom allzustarken Geruche sagt: es thue weh. Als man ihm in der Küche das brennende Feuer zeigte, erzählte er mit schmerzlichem Ausdruck des Gesichts, daß er es beym Vater (so nennt er den Mann, bey welchem er hier wohnt) ange-

faßt, daß es ihm weh gethan, und daß der Vater ihm gesagt habe, man dürfe es nicht anfassen.

R.

Bilder aus Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Viele Quäker scheinen die himmlischen Erscheinungen wie Jakob zu erwarten, nämlich im Schlafe, denn ich habe in jeder Quäckerversammlung Schlafende gefunden; indeß Lichtenberg bot ja auch in Deutschland zweyschläfrige Kirchenstühle aus. Andere sitzen mit einem Gesicht da, auf welchem die Langeweile ihren bleiernen Thron sichtbarlich aufgeschlagen. Einige junge Quäcker, die, so viel es sich nur irgend thun lassen will, dem Quäckerthum in der Tracht entwischen, und den altfränkischen Rock mit der Mode zu verbinden suchen, sehen sich wohl um, ob sie nicht unter den gegenübersitzenden Mädchen ein Gesicht erlauschen können; denn wenn diese still sitzen, so kann nur der gerade vor ihnen Stehende den Boden ihrer mit Scheuklappen versehenen tütenförmigen Hüte entdecken, ich meyne ihr Gesicht, es sey denn, daß eine schöne Quäckerin, und es gibt viele hübsche Mädchen unter ihnen, auch ihren Hut modernisirt und seine Oeffnung so weit ausgedehnt hat, daß man eben noch sehen kann, es solle ein Quäckerhut seyn. Unglücklicherweise wurde heute kein „Freund vom Geiste bewegt," wie sie es nennen. Es blieb Alles still; dann und wann ein Räuspern, ein kleines Schnarchen, ein unruhiges Kind, das war alles, was ich Profaner heute in diesen kahlen, kalten vier Mauern zu hören bekam. Erst philosophirte ich, dann ärgerte ich mich, dann schlief ich ein, dann ging ich nach Haus. Wer in Lagen gewesen ist, wo er ohne Bücher, Umgang und Augenreiz, wie im Gefängnisse, ganz auf sein Nachdenken oder die Spiele der Phantasie beschränkt war, wird wissen, wie schwer es einem selbst an Nachdenken gewöhnten Geiste wird, sich nur eine Stunde lang in konsequentem Denken fortzubewegen. Es ist sehr schwer und sezt einen durchaus gebildeten Geist voraus. Ist aber von Anschauungen und religiösen Betrachtungen die Rede, in welchen sich Nachdenken und Gefühle mischen, so ist ein nur etwas geregelter Gang des Geistes längere Zeit hindurch noch schwerer, ja nicht im mindesten im Bereiche unseres Willens. Wer zügelt das wilde Roß der Phantasie? wer kann sagen, zu welchen verkehrten Bildern, ja zu welcher Tollheit unser Geist gelangt, sobald wir ihn von der Außenwelt abschneiden? Wer hat je die Bilder des Gedächtnisses in seiner Gewalt gehabt, daß es ihm nicht plötzlich nach dem heiligsten Namen einen Narrennamen ins Ohr raunt? Ich zweifle nicht, daß die Form des Quäkergottesdienstes dem Stifter Fox als Individuum am besten zusagte; er konnte am lebendigsten in ihr leben, und er und seine nächsten Umgebungen waren begeistert; da ging die Sache, hätte er aber Goethen lesen können, so hätte er gelernt, daß Begeisterung keine Häringswaare ist, die sich einpökeln läßt. War der Morgengottesdienst spanischer Pfeffer in Branntwein gekocht, so war der Nachmittagsgottesdienst dreymal verdünnte Wassersuppe.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Anfangs Juni.

Unsere Kaiserstadt, die jüngst noch das Bild des gewühlvollsten Lebens darbot, ist seit einigen Wochen durch den Abgang der kaiserl. Familie, der ersten Hof- und Staatsbeamten und sämmtlicher Garderegimenter sichtlich verödet worden, und wird es nun durch die eingetretene herrlichmilde Frühlingswitterung, welche die übrige Bevölkerung der Residenz auf die nahen Landsitze lockt, täglich noch mehr. Vom Kaiserhause verließ uns zuerst die Großfürstin Helena. Am ersten Mai begann sie ihre Reise ins Ausland, einzig zur Wiederherstellung ihrer zerrütteten Gesundheit, begleitet von ihrer ältesten Tochter und einem ansehnlichen Hofstaate; sie reist über Warschau und Dresden ins südliche Deutschland, Frankreich und Italien, und diese Reise dürfte sie länger denn anderthalb Jahre von uns entfernt halten. Eine Woche später verließen uns innerhalb wenigen Tagen der Kaiser, der Großfürst Michael und die Kaiserin Alexandra; die Kaiserin Mutter, welche von den ältern Gliedern der Familie allein hier zurückgeblieben ist, residirt schon seit einigen Wochen mit ihren Enkeln auf dem reizenden Sommersitze Pawlowsk. Die Garden, der Inbegriff unserer gebildeten höhern jungen Welt, die gewiß viel zu dem Reize der gesellschaftlichen Unterhaltung beytragen, verließen uns schon in der lezten Hälfte des April, und somit ist in allen öffentlichen und Privatzirkeln unsers Lebens eine fühlbare Stille eingetreten. Eine Menge Individuen begeben sich jezt überdem ins Ausland, dieß geschieht zwar jedes Frühjahr bey Eröffnung der Schiffahrt, doch dieses Jahr bemerkt man eine weit größere Zahl von Abreisenden denn sonst, woran wohl vorzüglich die jezt zwischen Petersburg, Lübeck und London eingerichtete Fahrt des englischen Dampfboots: König Georg der Vierte, Schuld ist. Schon haben sich, da man das Boot täglich erwartet, und es dann bis zum Spätherbst jeden Monat einmal abgehen wird, zu der ersten Fahrt bey dem hiesigen Kommissionär des Dampfboots, dem Baron Stieglitz, gegen hundert Passagiere gemeldet. Dennoch findet man hier allgemein die von dem Entrepreneur, für die Ueberfahrt der Passagiere festgesezten Preise übermäßig theuer. So zahlen die, welche sich auf demselben bis Lübeck einschreiben, für den ersten Platz 15 Pfund Sterling, (375 Rubel in Papier), für den zweyten Platz 10 Pfd. Sterling (250 Rubel Banco); darin ist freylich gute Beköstigung auf dem Wege, und die Verpflichtung einbegriffen, den Reisenden in vier bis fünf Tagen an Ort und Stelle zu schaffen; doch kann man denselben Zweck ungleich wohlfeiler erreichen, wenn man dahin mit einem gewöhnlichen Lübecker Schiffer abgeht, der nur zehn Dukaten für einen Platz in der Kajüte fordert. Diese ungewöhnlich hohen Preise werden dazu beytragen, daß dieses löbliche Unternehmen

wieder in Stocken geräth. Um dieses drückende brittische Monopol abzuschaffen, und dennoch eine stetige, bequeme Kommunikation mit Deutschland und dem übrigen Europa zu erhalten, wäre zu wünschen, daß sich bey uns selbst für diesen Behuf eine Aktienkompagnie gleich der der Diligencen, die einen über alle Erwartungen glücklichen und selbst gewinnreichen Erfolg hat, bildete.

Seitdem die Pariser Akademie der Wissenschaften im Jahr 1736 die großen Erdmessungen unter dem Aequator und in Lappland anordnete, sind diese astronomisch-geographischen Operationen der Gegenstand des Wetteifers der Astronomen und der liberalsten Unterstützung der Regierungen geworden. Auch die unsrige unterstützte großmüthigst eine im Jahr 1821 von der Universität zu Dorpat ausgehende Idee der Art. In jenem Jahre begann die erste russische Gradmessung, und wurde im vergangenen glücklich vollendet. An der Spitze der damit beauftragten Expedition stellte sich der Astronom der Dorpatschen Universität, Professor Struve, durch seine, mit seltenem Scharfsinne in dieser erhabenen Wissenschaft angestellten Beobachtungen dem Auslande rühmlich bekannt. Der Sommer von 1821, der erste der Gradmessung, wurde zu Errichtung der Signale in den Hauptpunkten des Dreyecknetzes angewendet; das entworfene Netz enthält zwey-und-dreyßig, von Süd nach Nord auf einander folgende Dreyeckspunkte; bey den meisten derselben ward die Höhe über der Meeresfläche in Pariserfuß angegeben. In den Sommern von 1823 — 24 wurden vier-und-zwanzig Dreyeckspunkte durch Winkelmessungen mit dem Universalinstrument trigonometrisch verbunden. Im Sommer 1826 geschahen die wichtigen astronomischen Beobachtungen der Polhöhen und Azimuthe an den beyden Endpunkten der Gradmessung, namentlich zu Jakobstadt (in Kurland) und auf der Insel Hochland. Im Sommer 1827 endlich wurden die noch übrigen Operationen vollendet, was den Theilnehmern wegen mancherley nachtheiliger Umstände nur durch Entwicklung der beharrlichsten Thätigkeit und Ausdauer bey siebenmonatlicher, ununterbrochener Arbeit, die bis in die rauhe Jahrszeit hineindauerte, gelang. Für sich betrachtet, wird diese Gradmessung die Krümmung des Erdmeridians in der Gegend der Dorpater Sternwarte angeben, welche auf der Mitte derselben gelegen ist, ein Element, das bis jezt durch direkte Messung nur für zwey Sternwarten, die Pariser und Greenwicher bekannt ist. Sie wird über die Regelmäßigkeit der Krümmung in gedachter Gegend Auskunft geben, wiewohl erst nach gänzlicher Vollendung der Berechnung, wenn ihre Kombination mit den andern theils vollendeten, theils noch in Arbeit stehenden Gradmessungen zu Bestimmung der Abplattung der Erde ausgeführt seyn wird. Wichtig wird diese Kombination wegen der nördlichen Lage und der bedeutenden Ausdehnung unserer Gradmessung, um so mehr, da die unter sich widersprechenden Ergebnisse der beyden früher unternommenen Lappländischen Gradmessungen diese vom Gebrauch ausschließen. Der Werth der russischen Gradmessung würde aber noch sehr gesteigert werden, wenn mit der Zeit eine Fortsetzung derselben nach Norden, so weit als möglich nach Finnland hinein, unternommen würde. Die Möglichkeit einer solchen Fortsetzung unterliegt keinem Zweifel, denn alle dazu erforderlichen wissenschaftlichen Hülfsmittel sind vorhanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Darüber vergessen wir die Hauptsache, nämlich die Revue. Davon ist auch im Ganzen nicht viel zu sagen, und Sie haben das in Deutschland überall besser. Im Ganzen ist es aber doch zu verwundern, daß Leuten, die so sehr an Ungebundenheit und Unabhängigkeit gewöhnt sind wie die Genfer Bürger, vierzehn Tage genügen um das Exerzierhandwerk so gut zu erlernen, als es sich bey dieser Revue zeigt. Es waren auf dem großen Platz gegen dreytausend Mann versammelt, dabey auch einige Batterien Artillerie. Gar schnurrig waren die sechszig Mann Kavallerie anzusehen, die einige Chargen in gestrecktem Galopp und mit gezogenem Säbel toll genug ausführten, und hernach einzeln mit Pistolenfeuern sich vernehmen ließen. Dießmal wurde doch keiner abgesattelt. Nur einige zu freysinnige Pferde gingen mit ihren Reitern durch, bockten und schlugen hinten aus. Das Beste und Schönste von dem allem ist und bleibt doch der Platz, eine große weite Wiese, die auf drey Seiten eine dreyfache Reihe von mächtigen Kastanien einschließt, in deren ernsten, großen Blättern das lustige, zarte Laub der Akazien zittert. Unter ihnen ist unwandelbarer Schatten und Kühlung, während die Sommersonne das Gras auf der Wiese gelb und braun sengt. Unter diesen Bäumen gehen und stehen die vielen hundert Menschen, die der Revue zusehen wollen. Da stehen auch improvisirte Bänke und Tische, Eß- und Trinkbuden, Kuchen- und Obstbäckerey, Spiele, Schaukeln und Karroussels für die Kinder. Jenseits der Wiese erblickt man das hübsche, nun aufgefrischte Neuthor und Genf, das sich hier auf der Höhe mit seinen gemauerten Terrassen sehr originell und malerisch, ja sogar in guten architektonischen Formen darstellt. Durch die Baumkuppeln am Thor glänzen die korinthischen Säulen und der Fronton des Museums Rath. Nördlich zieht sich die lange, ernste Juralinie hin, der ein hügelliches Vorland voll schöner Landhäuser und üppiger Bäume zum Vorgrund dient. Gegenüber in Osten und Süden liegen die Savoyischen, herrlich bewachsenen und grünenden Alpen, vorn wie eine Vedette der spitzige Mole, und hinter ihm die weiße Gletscherwand, die sich wie ein Himmelsbühnenvorhang vorzieht, hinter dem Engel in unsterblicher Jugend spielen.

Lange hatten die vielen wackern Männer, denen es hier um Fortschritte und Vervollkommnung zu thun ist, besonders unser Professor De Candolle, auf die Eröffnung einer Industrieausstellung gedacht. Diese ist nun zwar zu Stand gekommen, aber nur als erster Versuch zu betrachten, da die Sache mit der Zeit wohl bedeutender werden wird. Man hatte den vordern und den mittlern Saal des Museums Rath zur Aufstellung der zahlreich eingegangenen Gegenstände bestimmt. Die Gypsabgüsse antiker Statuen waren stehen geblieben, und vor ihnen standen die Industriesachen. Dadurch entstand manche wunderliche Nachbarschaft. Vor dem belvederischen Apollo hatte ein Perruquenmacher seine künstlichen Toupets ausgekramt. Die medicäische Venus hatte ein durchlöchertes Blech vor sich, wodurch Kartoffeln zu Nudeln getrieben werden. Am Fuß der schönen Niobestochter stellte Frau Charlotte Wanzenried flanellene Strümpfe, und Herr Robert einen Apparat für Milchversetzungen aus, und der verzweifelnde Laokoon hätte vielleicht laut auflachen müssen, wenn ihm die Kuhmelkmaschine in die Augen gefallen wäre, die hier vor ihm stand. So geht es an kleinen Orten, wo man keinen Sinn für die höhere Weihe und Würde der Kunst hat, und wo deßhalb die sogenannte Nützlichkeit über dem Schönen steht. Uebrigens wäre es nicht schwer gewesen ein anderes, passenderes, näher liegendes Lokal für diese Industrieausstellung zu wählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Juli 1828.

Warm schlägt das Blut ja überall, die Sonne
Färbt nur die Haut, die Seelen färbt sie nicht.

Körner.

Bilder aus Nordamerika.

(Beschluß.)

Der Negerball.

Der schwarze Bediente des Hauses, wo ich in Philadelphia wohnte, erzählte: wir werden einen sehr schönen Subskribtionsball, für zwey Dollar, d. i. fünf Gulden die Person, geben, was sagst du dazu? du kannst dir denken, daß ich mir schneller ein Billet verschaffte, als ich gethan hätte, wäre von einem weißen Ball die Rede gewesen. Eine unserer schwarzen Köchinnen ging auch hin; eine Kutsche mit weißem Kutscher und Bedienten wartete gewiß eine halbe Stunde vor der Thür, bis Donna Nera in Seide und gewaltigem Blumenputz erschien und davon rollte. Der Ball bestand nur aus den Honoratioren der Farbigen, d. h. aus Kellnern, Bedienten, Kleiderhändlern rc., und du hast keinen Begriff, wie gut sich diese Leute benahmen; ich nehme keinen Anstand zu behaupten, weit besser als Weiße von derselben Klasse und Erziehung in irgend einem Lande. Alles ging ganz nach feinem Ton; die Herrn präsentirten den Damen Erfrischungen und thaten es natürlich sehr geschickt. Die Mädchen waren sehr gut gekleidet und hatten selbst nicht viel von dem übertriebenen Putze an sich, den sonst die Neger sehr lieben, und von dem, z. B. bald abgetragenen Operputz, so manche Kiste voll nach St. Domingo geschickt wird. Eine besondere Koketterie treiben sie mit dem Haarschmuck. Du mußt wissen, daß die Farbigen weniger eitel auf etwas weißere und uns näher kommende Farbe sind, als auf glattere, mehr den unsrigen ähnliche Haare. Mit der größten Mühe suchen die Mädchen das wollige Haar etwas glatt zu bekommen und in moderne Locken zu bringen, wobey sie die gegenwärtige Mode mit den tapirten Locken sehr begünstigt. Je glätter die Haare einer Farbigen sind, je mehr sucht sie dieß zu zeigen, und mir haben zuweilen Mulattinnen gesagt, wenn ich fragte, ob dieses oder jenes Mädchen eine Weiße sey: „nein, aber ihr Haar ist sehr glatt.“ Diese Eitelkeit rührt wahrscheinlich daher, daß sich das Braun der Mulatten so mannigfaltig abstuft und das eigene Gesicht, das sie täglich im Spiegel sehen, ihnen nach und nach nicht mehr so gar braun erscheinen mag, so daß sie sich den Spaniern Südamerikas oft an Farbe gleich wähnen, was auch der Fall ist, die Haare aber noch lange das Zeichen afrikanischer Abkunft bleiben. Einen Beau bemerkte ich auf dem Balle, der mir besonders Vergnügen machte. Er war indeß der einzige Laffe in der dunkeln Gesellschaft. Dieser schwarze Stutzer hatte falsche und zwar glatte Locken auf seinem Wollhaupte, eine hellblau seidene Unterweste zu einer rothen Oberweste, einen grünen Rock nach der neuesten Mode, fleischfarbene, wohl zu merken, weiß-fleischfarbene Handschuhe, und durchbrochene schwarzseidene Strümpfe über weißbaumwollenen, denn sein schwarzes Leder hätte ja sonst nicht durchgeschimmert. Wenn dieser afrikanische Adonis so dastand vor einem Contretanze, in einer gewissen Seelenruhe und Freundlichkeit, wie sie nur aus dem Bewußtseyn der Vollkommenheit entspringen, so bedauerte ich nichts,

als daß ich weder Devrient noch Potier war. — Die Zähne der Mädchen waren so, daß sich jede Dame auf einem Pariser Fest hätte ihr ganzes Gebiß ausnehmen lassen, um es mit dem der Töchter Aethiopiens zu vertauschen. Wein, Eis, Konfekt war vortrefflich und die weiße Musikbande spielte den von einem Schwarzen, Francis Johnson, komponirten Tanz. Ich darf hier einen Gegenstand nicht unberührt lassen, der, wie unangenehm er dir und mir auch seyn mag, gar nicht unwichtig ist. Man wirft nämlich den Farbigen vor, daß sie, kurz gesagt, stinken. Es ist wahr, daß sie von Natur stark transpiriren und stärker als die weiße Raçe, aber der Vorwurf, daß sie überhaupt übel röchen, und schon darum nicht zum Umgange mit Weißen taugten, ist albern. Gewöhnlich befinden sich die Farbigen in Verhältnissen, wo sie sich nicht so reinlich halten können als die Weißen, und namentlich wenn von einem Sklaven die Rede ist, wird wohl Niemand erwarten, daß er rieche, als hätte ihn eine griechische Magd nach dem Bade gesalbt. Ich habe in der vollen Methodistenkirche und auf diesem Balle nicht das mindeste gerochen, und rühme mich doch einer sehr guten Nase. Lache nicht, daß ich hierüber so viel gesprochen; jeder Gegenstand, der diesen unglücklichen Menschenstamm und seine Vertheidigung betrifft, ist mir ein heiliger, ernster Gegenstand.

L.

Wieland an Archenholz.

Biberach den 8. Okt. 1761.

Hochedelgeborner, hochgeschätzter Herr und Freund!

Ich kann dem Verlangen nicht länger widerstehen, Ihnen von den Empfindungen zu sprechen, die ich schon viele Jahre für Sie hege. So gleichgültig Ihnen die lange Gewohnheit Beyfall und Lob gemacht haben muß, so wenig kann es Ihnen gleichgültig seyn geliebt zu werden. Ich erinnere mich, daß ich ehedem das Unglück gehabt, von einer Menge von Dichterlingen und mankirten beaux esprits auf verschiedenen deutschen Universitäten mit Briefen heimgesucht zu werden, mit Briefen von so ungeheurer Zärtlichkeit, so enthusiastisch, so entzückt, daß Sie sichs kaum vorstellen können; diese guten Herrn prätendirten, daß ich ihnen meine Freundschaft schuldig sey, weil sie eine so abscheuliche Menge Liebe für mich hätten; sie erzählten mir gleich von ihren Mädchen, und das in einer so miltonisch-, bodmerisch-, klopstockisch-, arabisch-, hyperboreischen Schreibart, daß ich ohne die Unterschrift Halle oder Jena geglaubt hätte, diese Briefe kämen aus dem Mond. Und doch glaubten diese Leutchen ein jus quaesitu an mein Herz zu haben, weil sie ihrem Vorgeben nach durch meine Schriften in diese Art von Verrückung gesezt worden seyen, durch welche ich oft in Versuchung kam, ihnen statt der Antwort ein Rezept aus der Apotheke zuzuschicken. Doch ich schmeichle mir, nicht in diesem Fall zu seyn, wenn ich mir vorstelle, daß eine Art von natürlicher Sympathie zwischen Ihnen und mir sey, die bey einem persönlichen Umgang zu einer so vollkommnen Freundschaft erwachsen wäre, als nur immer zwischen zween Sterblichen möglich ist. So vortheilhaft ich in Absicht der äußerlichen Umstände seit der Mitte von 1760 in meiner Vaterstadt placirt bin, so hat mich doch schon oft gereut, daß ich vor etlichen Jahren den Antrag des Herrn Abt Jerusalem nicht zu realisiren gesucht habe, weil mich dieser nach Braunschweig zu Ihnen gebracht und mir vielleicht die Glückseligkeit verschafft hätte, mein Leben mit Ihnen zuzubringen. Mein vieljähriger Aufenthalt in der Schweiz hat mich an die Vortheile und Vergnügen des vertrauten Umgangs mit auserlesenern Freunden so sehr gewöhnt, daß ich mein Exilium in dieser meiner Vaterstadt nicht viel besser ertrage, als Ovidius seine Verbannung nach Tomos. Ich bin hier ganz allein; ein bischen unverdaute Juristerey, gerade soviel, als ein Rabulist nöthig hat, um eine gerade Sache krumm zu machen, das ist die einzige Art von Gelahrtheit, die man hier kennt. Die Wissenschaften, die den Menschen aufklären, bilden, erheben und verschönern, die liebenswürdigen Künste der Musen, die Geselligkeit, das Anständige in den Sitten und eine angenehme Lebensart sind hier so unbekannt als in der krimmischen Tartarey. Urtheilen Sie nun, wie unzählig die Desagremens seyn müssen, die ich erfahre und die ich weder vermeiden noch angewöhnen kann. Wie reizend stellt sich hingegen meine Phantasie eine Lebensart vor, wo die Wissenschaften und die Beschäftigung der edelsten Kräfte unserer Seele zugleich unsere angenehmste Belustigung und unser Beruf sind, einen Aufenthalt, wo Sie, mein theuerster Freund, wo Gärtner, wo Ebert und vielleicht viele Andere durch andere Talente, oder doch durch die Schönheit ihres Geistes und Charakters schätzbare Personen meine Freunde, meine beständige Gesellschaft wären; doch wozu dienen diese Vorstellungen, als die Bitterkeit meines Zustandes empfindlicher zu machen? Da mir nichts übrig bleibt als der unvollkommne schriftliche Umgang, so will ich wenigstens davon so viel Vortheil ziehen, als mir möglich ist.

Erlauben Sie, daß ich gleich den Anfang mache, Ihnen von denen unzähligen Fragen, die ich gern an Sie thun möchte, etliche vorzulegen. Kennen Sie die Herrn Nicolai und Lessing, welche die Verfasser der Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften und der Berliner Briefe seyn sollen? Ich bin durch etliche gut intentionirte Lebhaftigkeiten meiner jüngern Jahre mit diesen Herrn brouillirt worden und möchte gern meinen Frieden mit ihnen machen. Ich hasse alle Zänkereyen und wäre zufrieden, wenn diese deutschen Frerons weder Gutes noch Böses von mir sagten.

Ich amusire mich hier in Nebenstunden mit einer Arbeit, wozu ich Sie und Herrn Ebert nöthig hätte; ich übersetze den Shakespear. Aber wie unvollkommen wird eine Arbeit werden, wo ich ganz allein, durch tausend unangenehme Geschäfte und Zerstreuungen immer unterbrochen, und beynahe ohne alle Aufmunterung bin!

Leben Sie wohl, mein Herr und werthester Freund, und entschuldigen die Familiarität dieses ersten Schreibens, welche zwar nicht den Regeln der Etikette, aber der Empfindung der Freundschaft gemäß ist, womit ich bin Ihr gehorsamster und ergebenster

Wieland,

Directeur de la Chancellérie de Biberach.

Von der Eigenschaft gewisser Menschen, sich ohne Nachtheil sehr großer Hitze auszusetzen.

Man hat vor Kurzem in den Zeitungen gelesen, daß im Garten Tivoli zu Paris ein Spanier, Namens Francisko Martinez, in einem zu diesem Zweck geheizten Ofen sich mehrere Minuten lang einer Temperatur von 110 Graden R. ausgesetzt und sich darauf in kaltes Wasser gestürzt habe.

Es ist allerdings sehr interessant, daß sich der Mensch ohne Nachtheil einer Hitze aussetzen kann, welche die des siedenden Wassers um 30° übersteigt, und in der das Fleisch todter Thiere in ganz kurzer Zeit bratet; es war dieß indessen schon vor jenem neuesten Versuch bekannt und wissenschaftlich erklärt. Man darf aber daraus nicht zu rasch einen allgemeinen Schluß ziehen und meynen, jeder Mensch könne solche Grade von Hitze ertragen; sehr viele könnten in weit geringerer Hitze, als der Spanier ertrug, sehr schwere Zufälle bekommen. Boerhave erzählt, er habe in der Werkstätte eines Zuckerraffinirers, in der die Hitze 65° betrug, keine Minute aushalten können. Der Physiker Blagden aber hielt es in einem auf 100° R. erhitzten Zimmer acht Minuten aus; selbst mit Oel bedecktes Wasser kochte neben ihm und Wachs schmolz; er ließ im Zimmer ein Stück Ochsenfleisch braten, wobey er indessen die glühende Luft mit einem Blasebalg darüber verdichten mußte. Zwey französische Akademiker, Duhamel und Duttilet, die nach Angoumois gesandt waren, um eine Getreidekrankheit zu untersuchen, sahen Bauernmädchen, die durch Gewohnheit die Hitze in einem Ofen, worin Obst gebacken und Fleisch gebraten wurde, zehn Minuten lang aushalten konnten. Die Temperatur war 112° R., also 32° höher als der Siedepunkt des Wassers und 2° höher als im Ofen des Spaniers. Nur sehr wenige Thiere können ohne zu sterben eine Hitze ertragen, der sich gewisse Menschen ungestraft aussetzen; doch hielt eine Hündin bey Blagden in dem auf 100° erhitzten Zimmer aus.

Es ist durch Versuche erwiesen, daß die Zufälle, welche bey Menschen und Thieren in Folge einer übermäßig erhitzten Luft eintreten, weit weniger daher rühren, daß die heiße Luft in die Lungen dringt und das Athmen stört, als daher, daß sie mit der Haut in unmittelbare Berührung kommt. Daher hielten Thiere, deren Haut man bedeckte, die Hitze weit besser aus als solche, die man nackt ließ, und deßhalb that auch der Spanier in Tivoli sehr wohl daran, sich in weite Beinkleider und einen Mantel von rothem Wollenzeug zu hüllen, und den Kopf in eine große Filzkappe zu stecken. Dieselbe Eigenschaft, welche die Wolle zu einem Schutz gegen die Kälte macht, macht sie hier zu einem Verwahrungsmittel gegen die Hitze, nämlich die Eigenschaft, die Wärme schlecht zu leiten.

Der Umstand, daß die Hitze besonders durch ihre Wirkung auf die Haut und die Störungen des Gefühlvermögens in Folge derselben schädlich wird, erklärt auch einigermaßen, wie die sogenannten Konvulsionärs auf dem Grabe des heiligen Medardus manche der Proben bestehen konnten, die man von ihnen erzählt. Da sie sich meistens während der Extase in einem Zustande völliger Gefühllosigkeit befanden, so hatten sie vom Feuer, dem sie sich aussetzten, gerade blos die materielle Verbrennung zu fürchten, die am lebendigen Fleisch weit langsamer geht als am todten. Manche dieser Menschen verrichteten daher auch Dinge der Art, die für übernatürlich galten, und es gibt ein merkwürdiges Certificat, das mehrere Augenzeugen unterzeichnet hatten, unter andern Armand, Arouet, Voltaires Bruder, und Lord Rumond von Perth, ein Protestant, der sich durch die Wunder des heil. Medardus bekehren ließ; sie bezeugen, daß ein Weib Namens La Sonet, mit dem Zunamen der Salamander, in zwey Stunden viermal neun Minuten lang, im Ganzen sechs-und-dreyßig Minuten auf einem Feuer gelegen habe, das in dieser Zeit fünfzehn Scheite verzehrte. Selbst die Gegner dieses Unwesens gaben die Richtigkeit des Faktums zu; die Flammen sollen zuweilen über den Körper der Wahnsinnigen geschlagen haben, die dabey zu schlafen schien.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Anfangs Juni.

(Fortsetzung.)

Vor einigen Wochen ereignete sich hier in einem achtbaren Familienkreise ein sehr tragischer Vorfall, der es wohl verdient hätte von unsern Tagesblättern zur öffentlichen Kunde gebracht zu werden. Die erwachsene Tochter des Hauses verzehrte eines Tages mit mehreren Orangen eine übergroße Zahl (das Gerücht nennt gegen vierzig) zuvor aufgebissener Kerne derselben, welche bekanntlich, wie die Pflaumensteine, wegen der darin enthaltenen Blausäure schädlich, in Menge aber genossen, selbst tödtlich werden. Nach Verlauf einer Stunde schon spürt sie ein heftiges Unwohlseyn und verscheidet unter Konvulsionen nach vierzehn Stunden. Dieses

traurige Ereigniß war einige Tage hindurch der Hauptgegenstand der gesellschaftlichen Unterhaltung.

Seit einigen Wochen beginnt die Heilmethode der Stammelnden bey uns die glücklichsten Fortschritte zu machen. Eine Madam Häntschel, von ihrem Bruder, dem Professor Hanchecorne in Berlin, mit diesem Geheimniß, der dasselbe von der philanthropischen Gesellschaft in Aachen erkaufte, bekannt gemacht, hat es bereits an mehreren Personen jedes Alters, mit dem glücklichsten Erfolge aber an der Jugend versucht; die erwünschtesten und unerwartetsten Resultate haben sich ergeben. Nicht nur Stotternden in Folge vernachläßigter Erziehung, sondern auch selbst solchen, die seit ihrer Geburt an fehlerhafter Organisation litten, ist durch sie der freye Gebrauch der Sprache wiedergegeben worden, die sie seitdem ununterbrochen zu ihrem eigenen und der Ihrigen Erstaunen ohne den mindesten Anstoß, mit der größten Reinheit handhaben. Sie wird nächstens diese Heilmethode, die auch bey ihr, wie bey ihrer ersten Stifterin in Newyork, größtentheils auf rationellen, durch lange Erfahrung bewährten Grundsätzen beruhen soll, einem Verein sachkundiger Männer vorlegen und nach deren Approbation ohne Zweifel ein Privilegium zu ihrer Ausübung erhalten.

Wegen der künftigen Stellung der protestantischen Kirche in Rußland soll die höchste Ordre erlassen seyn, ehestens hier eine Synode zu halten, und zu derselben geistliche und weltliche Deputirte nicht nur aus den Ostseeprovinzen, sondern selbst aus allen Gouvernements des Reichs, in denen nur Protestanten ansäßig sind, zu berufen. Bey dieser Synode wird auf die Aufforderung unsers Monarchen einer der ausgezeichnetsten Prälaten der preußischen Monarchie, den noch die Wahl des Königs von Preußen bestimmen soll, den Vorsitz führen. Dabey soll eine schon früher so viel besprochene Idee wiederum in Anregung kommen, ein Generalreichskonsistorium hier in Petersburg zu organisiren, das die kirchlichen Angelegenheiten aller in der Gesammtmonarchie des russischen Kaiserstaats befindlichen Protestanten leiten wird. In wiefern nun die Idee, welche viele Verfechter, aber auch (vorzüglich in den Ostseeprovinzen) eine überwiegende Zahl von Gegnern hat, durch jene Synode ins Leben treten werde, muß die Zukunft lehren. — Fortdauernd erhält sich in den beyden Provinzen Lief- und Ehstland die Klage, daß die Sekte der Herrnhuter dort immer mehr überhand nehme, sich namentlich überall unter dem Landvolke ausbreite, und bey diesem Vorschreiten die dort herrschende lutherische Kirche selbst mit einem förmlichen Schisma bedrohe. — So eben wird hier das am 4ten Mai sanktionirte neue Censurreglement publicirt, wodurch das frühere von 1826 völlig aufgehoben ist. Es athmet in allen Theilen den Geist tiefdurchdachter weiser, väterlicher Milde und Liberalität. Zufolge desselben wird nun die Censur der inn- und ausländischen Literatur, die früher von verschiedenen Ministerien geleitet ward, unter einem, dem des öffentlichen Unterrichts vereint. In Betreff der darin den Autoren und Uebersetzern gehaltvoller Werke zugestandenen großen Vorrechte, wonach selbst ihren Erben auf fünf-und-zwanzig Jahre nach ihrem Tode ein unbestreitbares Eigenthumsrecht auf ihre Geisteserzeugnisse zugestanden wird, kann es gleichen Instituten des Auslandes als Muster der Nachahmung dienen.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Ausstellung kann keineswegs als Maaßstab für die Höhe dienen, welche der Gewerbsfleiß hier erreicht hat, denn gar manche ausgezeichnete Genfer Werkstätten, ja der bedeutendste Zweig unserer hiesigen Industrie, die Bijouterie, hatte nichts hergegeben. Manches aber war aus den andern Schweizerkantonen hieher gesendet worden, z. B. von Aarau, Schafhausen, Neuschatel. Indessen war doch hier und da Gutes zu sehen. In Genfs ehemaliger Hauptindustrie, der Uhrmacherkunst, haben manche für den innern Mechanismus Interessantes und Neues, andere treffliche Uhren verschiedenen Maßstabs ausgestellt. Unsere vorzüglichsten Uhrmacher aber hatten nichts hergegeben, ebenso sämmtliche Bijoutiers, wiewohl dieses Gewerb jezt hier mit Paris wetteifert, und in mancher Beziehung den Vorzug verdient. An schönen Möbeln, Flügeln und Flügelharfen war kein Mangel. Aufmerksamkeit verdiente ein neues Schloß, bey dem weder Dietriche noch Nachschlüssel angewendet werden können, und das durch einen sinnreichen Mechanismus die Zahl der Versuche angibt, es in Abwesenheit des Besitzers zu öffnen. Das hiesige Strafarbeitshaus (Maison pénitentiaire) hatte gute und schöne Teppiche, Wollendecken und Schuhmacherarbeiten geliefert. Schöne typographische Leistungen von den Pressen Bonnants, desgleichen Delarues und Barbezats, die den besten Pariser Druckereyen nichts nachgeben. Besonders zogen auch an die Reliefs des Herrn Gaudin von mehreren Theilen der Schweiz, z. B. des Chamounithals und der jenseits des Montblanc liegenden Allee Blanche, von der Jungfrau und dem Berner Oberland, von der Simplonstraße und der westlichen Schweiz u. s. w. Nichts ist interessanter als diese Art von Erinnerung und Uebersicht, wo man jeden kleinen Punkt wieder findet, der einem auf irgend eine Art merkwürdig geworden ist. Hat man diese Reliefs lange und mit Aufmerksamkeit durchgangen, so lassen sie ein sehr treues Bild des Landes im Gemüth zurück. Von Guinant und Daguet in Neufschatel waren artige Prismen von Flint- und Crownglas eingegangen, die aber denen sehr ärmlich vorkommen, die gesehen haben, was in dieser Beziehung zu Benediktbeuern bey München geleistet wurde. Unter den eigentlichen Kunstsachen waren vortreffliche Miniaturgemälde, und Medaillen nach Bovys trefflich geschnittenen Stempeln. Sehr wesentlich für den Zweck dieser Ausstellung wäre die Anführung des Preises der Gegenstände gewesen, da er zum Theil allein entscheidet, ob sie empfehlenswerth sind oder nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 161:

Ball.

Räthsel.

Schwarz bin ich aus schwarzem und weißem Stoff
  Und gelbem, und ende mie Noth;
Wer nah mir ins sterbende Angesicht schaut,
  Den straf' ich mit mancherley Noth.

Ich verscheide mit gellendem, wildem Geschrey.
  Dann lieben mich Viele so sehr!
Doch, wenn ich verschwänd aus ihrer Welt,
  Wohl gäb es der Lebenden mehr.

Zwar sieht man mich meistens sterben so gern,
  Doch riechen kann mancher mich nicht;
Und öfters dien ich durch meinen Tod
  Dem furchtbarsten Todesgericht.

Daß ich von dreyerley Stoff bin erzeugt,
  Erfuhrst vielleicht du noch nie;
Und doch, wenn du mich nicht erfunden hast,
  Verzweifl' ich an deinem Genie.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 168.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. Juli 1828.

Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich,
Morgen sterb' ich.
Dennoch denk' ich
Heut' und morgen
Gern an gestern.

Lessing.

Der Tod Ampota Sapa's.

Nach einer Volkssage vom Missisippi.

Hörst, du aus dem wilden Rauschen,
Wo der Missisippi stürzt,
Dreymal siebenmal vom Felsen, *)
Ein Gestöhn wie Todesangst?
Das gehöret nicht zum Spiele,
Wo der junge Riesenfluß
Sich im Brausen wohlgefällt.
Jäger, höre, was da stöhnt!

Naho, vom Decotastamme, **)
Hatt' ein treues, schönes Weib,
Die Ampota Sapa hieß,
„Trüber Tag," ist die Bedeutung.
Sie gebar ihm viele Kinder,
Und er war ein guter Vater,
In der Hütte wie im Walde.
Oft am Abend spielt er freundlich
Mit Ampota's guten Kindern,
Oder lehrt sie Bogenschießen.
Aber da erwacht in Naho's
Herzen Neid auf seinen Häuptling.
Seine Augen wurden finster,
Sah er, wie ihm viele folgten,
Denen all' sein Wort gebot.
Immer sinnt er, wie er könnte
Der Decoter König werden;
Er erwirbt sich viele Freunde
Und zuletzt noch will er Nongka's
Tochter als das zweyte Weib.
Nongka war in großem Ansehn,
Und des Königs alter Feind.
Der gibt gleich die junge Tochter;
Aber da gedenket Naho
Der Ampota Sapa wieder,
Wie sie trauern wird und klagen,
Soll sie nun das Lager theilen
Mit des Nongka's junger Tochter;
Denn er hatte sie noch lieb.
Darum spricht er einst zu Sapa:
„Deine Arbeit ist zu schwer,
„Du hast Kinder, und die Gäste,
„Die sich um mein Feuer setzen,
„Mühen dich, wie eine Magd;
„Aber Sapa muß nicht dienen,
„Denn sie ist ja Naho's Weib.
„Drum gedenk' ich eine Andre
„In die Hütte mir zu führen;
„Doch sie soll dir immer dienen;
„Du bleibst immer mir die erste,
„Und die Andre bleibt die zweyte."

Sapa weinte bittre Thränen:
„Bin ich keine gute Mutter?
„Bin ich nicht dein treues Weib?
„Hab' ich wo gefehlt, vergib es!
„Aber, Naho, laß in deinem
„Herzen keine Andre wohnen,
„Sapa kann's mit keiner theilen.
„Laß mich in der Hütte mühen
„Für den schnellen Jäger; Sapa
„Mühet sich für Naho gern."

Da verjagt aus Naho's Herzen
Sapa's Schmerz den finstern Neid;

*) Bey St. Antony on the Missisippi, ein Fall dieses grossen Flusses.

**) Die Decota-Indianer leben am Missisippi in der Gegend von St. Antony.

Und er tröstet sie in Güte.
Doch den nächsten Tag schon wieder
Siehet er den König, drangend
Mit dem glänzenden Gefolge;
Naho mußte stehen bleiben
Und in Ehrfurcht ihn begrüßen.
Wie er also ihn begrüßte,
Reifte seines Neides Frucht;
Bat noch dreymal Sapa wieder,
Nongka's Tochter aufzunehmen,
Aber Sapa will es nicht.
Nun erzürnt in wildem Feuer
Naho, holet gleich die Tochter
Nongka's und befiehlet Sapa,
Sie mit Freundlichkeit zu grüßen.
Sapa folget ihrem Herrn
Und begrüßt das neue Weib
Ihres Gatten, aber schweigend
Sezt sie sich zum trüben Feuer.
Als die Nacht sich ausgegossen
Zwischen all die dichten Bäume,
Schleichet sie mit allen Kindern
Aus der Hütte und entfliehet
Dreist zu ihrem Vater, dem sie
Ihre schwere Trübsal klagt.
Es war Herbst; den ganzen Winter
Läßt sie Naho'n innig flehen,
Sie doch wieder heimzuführen
Als sein Weib, alleinig Weib.
Naho's Neid war groß und brauchte
All sein Herz zur Wohnung; darum
Hört' er nicht auf Sapa's Schmerz.

Als der Lenz nun wieder wehet
Auf des Missisippi's Eis,
Und das Wasser wieder rauschet,
Und die Vögel wieder singen,
Und die Bäume wieder grünen,
Und die Männer wiederkehren
In Canots, mit reichen Fellen,
Die im Winter sie erjagten,
Und von ihren Weibern sprechen,
Wie sie sich zur Heimkehr freuten:
Da steigt Sapa eines Morgens
Mit den Kindern in ein Boot,
Stößt vom Lande, ohne Ruder,
Grüßt den Missisippi dreymal,
Der sie abwärts, abwärts treibt.
Als die Sonne sich erhebt,
Als sie näher kommt dem Falle,
Wo mit lautem Tosen, Schäumen
Sich der hast'ge Missisippi
Wild von Fels zu Felsen stürzt,
Singet die betrübte Sapa
Ihren lezten Trauersang:
„Naho, Naho, warum liebtest
„Du nicht Sapa, die dich liebt?
„Ich bin deiner Kinder Mutter,
„Ich bin deine treue Gattin;
„Du bist meiner Kinder Vater,
„Du bist meines Herzens Eigner;
„Du bist meiner Seele Jäger,
„Der sich jeglichen Gedanken
„Schnell und sich allein erhascht.
„Naho, du zerreißest grausam
„Sapa's Herz mit bitterm Gram."

An das Ufer kamen plötzlich
Viele Männer, die sie hören;
Immer näher treibt das Boot —
Keiner kann ihr nun mehr helfen —
Fest umklammern sie die Kinder;
„Naho, Naho!" ruft sie wieder,
Schneidend schreyen schon die Kinder,
Die am Ufer rufen Jammer;
„Naho," singt sie noch zum Lezten,
Und im Schaum sind sie begraben.

Oft noch, wenn hieher die Jäger
Auf des Thieres Fährte kommen,
Hören sie durch all das Toben,
Durch den Lärm des weißen Wassers
Sapa's Stöhnen, das wie Naho
Klingt, und ihrer Kinder Schrey'n.

L.

Türken und Türkey.

Mahomed wollte, als er seine Religion stiftete, alle Religionen schonen, um darin Anhänger zu finden; deßhalb zeigte er sich bald als Jude, bald als Bilderdiener, bald als Christ. Zwey geschriebene oder überlieferte Gesezbücher erkannte er an; das von Moses, sagte er, sey jezt zu streng, das von Jesus sey noch schwieriger, deßhalb sey ihm von Gott ein neues für die Bedürfnisse der schwachen Menschheit eingegeben worden.

Der Alkoran ist ein konfuses Gemisch von Verstand und Unsinn; aber er war ganz für die Menschen geeignet, die nach ihm regiert werden sollten. Die Allegorien des Heidenthums, die Abstraktionen des Christenthums und der Materialismus der Juden schien ihm nicht mehr passend. Daher hatte er den Gedanken, etwas Reelles, Handgreifliches an die Stelle zu setzen. Er wußte, daß sinnliche Genüsse und wollüstige Seligkeit, für das künftige Leben versprochen, viel lebhafter und mächtiger zu seinen Asiaten sprechen würden, als das Nichts, oder die Contemplation, oder Harmonien ohne Ende. Darum schuf er zur Belohnung der Gläubigen in einer andern Welt ein Paradies voll sinnlicher Genüsse und Freuden.

Die Mahomedaner haben so große Verehrung vor dem Koran, daß sie ihn nie öffnen, ohne ihn vorher auf den Kopf gelegt zu haben. Demungeachtet sind nach Mahomeds Tode selbst in Beziehung auf das Dogma mehrere Veränderungen damit vorgenommen worden. Daher entstanden aus der ketzerischen Uneinigkeit der vier ersten Kaliphen vier Hauptsekten. Die Perser, die Ali's Sekte anhängen, sind am abergläubischsten, die Araber dagegen, als Anhänger von Abe-Bekr's Vorhersagungen, scheinen am vernünftigsten. Am einfachsten sind die Tataren, Othmans Lehren folgend, der indessen nur Mahomeds Kompilator ist. Die Türken hängen Omar an und halten alle andern Sekten für ketzerisch.

Alle Moslem aber glauben an den einigen Gott, dessen Prophet Mahomed ist. Das Gesetz hat nur fünf Hauptgebote: täglich fünfmal beten, am Rhamazan fasten, Almosen geben, einmal im Leben nach Mekka pilgern und den Körper äußerlich rein erhalten. Diesen Hauptgeboten werden noch einige andere religiöse Gebräuche beygefügt, die für das ewige Heil zwar nützlich aber nicht durchaus nothwendig sind, nämlich die strenge Beobachtung des Freytags, die Beschneidung und die Enthaltung von Wein und allen gegohrnen geistigen Getränken, so auch vom Fleisch der Schweine und aller durch Erstickung getödteten Thiere. Durch den Gebrauch aber sind diese religiösen Observanzen so stark geworden als die Gebote des Koran, ausgenommen der Genuß des Weins, den die Türken heimlich sehr oft trinken. Der Freytag ist bey ihnen heilig, weil sie glauben, Mahomed habe sich auf seiner Verfolgung an diesem Tag von Mekka nach Medina gerettet. Daher kömmt auch der Name der mahomedanischen Zeitrechnung, Hegira oder Flucht, welche am 22sten Julius 622 nach Christus beginnt.

Die Schöpfung der Welt in sechs Tagen ist eine von den Mahomedanern angenommene Tradition. Nur glauben sie, daß schon vor dieser Schöpfung Einiges vorhanden gewesen sey; der Tisch, worauf Gottes Gebote liegen, die Feder, womit sie geschrieben worden, und Gottes Thron, der auf den Wolken schwebt.

Die Mahomedanische Cosmogenie nimmt mit einigen Modifikationen auch Adams Geschichte an, eben so die Empörung der später verdorbenen Menschen, gerade so, wie es in der Bibel steht. So findet sich auch das irdische Paradies und der Baum der Erkenntniß im Koran. Aber auch dieses Religionsbuch erklärt sich nicht näher über die Natur des Wunderbaums. So findet sich darin auch der Fall des ersten Menschen und seine Vertreibung aus dem Paradies. Adam flüchtete sich nach dem Koran auf den Berg Arafat bey Mekka, und hier fand er nach zweyhundertjähriger Trennung seine Frau wieder. Hierauf zog er sich mit Eva auf die Insel Ceylon zurück und bevölkerte von da aus die Erde.

Mahomed benuzte die Religion auch als Mittel seinen Anhängern Muth einzuflößen. Wer für den Halbmond gegen die Ungläubigen kämpft und stirbt erlangt die Unsterblichkeit. Aber unglücklicherweise hält der Koran Fürsten und Volk, Hohe und Niedrige in tiefer Unwissenheit und Rohheit, und so ist es denn augenscheinlich, daß dieselbe Religion, welche vor zwölf Jahrhunderten die ottomanische Macht und Größe gründete, jezt als die Hauptursache ihres Sinkens angesehen werden kann.

Mahomed wollte seinem Kultus dadurch ewige Dauer sichern, daß er alles in fremden Sprachen Geschriebene verbot. Er stellte den Fanatismus zwischen seine Anhänger und die andern Völker der Erde. Wenn auch Mahomed Größe nicht abzusprechen ist, so sah er doch nicht in die Ferne, er bemerkte nicht, daß er neben den Grundstein seines Reichs die langsamen, aber sicher wirkenden Ursachen seiner Zerstörung legte. Die Türken löschten das Licht aus, das von den Arabern ausgegangen war, und ihre Unwissenheit ist so groß, daß sie nicht einmal den Umfang ihres Landes kennen, wie viel weniger das politische Interesse der europäischen Mächte, ihre Kräfte und Hülfsquellen, die Lage und Ausdehnung ihrer Länder. So fragte einmal der Kaputan Pascha Raghep den venezianischen Gesandten, ob die Russen Nachbarn dieser Republik wären? Der Gesandte antwortete ja: nur euer Land liegt dazwischen. Diese Unwissenheit ist Folge der Religion, und wird sorgsam von ihr unterhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf. Juni.

(Fortsetzung.)

Es ist wohl hier von nichts mehr vorher geredet worden, als von dem helvetischen Freyschießen, das Genf seinen Konföderirten zu geben hatte, und wozu Einladungen an die Schüzzengesellschaften aller Kantone gesendet worden waren. Nun ist das vielbesprochene Fest zu Ende, man hätte aber sehr unrecht, wenn man dabey an das helvetische Konzert vor zwey Jahren und an dessen reizende Feste denken wollte. Von alle dem war jezt wenig oder nichts zu sehen. Indessen haben doch dergleichen Feste ihr Gutes, besonders für die Schweiz, die aus so ungleichartigen Theilen besteht, und nicht nur auf der Landkarte, sondern auch in ihrem Sinn und Handeln gar zerstückelt und bunt aussieht. Solche Feste bringen die Fernen einander näher, gleichen das Auffallende und Abstoßende verschiedener Sprache und Gesittung aus, und verbrüdern die Menschen, so soll es wenigstens seyn, für das Ernste, Hohe und Heilige des Vaterlands.

Bey jenem musikalischen Fest waren hier lauter durch Tonkunst oder Tonsinn gebildete Gäste vereinigt, und die ganze Haltung des Festes ward dadurch wohlklingend und melodisch. In dem Büchsenkrachen liegt aber eben nicht viel Harmonie. Dieß soll jedoch kein Vorwurf, sondern nur eine Bemerkung seyn. Ich weiß nur soviel, daß ich in Tyrol mit grossem Vergnügen Scheibenschießen beygewohnt habe, wo nur Bauern, Gemsenjäger und Gebirgsschützen versammelt waren, die auch nichts weiter seyn wollten; ein bestimmtes, scharfgezeichnetes, farbenvolles Wesen, dem sogar das Rauhe gut stand. Viel trug wohl dazu bey, daß bey den Tyrolern alles Bild, Klang und Poesie ist. Anders stellen sich dort die schönen Männer in ihrer malerischen Landestracht dar, deren Keckheit dem Schützen vor allem gut ansteht, wäre es auch nur der grüne, schiefgesezte Hut mit Bändern und Hahnfedern, und der breite, gestickte Gürtel, aus dem die kräftigen Schenkel wie dorische Säulen heraustreten. Dazu ihre originelle, überall im Lande wechselnde Weise, Wiz, Laune und Waidlichkeit in allem, was sie sagen, in ihren Liedern und Melodien; und ihre

Mädchen, die bey keinem Schießen fehlen! Gibt es was Reizenderes als diese Alpenaloës in ihrer Tracht, die in jedem Thal anders, aber immer schön ist, alles im Hauch ewig junger Poesie. Von alledem hatte unser Genfer Schießen nichts. Bey weitem die mehrsten trugen dunkelgrüne, uniformartig geschnittene Jacken und Kappen; kein Land, keinen Kanton konnte man unterscheiden, und selbst die aus den vier Waldstädten sahen unbedeutend und eher philisterhaft aus. An Landestrachten war gar nicht zu denken. Die Frauen waren nur von hier oder aus der Nähe; sie erschienen nur wohl geschnürt und geschniegelt in abgemessenen Schritten, oder es waren Mägde, Köchinnen und Bonnen, kein freyes Bergmädchen; alle Poesie hat die Natur in der Schweiz für sich behalten.

Unserer Genfer Regierung und unserem Schützenverein muß man lassen, daß sie alles gethan haben, um dieß Freyschießen würdig, glänzend und dem Theilnehmer durch Sinn, Wort und That angenehm zu machen. Der allgemein geschätzte Syndik Masbou, der mehr denn tausend Franken zu den Preisen hergegeben hatte, stand dem Fest als Präsident trefflich vor, und ihm zur Seite der geachtete Oberst Dufour, den die ganze Schweiz achtungs- und vertrauensvoll nennt. Einige zwanzig Genfer aus den besten Familien sorgten als Kavaliere für Ordnung, Unterhaltung, Bedienung der Gäste. Alle gingen mit Herzlichkeit Arm in Arm mit dem geringsten Bauer. Das Fest begann Sonntag Abends den 15ten Juni mit Kanonenschüssen. Am folgenden Morgen zogen die hiesigen und andern Schweizerschützen mit ihren Stutzen nach dem Stadthaus, und die Basler Deputirten überlieferten da die große Direktorialfahne des Schweizer Schützenvereins. Nach gewohnter Weise wurde darauf viel Verbindliches geredet und erwiedert. Das Schützencomité wurde ernannt, und der Zug ging unter Kanonenschüssen wieder nach dem großen und schönen Schießplatz dicht hinter Plain-Palais. Er heißt Coulevrinière. *) Die wackern Basler waren am frühsten, zahlreich und mit gar freundlichem Sinn für Genf gekommen, und, wie später die andern Schützen, bey Bürgern gastlich einquartirt worden. Diese wohlwollende Stimmung für Genf sprach sich auch in all' ihren Worten und Liedern aus. Deßgleichen die braven Unterwaldner, die am ersten Tag nach Tisch eine gedrängte und kräftige Rede an den Syndik hielten, die leider nur von Wenigen verstanden wurde. Am Donnerstag kamen unsere werthen Nachbarn, die Waadtländer, über den See mit dem Dampfboot an. Kaum zeigte sich der Leman auf der Genfer Höhe, so zog ihm eine Barke mit Musik und Böllern entgegen. Im schönsten Sonnenschein kam er endlich heran, und von seinen Borden und am Spiegel wehten die unzähligen bunten Fahnen von den Schützengesellschaften der Waadtländischen Städte und das große Kantonsbanner. Dabey waren auch die Aargauer, Freiburger, Neufchateler und Berner mit ihren wehenden Schützenfahnen. Leztere brachten als G e s c h e n k drey uralte Genferbanner, die sie in der Schlacht von Laupen erobert, und bis jezt in ihrem Zeughaus verwahrt hatten. Auch andere Fahnen aus der Murtner Schlacht kamen mit. Gleich einem Feenschiff, von bunter Seide gewoben, zog das Boot heran, und es schallten lustig die Waadtländischen Hörner über die Wellen. Kanonen sprachen herüber und hinüber, und es war schön anzusehen, wie der Rauch in immer größer werdenden Ringeln zwischen die bunten Fahnen und Banner hinaufzog, als ob er ihnen sagen wollte: Fürchtet nichts, alles ist nur Lust und Scherz.

*) Dieser Ausdruck kömmt von dem corrumpirten lateinischen: ludentes de Colovrinà, Spieler mit Büchsen in Schlangenform (couleuvre), Schützen. Sie kommen schon 1475 in den alten Stadtregistern vor.

Es kamen mit dem Leman weit über achthundert Gäste aus den Nachbarkantonen, und bis diese nebst ihrer Musik ausgeschifft waren, dauerte es wohl eine Stunde. An diesem Tage speisten über 1200 Menschen an den in offenen, grünen Sälen stehenden Tischen. Am mittelsten saß der Syndik nebst dem Ausschuß, und vor ihm standen die großen, mit Gold verzierten Silberpokale. Nicht genug kann die Freundlichkeit, Ruhe und Ordnung gerühmt werden, die von Anfang bis zum Ende des Festes herrschten, und von keinem Mißton unterbrochen wurden.

(Der Beschluß folgt.)

P e t e r s b u r g, Anfangs Juni.

(Beschluß.)

Seit dem Beginn dieses Jahrs haben wir noch eine neue, eine italienische Truppe hieher bekommen, mithin bestehen nun vier verschiedene Truppen in unserer nordischen Kaiserstadt, aber immer nur zwey Häuser. Den Rang vor allen behauptet fortdauernd die französische, sie erfreut sich der zahlreichsten Frequenz, und zwar ausschließlich von Seiten unsers gebildetesten Publikums. Nächst ihr hatte, wohl vorzüglich der Neuheit wegen, bis jezt den zahlreichsten Zuspruch die jüngst organisirte italienische. Doch fragt es sich, wie es werden wird, wenn der Reiz der Neuheit und des Schauens vorüber ist. Am mindesten besucht werden die vaterländische und die deutsche Bühne, obgleich erstere im lezten Winter fortwährend meisterhafte Ballette gegeben, und vortreffliche Stücke im Original-Lust- und Schauspiel aufzuweisen hat. Unsere deutsche Bühne kann dem Publikum durchaus keine Liebe abgewinnen, indem man (einige Benefizvorstellungen ausgenommen), nur selten etwas Gediegenes aufführen sieht. Tritt dann auch zuweilen ein ausländischer Künstler von Ruf auf, so wird das Publikum sogleich rücksichtlich der Preise in doppelten Anspruch genommen. Für das Trauerspiel, selbst für das edlere Lustspiel, besizt sie in diesem Augenblick, den einzigen Barlow ausgenommen, kein ausgezeichnetes Subjekt. Sehr bedauert man es jezt hier, daß die Birch-Pfeiffer, die uns im vorigen Frühjahr in mehrmonatlichen Gastrollen durch ihr großes Talent im Hochtragischen entzückte, von der Direktion nicht bleibend für die Bühne gewonnen ward, wiewohl sie dieß selbst zu wünschen schien.

Am 17. (29.) Januar dieses Jahrs eröffnete die neuangeworbene italienische Truppe ihre Vorstellungen im großen Nationaltheater mit dem „Barbier von Sevilla." Seitdem fährt sie unausgesezt fort (die großen griechischen Fasten ausgenommen, während welcher bekanntlich sieben Wochen hindurch keine Bühne der Hauptstadt spielen darf), wöchentlich zwey Vorstellungen zu geben, von denen die meisten freylich oftmalige Wiederholungen der früher schon gegebenen sind. Ungeachtet der enorm hohen Preise, wurden dennoch die meisten Logen und Lehnstühle gleich im Anfange von den vermögenden Klassen in Beschlag genommen; aber wahrlich, man muß jezt über eine reich gespickte Börse zu gebieten haben, wenn man mit andern in der Ehre wetteifern will, einen festen Platz vor den hiesigen Bühnen zu besizen; z. B. das jährliche Abonnement in der italienischen Oper, zu siebzig Vorstellungen berechnet, beträgt für die ersten Ranglogen 2000, für die vom vierten und fünften Rang 800 Rubel in Papier; für die ersten vier Reihen der Lehnstühle 600 Rubel. Eine einzelne Vorstellung kostet in der ersten Rangloge vierzig Rubel. Einen Lehnstuhl in den vier ersten Reihen bezahlt man für einen Abend mit zehn Rubel.

Beylage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 169.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 15. Juli 1828.

Feiges Volk,
Was ist dein Gott, der dich in Ketten schmiedet.

Voltaire.

Türken und Türkey.

(Fortsetzung.)

Ein politischer Grundsatz des Islamismus ist, ihre Religion durch Ueberredung, oder wo diese nichts hilft, durch die Waffen auszubreiten. Dem Propheten war es durchaus nöthig, die Zahl seiner Unterthanen zu vermehren, mochten auch die Mittel seyn, welche sie wollten. Seine Nachfolger und Anhänger haben alle bisher diesen Grundsatz streng befolgt, wiewohl sich die Türken das Ansehen geben, alle Religionen zu dulden. Sie geben sich in der That alle Mühe, Fremde zum Uebergang zum Islamismus zu bewegen. Geschieht dieß nun aus Interesse bey Diesem oder Jenem, so müssen alle seine bisherigen Kinder auch Moslem werden, wenn sie unter vierzehn Jahren alt sind. Ein Christ, der mit einer Moslemfrau genauen Umgang hatte, wird auf ihre blose Aussage zum Tode verurtheilt, wenn er nicht sogleich seine Religion abschwört und Moslem wird. Wer in einem Anfall von Zorn gegen einen Moslem äußerte, er wolle Türke werden, oder wer aus Versehen oder in der Trunkenheit irgend eine religiöse Sentenz des Islamismus ausspricht, der ist gezwungen Moslem zu werden, oder es ist um sein Leben geschehen. Ein Verbrecher von irgend einem andern Glauben erhält noch auf dem Wege zum Richtplatz sogleich seine Freyheit, wenn er sich zum Islamismus bekennen will; davon sind nur Staatsverräther ausgenommen.

Die Pracht der Moslem zeigt sich besonders in ihren Hauptmoskeen. Die sogenannten kaiserlichen liegen in den großen Städten und damit sind Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten verbunden. Darin wird eine gewisse Anzahl Studenten unentgeldlich unterrichtet und verpflegt. Solcher Moskeen sind vierzehn in Konstantinopel, und in ihnen leben eine große Menge Studenten. Wer ein geistliches oder richterliches Amt haben will, muß die ersten Grade in diesen Schulen erlangen.

Das Vermögen der Moskeen besteht in den Momakéas und Vakufs. Erstere sind die ihnen gehörenden Güter. Was die ersten Kaiser an Ländereyen eroberten, wurde in drey gleiche Theile geschieden: einer für den Fürsten, einer für die Kirche und einer für das Militär. Die Vakufs sind nicht so alt in ihrer Entstehung. Es ist eine Art von Substitutionen, die auf liegende Gründe oder sonstige Immobilien gelegt werden, und wogegen die Moskee ein Geringes zahlt. Dergleichen Güter entrichten ihr dagegen eine verhältnißmäßige jährliche Abgabe. Stirbt nun der Eigenthümer des Vakuf ohne direkte Erben, so tritt die Moskee als Erbe ein. Brüder theilen miteinander das väterliche Erbe, sie können sich aber nicht beerben. Stirbt also Einer, so tritt die Moskee an seine Stelle, und so fort bis zum lezten Bruder, bey dessen Tod dann das Gut ganz dem Vakuf anheimfällt. Der Eigenthümer kann das Grundstück an die Moskee vermiethen oder verkaufen. Oft schenkt es auch ein frommer Moslem unter der Bedingung, daß es nie veräußert werde. Solch ein Grundstück kann nie mit Schulden be-

lastet werden; wenn daher Jemand auch ganz verschuldet ist, so braucht er sein Gut nur einer Moskee zuschreiben zu lassen, und es ist auf der Stelle frey von allem gerichtlichen Beschlag. Hierdurch sind die Moskeen zu großen Reichthümern gelangt, und ihre Einkünfte steigen mit jedem Jahr.

Die Sulemanie und die Moskee des Sultans Bajazet haben besondere Schenkungen. Alles unbebaute Land des Reichs gehört ihnen als Momateas. Aber die der Kirche so günstigen Verordnungen machen den Staat arm, denn das Vermögen der Unterthanen kömmt nach und nach ganz an die Kirche, wiewohl ihr die Religion befiehlt, den Reichthum gering zu achten.

Es ist, als seyen der Despotismus und die Pest Bedürfnisse bey den Türken, denn nie haben sie auf Mittel dagegen gedacht. Sie legen auch keinen Werth auf langes Leben und glauben fest an die Vorausbestimmung. Sehr gerühmt wird oft die Ruhe und Resignation, womit der Türke dem Tod entgegen geht und alles Ungemach trägt. Vielleicht ist dieß aber nicht so auffallend, wenn man seinen Glauben an die Vorherbestimmung und sein ganzes Leben bedenkt. Sehen wir ihn zuerst in der Kindheit: da kennt er die Kindesliebe und Zärtlichkeit fast nicht, denn des Vaters Liebe ist zu sehr getheilt, um recht lebhaft zu seyn, und Mutterliebe zeigt sich nur sehr wenig. Das Kind der Gewalt und Uebermacht wird selten geliebt. Kaum ist der Mann zur Reife gelangt, so gibt man ihm Frauen, und das rechte Gefühl ist schon erschöpft, ehe es noch recht reif geworden ist.

Viel von der apathischen Ruhe und Gleichgültigkeit der Türken kömmt vom unmäßigen Gebrauch des Opiums. Auch ihr häusliches Leben hat wenig Reiz und Abwechslung. Im Essen sind sie sehr mäßig und kennen den Reiz des Gaumens fast nicht; die religiösen Pflichten werden mit Pünktlichkeit erfüllt und eben so die Sorge für äußere Reinlichkeit. Dabey will der Türke in seiner Familie als unbeschränkter Herr leben und für sich allein. Er spricht fast nur um zu befehlen und seine Bedürfnisse auszudrükken. Stundenlang liegt er auf sein Sopha gekauert; dabey beschäftigt ihn nichts Geistiges, keine Idee. Nur Pfeife, Kaffee, Sorbet und Opium wechseln bey ihm. Blos wenn Geschäfte es erheischen, geht er aus, denn ein Türke begreift nicht, daß man gehen könne aus Lust zu gehen. Natürlich findet sich auch wenig Gesellschaft bey Leuten, die nicht lesen, nicht reisen, keine Kenntnisse haben, und aus Furcht und Eifersucht weder von der Regierung noch von Frauen reden. Aber eine Tugend haben die Türken vor den gebildeten Völkern voraus, die Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, die sie nie vergessen. Auch ihre Gastfreundschaft muß gerühmt werden; sie gründet sich jedoch mehr auf religiöse Befehle, denn auf Wohlwollen gegen den Fremden. Uebrigens sind sie voll Launen und Kaprieen, die großentheils von der hohen Einbildung und dem Dünkel der Türken herkommen, denn sie meynen über alle andere Menschen erhaben zu seyn.

Schauspiele, Bälle und Konzerte, diese großen Gesellschaftsbande des gebildeten Europa's, und die seit undenklichen Zeiten sogar in China gebräuchlich sind, finden sich bey den Türken nicht, sie betrachten dieselben sogar als sündlich, da sie der Koran nicht vorschreibt. Davon sind die Nächte des Ramazan ausgenommen, die man wie eine Art von Fasten und Fasching zugleich ansehen kann, da der Tag für die Enthaltsamkeit, die Nacht für's Vergnügen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kann eine Romandichterin Männer schildern, und ist ein Mann zum Romanenhelden zu brauchen?

Die Bemerkung, daß Weiber in ihren romantischen Dichtungen keinen männlichen Charakter darzustellen vermögen, ist schon oft gemacht worden. Ich bin auch eine Romanenschreiberin und stimme dieser Bemerkung völlig bey. Da ich mir aber bewußt bin, unter meinen Romanenhelden manchen nach dem Leben geschildert zu haben, und dennoch keinen Mann in dem Sinn, wie ihn dieses einzige Wort bezeichnet, fann ich schon frühe darüber nach, was unter einem Mann in obigem Sinne zu verstehen sey, und warum ich keinen solchen in meinen Romanen aufstellen könne?

Was verlangt man eigentlich von der Schilderung eines Mannes? und ist es denn Männern gelungen, eine solche Schilderung zu entwerfen? Die Eigenschaften, mit denen ich den Mann bezeichnen würde, sind Milde und Kraft, Geist und Selbstbeherrschung. Kann mit diesen Eigenschaften ein Mann in Romanenverhältnissen vortheilhaft auftreten? Nein! Das Romaneninteresse fordert Leidenschaft, und die Leidenschaft der Liebe; aber so ein Mann wird die Liebe so bald als möglich beseitigen, weil er als Bürger, sey er Ehemann und Hausvater, oder ehelos und einzeln, sich dem Ganzen zu widmen bestrebt ist. Wagt ein Dichter so einen Mann in seinen Romanen zu schildern, so wird er langweilig. Den Beweis, der vielleicht öfter, als ich es weiß, sich wiederholt hat, nehme ich aus ältern Romanen, die gebildeten Lesern bekannt seyn sollten.

Grandison wird von dem jüngern Geschlecht und seinen lieben Eltern, mit wenigen Ausnahmen, als ein Tugendpopanz belächelt. Ich habe ihn nie für einen solchen gehalten. Betrachten wir ihn in jeder einzelnen Lage seines Lebens, so handelt er immer mit Milde und Kraft, mit Geist und Selbstbeherrschung. Das ist doch ein Mann zu thun fähig? oder ist er das nicht, meine Herrn? —

Daß Grandison dieses kann, macht ihn also hoffentlich nicht unwahr, sondern das, daß dessen Verfasser eine Unzahl günstiger Gelegenheiten anhäuft, wo er dieses seyn konnte, zieht seiner Schilderung den Vorwurf der Uebertreibung zu. Wir lehren unsere Bübchen so ein Paar alte Geschichten von ein Paar wackern Männern, die dem Besitz schöner Weiber entsagten, weil es ein gemeiner Siegerstreich gewesen wäre, ihren Vortheil zu benutzen; wir erzählen ihnen von Alexander, wie er seinem Arzt, der ihm den verdächtigen Trank reichte, fest ins Auge blickte; von Titus, der zu verzeihen wußte u. s. f. Wehe dem Lehrer, wehe dem Schüler, der diese Handlungen für Uebertreibungen hält! Läßt man sie aber nur deßhalb als wahr gelten, weil sie so einzeln in dem Leben der Helden erwähnt werden? wird ein Mann fabelhaft, weil er oft tugendhaft ist? und finden wir nicht Grandisons edles Benehmen in einzelnen Fällen von vielen unserer Mitlebenden nachgeahmt? haben wir keine frommen Söhne, großmüthige Brüder, versöhnende Freunde, aufopfernde Bürger unter uns? Wehe uns, wenn deren Mangel so groß ist, daß deßhalb Grandison zur Fabel wird!

Allein als Romanenheld genügt Grandison nicht, eben so wenig sein deutsches Nachbild, Herr Leß** in Sophiens Reisen, der, so weit es möglich ist seinen Umrissen in dem geheimnißvollen Dunkel und der verworrenen Vornehmigkeit, in welche der Verfasser ihn gehüllt hat, zu folgen, wirklich ein Grandison war; als Romanenheld macht er auch Langeweile. Die schottische Pastorenfrau hat in dem von Therese Huber bearbeiteten Roman: Ellen Percy, nach meinem Bedünken, den Mann am würdigsten als Liebhaber auftreten lassen, und obgleich ihn eine Frau schilderte, wäre es wohl sehr zu wünschen, der Hundertste unserer Zeitgenossen, nicht unsrer Romanhelden, wäre ein solcher Mann. Den gefühlvollen Seelen hat er aber doch mißfallen, und wenn er sieben Bände durch wie Grandison und Herr Leß** figurirte, würde er langweilen wie sie.

Es scheint also, daß ein Romanenheld immer langweilig sey, wenn er seinen Beruf als Mann und Bürger seinen eigenen Schicksalen vorzieht, denn dieses soll der Mann von sich fordern, dazu setzen ihn Milde und Kraft, Geist und Selbstbeherrschung in Stand. Um aber als Romanenheld zu gefallen, muß die Leidenschaft ihn hinreißen, ihm mehr gelten als Pflicht, er muß in ihr untergehen, oder sie mit seiner Pflicht in Einklang bringen, worauf der Roman nothwendig schließt; also Leidenschaft, und nicht eine solche, die den Helden auf das Welttheater führt, mit der er Völker und Reiche umfaßt, sondern die selbstsüchtigste, abgränzendste, die im Sieg nothwendig ihren Untergang findet, die Liebe. Herrschsucht, Ehrgeiz, Märtyrerkronen, Missionssucht müssen, um im Roman zu taugen, vor der Liebe unterliegen. Kann also ein solcher Romanenheld in obigem Sinne ein Mann seyn? Nein! zu Kraft und Selbstbeherrschung ist er noch nicht gelangt, oder sie sind ihm von der Leidenschaft schon entrissen; in beyden Fällen ist er ein anziehender Romanenheld, aber kein Mann.

Aus diesen Betrachtungen scheint mir klar zu werden, daß der Mann überhaupt zu keiner Romanschilderung paßt, daß kein Romanenheld ein Mann ist, sondern dessen Schilderung dem Leser nur die Hoffnung geben kann, er werde jenseits des Romans noch ein Mann werden. Und diese mindere oder größere Wahrscheinlichkeit wäre wohl der Maßstab, den wir im Roman und im Leben unsern Helden anlegen sollen.

Daß die Schilderung der Leidenschaft des Mannes dem Weibe nicht ganz gelingen kann, liegt aber wohl tief in dem Geheimniß, welches schon Plato durch eine sinnreiche Fabel zu erklären versuchte, die aber zugleich beweist, wie Plato der Meynung war, daß der Mann das Weib eben so wenig zu durchschauen vermöge. Der Mann ist wohl von zu roher Natur, um die Schranke, welche dieses Geheimniß schützt, wahrzunehmen; er meynt vergnüglich, was er wahrnehme, sey Alles. Das Weib hingegen fühlt im Moment des innigsten, geistigsten Einklangs mit dem Mann, daß etwas Unnennbares zwischen ihnen steht, und diese, das höchste Daseyn beengende Schranke bringt in ihr die Wehmuth hervor, die im weiblichen Herzen die Liebe begleitet, nicht die Leidenschaft, sondern alle Liebe, die in jeder Gestaltung des Weibes Beruf ist, die ihm immer hinauswinkt über das Leben, wo sich dieses Geheimniß enthüllen, wo diese Schranke fallen soll. Und daß der Mann diese Wehmuth nicht theilt, beweist das Daseyn dieser Schranke. Doch von jedem weiblichen Geschöpf wird sie nicht erkannt; sie wahrzunehmen ist die höchste Stufe der Empfindung, die der Roman nicht aufnehmen kann; allein diesseits sind noch viele Stufen der Erkenntniß ihrer selbst, und diese schildert das Weib besser als der Mann.

Zugegeben, daß der Mann manche Lücke in seiner Schilderung von weiblicher Feder findet, können diese Schilderungen doch aus der Wirklichkeit aufgefaßt seyn. Was können in den kleinlichen, erschlafften, verzwickten, verkrüppelten Verhältnissen, wie unsere Romane sie schildern und unsere Wirklichkeit sie bildet, für Männer sich entwickeln? Wenn eine wahrhaft männliche Leidenschaft in so eine Romanenanstalt geriethe, wäre es ja gleich aus; denn er bräche mit dem ersten Schritt durch alle die künstlichen Misèren, beherrschte sich oder die Umstände, und der Roman hätte ein Ende.

Wir können gar nichts Glücklicheres wünschen, als daß keiner unserer Männer in einen Roman passe, und deßhalb sollten wir alle unsere Bemühung bey der Bildung

unserer Jünglinge und Jungfrauen darauf richten, ihnen alle Romanenhelden zum Eckel zu machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Anfangs Juni.

Schiller ist von allen deutschen Dichtern derjenige, dessen Genie die Franzosen in ihrer jetzigen Stimmung am meisten anspricht, und den sie auch am häufigsten nachahmen. Seine kühnentworfenen tragischen Stücke, seine dichterische Sprache, seine philosophischen Gedanken, welche alle wichtigen Weltverhältnisse freymüthig berühren, und die so oft verkannten Rechte der Menschheit hochherzig verkünden, gefallen den Franzosen, weil sie auf dem Theater gern Schauspiele sehen, welche auf das wirkliche Leben anspielen, und edle Gefühle zur Sprache bringen. Die „Jungfrau von Orleans" ist auf den beyden Haupttheatern, Théâtre français und Odeon, nachgeahmt worden; „Kabale und Liebe" auf vier oder fünf Theatern, „Maria Stuart" auf dem Haupttheater von Lebrun, der neulich in die Académie française aufgenommen worden ist. Der Dichter Soumet, ein Akademiker, hat so eben eine Nachahmung des „Don Karlos" auf die Bühne des Théâtre français gebracht, und man wird bald sehen, mit welchem Eifer jetzt „Wilhelm Tell" nachgeahmt wird. Soumet hat seine Nachbildung des „Don Carlos" „Elisabeth de France" betitelt, vermuthlich weil ihm daran gelegen war, die Aufmerksamkeit der Zuschauer vorzüglich auf die Prinzessin, die bekanntlich eine französische war, hinzuziehen. Mehrere Tagesblätter haben das Original und die Nachahmung umständlich mit einander verglichen; ich kann also voraussetzen, daß man aus den Pariser Journalen schon weiß, in wie weit der französische Dichter dem deutschen nachgestrebt hat. Bekanntlich ist der gehässige Mönch Domingo weggefallen, weil Soumet wohl vorhergesehen hatte, daß man es jezt in Frankreich nicht dulden würde, wenn ein Mönch mit einem gehässigen Charakter auf die Bühne gebracht würde. Statt dessen hat Soumet einen frommen Eremiten aufgestellt, dem Elisabeth ihre Liebe zu Don Karlos anvertraut, und der standhaft sich weigert, auf der Folter ihre Beichte bekannt zu machen. Dieser standhafte Einsiedler ist beynahe die anziehendste Person des ganzen Stücks geworden. Der Großinquisitor ist in einen Justizia verwandelt, obschon Castilien keinen Justizia hatte; diese Würde war nur den Arragonischen Staaten eigen. Dieser Fehler wäre jedoch nur eine Kleinigkeit, wenn er nicht auch zugleich den Sinn störte. Ein Großinquisitor kann sich Drohungen und trotzige Worte gegen einen spanischen König erlauben, denn die Inquisition ist eine Macht im Staate, und der König hat mehr von ihr zu befürchten, als sie vom Könige; ein Justizia, oder ein sonstiger weltlicher Würdenträger befindet sich aber nicht in diesem Falle, seine Drohungen und sein Trotz scheinen daher widersinnig und unbegreiflich. Vielleicht hat der Dichter gehofft, die Zuschauer würden unter der Hülle des Justizia den Großinquisitor nicht verkennen; warum aber hat er nicht den Muth gehabt, den gleißnerischen Großinquisitor selbst aufzuführen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Juni.

(Beschluß.)

Täglich waren bey dem herrlichen Wetter Diners von mehreren hundert Personen unter den grünen Hütten, und gegen das Ende jeden Mahls folgten sich patriotische Toaste und dergleichen Lieder. Von den vielen, langen und kurzen, guten, mittelmäßigen und schlechten, die bey dieser Gelegenheit auftauchten, war der kurze Sinn folgender: Wenn die Schweiz je von äußern Feinden, an innere scheint man gar nicht zu denken, bedroht würde, so wollen die Kantone zu Ernst und Kampf mit denselben Waffen zusammenstehen, die sie jezt zum Vergnügen führen. Dieß ist gewiß recht gut, und wer wünscht nicht, daß die Schweizer in voller Einheit und Unabhängigkeit bleiben, und von keinem Nachbar beeinträchtigt werden, im vorkommenden Falle aber Wort halten, und es nicht wie 1815 bey schönen Worten bewenden lassen mögen? Es wäre aber vielleicht besser gewesen, wenn die Lieder weniger von den stereotypen Redensarten gestrotzt hätten, die man in der Schweiz bey jeder Veranlassung hören muß, und worunter sich dießmal besonders le Tyran und der Despot gar grimmig ausnahmen. Oft klang es wie Herausforderung, die doch bey uns recht kindisch und lächerlich wäre.

In dem Saal des Schießhauses stand eine Büste Wilhelm Tells, und um sie herum waren die Preise in geschmackvollen Beuteln und die silbernen Schalen und Becher geordnet, die den Gewinnenden zu Theil werden sollten. Der noch so problematische Wilhelm Tell spielte überhaupt bey dem Fest als schweizerischer Schutzpatron eine gewaltige Rolle. Seine Statue stand auch, gleichsam als Gottheit des Tags, in einer Nische über den Zielscheiben. Im Theater wurde „Guillaume Tell" gespielt; der premier écuyer de la France ritt Guillaume Tell, den Heroes aßen die Kinder auch in Zuckerkuchen und Papon, der Kaffetier am neuen Thor, vertrieb Eis und Sorbet à la Guillaume Tell; auf ihm kamen auch viel Schützen über den See gefahren. Es hatten sich 819 Schützen einschreiben lassen, die in den sechs Tagen 56,990 Schüsse thaten. Aus allen Kantonen der Schweiz waren sie hergekommen, nur Schafhausen und Tessin fehlten.

Tells Nachbarleute von Unterwalden, Uri, Schwitz und Luzern waren auch hergekommen. Die alte Schützenkunst scheint aber von ihnen gewichen, denn wiewohl die Unterwaldner im Anfang sehr gut schossen, ging es doch hernach mittelmäßig und sogar schlecht mit ihnen, so daß die Waadtländer sie weit übertrafen, und auch die ersten Preise bekamen. Die armen Leute, die in der großen Hitze mit einem oder zwey Stutzen und Zubehör auf dem Rücken mehr denn sechszig und achtzig Stunden weit zu Fuß herkamen, und dazu gegen drey Louisd'or für das Schießen verthaten, um einen der ersten Preise mit 200 Franken zu gewinnen, werden nicht mit dem Fest zufrieden seyn. Es waren sogar Schützen von Graubündten, St. Gallen und Appenzell hier, aber nur einer aus Zürich, dessen Schützengesellschaft keine Deputation geschickt hatte, wie alle übrigen Kantone. Wie ganz anders benahmen sich die wackern Berner gegen uns, denen wir freylich schon 1536 unsere Befreyung vom savoyischen Joch, und die Gründung unserer jetzigen Freyheit verdankten.

Zum Schluß des Festes, Sonnabends den 21. Juni, war ein großes Abschiedsmahl im botanischen Garten und unter den benachbarten herrlichen Baumgruppen, wo die glühenden Sonnenstrahlen nicht hindringen konnten. Durch die lange Allee sah der Montblanc, vom Abend vergoldet, auf das brüderliche Treiben, und er, der schon manches in der Schweiz gesehen, schien es mit Wohlgefallen zu betrachten. Möge er dieß Land und seine Einwohner, über die sein ewig weißer Gipfel herrscht, nie anders als ihrer würdig, einig, stark und glücklich sehen.

Mr.

Beylage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 170.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Juli 1828.

Sey des Werthes solcher Sendung
Tiefen Sinnes heitre Wendung.

Goethe.

Altschottisch.

Von Goethe *).

Und morgen fällt St. Martins Fest,
Gutweib liebt ihren Mann;
Da knetet sie ihm Puddings ein
Und bäckt sie in der Pfann.

Im Bette liegen beyde nun,
Da saust ein wilder West;
Und Gutmann spricht zur guten Frau:
„Du riegle die Thüre fest.“ —

„Bin kaum erholt und halb erwarmt,
Wie käm' ich da zu Ruh?
Und klapperte sie einhundert Jahr,
Ich riegelte sie nicht zu.“

Drauf eine Wette schlossen sie
Ganz leise sich in's Ohr,
So, wer das erste Wörtlein spräch',
Der schöbe den Riegel vor.

Zwey Wanderer kommen um Mitternacht
Und wissen nicht wo sie stehn,
Die Lampe losch, der Heerd verglomm,
Zu hören ist nichts, zu sehn.

„Was ist das für ein Hexenort,
Da bricht uns die Geduld!“
Doch hörten sie kein Sterbenswort,
Deß war die Thüre schuld.

Den weißen Pudding speisten sie,
Den schwarzen ganz vertraut,
Und Gutweib sagte sich selber viel,
Doch keine Sylbe laut.

Zum Andern sprach der Eine dann:
„Wie trocken ist mir der Hals,
Der Schrank der klafft, und geistig riecht's,
Da findet sich's allenfalls.“

„Ein Fläschchen Schnaps ergreif' ich da,
Das trifft sich doch geschickt,
Ich bring' es dir, du bringst es mir,
Und bald sind wir erquickt.“

Doch Gutmann sprang so heftig auf
Und fuhr sie drohend an:
„Bezahlen soll mit theurem Geld,
Wer mir den Schnaps verthan.“

Und Gutweib sprang euch froh heran,
Drey Sprünge, als wär' sie reich:
„Du Gutmann sprachst das erste Wort,
Nun riegle die Thüre gleich.“

*) Aus dem eben erscheinenden 2ten Heft des 6ten Bandes von Goethes Kunst und Alterthum.

Das Croppydorf.

Eine Scene aus dem Jahr 1798.

In dem Augenblick, wo in dem großen Trauerspiele des unglücklichen Irlands ein neuer Akt beginnen könnte — wer kann wissen, ob es der lezte seyn wird — theilen wir einen frühern Auftritt aus demselben mit, und überlassen es dem Leser, ob er nach dem Geiste unserer Zeit und der

Stellung der Partheyen eine Wiederholung von Auftritten für möglich hält, welche, vor kaum dreyßig Jahren vorgefallen, uns in das Mittelalter oder wenigstens zu des großen Ludwigs Bekehrungsversuchen zurück versetzen. Der Roman, dem wir diese Scene entlehnen, The Croppy, a Tale of 1798, by the O'Hara Family, 1828, gehört mehr der alten als der neuen Schule an; wenn die Charakteristik der Personen und der dramatische Dialog weniger gelungen sind, und die Personen gleich Nebelgestalten an uns vorübergleiten, so ist dagegen der Charakter der Zeit desto besser getroffen und die englischen Kritiker gestehen, daß die Begebenheiten nur allzutreu geschildert sind.

* * *

„Was soll das?“ rief plötzlich mit gedämpfter Stimme der Herr vom Hause, als man ein heftiges Pochen an der Thüre vernahm. „Wenn man vom Teufel spricht, so erscheint er!“ fuhr er dann fort und sezte schnell das Licht unter den Tisch.

„Die Yeomen, Vater, ganz gewiß, die Yeomen!“ rief Kitty, erschrocken ins Zimmer stürzend, während ihre Mutter, da das Pochen immer lauter und lauter wurde, sich bestürzt in der Küche umschaute.

„Bridget,“ sagte Jack leise, aber bedeutungsvoll für die Hausfrau, die sogleich an seiner Seite war, „sey still, bis wir nachsehn, was es gibt. Und du, Kitty, geh hier an die Hand.“

„'s sind keine Reiter, Jack,“ fiel Peter Rooney kaltblütig ein; „wäre es nicht besser, wir untersuchten vorher?“ — „Frag' einmal, Bridget,“ sagte Shawn, der Schmied.

„Was begehrt Ihr noch zu so später Stunde?“ fragte die arme Frau mit bebender Stimme. „Mutter! Mutter! öffnet geschwind, geschwind!“ rief man von außen. „Wie, Tom, bist du's?“ fragte Jack. „Ja, Vater, öffnet, öffnet!“ — „Halt noch einen Augenblick!“ fiel Peter Rooney ein, als der Schmied im Begriff war aufzuschliessen, „laßt vorher Einen, der ein scharfes Ohr hat, mit der Person draußen sprechen.“ — „Pah, laßt das gut seyn, Peter, soll ein Vater die Stimme seines Jungen nicht kennen?“ Die Thür ging auf und Jacks Sohn, ein Jüngling von achtzehn Jahren, anständig, wie in Kleidung, so in Rede und Benehmen, stürzte todtenblaß und athemlos ins Zimmer.

„Was soll das, Tom?“ fragte der Vater halb zärtlich, halb verweisend, indem er den geliebten Sohn bey der Hand nahm. Der derbe Druck derselben mochte dem Jünglinge sagen, daß, troß dem strafenden Ton seiner Worte, der rauhe Schmied hoch erfreut war, ihn wieder zu sehen. „Ein ander Mal, Vater, erfahrt Ihr, wie ich dahinter gekommen,“ sagte der Bursche in ängstlicher Hast; „aber flieht, flieht! Waley und seine Reiter sind mir auf den Fersen. Sie setzen die Sporen zu und fallen über euch her, indeß ich noch rede!“ — „Dann haben wir keine Zeit zum Schwatzen, Tom. Bridget (er ergriff sie beym Arm) leere den Kasten so gut du kannst; Peter Rooney, eilt fort und warnt die Nachbarn, fort! fort!“ Peter gehorchte. „Conors und Ihr, Kavanah, helft den Leuten fort! Wenn sie einen bekommen, so wird er zu Tod geprügelt! Eilt, eilt!“ Damit verschwanden sie aus dem Haus.

„Vater, Ihr habt Piken gemacht, wie ich höre,“ sprach der Sohn bey Seite zu dem Schmied.

„Die sind versteckt, Junge, dort unter dem Amboßstock, und nur ich weiß, wie sie zu finden sind. Fort, fort! eile vor's Dorf hinaus, und horch, ob die Mörder schon nahe sind.“ Der Junge entfernte sich. Man vernahm ein verwirrtes Treiben in dem Dorf. Von Thür zu Thür ward schnell aber nicht zu laut gepocht, und in kurzen Worten erfuhren die Bewohner die drohende Gefahr. Die Einen, nur auf persönliche Sicherheit bedacht, flohen halb nackt davon; Andere suchten unter Flüchen und Bitten ihre Familie ins Weite zu treiben, Andere rafften die bessere Habe im Hause zusammen, und wieder Andere verkrochen sich, der Flucht nicht vertrauend, in Schlupfwinkel. So war, außer einigen alterschwachen Weibern, siechen Greisen, oder im Schrecken des Augenblicks und in der Dunkelheit der Nacht zurückgelassenen Kindern, die ganze Bevölkerung in größter Eile und Stille aus dem Dorfe geflüchtet. Auf dem halben Wege zu ihrem Zufluchtsorte drang der Hufschlag der herangaloppirenden Pferde in das Ohr der Flüchtlinge. Das von der fliehenden, halbnackten Mutter beynahe erstickte Geschrey des wimmernden Säuglings, das leise Fragen nach vermißten Freunden und der gedämpfte Warnungsruf: „Flieht, flieht!“ waren die einzigen Laute, die man jezt vernahm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türken und Türkey.

(Fortsetzung.)

Unter den erlaubten Volksvergnügen müssen die Künste der sehr geschickten Seiltänzer angeführt werden, deßgleichen chinesische Schattenspiele mit lasciven Darstellungen, und eine Art von Maskeraden im Feld, wo grob und roh, aber nicht ohne Naivetät Scenen aus dem untern Volksleben dargestellt werden. Außerdem gibt es auch noch öffentliche Tänzer, wobey sich junge Männer als Frauen verkleiden, da es dem weiblichen Geschlecht nicht verstattet ist, an solchen Darstellungen Theil zu nehmen.

Glücksspiele sind streng verboten; darum kommen in Konstantinopel unter den Türken keine Selbstmorde vor. Unsere europäischen Regierungen könnten in dieser Bezie-

hung die Anhänger des Koran zum Muster nehmen. Der Prophet hat den Moslem den Genuß des Weins versagt. Sie wissen sich aber durch narkotische Getränke und sonstige Mittel dafür zu entschädigen. Die Türken glauben fest an Astrologie, · n Negromantik, an Talismane und kabbalistische Sentenzen. Die weißen und blauen Tage stehen bey ihnen in hohem Ansehen und der Dienstag ist ein unglücklicher Tag.

Trotz dem gänzlichen Mangel an Wissenschaft und Aufklärung fehlt es den Türken doch keineswegs an Urtheil und Einsicht. So ist es z. B. nicht schwer, ihnen die Mängel ihrer Regierung darzuthun. Demungeachtet wollen sie von keiner Reform hören und sagen ganz kalt: „ich glaube, daß dieß besser seyn könnte, aber was ist, ist Geschick von Gott, mit dem wir zufrieden seyn sollen, denn so hat es der Herr befohlen; dieß zeigt sich auch dadurch, daß noch immer besteht, was du ein Uebel nennst.“

Die türkische Sprache ist eine Mischung des ursprünglichen Turkomanischen und arabischen Idioms. Bey ihrer Entstehung war sie sehr arm, wie alle Sprachen der Nomadenvölker, die nur beschränkte Bedürfnisse haben und die Wissenschaften nicht kennen. Als aber die Türken zum Islamismus übergegangen waren, und Eroberungen von den Persern und Arabern gemacht hatten, eigneten sie sich auch nach und nach ihre literarischen Schätze zu und bildeten so eine Sprache, die unendlich reich, schön und wohlklingend ist. Diese Sprache hat zwey Idiome: das alte Türkisch, das jezt nur noch vom Volk gesprochen wird, und die höhere Mundart, die am Hof und in der gebildeten Welt im Gebrauch ist. Die Großen, die Staatsdiener und Rechtsgelehrten geben in ihren Schriften den arabischen und persischen Worten immer den Vorzug, und sie mischen arabische Stellen aus dem Koran und aus persischen Dichtern ein. Sie treiben diese Mischung so weit, daß kaum der achte Theil ihrer Schrift aus rein türkischen Worten und Sprachformen besteht. Dem arabischen Alphabet haben die Türken den Nasenton eines N beygefügt, der ihnen eigen ist. Außerdem gebrauchen sie einige Konsonanten des persischen Alphabets, die nicht im Arabischen vorkommen. Dadurch haben sie drey-und-dreyßig Konsonanten und überdieß drey Zeichen für die Vokale.

Es ist auffallend, daß die Türken keine Grammatik für ihre Sprache haben, und sie durch den Gebrauch lernen, da sie doch arabisch und persisch ganz nach Regeln lernen. Dadurch hat die Orthographie viel Schwankendes, und mehrere Worte werden auf drey oder vier verschiedene Arten geschrieben. Dieß abgerechnet, ist die Sprache sehr einfach und regelmäßig, und hat nur wenige Ausnahmen von den allgemeinen Regeln. Sie hat weder Geschlecht noch Artikel, nur eine Deklination und fünf Beugfälle; in der Konstruktion gleicht die Sprache sehr dem Lateinischen, besonders in den Inversionen und dem Zeitwort, das immer ans Ende gestellt wird. Je länger und zusammengesezter und verwickelter eine Periode im Styl der Pforte und der Historiker ist, desto ausgezeichneter und eleganter scheint sie den Türken; so sind denn auch alle Geschichtschreiber in ihren, nach orientalischer Weise übertriebenen Erzählungen, worin die Lebensbegebenheiten der Sultane im Hofzeitungsstyl erzählt werden.

Saïd-Effendi, der Sohn von Mahomed Effendi, im Jahr 1782 türkischer Gesandter in Paris, gründete in Konstantinopel eine Buchdruckerey. Hätte sie sich erhalten, so hätte dadurch der religiöse Fanatismus gemindert werden können. Als aber Saïd-Effendi starb, zettelten die Rechtsleute eine Empörung an. Die Druckerey wurde geschlossen, und dadurch das Volk vor den Fortschritten des Lichts und der Aufklärung bewahrt. Vierzigtausend Schreiber, die ihr tägliches Brod durch Bücherabschreiben gewinnen, und die Alles schreiben, was in dieser Stadt zu wissen erlaubt ist, dieses Heer von Schreibern war nicht geneigt eine Erfindung aufkommen zu lassen, die sie an den Bettelstab gebracht hätte.

Die Türken haben eine Art von Musik, die nicht durch Noten ausgedrückt wird, und deren Takt nicht wie in der europäischen Tonkunst ist. Die Melodie erlaubt einen weit größern Umfang von Tönen als unsere Musik, daher ist sie auch viel mannigfaltiger im Ausdruck. Im Zärtlichen und Melancholischen bringt sie oft große Wirkung hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Als Zeichen dankbarer Anerkennung hat der größere Theil der Zuhörer Alexanders von Humboldt, mehrere Prinzen des königlichen Hauses an der Spitze, dem verehrten Lehrer nach beendigten Vorlesungen eine große goldene Medaille mit seinem Bildnisse überreichen lassen. Der Ueberschuß der Beyträge sollte als Fond für ein neues Humboldtsches Universitätsstipendium niedergelegt werden, doch soll diese Stiftung auf den Wunsch des Herrn von Humboldt, wie es heißt, nicht zu Stande gebracht worden seyn. Die Medaille aber wird in Bronze auch für das größere Publikum wohl mit Recht verkäuflich werden, denn seit lange sind keine Vorlesungen bey so allgemeiner Theilnahme aller Stände bis ans Ende mit gleichem Eifer gehört worden. Da diese Vorträge auch im Druck erscheinen*), können die vielen, für welche sich kein Platz mehr finden wollte, sich wenigstens einigermaßen trösten. Es könnte nicht schaden, wenn dergleichen auch für ein größeres Publikum interessante Gegenstände in ähnlicher Weise häufiger vorgetragen würden. Denn durch etwas außer dem wöchentlichen oder jährlichen Kirchgange muß doch in großen Städten der

*) Es wird dieß in kurzer Zeit im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung geschehen.

Gebildete aus seinen bürgerlichen und Familienverhältnissen herausgezogen werden. Politische Interessen haben wir nicht, ausschließliche Theatersucht läßt auf die Länge, wenn keine weitere Liebe zur Kunst im Hintergrunde wirkt und treibt, höchst leer, und so möchten solche wissenschaftliche Anregungen für unsere Berliner Sinnesweise gerade das Angemessenste seyn. Nur müßten wir dadurch nicht in das Zeitalter gelehrter Frauen zurückfallen, welches doch, wie das der weiblichen Genialität, glücklich hinter uns liegt, und nur noch in einigen, weniger als sonst bewunderten Antiken auf die jezige Generation gekommen ist. Diese weibliche Genialität hatte besonders in der Seelenstärke bestanden, sich über alles hinwegzusetzen, was sonst dem Weibe als ehrenwerth und sittlich verpflichtend galt. Wie wenig wir aber noch einen tüchtigen Inhalt für die Unterhaltung außer dem Familien-, Beamten- und Gewerbekreise haben, davon gibt ein Journalistenkrieg Zeugniß, der Wochen hindurch die Gemüther mehr als der beginnende Türkenkrieg in Bewegung gesezt hat, so daß sich selbst ein würdiger, allgemein auch in wissenschaftlicher Rücksicht geachteter Militär ausdrücklich in der Zeitung öffentlich zu erklären genöthigt sah, daß gewisse Taschenspielerlobhudeleyen, die mit jenem Federkriege Zusammenhang hatten, nicht aus seiner Feder, obgleich mit seiner gewöhnlichen Chiffer unterzeichnet, geflossen seyen. Wir würden diesen Krieg, der unserer Stadt nicht eben große Ehre bringt, gern unberücksichtigt lassen, wenn er nicht auf den kritischen Zustand unserer Tagesliteratur ein helles Licht würfe. Der Held des Streites war Herr M. G. Sapphir, Redakteur der Berliner Schnellpost und des Kourriers; ihm, dem einzigen gegenüber standen alle Tagesliteratoren. Herr Saphir, obgleich, wie es heißt, ein geborener Ungar, hat dennoch gleich in den ersten Wochen seines hiesigen Aufenthaltes die Geschicklichkeit gehabt, sogleich den rechten Berliner Ton zu treffen, und nach zweyjährigem Aufenthalte wußte er es dahin zu bringen, nicht nur von allen Ständen, den höchsten, mittleren und niedern bis zu den Straßenbuben herab gekannt und gelesen zu werden, sondern von manchen Seiten her der recht eigenthümliche Repräsentant der Berliner Sinnesart zu seyn. Ein immer schlagfertiger Wiz, der überall die schwachen Seiten aufzufassen weiß, verständliche Wortspiele in Gebieten, die jedem, auch dem Ungebildeten, zugänglich sind, die Resignation, nie mehr seyn zu wollen, die Naivetät, sich ganz für das zu geben, was er war, die Keckheit, was andere verschwiegen, gerade herauszusagen, die Geschmeidigkeit, heute zu loben, morgen zu tadeln, wie es die Verhältnisse eben erforderten, dieß waren die einfachen Mittel, welche ihm weit verbreitete Wirksamkeit verschafften; sie brachten das hervor, was das Berliner Publikum forderte. Es hatte seinen Mann, der Mann sein Publikum gefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Anfangs Juni.

(Fortsetzung.)

Hierauf würde Soumet vielleicht antworten: zur Zeit, als er sein Stück gedichtet habe, sey die Inquisition im Anzuge gegen Frankreich begriffen gewesen; der ganz zum Großinquisitor geschaffene, mit vortrefflichen Inquisitionsanlagen ausgestattete Hr. de Bonald habe schon an der Spize der weiland Censur gestanden, und es habe allen Anschein gehabt, als ob die Censur sich in eine Inquisition umgestalten würde; unter solchen Umständen würde es ja gefährlich gewesen seyn, einen Großinquisitor aufzuführen; der Hr. de Bonald, oder irgend ein anderer angehender Inquisitor würde geschrieen haben, der Dichter habe ihn abkonterfeyet, und, wie zur Zeit der ersten Aufführung des „Tartüffe," ein Verbot bewirkt haben, ihn aufzuführen. Die Zeitungen haben nicht ermangelt über diese Verkappung des Großinquisitors zu spaßen, und eben weil er nicht da war, dachte Jedermann an ihn und an die verwünschte Inquisition. Soumet hat noch mehrere andere Abweichungen von dem Originale begangen, die ihm zum Theile nöthig schienen, um das Stück dem französischen Geschmacke anzupassen, das sich in seiner wahren Gestalt, aller seiner genialen Schönheit unerachtet, schwerlich beliebt machen würde. Soumet ist ein wahrer Dichter, und seine Sprache ist nicht so geschraubt, sondern edler und einfacher, als es bey den meisten tragischen Dichtern Frankreichs der Fall ist. Dennoch hat dieß Trauerspiel nur mittelmäßigen Beyfall gefunden. Einige Journale haben dem Dichter vorgeworfen, er habe sich allzusehr an das Original gehalten; Schiller lege seinen Geliebten eine Sprache und Gedanken in den Mund, als ob sie auf einer deutschen Universität studirt hätten; andere dagegen werfen ihm vor, er habe sich bey der Bearbeitung eines so genialen Stückes allzugroße Freyheiten herausgenommen. Zum Unglücke fehlt es auch dem Théâtre français an einer jungen, ernsten Schauspielerin im tragischen Fache. Die Dem. Duchesnois, welche die Elisabeth spielt, ist beynahe fünfzig Jahre alt, und dabey ziemlich häßlich, so daß ihre Liebe zu Don Karlos das Ansehen hat, als ob Phaedra in den Hippolyth verliebt seye. Natürlich hat diese Ungereimtheit nicht zur guten Aufnahme des Stücks beygetragen, sieht man jedoch die Duchesnois spielen, so vergißt man, daß sie eher die Mutter als die Geliebte des Don Karlos seyn könnte, und fühlt sich manchmal von ihrem pathetischen Spiele mit hingerissen. Die Pariser Theaterkritiker meynen jedoch, es fehle dem Soumetschen Trauerspiel an wahrem Interesse; denn die beyden Liebenden hätten sich im Grunde nichts anders zu sagen als: „wir lieben uns," und „es thut uns herzlich leid, daß wir uns so lieben!" — Jezt kömmt die Reihe an Schillers „Wilhelm Tell." Das Gaietétheater hat den Anfang gemacht, und das deutsche Trauerspiel als Melodram fürs Volk bearbeiten lassen, mit hübschen Schweizergegenden, alten glänzenden Kostümen u. s. w. Dieses Volksstück wird nun schon seit einem Monat fast alle Abende gegeben, und wahrscheinlich wird es noch lange das Volk erfreuen. Dann hat die komische Oper einen alten Wilhelm Tell, den im Anfange der Revolution Sedaine geschrieben und wozu Gretry die Musik gesezt hatte, hervorgezogen; allein dieser Tell konnte, so wie er war, dem Pariser Publikum nicht mehr vorgesezt werden. Denn erstlich würden die herben Ausfälle auf die Tyrannen, welche damals im Geschmacke der Zeit waren, jezt aber ohne Zweck sind, den Zuhörern mißfallen, und zweytens war die Musik dieser Oper eine der schwächsten Kompositionen des liebenswürdigen Gretry. Was war also zu thun? wollte man einen W. Tell haben, so mußte man Text und Musik ausflicken und übertünchen; hierin hat man sich denn auch nicht genirt; der Text ist beschnitten, und zum Theile ganz umgearbeitet worden, und der Tonkünstler Berton, der bekanntlich selbst sehr hübsche Operetten komponirt hat, ist mit der Verjüngung der Gretryschen Musik beauftragt worden. Die schwächsten Stücke der alten Operette hat er weggeschnitten, und dagegen, nach italienischer Manier, mehrere schöne Singstücke aus bereits vergessenen Opern Gretrys eingeschaltet. Ferner hat er eine Verbesserung oder Veränderung vorgenommen, die von dem großen Einflusse des Rossinischen Styls und von dem jezigen Geschmacke des Publikums in Betreff der Opernmusik zeugt.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Juli 1828.

Fort, fort, damit wir den Mordhunden entgehen!

Goethe.

Das Croppydorf.

(Fortsetzung.)

Der Berg hinter dem Dorf lief in einiger Entfernung von demselben hin. Sein Gipfel und der größere Theil des vordern Abhangs war felsig, unfruchtbar, und nur hin und wieder mit Stachelgewächsen und Schmalholz bekleidet, seine Kehrseite aber mit Eichen und Eschen bewachsen, die in den Felsenritzen wurzelten und aus dem magern Boden ihre spärliche Nahrung sogen. Ein kleines, von grünen Rasen bekränztes Flüßchen wand sich am Fuße des Abhanges hin, und ein Hügel, neuer und dichter bebaut, erhob sich am Rand desselben, so daß sich hier ein kleines, gegen alle Beobachtung geschütztes Thälchen bildete. Dahin flohen die Dorfbewohner, um sich unter dem bergenden Laubwerk in der athemlosen Stille der höchsten Furcht so lange zu verkriechen, bis ihre gefürchteten Feinde wieder abgezogen seyn würden.

Der gescheuchte Hase hält, wenn er seinem Verfolger einen Vorsprung abgewonnen, setzt sich und spitzt die Ohren nach der Richtung hin, woher er die Gefahr befürchtet. So begann auch, nach der ersten Bestürzung, das dicht zusammengedrängte Landvolk sich zu fragen, und Meynungen und Vermuthungen vernehmlicher auszusprechen. Nachfragen liefen durch die Menge nach den zerstreuten Familiengliedern. Man vernahm in der kleinen schattigen Einöde halbunterdrücktes Wehklagen, wenn die Mutter ihr Kind, die Tochter Vater oder Mutter vergeblich suchte. Allein das immer mehr nahende Getöse der heransprengenden Reiter, das sich nun durch die Stille der milden, schlummernden Natur ganz deutlich vernehmen ließ, versezte bald Alles in athemloses Schweigen, und in grauenhafter Ahnung dessen, was da kommen sollte, war Jeder mit sich selbst beschäftigt.

Der Schmied hatte seinen Sohn beym Arme genommen und den Zug der Flüchtlinge angeführt. An dem rasigen Ufer des stillen, beynahe unsichtbaren Flüßchens angekommen, hieß er ihn niedersitzen und sich nicht rühren, bis er zurückkäme. Von dem unerschrockenen kleinen Peter Rooney begleitet, erstieg er nun den bewaldeten Hügel, und als er den Gipfel, welcher eine Aussicht auf das Dorf gewährte, erreicht hatte, ging er wieder eine Strecke hinab. Hier legten sie sich in ein Gestrüpp Stechginster nieder und beobachteten, was die Yeomen im Dorfe vornahmen.

Kein Mond stand am Himmel; doch herrschte, obgleich es schon Mitternacht war, nicht gänzliche Finsterniß. Sie sahen, wie Gestalten im Dorfe auf und nieder gingen, und mit der Oertlichkeit und den Eigenthümlichkeiten der Personen vertraut, konnten sie leicht den Einzelnen erkennen.

Die Wächter auf dem Hügel vernahmen nun, wie sich der Hufschlag einer Anzahl Pferde nach dem Wege zur Rechten wandte. Nun hörten sie, wie sie in eine Gasse sprengten, wo die Hütten der ärmeren Dorfbewohner mehr vereinzelt standen. Die eisernen Scheiden schlugen an die

Bügel, die Reiter drängten sich mehr zusammen und bildeten eine schwärzere Schattenmasse. Nun kamen sie zu ansehnlichern Häusern. Shawn a Gow hob fluchend seinen Kopf aus dem Stechginster und sah, wie sie auf das Kommando „Halt!" sein eigenes Haus umstellten. Mehrere Stimmen riefen: „Aufgemacht!" und bald hörte er, daß sie die Thüre erbrachen. Einige traten ein, während die Uebrigen sich nach andern Häusern im Dorfe begaben. Bald krachte es auf verschiedenen Seiten, und Flüche und Rachedrohungen erfolgten, da die Besucher fanden, daß die Inwohner ausgeflogen waren. Bald mischte sich mit barschen, ärgerlichen Tönen das Jammergeschrey der Wenigen, welche sich aus Furcht oder Zufall den Flüchtlingen nicht angeschlossen hatten, und nun aus ihren Verstecken vorgezogen und nach dem obern Ende der Straße geschleppt wurden, wo der Befehlshaber stand und die Bewegungen leitete.

Am meisten aber machten sie sich in dem Hause des Schmieds zu schaffen. Lichter schossen nach hinten und vorn und beleuchteten vorübergehend die Umrisse der Gestalten derer, welche sie trugen. sein Haus durchsuchten und plünderten. Shawn erhob sich etwas mehr aus seinem Versteck, weil er unter dem lärmenden Geschrey der Yeomen das klägliche Jammern einer Weiberstimme zu hören meynte. Doch er wurde nicht klug daraus; entweder erstarben die Töne, oder wurden sie von dem allgemeinen Lärm übertäubt.

„Nun sind sie am Werk," sprach der Schmied zu Peter Rooney in einem Ton gleich dem Gebrülle des Stiers, in dem sich halb Angst, halb Racheburst ausdrückt, wenn die blutgierigen Hunde ihn so gefaßt haben, daß es ihm an's Leben geht. — „Dieß ist eine Nacht, wo noch vieles Blut fließen wird," erwiederte Peter. — „Horch! Waley's Stimme übertönt die übrigen; sie haben einen der Nachbarn aufgegriffen." — „Hört Ihr, wie Waley sie anherrscht: bindet ihn!" sprach Peter zu Shawn. „Sie schleppen den armen Tropf durch die Gassen hin. Der alte Kürassier Saundhers Smylo ruft: du Hund von Croppy!"

Shawn richtete sich nochmals auf und fragte: „Ist das nicht Bridget, welche jezt ruft? und doch sah ich sie, wie sie mit den andern Weibern flüchtete. Hölle und Teufel! nein, jezt fällt mir bey, sie ging zurück, um die andern Papiere vollends zu holen!" — „Sie werden ihr nichts zu leide thun," versezte Peter Rooney. „Ich will zu ihr zurück," fiel der Schmied ein. — „Nicht doch, Jack; Ihr würdet Euch in ihre Hände geben und uns des stärksten Arms und des wackersten Herzens unter den Warforder Unionstruppen berauben! Legt Euch nieder, Freund! legt Euch nieder, ich befehl' es Euch!" fuhr Peter fort mit seiner ganzen Kraft, die nicht selten auf seine kolossalsten Freunde die beste Wirkung that, als Jack sich wieder zur Hälfte erhob. „Nieder mit Eurem Kopf, legt Euch flach auf den Boden nieder. Wollt Ihr auch auf Eure Sicherheit nicht bedacht seyn, so bedenkt, daß unser Aller Rettung davon abhängt. Sieht man Euch hier umhergehen, so wissen sie, wo wir andern zu finden sind. Vielleicht ist's Bridget auch nicht, und wenn auch, so machen sie sich nichts mit einem Weibe zu thun. So 'ne alte Mutter nimmt keinen Schaden bey ihnen, so arge Teufel sie auch sind. Seyd nur ruhig, Shawn; sie schreyt nur, weil sie sich fürchtet." — „Arme Kreatur," murmelte Shawn vor sich hin, als er Peters Befehl gehorchte und sich niederlegte. „Sie jammert nur, daß sie in ihren alten Tagen noch betteln muß. Still!" Er erhob sich zum zweyten Mal auf sein Knie. „Was spricht Waley?" — „Ach, Shawn! Zündets an, zündets an, Bursche! ruft er," antwortete Peter. — „Heiliger Himmel!" sprach Shawn und sprang auf die Füße, „mein Haus steht in Flammen, um den Höllenhunden zu leuchten!" — „Gott steh' uns bey! ja ja, es brennt lichterloh," sprach Peter. Der Schmied brütete in düsteres Stillschweigen versunken hin; sein wilder, stierer Blick war auf das Element geheftet, das seine Behausung verzehrte. Auf verschiedenen Punkten des Hauses von außen und innen war Feuer angelegt; und obgleich es anfangs nur langsam das Strohdach beleckte, ein Paar Dunstwolken emportrieb, oder aus der Thüre hervorschlug, so vergingen doch wenige Minuten und das ganze Dach war eine Feuermasse, die in einer glänzenden Flammenpyramide, Funken sprühend, in den reinen, nächtlichen Himmel emporschoß, und dann in einem schwarzgrauen Rauch im Hintergrunde erstarb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türken und Türkey.

(Beschluß.)

Die Türken kennen keine Noten und spielen und singen ihre Lieder und andere Musikstücke blos nach dem Gedächtniß. So lehrt immer Einer den Andern. Dieß ist die ganze Kunst der türkischen Musiker und Musikmeister. Einige haben für sich selbst eine Methode zum Bezeichnen und Niederschreiben der Töne erfunden, die aber nur ihnen allein dient und auf keinen allgemeinen, auch andern verständlichen Grundsätzen beruht. Die Musiker des Großherrn, unter allen die vorzüglichsten, spielen wie alle andern auswendig. Fast alle spielen dieselbe Parthie, und dabey ist keine andere Harmonie als die, welche in der Verschiedenheit der Instrumente liegt.

In der Malerey sind den Türken nur Blumen und Landschaften erlaubt, denn alles Andere verbietet ihnen das Vorurtheil. Portraite und historische Gemälde würden als eine Annäherung zum Bilderdienst betrachtet. Die türkischen Maler beschränken sich also darauf, einen schö-

nen Blumenstrauß oder Arabesken mit Sorgfalt zu malen oder die Federn der Vögel nachzuahmen; darin aber haben sie es weit gebracht. Die Bildhauerkunst ist noch beschränkter, denn sie wird nur an den Häusern und Gräbern angewendet, und die Metall- und Steinschneidekunst findet blos beym Schneiden der Petschafte mit Inschriften aus dem Koran, bey der Verzierung der Waffen oder sonstigen Metallgeräthschaften Anwendung.

Der Ackerbau wird im Allgemeinen wenig geachtet und geübt, und man darf ihn nicht nach einigen gut bebauten Ebenen in Romelien beurtheilen; er entspricht auch dem Nationalgeschmack nicht, der alle Beschäftigungen zu Fuß geringschätzt und das Herumtummeln zu Pferde auf sandiger, unbebauter Heide vorzieht.

Auch dem Handel sind die Türken nicht ergeben. Daran ist ihre ausnehmende Trägheit und ihr Stolz schuld. Daher findet sich der Handel fast ganz in den Händen der Griechen und der europäischen Christen überhaupt.

Die Schönheit kann ihre eigentliche und wahre Herrschaft nicht über ein Volk üben, das ihr keine Rechte läßt. Zwar singen und dichten die Türken über die Liebe; aber Schloß, Riegel, Gitter und schwarze Eunuchen üben bey ihnen tyrannische Herrschaft über Frauen und Mädchen, die Liebe einflößen sollen.

Seine sämmtlichen Frauen bekommt der Sultan eben daher, woher er seine Pagen bekommt. Aus den christlichen Gegenden werden so viel kleine Mädchen als Knaben weggenommen und damit der Harem und die Pagenzimmer versorgt. Die schönsten, oder die es zu werden versprechen, werden nach dem Serail gebracht. Hier kommen sie in Säle, wo sie sich mit Nähen, Sticken und andern Handarbeiten beschäftigen. Zu ihrer höheren Erziehung gehört Gesang, Tanz und das Spiel verschiedener Instrumente. Diese große Menge von Frauen haben indessen Niemanden zur Bedienung, sondern bedienen sich untereinander nach folgender Ordnung: das Mädchen, welches zulezt ankömmt, bedient sich und die Vorlezte, diese ihre Vorgängerin und so bis zu der, welche am längsten im Harem ist; diese wird bedient, ohne Jemanden zu bedienen.

Die Tyranney der Türken gegen ihre Frauen hat diese dazu gebracht, eine Art von Asyl zu errichten, wo sie sich hinflüchten. Eine Meile von Schumla in der Bulgarey liegt die kleine Stadt Madara, wo nur Weiber wohnen, deren Verdorbenheit und Sittenlosigkeit zum Sprichwort geworden ist. Es sind ihrer gegen zweytausend, sie leben in Gemeinschaft, sind frey von allen Abgaben, und tragen keinen Schleyer, wiewohl sie dem Islamismus treu geblieben sind. Madara ist der Zufluchtsort für jede unglückliche Abenteurerin, die sich vor der Rache eines Ehemannes oder aufgebrachten Verwandten flüchten will, wenn sie ihre Unsittlichkeit nicht billigen. Daher finden sich hier Frauen aus allen Klassen, und aus allen Theilen des ottomanischen Reichs zusammen. Die Deré-Beys wählten einst aus diesen Frauen ihre Guvendées (eine Art von Tänzerinnen). Von Kopf bis zum Fuß waren sie auf ihre Art gerüstet und gewaffnet, und ritten auf muthigen Rossen. Im Krieg mußten sie als leichte Truppen gegen den Feind ziehen und sich in allerley Waffen gegen ihn versuchen, besonders mußten sie ihn durch ihre Reize zu gewinnen trachten. Dieser Gebrauch ist aber mit den Deré-Beys verschwunden, denn sie kommen nur noch in der türkischen Geschichte vor.

Diese galante und kriegerische Frauenkolonie scheint schon im fernsten Alterthum bestanden zu haben. Alte oder häßliche Frauen sind davon ausgeschlossen. Wäre vielleicht hier der Ursprung der Sage von den Amazonen zu suchen?

Im Frühling.

Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel,
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus!
Ach, sag' mir alleinzige Liebe,
Wo du bleibst, daß ich bey dir bliebe!
Doch du und die Lüfte haben kein Haus.

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüthe offen,
Sehnend
Sich dehnend
In Lieben und in Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd' ich gestillt?

Die Wolke seh ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne goldner Kuß
Mir tief bis in's Geblüt hinein,
Die Augen, wunderbar berauschet,
Thun, als schliefen sie ein;
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.

Mein Herze denkt nun dieß und denket das,
Erinnert sich, und weiß nicht recht an was,
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
Mein Herz, o sage,
Was webst du für Erinnerung
In goldengrüner Zweige Dämmerung?
Alte unnennbare Tage!

E. Moerike.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Anfangs Mai.

(Beschluß.)

Gretry sezte die Begleitung im Orchester ziemlich schwach; jezt aber will man eine Musik haben, die so wie in Rossinis Opern vom Fortissimo zum Pianissimo auf und abwallt, und worin alle Blasinstrumente mit den Saiteninstrumenten wetteifern, besonders müssen in Stücken, worin eine feyerliche Handlung vorkömmt, Trompeten, Pauken und Klarinetten zu thun haben, eben so Cymbeln und auch Trommeln und Triangel. Davon hatte sich Gretry, der doch über Musik viel nachgedacht, und auch manches geschrieben hat, wenig träumen lassen. Für den Wilhelm Tell, der sich zu einer Rossinischen Musik vortrefflich eignete, hatte er eine simple Musik gesezt, wie er zu thun pflegte. Berton hat sich dieser Simplizität erbarmt, und sie mit Trompetenschall und Paukenwirbel verstärkt, auch überhaupt mehr Leben und Bewegung in die Orchesterbegleitung gebracht, so daß sie nun mit Ehren neben den neuen Rossinischen, und auch neben den Boyeldieuschen Kompositionen auftreten kann. Der verjüngte, ausgebesserte und verschönerte Wilhelm Tell der komischen Oper wird sich also ziemlich lang auf der Bühne erhalten und neben dem Masaniello fortbestehen können. Dem Gerüchte, daß Rossini einen Wilhelm Tell für die große Oper komponire, war zwar widersprochen worden, mit dem Beysaze, nicht einen Wilhelm Tell, sondern einen Comte Ory komponire er. Jezt aber heißt es doch wieder anders; denn zu dem Comte Ory, von Scribe, soll er blos Singstücke aus seinen ältern Opern auswählen; allein zu dem Texte des Wilhelm Tell, welchen Jony und Bis geschrieben haben, soll er wirklich eine ganz neue Musik sezen. Die Nachricht war in der That allzu unwahrscheinlich, als daß man ihr hätte vielen Glauben beymessen können. Rossini hat ja wirklich blos einmal eine neue Oper gesezt, nämlich sein „Viaggio di Reims,“ seitdem er in Paris angestellt ist, und man glaubte nicht, daß er es dahin bringen würde noch eine große Oper zu sezen. Er muß sich doch endlich ermannt haben, sey es, weil ihn der Text angesprochen hat, sey es, weil die Ruhmbegierde in ihm wieder erwacht ist. Die Musikliebhaber versprechen sich schon hohen Genuß von diesem künftigen Meisterwerke. Die Gazette de France aber, obschon man geglaubt hatte sie seye untergegangen, seufzt recht andächtig über die Verkehrtheit des jezigen Menschengeschlechts, daß es an einem solchen rücksichtlosen Burschen, als der Wilhelm Tell sey, seine Freude habe, und sich die demagogischen Umtriebe desselben wider die Legitimität so wohl gefallen lasse. Die Pariser sind so verstockt, daß sie sich über die frommen Seufzer der alten, ehrwürdigen Gazette de France ergözen, und manches kleinere Tagesblatt schießt seine epigrammatischen Pfeile auf die alte Zeitung los.

Dg.

Berlin, Juni.

(Fortsezung.)

Saphir, der Fremde, war nicht anzuklagen, daß er pfiff, wie es die Tanzenden wünschten. Anfangs waren die meisten, welche sich jezt gegen ihn wenden, mit ihm verbündet, und auch mancher andere, der Ersteres bezweckte, benuzte seine Blätter, weil sie ein polemisches Organ waren. Ein Theil dieser Herrn trennte sich nach und nach von dem Blatte, wie es scheint aus Privatrücksichten, ohne sich je gegen Herrn Saphir zu kehren, den sie in seiner Sphäre gern gelten ließen; denn es ist nicht zu verkennen, daß Herr Saphir sich nie überhoben, sich nie an Dinge gewagt hat, die nicht von seinem Reich waren. Nur was in seinem Kreise lag, damit hat er bald mit mehr, bald mit weniger Malice, bald mit gutem, bald mit schlechterem Wiz, wie es dem Wiz von Metier immer gehen wird, seinen Spaß getrieben. Andere aber begannen schon seit lange, als sie merkten, daß er das Publikum mehr und mehr auf seiner Seite hatte, sich gegen ihn zu wenden. Hätten sie auf die rechte Weise verfahren wollen, so wäre ihres Amts gewesen, durch tüchtigere Kritik, gehaltvollere Arbeiten, gesezteres Wesen, inhaltsvolleren Wiz diejenigen zu befriedigen, welche mehr verlangen; sie hätten Herrn Saphir dann ruhig die Leser lassen können, für welche er schreibt, und einzig und allein schreiben will. In einer großen Stadt gibt es viele Stufen der Bildung, und jede will ihre Unterhaltung, aber dieß Amt zu verwalten, war jener Herrn Sache nicht, sie haben sichs bequem machen wollen, und als augenblicklich Saphirs Wirkung schwächer zu werden begann, sind sie nun in einer diplomatischen Note gegen ihn losgebrochen, haben sich ein vornehmes Kleid angethan, und sind mit Tugend, Sittlichkeit, als wenn es für König und Vaterland gälte, mit Pathos auf ihn eingestürmt. Ihre ernsthaft gemeinte Schrift: „Saphir und Berlin,“ ist das Spaßhafteste, was seit lange in solchen Angelegenheiten zu lesen gewesen ist. Sie behandelt die Sache, als hinge davon das Heil der ganzen sittlichen Bildung Berlins ab, als könne kein Mensch bey uns sich für irgend anderes interessiren als für diesen Journalistenkrieg; sie thun, als seyen sie die Männer der geistigen Berliner Bildung, die Helden der Literatur, die es hier mit dem ärgsten, gewichtigsten Feinde zu thun hätten; und dennoch blickt überall hindurch, es sey ihnen nur um ihre eigenen Armseligkeiten, um ihr Ansehen, das früher gegolten hatte, zu thun, man merkt ihnen den Aerger an, überflügelt zu seyn, sich zu schwach zu fühlen durch eigene Thätigkeit sich heraufzuarbeiten, und so rufen sie die Polizey, die öffentliche Behörde zu Hülfe, um sich von ihrem Gegner zu befreyen. Leider sind unschuldiger Weise einige Namen mit in diese Streitigkeiten hineingerathen, die wir gern hätten gerettet gesehen. Wir hätten gewünscht den Namen L. Roberts, F. Försters und des friedliebenden Fouqués hier nicht zu lesen. Das Ende vom Liede ist nun, daß Herr Saphir in wizigen Broschüren die Schwächen der Herrn treffend aufgedeckt, daß er die Lacher auf seiner Seite stehen hat, daß die Herrn blamirt sind, ihren Feind, statt ihn aus dem Sattel zu heben, sich erst recht haben festsezen lassen, und daß sie damit enden müssen, womit sie hätten anfangen sollen, Herrn Saphir auf seinem Gebiete ruhig gehen zu lassen, und auf dem ihrigen, wenn sie können, das zu thun, was ihre Schuldigkeit wäre. Die Moral aber, die aus der ganzen Geschichte zu ziehen ist, bleibt die, daß es keine Ehre mehr ist in diesen Reihen mitzufechten. Denn hier gilt es keinen ehrlichen Kampf für das Herrlichste, Vaterland, Kunst und Wissenschaft, sondern es ist eine Schlägerey gesinnungsloser, grundsazloser, beliebiger Meynungen, auf dem grundlosen Boden vergänglicher Tagesblätter, von denen man fast zu wünschen versucht seyn könnte, daß sie den Tag nicht erblickten. Was würde der von diesen Herrn, wie es scheint, vergessene Lessing sagen, wenn er, dessen Dramaturgie auch die Tageskritik für alle Zeiten zu Ehren brachte, wieder aufstände und dieses Treiben sähe? Und wie sollte jeder dieser Herrn sich schämen, wenn er ein französisches Blatt, wie z. B. den Globe in die Hand nimmt, ein Blatt, das aus einer Nation hervorgeht, welche in Kunst und Wissenschaft von diesen Herrn vielfach verunglimpft wird.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt. Nr 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 172.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freytag, 18. Juli 1828.

Wann einst diese dunkle Hülle
Mir vom blöden Auge sinkt,
Wann des Lichtes Ueberfülle
Dann mein Geist am Urquell trinkt,
Welch Gefühl wird mich durchbeben!

Bürde.

Ueber die Scheidung des Lichts von der Finsterniß.

Von Professor J. W. Pfaff.

Die folgende Reihe von maskirten Wahrheiten soll sich in einem ganz losen und freywilligen Zuge an dem Leser vorbeybewegen; und er wird freundlichst eingeladen, wenn ihm eine dieser Masken gefällt, sich ihrer anzunehmen und mit ihr weiter zu verkehren.

Das erste aber, was ich zum Besten der Unterhaltung, und damit der Leser einen Gefallen daran finden könne, erbitten möchte, ist dieß: alle alten Ansichten und angewöhnten Wahrheiten von Licht und Finsterniß gänzlich fahren zu lassen, um das Neue ganz mit vollen Zügen einathmen zu können, und die Bekanntschaft damit gleichsam von vorne anzufangen, da in der That von etwas ganz und gar Neuem die Rede seyn wird.

In der That theils Unbescheidenheit, vielleicht auch Irrthum scheint zum Grunde zu liegen, daß wir selbstgefällig immer vom Licht reden, wenn wir z. B. das bleyerne Licht des Saturns, das milde Licht der Milchstraße uns vorstellen, als wäre in diesen Erscheinungen das unbekannte, ewig unsichtbare, und nie ergreifbare, was wir Licht nennen, die Hauptsache, das Wesentliche, während vielmehr die Finsterniß, der Nachtstoff, wenn man so reden dürfte, die entschiedenere Rolle dabey spielt. Wir haben uns diese Art vornehmer Selbstgefälligkeit freylich von Jugend auf angewöhnt, seit wir in der Schule gelernt haben, der Mensch sey ein vernünftiges Wesen; doch gewiß gibt Jedermann zu, daß die Vernunft so eigentlich nicht das Entschiedenste an demselben sey; so sollten wir also auch nicht von Licht, durch Finsterniß getrübt, reden, sondern von Finsterniß, beschienen durch Licht, von etwas veredelter, durch Licht erhöhter Nacht. Denn in der That würde dieß für die Bewohner eines dunkeln Planeten passender seyn; unser Element ist kaum die Dämmerung, und die Welt hat gewiß die Nachtseite gegen uns gekehrt.

Sollte es erlaubt seyn, einige sehr oft gesehene Erscheinungen in Erinnerung zu bringen, die uns sehr ernstlich anmahnen, daß wir weit näher gegen die Seite der Nacht, als gegen die Seite des Lichts gerückt oder ursprünglich gestellt sind? Das Licht der Sonne ist allerdings herrlich, wohlthuend und kräftig; doch erzählen uns die Naturforscher, daß man den Blitz bey hellem, vom Sonnenlicht beschienenen Tage aus einer nicht weit entfernten Gewitterwolke herabfahren sehe auf die noch erleuchtete Erde; welche Kraft des Strahls in so plötzlicher körperloser Bewegung, der den Glanz des unermeßlichen Sonnenkörpers erreicht! Gewiß haben viele der Leser den unerschwenglich hellen Glanz gesehen, den ein Stückchen Phosphor, das in der Feuerluft verbrennt, von sich gibt; das Auge erträgt ihn kaum, und eben darum ist die Luft, die ihm zum Brennen hilft, die Feuerluft genannt worden, denn nach der jezt herrschenden philosophischen Sprache ist Feuer so viel als Licht, identisch mit Wärme; ja, auch nur ein gemeines Metall, das so verbrannt wird,

übertrifft den Lichtglanz der Sonne weit. Wie viele Stufen mag es noch über diese hinaus geben, wogegen die Sonne finster wird?

Was also auch der Sternseher, der getrost sein Fernrohr auf einen aus der Nacht hervordämmerunden Stern richtet, anfangen mag, immer dringt die Nacht mit herein. Je mehr er seine Brille vergrößert, desto mehr Finsterniß hat er auch mit bekommen; denn jener Stern ist selbst nur etwas erleuchtete Finsterniß; er sättigt sich unterwegs damit, und die Brille selbst ist gar zu deutlich ein Kind der finstern Stoffe. Auf diesem Wege kommen wir nicht weiter in der Erforschung des Himmels und der sichtbaren Dinge. Wir sind aber auf diesem Wege bereits fast bis an's Ende und Ziel gekommen, wo er sich ins Undurchdringliche oder ins Oede verliert. Was die Alten von dem großen Sonnenkreis des Osymandias in Egypten und von den ungeheuern Werkzeugen der alexandrinischen Sternseher und ihrer Verehrer, der arabischen Kalifen, erzählen, das haben wir in neuerer Zeit, seit Hevel in Danzig seine überlangen Fernröhre gen Himmel richtete, und Ludwig XIV. seine prächtige Sternwarte in Paris bauen ließ, viel größer, ungeheurer und noch in innigerer Vereinigung der Masse mit der Intelligenz gesehen. Aber gleichwie nach dem Spruche des Dichters das Erhabene nicht im Raume wohnt, so erobern wir auch nicht durch das Verirren ins Ungeheure der Massen das feinste und zarteste aller Wesen, das Licht. Wir müssen lernen das Licht von der Finsterniß zu scheiden; das ist der neue Weg, den wir suchen müssen, um dem Lichte näher und inniger verwandt zu werden. Wie wird uns dann der Orionsnebel leuchten, und der Ring in der Leyer, und die nebligen Perlen in den Locken der Berenice, wenn wir vor unser Auge und seine Krystalllinse noch einen Krystall stellen, aus dem die Finsterniß geschieden ist, ja der, dem Lichte sehnsuchtsvoll verwandt, aus sich selbst es verstärkt, und heller, größer den Lichtfunken ausgießt, der aus dem fernen Sterne in ihn gefallen ist.

Wie ist solch seltsames Ding möglich? Wo ist eine Spur, daß die Natur einem irdischen Körper solche Kraft verliehen? Wo ist der Körper? auf welchem Gebirge? wo ist die Druse, in der er eingeschlossen ist, in welcher Tiefe ist die Perle, auf welcher Blume finden wir die leuchtenden und verklärenden Tropfen, die uns die Kraft verleihen, zu scheiden das Finstere von dem Hellen? Wo finden wir die Spur zu diesem Wunder der unerschöpflich reichen Erde? Woher gewinnen wir den Krystall aller Krystalle, den hellesten unter den hellen?

Wollen wir ruhig überlegen, zusammenstellen, was wir schon wissen, und zusammensuchen, was hiezu nahe oder ferner förderlich seyn kann, so werden sich schöne und höchst geheimnißreiche Entdeckungen der neuesten Zeit anbieten, und an den aufgestellten Gesichtspunkt anreihen.

Wir sind alle vertraut mit dem Gedanken, den der Verfasser der Farbenlehre ausgesprochen hat: die Farben sind Schatten, sie sind das trübe Licht; sie sind Kinder des Lichts und der Finsterniß; zweyerley Ursprung tragen sie in sich; sie gehören zwey Welten an, der gleichsam geistigen des Unveränderlichen, Beständigen, und der irdischen, trüben, wechselnden, veränderlichen. Der Gedanke des großen Dichters findet aber auf alles leuchtende, auf der Erde und am Firmament, Anwendung. Himmel und Erde zeigen uns meist nur farbiges Licht. Hat nicht Herrschel am Himmel rothe, grüne, blaue, granatfarbige, gelbe Sterne gesehen? Wer hat den Maaßstab für das ächte weiße, wahre Licht? Aber wie die Natur uns nur selten das weiße Licht, gleichsam frey von dem irdischen Körperlichen zeigt, so zeigt sie uns auch nur selten ihre Kunst, wirklich aus der Finsterniß das reinste Licht auszuscheiden. Dieß gönnt sie uns an dem Demant, dem ersten und reinsten aller Edelsteine. Die so weit verbreitete Liebe und Bewunderung der Menschen für diesen herrlichen Edelstein hat ohne Zweifel ihren Grund tiefer in dem Sonderbaren und Seltsamen dieses Naturgebildes. Die Chemiker haben gefunden, daß er seinem irdischen und leiblichen Wesen und Gehalt nach blos als Kohle, als gemeiner, überall in den Reichen der Natur gefundener, nach Zerstörung durchs Feuer übrig gebliebener Stoff betrachtet werden müsse; die großen Brennspiegel haben ihn wirklich verbrannt und in Dunst und Rauch aufgelöst. Aus dieser dunkeln, lichtlosen, ganz dem irdischen zugewandten Kohle hat durch uns unerklärte Kunst die Natur den hellleuchtenden glänzenden Stein oder vielmehr Krystall geschaffen, welchen wir den Demant nennen. Sie hat an ihm oder in ihm das Licht wahrhaft von der Finsterniß geschieden, das Undurchsichtige, Träge, Unempfindliche in das Wasserklare, Bewegliche, Farbenspielende verwandelt. Die Seltenheit dieses Steins zeigt auch die Anstrengung der Natur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Croppydorf.

(Fortsetzung.)

Himmel und Erde schienen in einen Brand aufgelöst; die Häuser umher glühten vor Hitze; selbst die Steine und Felsen schienen den Brand zu theilen. Shawn a Gows kahles Haupt und herkulische Schultern wurden mit der Asche seines eigenen Hauses bedeckt. Sein Auge stierte auf die Gestalten der bey der Scene thätigen Personen, die sich nun deutlich genug unterscheiden ließen. Ihre Säbel, Knöpfe und glatten schwarzen Helme funkelten in dem Widerschein des Feuers, als sie, auf das Kommando ihres Kapitäns, nach Zerstörung des Croppyhauses nach dem

Berge hin drey Schüsse thaten. Obgleich aber seine Brust schwoll und der Schaum der Wuth ihm auf dem Munde stand, blieb Shawn stumm, und der kleine Peter wagte nicht ihn anzureden. Andere Gegenstände nahmen jezt all seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Laut und durchdringend, den Lärm der Yeomen übertöntend, drang nun das Angstgeschrey eines Mannes in das Ohr der Lauscher auf dem Hügel, und als sie genau nach einem vollkommen beleuchteten Platze schauten, sahen sie Saunders Smyly, wie er eben rüstig in Ausübung seines Amts als Profos bey der Ballybreehooner Reiterey begriffen war. Mit vieler Ostentation schwang er sein Marterinstrument um den Kopf, und obgleich bey jedem Streiche der Gepeinigte ein lautes Geschrey ausstieß, waren die Streiche selbst darum kaum weniger vernehmlich.

Eine zweyte Gruppe zog ihre Blicke auf sich. Shawn a Gows Wohnung stand allein in dem Dorfe, und in geringer Entfernung von seiner Thüre eine Linde, deren Stamm rings mit Bänken umgeben war, auf denen die geselligen Dorfbewohner sich bey sommerlichem Wetter zu setzen pflegten; dieser Baum stand zwischen unsern Zuschauern und der Flamme, und stach finster gegen das brennende Gebäude ab. Drey oder vier Yeomen, mit dem Rücken gegen die Hügel und den Gesichtern gegen die Flamme gekehrt, so daß ihre Gestalten schwarz erschienen, waren eifrig damit beschäftigt, mit über die Köpfe erhobenen Händen etwas in die Höhe zu ziehen. Bey einem zweyten forschenden Blicke entdeckte Shawn, daß eine menschliche Gestalt in ungewissen Umrissen, wie die Umstehenden, nach und nach von dem Boden unter dem Baum sich erhob, bis ihr Kopf beynahe den vorstehenden Ast berührte, worauf sie in dieser Stellung unbeweglich hängen blieb. Shawns Wuth ging in Wahnsinn über, obgleich er sich nicht persönlich bey diesem Schauspiel betheiligt fand. Nun erfolgte aber ein Vorfall, der seine aufgeregten Gefühle aufs höchste steigerte. Ein donnernder Knall kam von seinem Hause her; eine Feuersäule, schmaler und dichter als die früheren, schoß plötzlich zum Himmel empor; der Hügel fiel wieder in die frühere Finsterniß zurück, und düstere Glut lag auf der Niederung. Eine dicke Rauchwolke, mit lichten Funken untermengt, stieg aus seiner Wohnung auf. Nachdem aller brennbare Stoff im Innern verzehrt war, fiel endlich das Dach seiner alten Behausung zusammen.

„Bey der Asche des heute Nacht vor meinen Augen niedergebrannten väterlichen Hauses, wobey ich, ein heimathloser Bettler, von dem Hügel zusehen muß, so lang noch eines Oraniers Haus Feuer fangen und mein Hauch es anfachen kann, will ich zehen für das eine niederbrennen!“

Mit diesem Schwure stieg er mit Peter Rooney über die Spitze des Hügels in das kleine Thal hinab. Als er an den Ort kam, wo er am Rande des Flüßchens seinen Sohn gelassen, warf er einen forschenden Blick auf den Rasen, und sezte sich neben eine zurückgelehnte menschliche Gestalt, in welcher er den Gegenstand seines Suchens zu finden glaubte. Der Schmied sprach kein Wort. Sein Haupt sank auf seine Brust, und er blieb in düstern Kummer versunken. Beynah im selben Augenblick, wo er über den Hügel zurückkehrte, langte Sir Thomas Hartley auf dem Schauplatz des Schreckens an. Von den Fenstern seines Schlafgemachs hatte der Baronet die Helle vom Brande bemerkt und das Geschrey der Yeomen vernommen. Er rief nach seinem Pferd, und im Augenblick hatte er das Dorf erreicht.

Als er sich den Trümmern des niedergebrannten Hauses nahte, fand er die Yeomen noch immer so beschäftigt, wie sie Shawn eben gesehen hatte. Ein Theil derselben umgab einen von der Flamme versengten Dornbusch, an dessen knotigem Stamme Saunders Smylys Schlachtopfer angebunden war. Das fürchterliche Geschrey des armen Mannes war zu heisern, schwachen Jammertönen erstorben. Seine Kräfte waren erschöpft von der fortgesezten Züchtigung; und als er bey jedem neuen Streiche das Gesicht über die Schulter kehrte, um dem seines Peinigers zu begegnen, war sein Ausdruck so jammervoll, daß der Roheste darüber hätte weinen mögen. Das Herz des Baronets war aufs Tiefste verwundet, sein sanftes Gemüth empörte sich bey dem Anblick. Er schwang sich vom Pferd, griff Smyly bey der Kehle und rief: „laßt ab, Schurke! der Mann erträgts nicht länger!“ „Ballytreehooner Reiter, die Säbel gezogen!“ rief Saunders, erschreckt durch das Ungestüm und die Heftigkeit des Angriffes, denn er war, die Wahrheit zu sagen, kein großer Held. Sein Befehl ward befolgt, und Sir Thomas unsanft weggeschoben. „Wo ist Euer Kapitän?“ fragte dieser, als das Schlachtopfer mit einem ängstlichen, flehenden Blick auf den Baronet augenblicklich rief: „Sir Thomas, rettet mich! rettet mich! und laßt mir einen Tropfen Wasser reichen, ich ersticke!“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juli.

Seit meiner lezten Mittheilung ist hier wenig vorgefallen, was das größere Publikum interessiren könnte. Am eilften Mai hörte die zehnjährige Theaterunternehmung des Hofrath Küstner auf. „Calderons Leben ein Traum“ war die lezte Vorstellung, auf welche ein, von Wendt gedichteter und von Frau Genast gesprochener Epilog folgte. Die künstliche Bemühung des Hrn. Devrient als Sigismund trat in dieser Darstellung besonders hervor. Leider war am Tage dieser Darstellung derjenige, welcher diesen Charakter seit Er-

öffnung der Bühne gab, und besonders den deklamatorischen Theil der Rolle trefflich ausführte, der talentvolle Künstler Stein, nach mehrwöchentlichem Körperleiden schon entschlummert, und am folgenden Tage begleiteten ihn seine Freunde und Kollegen zu seiner Ruhestätte, wo der bisherige Regisseur der Gesellschaft, Herr von Zieten, einige gefühlvolle poetische Worte von W. Gerhard sprach. So wie diese Krankheit das rezitirte Schauspiel, so störte gegen den Schluß der Vorstellungen die Unpäßlichkeit des Tenoristen Höfler die Oper. Für diesen hatte Hr. Binder aus Prag die Gefälligkeit, mehrere Partieen zu übernehmen und zum Theil neu einzustudiren; eine Gefälligkeit, welcher wir es allein verdankten, daß einige gern gehörte Werke nochmals gegeben werden konnten, z. B. „Oberon“ und „Vampyr.“ Herr Binder durfte daher in diesen Partheien auf Nachsicht gerechten Anspruch machen, besonders da seine eigentliche Sphäre vermöge seiner Stimme und der ihr gegebenen Ausbildung, die des kunstfertigen italienischen und leichten französischen Gesanges ist. Diese unsere Ansicht rechtfertigt auch seine Leistung als Georg in „der weißen Dame.“ Im Ganzen hatten wir in den lezten Wochen den wehmüthigen Anblick, dieses Theater, möcht' ich sagen, hinschwindern zu sehen; denn troz des Bestrebens der bessern Mitglieder, die Darstellungen zusammenzuhalten, entstand durch den Drang des täglichen Spielens in der Messe und bey den Lücken im Personal, so manches Unvorbereitete und Uebereilte, daß man das Auseinandergehen des Ganzen wohl an den Vorstellungen wahrnehmen konnte, was bey dem besten Willen der Direktion nicht zu vermeiden war. Nach dem Schlusse der Unternehmung waren noch einigen Mitgliedern von Seiten des Magistrats Benefizvorstellungen gestattet, welche durch das Wohlwollen des Publikums unterstüzt wurden, obgleich man wegen des früheren Abgangs einiger Mitglieder sich mit der Besetzung der Rollen eben helfen mußte, wie man konnte. Unter diesen Vorstellungen war die erste zum Vortheile der bey diesem Theater erkrankten Frau Steinau. Herr Capus führte, mit Dem. Wagner Müllners Lustspiel, „der Bliz,“ aus, welches dadurch zum ersten Mal auf die Bühne kam. Humor und Leichtigkeit des Spiels fehlt dem Liebhaber in dem Grade, als diese Eigenschaften der genannten Liebhaberin eigen waren, ich sage waren, denn Dem. Wagner hat in diesem Augenblicke schon die Bühne ganz verlassen, und ist als Gattin des ältern der Brüder Brockhaus mit diesem in die Schweiz gereist. Von den übrigen Darstellungen, welche mehr das Mitgefühl als das Gefühl ansprachen, will ich weiter nichts sagen, als daß Frau Streit in der Parthie der Rezia im Oberon (es war dieses die zwey-und-vierzigste Vorstellung dieses Werks), noch den verdienten Beyfall ihrer Kunstanstrengung in hohem Maße erhielt. Einige der vorzüglichsten Mitglieder unserer bisherigen Bühne sind nun bey dem neu organisirten Stadttheater in Magdeburg angestellt worden, und werden uns mit diesem Theater als Gäste in nächster Michaelismesse besuchen; bis dahin ruht bey uns die Schauspielkunst, wenn ihr anders die vielen Privattheater, welche es hier geben soll, diese Ruhe gönnen. Im Sommer war hier das Haus oft bey den Gastdarstellungen der besten fremden Künstler leer, da ein großer Theil der wohlhabenden Einwohner auf dem Lande lebt oder in Bäder reist, ein anderer sich der kleinen Gartentheilchen erfreut, in welche große Gärten zerstückelt worden sind, und seine Häuslichkeit gern ins Freye trägt, ein dritter großer Theil durch die sogenannten Gartenconzerte und andere Lustbarkeiten an die öffentlichen Orte in der Vorstadt und auf dem Lande gelockt wird. Den Sommer über wird also der Mangel des Schauspiels leicht ertragen; im Winter aber müßte er hier sehr fühlbar seyn, da eine den Geist bildende Unterhaltung dieser Art ein großes Bedürfniß für jung und alt ist, und durch keine andere von gleicher Allgemeinheit ersezt werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Direktion des Königsstädter Theaters hat die Klugheit gehabt, um die Menge mehr und mehr auf längere Zeit von der königl. Bühne zu sich herüberzuziehen, Herrn Haizinger und seine Gemahlin zu sechswöchentlichen Gastspielen zu engagiren. Zu größerer Sicherheit der Einnahme, und wie es hieß, zur Bequemlichkeit für die fleißigen Theatergänger wurden Abonnements für diese Gastspiele angeboten. Doch wie sind die gutmüthigen Abonnenten in ihren Erwartungen getäuscht worden! Viermal wöchentlich traten die Gastspieler auf, und bey dem kleinen Repertoire des Theaters sind in Zeit von vier Wochen die beliebteren Stücke vier-, fünf- auch sechs- und sieben Mal wiederholt worden, und zwar besonders Opern, nicht etwa neue, sondern die allbekannten, schon während der Anwesenheit der Sontag zum Ueberdruß gehörten Rossinaden, die „Italienerin in Algier,“ „Corradino,“ so wie die französischen Opern: „der Schnee,“ die „weiße Dame“ u. s. f. Die Geduld des Publikums ist bewunderungswürdig. Herr Haizinger ist ein Sänger eigener Art; wenn es jeziger Zeit Mode geworden ist auf Saiteninstrumenten die menschliche Stimme nachzuahmen, so will er, wie es scheint, mit Blaseinstrumenten, wie Hoboe und Klarinette, wetteifern. Besonders in den hohen Falsettönen glaubt man scharfe, mit Anstrengung hervorgestoßene Hoboetöne zu vernehmen. Verbindungslos zu springen, einzelne Töne grell herauszuheben, sie hart mit ganzer Stimme anzusingen, und eine große Geschicklichkeit und Präcision in dieser Manier ist, wie es uns scheint, das Charakteristische in Herrn Haizingers Gesang. Auch auf Rouladen hat sich Herr Haizinger mehr als sonst gelegt, und ist in den Rossinischen Musiken so ziemlich zu Hause. Nur will uns bedünken, diese ganze Manier verhalte sich zum ächten dramatischen Gesange, wie die tours de force geschickter Kunstreiter zu vollendeten Pantomimen. Die Innigkeit, der Ausdruck des Gefühls geht bey diesen scharfen Tönen, deren Klang mehr erschreckt, in Erstaunen statt in Entzücken sezt, wohl Bewunderung der Keckheit, Kraft und Anstrengung, aber kein Gefühl in uns rege macht, ganz verloren. Noch immer klingt uns in den Ohren, mit welch innigem Gefühl Herr Haizinger im Othello vor zwey Jahren die Worte: „Othello kannst du lieben,“ sang; dergleichen Töne scheinen dieser Stimme jezt fremder geworden zu seyn. Hrn. Haizingers dießmaliger Gesang kommt uns wie ein Billardspiel vor; der geschickte Spieler dreht sich vielfach, wendet sich hier und dorthin, läßt den Queue oft durch die Hand hin- und hergleiten; nun kommt endlich ein derber, lauter Meisterstoß, mit Erwartung verfolgt man die rollende Kugel, jezt stößt sie an eine zweyte, rollt weiter, stößt an die dritte, endlich langt sie an, wohin sie sollte. Wir möchten Herrn Haizinger jezt einmal die fließende Melodie einer Mozartschen oder Gluckschen Tenorarie singen hören, wo dergleichen Stöße Verstöße sind. Auch ein gewisses Zittern in der Stimme, wenn nicht ihre ganze Gewalt herausbricht, ist uns aufgefallen. Ganz sonderbar aber nehmen sich die plözlichen, gleichfalls stoßenden Bewegungen der Arme aus, mit denen der Sänger seine Haupttöne sich gleichsam schnell vom Halse schafft, und sie dem Publikum zustößt. Es müßte piquant seyn, ihn mit Dem. Sontag zusammen zu hören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 173.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Juli 1828.

— O Duldung, Gotteskind! sieh, wie mit Thränen
Die Menschheit dich um Hülfe fleht.
Und hör' das Mordgeschrey, das Röcheln und das Stöhnen,
Das dir die Luft mit Asch' entgegenweht!

Zaupfer.

Das Croppydorf.

(Beschluß.)

Sir Thomas Frage ward unhöflich beantwortet; die Männer deuteten jedoch auf die Gruppe unter dem Lindenbaum, und dahin eilte er, Kapitän Waley aufzusuchen. Hier aber erwartete ihn eine Scene des höchsten Entsetzens. Als er auf den Baum zutrat, wurde die Gestalt, welche Shawn a Gow langsam emporziehen sah, zum zweyten Mal halbtodt niedergelassen, damit Kapitän Waley den krampfhaft verzogenen Lippen des halbentseelten Schlachtopfers Bekenntnisse über eine Verschwörung und über den Ort abdringen könne, wohin sein Vater so eben entflohen war. Denn es war nicht sein Sohn, an dessen Seite sich der Schmied bey seiner Rückkehr, wie er meynte, niedergesezt hatte.

Als sich der Junge am Flüßchen in dem Thale allein sah, hatte er sich umgesehen, um seine Mutter zu begrüßen, sie aber nirgends gefunden. Er trat nun unter die Gruppen der zitternden Dorfleute und erkundigte sich nach ihr. Sie sagten ihm, seine Mutter sey nach dem Hause zurückgekehrt, um einige wichtige Papiere in Sicherheit zu bringen. Des Vaters Befehl, seine Rückkehr zu erwarten, nicht gehorchend, oder sich desselben nicht mehr erinnernd, rannte der zärtliche, geängstigte Sohn den Weg zurück, den sie alle gekommen wären, um seine Mutter zu suchen. Beym ersten Schritt aber, den er in das Dorf sezte, fiel er den Reitern in die Hände, und der Leser kennt die Folgen davon. Die Mutter, für welche er so unbedenklich sein Leben gewagt hatte, saß nun auf dem Boden in seiner Nähe, als er bey Sir Thomas Ankunft zum zweyten Mal herabgelassen wurde, um Kapitän Waleys Fragen zu beantworten. Shawn a Gow hatte ein Geschrey vernommen, als der Liebling der Mutter zum ersten Mal an dem Baum emporgezogen wurde; nun aber war die Mutter gänzlich verstummt. Sie saß mit gegen den Mund aufgezogenen Knieen und um sie geschlagenen Armen und Händen, mit unstetem, erloschnem Auge stillschweigend da. Es war kein Wunder, daß die Besinnung bey solchem Anblick sie gänzlich verließ. Kapitän Waley war gerade in einer kritischen Untersuchung der verzerrten Gesichtszüge des jungen Menschen begriffen, um sich zu überzeugen, ob so viel Lebenskraft zurückgekehrt sey, daß er sich von Neuem mit Fragen an den Unglücklichen wenden könne. „Er ist nun, glaub' ich, im Ernste hin, Herr Kapitän," sagte einer der Männer, wobey ein Anflug von Unruhe sich in das grimmige Lächeln mischte, womit er diese Worte begleitete. „Pah!" war die Antwort des Kapitäns, „die Croppy's haben ein Katzenleben; man kann sie nicht so leichten Kaufs aus der Welt schaffen."

Er hatte richtig geurtheilt. Der Busen des jungen Menschen begann sich konvulsivisch zu heben; seine Glieder zitterten, als das Leben zurückkehrte, ein langer Seufzer erfolgte, und als er an den Baum gelehnt wurde, öffneten sich langsam und mit dem Ausdrucke des Schmerzes

seine Augen und stierten wild und verstört umher, als ob ihnen bey jedem Blicke furchtbare Gesichter erschienen. In diesem Augenblicke trat Sir Thomas unter die Gruppe. „Guter Gott, Kapitän Waley!“ rief er zurückbebend; „durch solche Mittel wollen Sie das unglückliche Volk zu seiner Pflicht zurückführen?“ — „Ich habe Ihren Rath nicht verlangt, Sir Thomas,“ entgegnete unwillig der Kapitän; „kehren Sie vor Ihrer Thüre; ich sagte Ihnen schon früher, daß Sie genug zu thun haben werden.“ — „Allerdings geht mich die Sache an, geht Jeden an, der Ansprüche an Menschlichkeit macht, oder das Landvolk seiner Heimath den Gesetzen unterthan und seinem Könige getreu zu sehen wünscht; aber Sie, Kapitän Waley, Sie zwingen es zu grausamer Wiedervergeltung.“ — „Zum Teufel, Sir, wollen Sie uns drohen?“ — „Nein, ich bemerke Ihnen blos, was die natürlichen Folgen solcher Auftritte und Maßregeln seyn werden, und erkläre, daß solche Scenen und Maßregeln, wie ich sie hier sehe, hinreichend sind, unsere ganze Grafschaft zum Aufstande zu treiben.“ — „Oho! Sie wollen die ganze Grafschaft gegen uns aufbieten, wollen Sie, Sir Thomas? Merkt euch das, ihr Leute, er verspricht einen Aufstand in der ganzen Werforder Grafschaft.“

Als Sir Thomas sich unwillig auf der Ferse umkehrte, rannte Saunders Smyly, die Peitsche in der Hand, auf Kapitän Waley zu.

„Gut, Saunders, gesteht der Hund von Croppy endlich?“ — „Ja, wenn Ew. Gnaden erlauben,“ antwortete der Profos, indem er, zum Zeichen der Ehrfurcht, mit seinem Marterwerkzeug die Spitze seines Helms berührte, „ich will's aber Ew. Gnaden in's Ohr sagen.“ — „Der Teufel, das wäre! Aha! wußt' ich doch, daß hier was im Werke war! Tausend Mann stark, sagst du, werden sie gegen uns ziehen? Hol mich der —, ich will sie wie Schafe auseinander jagen!“ — „Aber nun in die Garnison, Ew. Gnaden, bis der Tag anbricht.“ — „Ja, Saunders; Ballybreehooner Reiter, haltet euch zum Aufbruch bereit!“ Alle eilten zu ihren Pferden. „Knüpft jedoch den jungen Rebellen wieder auf, ich will ihn lehren, wie man Geheimnisse verschweigt.“ — „Bey dem allmächtigen Gott,“ rief der junge Mensch, als sie sich anschickten, den Befehl des Kapitäns zu vollstrecken, „betheure ich, daß ich nichts von den Croppygeschichten wußte. Ihr solltet Euch erinnern, Herr Kapitän, daß ich nichts wissen konnte; ich war in der Schule mit Eurem Sohn.“ Der Ton seiner Stimme wirkte wie ein elektrischer Schlag auf das Gemüth seiner Mutter. Mit einem langen, durchdringenden Schrey sprang sie auf, stürzte auf ihren Sohn zu, hielt sein Haupt mit ihren Händen, und blickte ihm voll Sehnsucht ins Angesicht. Dann schrie sie noch einmal so furchtbar auf, daß der Hügel widerklang, und schloß den Sohn so fest in ihre Arme, daß es unmöglich schien, sie von einander zu trennen, und Beyde fielen zur Erde.

„Sehen Sie her, Kapitän Waley, und haben Sie Erbarmen!“ sprach Sir Thomas, indem ihm Thränen über die Wangen rollten. „Ich geh' nicht vom Platze, bis dem Hund von Croppy sein Recht widerfahren ist!“ entgegnete Waley; „reißt sie von einander!“ — „Wer sie anrührt, muß über mich wegschreiten!“ sprach Sir Thomas, indem er vor die auf der Erde liegende Mutter mit ihrem Sohn trat.

Die Hände der Kannibalen hatten ihn jedoch bald weggerissen, und andere die unglückliche Mutter ergriffen. Sie kämpfte verzweiflungsvoll und schrie noch weit furchtbarer als früher. Plötzlich wurde mit wüthendem Gebrüll vom Hügel geantwortet.

„Hören Sie's, Herr Kapitän?“ fragte Saunders; „da kommen sie uns schon übern Hals!“ — „So sizt denn auf!“ sprach der Kapitän, sich in den Sattel schwingend, und die Ballybreehooner Reiterey war im Augenblick aus dem Dorfe verschwunden.

Ueber die Scheidung des Lichts von der Finsterniß.

(Fortsetzung.)

Somit habe ich in der Natur ein Beyspiel gezeigt, wie aus sich selbst das Dunkle durch ihre Kunst ein Helles wird. Ich will nun als zweytes Beyspiel die Beobachtung eines uns unvergeßlichen Naturforschers, des edeln Fraunhofers anführen, womit er uns wirklich in den Farben des Sonnenbildes die hellen Bilder von den dunkeln geschieden hat. Seit der Regenbogen am Himmel erschienen ist, hat des Menschen Lehre vom Licht keinen größern Triumph gefeyert als in dieser Entdekkung Fraunhofers; es gibt auch nach dem Zeugnisse aller, denen der edle Mann diese Erscheinungen wies, nichts Zärteres und Ueberraschenderes. Um so mehr wird eine beschreibende Andeutung derselben, welche ich hier mittheile, in ihrer Unvollkommenheit nur als ein ganz schwaches Nachbild betrachtet werden. Die sieben Farben des Regenbogens vom Blauen bis zum hellen Gelb und dem brennenden Roth, das mildernde und versöhnende Grün in der Mitte, hat unser Physiker einzeln in ihrem Innern betrachtet; mit einem vergrößernden Fernrohr hat er sie unmittelbar, wie sie aus der Sonne durch einen Glastropfen oder einen Theil solch eines vergrößerten Tropfens in dasselbe und von da in sein Auge fielen, untersucht. Tausende und wieder Tausende vor ihm haben von ihrer ersten Kindheit als Spiel, und als Experiment in reifern Jahren, in der dunkeln Kammer dieß farbige, ausstrahlende, jezt nicht mehr runde, sondern lang sich ausgießende Sonnenbild betrachtet, ehe unser Fraunhofer auf

den Gedanken kam, dasselbe durch ein Fernrohr in sein Auge zu führen, sein Inneres gleichsam durch Vergrößerung aufzuschließen. Hier sahe er nun d s, wovon wir eben reden, daß in diesen Farben das Licht und das Dunkle auf eine Erstaunen erregende Weise sich geschieden haben. Vollkommen dunkle, schwarze Bilder und Linien (wenn man nur eine Linie der Sonnenscheibe betrachtet) sind in diesem farbigen Bild in seiner ganzen Länge gezogen und liegen neben dem hellsten Licht. Diese schwarzen Linien sind mehr oder weniger gedrängt, breit, dunkel, von dem feinsten Faden bis zu der breitern Linie, daher das dunkle Violett seinen Reichthum an Finsterniß erhalten hat. Es herrscht aber eine gewisse Regelmäßigkeit unter diesen schwarzen Linien, und Fraunhofer konnte nach Gesetzen ihre Distanzen messen. Nun wird mit mir Jeder übereinstimmen, wenn ich den Schluß mache oder die Frage aufwerfe: Wie hier, vermischt und neben das Licht gereiht, die Finsterniß sich ausgeschieden hat, warum sollte es nicht auch gelingen, warum sollte es nicht auch möglich seyn, diese Scheidung noch vollständiger zu machen, zu bewirken, daß mit unsrer Hülfe das Licht in der Mitte etwa seine Kraft sammelte und das Dunkle wie ein Saum es umgäbe? mit der Nacht neben sich würde es nach Ueberwindung der Finsterniß um so heller leuchten.

Eine noch auffallendere Erscheinung hat uns Seebeck in Berlin, der große Experimentator, kennen gelernt, eine Erscheinung, bey welcher in der That Licht aus der Finsterniß hervorgerufen wird. Freude und ein Gefühl von aufgeschlossener Begriffswelt bewegen wechselnd das Gemüth dessen, welcher diesem Räthsel das Auge zugewendet hat. Es ist aber eine Reihe von Künstlichkeiten, die nur durch außerordentliche Beobachtungskunst allmählig in die Gewalt des Menschen kamen. Es geht hiebey, was man wohl nie vergessen sollte, wie bey allem, was uns oft höchst einfach und ganz verständlich erscheint; es ist doch nur das Ergebniß großer, zusammengesezter, fortgesezter Bestrebungen, und höchst vervielfältigten Nachdenkens. Der wahre Versuch des Physikers, der den Nagel, wie man sagt, auf den Kopf trifft, kommt erst spät und viele irrige und verwirrende sind vorangegangen; ehe Keppler das wahre Geheimniß der Planeten aussprach, gingen viele wunderliche Träume über die Erde als den Mittelpunkt der Welt, über die Vollkommenheit der Kreislinie, über die ewige Unruhe des Himmels voraus. So war es auch hier; zuerst mußte eine künstliche Nacht hervorgebracht werden. Ah, höre ich sagen, das ist gar keine Kunst, das sehen wir alle Tage im Schauspielhause, und Jeder kann es zu Haus in seinem Kämmerlein haben, wenn er die Laden zuschließt. Wohl! aber hier ist von einer ganz andern künstlichen Nacht die Rede; hier ist die Aufgabe, den Tag am hellen Tage selbst zu verdunkeln; ein Licht unsichtbar zu machen, gleichsam zu verfinstern, dem man gerade frey ins Auge sieht; eine blühende und anmuthig erleuchtete Landschaft mit einem düstern Flor zu überziehen, während man in ihre Betrachtung sich verliert. Das klingt nicht blos wie ein Räthsel, es klingt wie Zauberey, wie wenn man von den griechischen Hexen erzählt, daß sie den Mondschein vom Himmel heruntergestohlen haben. Ein Franzose, ein Mitglied des ehemaligen egyptischen Instituts zu Cairo, Malus mit Namen, der nach der Rückkehr aus Egypten zu früh des Lichts beraubt und in das Reich der Schatten abgerufen wurde, hat dieses Räthsel gelöst, diese Zauberey uns gelehrt, und ohne großen Apparat und Aufwand von Mitteln diese künstliche Nacht hervorgebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juli.

(Beschluß.)

Von den musikalischen Virtuosen, die sich seit jener Zeit bey uns haben hören lassen, sind noch zu nennen, der Violinist auf dem Contrebaß, Händle von Wien, der Pianofortespieler Promberger, der nochmals mit dem von seinem Vater erfundenen Klavierinstrumente Sirmion auftrat. Lezteres hat durch seine bequeme Form vielen Beyfall gefunden, obgleich diese sich schwerlich mit einer vollkommenen Gleichheit der Töne vertragen möchte, doch ist das Mögliche geleistet worden. Nach Pfingsten trat der an mehreren Orten bewunderte Knabe Wörlitzer, in einem am 29sten Mai gegebenen Konzerte auf. Seine Bravour erregt Erstaunen; sein Eifer für Musik ist groß, und so ist hoffentlich nicht zu befürchten, daß seine Bravour den Geist erstiken werde, wie es zuweilen geschieht. An der Fechtakademie, welche Mad. Bajolini gab, scheint der Antheil nicht groß gewesen zu seyn; mehr fand sein Publikum der bekannte Deklamator von Sydow. Mit sogenannten physikalischen Darstellungen ist Leipzig seit einiger Zeit fast überschwemmt worden. Gewöhnlich lassen sich die Herrn, welche solche Wunderkünste treiben, durch ihre guten Freunde in den Tageblättern recht dringend bitten, ihnen den einzigen Kunstgenuß bald zu verschaffen, oder so oft wie möglich zu wiederholen; darunter wird A bis Y und Z. unterzeichnet. Das Publikum liest das mit ungemeinem Respekt, und läßt sein Geld in blauem Dunst aufgehen.

Von literarischen Novitäten möchte Friedrich Ancillons Werk: „zur Vermittlung der Extreme" (1 Thl. Geschichte und Politik), bey Dunker in Berlin erschienen, und des unvergeßlichen Tzschirners Briefe an die Herrn Chateaubriand, de la Mennais und Montlosier über Gegenstände der Religion und Politik, ein Nachlaß, von Krug herausgegeben, vorzüglich zu empfehlen seyn. Der erfahrene und denkende Verfasser des ersten Werks würdigt die sich entgegenstehenden Ansichten über die wichtigsten Gegenstände der Politik und Geschichte, die jezt vorherrschend zur Sprache kommen. Der Verfasser des zweyten kämpft frey und würdig gegen illiberale Versuche. Unter den Unterhaltungsschriften wird der Jude von Spindler, eine Schilderung voll kräftiger Frische und Anschaulichkeit, sehr gelesen; ferner verdienen Fr.

Mosengeils drey Freunde auf Reisen, Erzählungen und kleine heitere Mußestunden enthaltend, so wie dessen Reisegefährten, wovon kürzlich der dritte Theil erschienen ist, Aufmerksamkeit, von Gedichten Gerhards Wila. Die bey Gleditsch erscheinende große Encyklopädie wird von Gruber und dessen Gehülfen fleißig fortgesezt. An dem vollständigen Handbuche der neuen musikalischen Literatur wird fleißig gedruckt.

Der durch seinen Vampyr Aufsehen erregende Musikdirektor Marschner, von welchem wir hier kürzlich in der Kirche eine geistvolle Messe hörten, hat neulich zwey Sonaten (bey Hofmeister und bey Whistling) herausgegeben, die sein mannigfaltiges Talent beurkunden. Der Klavierauszug vom Vampyr ist nun vollständig, von ihm selbst gearbeitet, bey Hofmeister erschienen.

L. Tieck, welcher kürzlich durch Leipzig nach Baden-Baden reiste, und dem Dichtergreise Goethe in Weimar Jery und Bätely vorgelesen hat, läßt eine kleine Novelle, „das Fest zu Kenilworth,“ als Einleitung zu seinem Dichterleben drucken, worin Shakespeare als Knabe die Hauptrolle spielt.

W.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Madame Neumann-Haitzinger ist im Ganzen auf dem Punkte stehen geblieben, auf welchem sie früher stand, und da andere Berliner Berichte weitläuftiger ihre Gastspiele besprechen werden, können wir darüber schweigen, und statt dessen von einigen Stücken, in denen die Gastspielerin auftrat, reden. Referent sah Mad. Neumann zuerst im „Waldfrevel,“ einem dreyaktigen Schauspiele von L. Robert. Man kann sich das Erscheinen dieses Dramas auf der Königstädter Bühne nur aus psychologischen Gründen erklären. Es gibt Schriftsteller, welche an ihrer Zeit Seiten auffassen, deren Darstellung bey dem größeren deutschen Publikum kein Interesse erregen kann, weil es Seiten sind, zu deren Auffassung eine Bildung gehört, wie sie unserem jetzigen Publikum im Allgemeinen abgeht. Feine Situationen, epigrammatische Spitzen, Stiche und Hiebe gegen einzelne Erscheinungen der Zeit, die nicht jeder kennt, woran wenige Theil nehmen, lassen die Menge kalt; und dennoch scheint dieß die Sphäre zu seyn, in welcher Herr Robert sich am freysten als Meister bewegt. Er faßt nicht, wie etwa Schiller es that, die Grundinteressen, die seine Zeit, oder solche auf, welche alle Zeiten bewegen. Nur in der Macht der Verhältnisse hat er durchgreifendere Verhältnisse dargestellt, und dieß Trauerspiel hat nun auch durch lange Jahre durchgegriffen. Der Widerspruch in der Stellung solches Schriftstellers ist, daß er der Natur seiner Werke nach nur auf den Beyfall eines kleineren Kreises verwandter Geister Anspruch machen kann, und dennoch das innere Bedürfniß hat, sich am allgemeinen Beyfall des Publikums zu erwärmen, zu erkräftigen, um mit gutem Muth die schwere Bahn befriedigt weiter durchlaufen zu können. Heinrich von Kleist hat sich in ähnlichem Falle befunden, obschon in anderen Richtungen als L. Robert befangen. Wie es scheint, kennt der Verfasser des Waldfrevels seine Lage sehr genau, und hat nun auch einmal dem Königstädter Publikum und sich fast wider Willen und bessere Einsicht einen Gefallen gethan; dem Publikum den Gefallen, zu liefern, was allgemein gefällt, sich den Gefallen, beklatscht zu werden und allgemein zu gefallen. Dieser Zweck, kann man sagen, ist erfüllt. Das einfache Mittel kennen viele, doch seit Kotzebue ist es im Ganzen etwas verbraucht. Es besteht darin, alles was uns zu Hause rührt und bewegt, eine sterbende Mutter, kluge Kinder, die Noth und das Nothrecht der Armuth gegen die Unbilligkeit und die Härte des Gesetzes auf die Bühne zu bringen, und so natürlich darstellen zu lassen, als ständen wir außer dem Theater vor solcher Noth, vor so liebenden, klugen Kindern, klagenden Bräuten und sterbenden oder gestorbenen Müttern. Von dieser Art ist auch der Stoff im Waldfrevel. Ein armer Bauer, durch die lange Krankheit und den Tod seiner Frau verschuldet, hat Forderungen an das Forstamt; sie sind gültig, doch wegen der Saumseligkeit oder des bösen Willens der Beamten kann er sie nicht eintreiben. Früher ein tapferer Soldat, überhaupt wilden Gemüths, beschließt er, aufs Aeußerste gebracht, sich selbst Recht zu verschaffen. Er geht in den Forst, und fängt an sich eine Eiche zu fällen, als ein Wilddieb naht, der dem Oberförster auf den Dienst lauert. Der Bauer versteckt sich, der Oberförster kommt, der Wilddieb legt an, will losbrennen, der Bauer aber rettet dem Oberförster, der ohne ihn vom Schuß des Diebes sogleich todt wäre niedergestreckt worden, das Leben. Wie dankbar bezeigt sich der Gerettete! doch nun erblickt er die halb schon gefällte Eiche, und die Axt in der Hand seines Retters, er fragt, er forscht, der Bauer gesteht keck seine Schuld und wird verhaftet, denn der Oberförster hat sein Amt erhalten, um mit höchster Strenge gegen alle Holzdieberey und jeglichen Waldfrevel zu verfahren, weil die königl. Forsten unter seinem Vorgänger fast gänzlich waren zu Grunde gerichtet worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 167:
Pulver.

Homonymen-Spiel.

Was Kraft und Saft hat, Leben, Fleisch und Bein,
Durchdring' ich innerlich mit Kraft und Leben;
Zwar selbst ein nichtig Ding und eitel Schein,
Gebraucht zum Spiel und Tändeley'n,
Enthalt ich Silber doch und Gold daneben.

Der Sara gleich ich schier,
Wenn diese dich ergözt;
Wer auf mir sizt, ist auf den Sand gesezt.

Eins ab: o, welchen Namen nenn' ich dir!
Seht hoch zu Roß mich sitzen,
Das Racheschwert, das Schwert der Cherubim
Durch Nacht und Tod in meiner Hand erblitzen!
Wie saust im heilgen Sturme das Panier!
Und über ihm
Schweben die lichten Engel,
Wie Schmetterlinge um den Lilienstengel.

Gelöst ist dieses Siegel;
Nun sezt das Abgeschnittne wieder bey
Und dreht mich um, was zeigt der Zauberspiegel?
Ich biet' euch dar, zu Nutz, Liebhaberey,
Kurzweil und Putz, ein buntes Allerley.

Doch, wißt ihr, wo mir blüht der rechte Mai?
Dreht den Guckkasten um, eins hinten bey:
Wo tausend Köpf' sich drehn in enger Presse,
Ragt stolz und reich mein Altar in der Messe.

F.....

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. Juli 1828.

Die Waffen weg, daß sie kein Leid sich thun!

W. Scott.

Eine Unterhandlung mit Indianern in Südamerika.

Um acht Uhr Morgens im September 1816 näherten sich die Kaziken der Ebene vor dem Fort San Carlos am Flusse Diamante, im vollen Gepränge wilder Völker, ein jeder an der Spitze seiner Krieger, die Weiber und Kinder im Nachtrab. Die Männer trugen ihr langes Haar ganz frey, ihre vom Gürtel nach oben zu nackten Körper waren mit mancherley Farben bemalt. Auch ihre Pferde waren gleich den Männern wie für einen Kriegszug geschmückt. Vor jedem Kaziken ritt ein Haufe Reiter von den Patrioten, welche General San Martin ihnen entgegen geschickt hatte, und die ein unregelmäßiges blindes Feuer mit ihren Pistolen unterhalten mußten, eine Ehrenbezeugung, welche die Indianer den Christen, zu denen sie sich begeben, niemals erlassen. Als die Stämme auf der Ebene angelangt waren, stellten sich die Weiber und Kinder, immer noch zu Pferde, auf einer Seite auf, und die Krieger eines Stammes fingen ein Scheingefecht an, wobey sie die erstaunlichsten Bewegungen mit ihren Pferden ausführten. Während dieses Schauspiels wurde alle sechs Minuten im Fort eine Kanone abgefeuert, und jedes Mal von den Indianern mit einem fürchterlichen Lärm, wobey sie sich aufs Maul schlugen, beantwortet. Nachdem diese Art von Turnier ungefähr eine Viertelstunde gedauert, stellte sich der Stamm bey den Weibern und Kindern auf und blieb als Zuschauer zu Pferde sitzen, bis alle übrigen Stämme gleichfalls ihre Geschicklichkeit gezeigt hatten. Die Kriegsübungen wurden auf diese Weise bis gegen Mittag fortgesezt.

Nachdem dieses Vorspiel vorüber war, schritt man zur Unterredung auf dem Exercierplatz, wohin der Gouverneur des Forts einen mit dem Altartuche der Kapelle bedeckten Tisch hatte stellen lassen, so wie Bänke für die Kaziken und Kriegshauptleute, welche allein zur Konferenz mit dem General zugelassen wurden. Die Indianer hielten außerhalb des Forts zu Pferde und warteten, bis das Resultat bekannt würde. Die Häuptlinge sezten sich nach dem Alter. Der General, der Gouverneur und der Dolmetscher ließen sich auf die Bank oben an dem Tische nieder. Der General ließ ihnen aus Höflichkeit einen Trunk anbieten; dieß lehnten sie aber alle ab, weil, wenn sie einmal getrunken, ihre Köpfe nicht mehr für Geschäfte taugen würden. Der Dolmetscher, Pater Julian, ein Franziskaner, hielt nun eine Rede. Er erinnerte sie an das gute Vernehmen, welches zwischen den Pehuenche-Indianern und dem Obergeneral bestanden habe; dieser rechne vertrauensvoll auf die Fortdauer desselben und lade sie zu einem feyerlichen Palaver ein, um ihnen seine Achtung durch Getränke und andere Geschenke zu bezeigen und sie zu bitten, die Armee der Patrioten durch ihr Gebiet ziehen zu lassen, damit sie die Spanier angreifen könnten, welche Fremdlinge im Lande seyen, und deren Absicht es sey, ihnen ihre Weiden zu nehmen, ihr Vieh zu rauben und ihre Weiber und Kinder davon zu führen. Eine Todtenstille erfolgte; es war ein auffallender Anblick, diese

bemalten Wilden eine Viertelstunde lang in tiefes Nachdenken versunken dasitzen zu sehen. Endlich brach der älteste Kazike, Namens Nimonvamu, das Stillschweigen. Er war beynahe achtzig Jahre alt, sein Haar war schneeweiß und sein Ansehen äußerst ehrwürdig. Er wandte sich an die übrigen Häupter und fragte sie, ob der von den Christen gemachte Vorschlag anzunehmen sey. Ein Jeder sagte jezt seine Meynung mit der größten Ruhe und ohne die geringste Unterbrechung oder irgend ein Zeichen der Ungeduld von Seiten der Uebrigen. Nachdem sie über die zu gebende Antwort übereingekommen, wandte sich Nimonvamu wieder an den General und machte ihm bekannt, daß die Kaziken, mit Ausnahme von dreyen, bereit seyen, sein Gesuch zu bewilligen. Hierauf erhoben sich alle, ausser den genannten dreyen, von ihren Sitzen und umarmten den General zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit. Auch begab sich einer der Kaziken sogleich hinaus und meldete den Kriegern, daß die gemachten Vorschläge annehmbar und angenommen seyen. Sogleich sattelten sie ab und ließen ihre Pferde auf die Weide laufen. Dann gaben sie ihre Waffen, Lanzen, Beile und Messer ab, damit sie bis nach dem Gelage, welches immer einer indischen Unterhaltung folgt, aufbewahrt würden. Die freywillige Ueberlieferung ihrer Waffen in die Hände ihrer Feinde ist ein eigener Zug in dem Charakter der Indianer; der Zweck dabey ist, das Blutvergießen untereinander zu verhindern, das in der schrecklichen Trunkenheit erfolgen könnte, welche immer ein Palaver begleitet. Die Sorgfalt der Weiber, bey solchen Gelegenheiten die Waffen zu entfernen, ist höchst lobenswürdig.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Scheidung des Lichts von der Finsterniß.

(Beschluß.)

Malus bringt blos zwey Spiegel in der gehörigen Lage gegeneinander; ein Bild oder ein Licht fällt zuerst auf den ersten Spiegel und dann auf den zweyten und von diesem ins Auge; dieses sieht also im zweyten Spiegel den ersten sammt dem sich darin abspiegelnden Gegenstand. In gewissen Stellungen verschwindet nun aber alles Licht; allmählig, bis die wahre Stellung durch Drehung der Spiegel erreicht ist, wird es immer düsterer und dunkler; das Licht einer Kerze, eines Sterns, ja ich glaube wohl auch das Sonnenlicht, in solch künstlichem Doppelspiegel betrachtet, verschwindet. Betrachtet man eine Landschaft auf diese Art in der gehörigen Stellung, so erscheint sie immer trüber und dunkler. Das ist die künstliche Nacht. Aus dieser künstlichen Nacht nun hat Seebeck Licht hervorgerufen; nicht er, sondern einer der feinsten Körper, der auch zu der Verwandtschaft der Spiegel gehört, war der Vermittler; das Frauenglas, zwischen die beyden Spiegel gehalten, zerstört den Zauber und die Nacht, und man erblickt wieder im zweyten Spiegel hell den Gegenstand, wie er sich im ersten Spiegel abmalt; Farben kommen hier hervor, liebliche Spiele von Figuren, deren Beschreibung zu unvollkommen wäre, als daß ich damit die Lust der Leser, dieses Schauspiels selbst einmal zu genießen, stören möchte.

Was lernen wir daraus, wohin führts? Kehren wir zurück auf unsern Ausgangspunkt. Wir wollen das Licht scheiden von der Finsterniß; wir suchen für unsere Sternseher Brillen, die das Licht heller zeigen, die Nacht aufklären; wir suchen aus der Dämmerung, in der wir uns befinden, herauszukommen. Wenn ein überirdischer Naturforscher als reisender Gelehrter die verschiedenen Himmelsräume durchwanderte, und die verschiedenen Bewohner derselben nach menschlicher Weise unserer Zoologen und Botaniker ordnen und eintheilen sollte, er würde sie nach ihrer Verwandtschaft zum Licht eintheilen. Ich fand sie, würde er sagen, einige lebend in der Nacht, einfache, gemäßigte, ruhige Geschöpfe; der Himmel erscheint ihnen nur als ein freundlich dunkler Baldachin, mit hellen Punkten gleichsam geziert. Im Licht wohnen andere, es ist ihre Nahrung und ihr innigstes Bedürfniß; sie sind in höchst verschiedenen Wohnplätzen vertheilt, aber glückliche und reine Wesen. Andere, von der Natur der Menschen, wohnen in der Dämmerung, mühebeladene Wesen, Amphibien des Tags und der Nacht; in ewigem Bestreben und Drängen nach Licht matten sie sich ab und quälen sich, und sind dieser nie erlöschenden Unruhe überliefert. Das wollen wir nicht glauben; und eben weil wir im Vorhergehenden so merkwürdige Erscheinungen und räthselhafte Dinge gesehen, ist unsere Hoffnung zur Lösung noch größerer Räthsel größer geworden. Sind denn wirklich alle Körper Kinder der Finsterniß, Feinde des Lichts? Sollten wir nicht auch unter dem Ueberfluß der Natur welche finden, die dem Reiche des Lichts zugehörten, aus denen wir, eben so wie wir aus der Luft das Feuer locken, das Licht hervorrufen könnten; Körper, die ein reichlich ihnen inwohnendes Licht vermählen mit dem spärlichen ihnen sich nähernden, die uns das heller machen, was die gemeinen Körper trüben, die nach Art der Kohle, welche durch Wärme glühend wird, durch Licht leuchtend und durchsichtig werden? Diese müssen wir suchen, dieser bedürfen wir; solche müssen wir veredeln, um unsere Augen zu stärken, und den unendlichen Schauplatz, auf den wir gestellt sind, zu erschauen. Gewiß, das Licht ist ein uns freundliches Wesen, es wohnt gerne bey uns, aus tausend Quellen rieselt es für uns, wie die Naturforscher lehren. Im Auge trägts das gemeine Hausthier, die Katze, und Funken erfreuen den Menschen aus den

Haaren dieses kleinen Tiegers. Aus den Sümpfen hohlt sich's der Irrwisch, um bey seinen nächtlichen Tänzen Fakkelschein zu haben, und die Blumen senden des Nachts einander gleichsam leuchtende Küsse zu, im Angesichte der funkelnden Sterne, die sich selbst in der Spiegelfläche des Meeres beschauen, und von da ihre Scheinbilder weiter senden.

Welch ein drückendes Gefühl von Beschränktheit, welch trüber Unmuth über getäuschte Hoffnung müßte den Menschen foltern, wenn er zur Gewißheit käme, nicht die Nacht sey sein Feind, sondern das Licht selbst, das Weltall sey für ihn verschlossen, weil das von allen Seiten regellos umherdämmernde Licht ihm die reinen Bilder aus der Tiefe des Himmels verfinstere und gleichsam in Nebel hülle; das Licht habe ihn täuschend gelockt in die fernen Räume der Sterne, und dort ihm noch wunderbarere Gestalten zu zeigen versprochen und vorgespiegelt, und nun stehe er vor einem aus duftigem Licht gewebten Vorhang, hinter welchem er nichts mehr sehe, als verworrene und verwehte Gestalten? So ist es wirklich; mit dieser Ueberzeugung schied vom Schauplatz dieser sichtbaren Welt der größeste, von den günstigsten Sternen beglückte Seher des unendlichen Raums, Wilhelm Herschel; er sprach es aus, doch nicht entmuthigt, weil er fühlte, daß er, ungeachtet jener Gewißheit, doch immer noch etwas vor sich sah, was er verbessern, was er vervollkommnen, was er erweitern konnte in der Kunst der Himmelsbetrachtung; er hat das Niederschlagende jenes Gedankens nicht empfunden, weil er nur immer an die Fortschritte in immer weitere Fernen dachte, und weil er immer gleichsam neue Erfindungen ahnete. Aber er bleibt niederschlagend dieser Gedanke, daß das Licht selbst uns die Tiefe des Himmels unsichtbar mache; daß die Astronomen einst aufhören müssen, in die Tiefe zu schauen, weil sie Alles gesehen und jenseits der Gränze, die sie erreicht, die Welt nur Ein Nebelstern ist, eine Zeit, die ohne mein neues Fernrohr, das die Finsterniß vom Lichte scheidet, gewiß kommt, wo es dann, den Unmuth zu vergessen, besser seyn wird, sich wie die Lazaroni in die Kühlung zu legen, und den Himmel nur mit blosem Auge zu betrachten.

Der Mensch.

Zwar ein erhabenes Werk, der Schöpfung Wunder betrachten,
Und die gestaltende Kraft prüfen der Mutter Natur;
Messen den Sternenolymp, die Sterne verknüpfend beseelen,
Und in dem Wurme des Staubs ahnen die Seele der Welt;
Aber das richtende Maaß, der beseelende Spiegel von Allem,
Bleibe dir, Mensch, in dem All ewig am nächsten, der Mensch!

G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Vor einigen Tagen feyerten der Herzog und die Herzogin von St. Albans den ersten Jahrestag ihrer Vermählung durch ein glänzendes Fest, wobey zwey königl. Prinzen und die Ersten vom Adel zugegen waren. Der Herzog machte seiner dicken alten Frau ein Geschenk mit einem silbernen Obstkörbchen von köstlicher Arbeit, worauf eine Speckselte abgebildet war, mit der Inschrift:

In love connubial formed to live and last,
This gift records a blissful twelve month past.
We claim then, boldly claim, the flitch, Dunmow,
First of the blest, who keep the marriage vow.

(Diese Gabe, zum Preis ehelicher Liebe und ihrer Dauer, beurkundet ein selig hingebrachtes Jahr. Wir fordern also kühn, Dunmow, deine Speckseite, die ersten Glücklichen, so das Ehegelübde erfüllt). Bekanntlich besteht nämlich zu Dunmow eine alte Stiftung, wornach solche glückliche Leutchen auf eine Speckseite Anspruch machen können, die indessen das herzogliche Paar, zu bescheiden, sie wirklich zu fordern, in Silber vorstellen ließ. Der Herzog las diese Verse der Gesellschaft vor, und hielt eine Rede über das Glück seiner Ehe; die Herzogin beantwortete sie mit einer andern, und machte ihrem Gemahl ein Geschenk mit einem Boote, das von sechs Bootsleuten hereingebracht wurde, und dem sie, als Anspielung auf ihres Gatten Erbamt eines Großfalkeniers von England, den Namen der Falke beygelegt hatte. Alles dieses erschien, mit großer Breite erzählt, am folgenden Tag in einigen Zeitungen. Die Times druckten es von diesen ab, mit folgendem Eingang, welcher, als für die englische Preßfreyheit bezeichnend, übertragen zu werden verdient. „Wir müssen wohl die Erzählung einrücken, die man nach diesen Bemerkungen finden wird, wir gestehen indessen, daß wir uns dafür schämen. Warum kann sich das armselige Paar, worauf sie sich bezieht, nicht ruhig halten? Wir würden sie nicht aus der Dunkelheit hervorziehen, die sie suchen sollten; aber wir wollen es nicht länger zugeben, daß der öffentliche Geist durch das prahlerische Auskramen eines, wir wollen nicht sagen wie erlangten, Ranges auf einer Seite, und eines durch die Entwürdigung erblicher Ehrenstellen erkauften Reichthums auf der andern verdorben werde, ohne daß wir eine Bemerkung darüber machten. Auf welchem Wege erlangte das Weib den Reichthum, welcher ihr zur herzoglichen Würde verhalf? Jedermann kennt zwar den Ursprung dieses Herzogs (er stammt nämlich von Nell Gwyn, der Schauspielerin und Maitresse Carls II. ab), doch die Zeit verbreitet einmal einen Glanz über seine Würde, und so nennt man diese schmutzige Herkunft nicht anders als eine geschichtliche Thatsache. Soll man aber die Töchter der Armuth durch ein Beyspiel von trauriger Berühmtheit lehren, daß es noch andere Pfade gibt, als die des Fleißes und der guten Aufführung, um in diesem Lande zu hohem Range und vornehmen Heirathen zu gelangen? Soll der weniger bemittelte Adel, unter dem es manchen gibt, dessen ganzes Vermögen in seinem Titel und seinen Ahnen besteht, so zu sagen durch öffentlichen Anschlag be-

nachrichtigt werden, daß er seinen Stand durch keine Verbindung beschimpfen könne, wenn sie nur Geld in die Familie bringt? Sollen dieß die Mittel zur Befestigung der Tugend und zur Bewahrung des privilegirten Standes vor Befleckung seyn, so sind es andere Mittel, als welche die Religion vorschreibt und die menschliche Politik billigt; und wir sagen, es ist eine Schande, eine tiefe Schande für den Adel insgesammt die öffentlichen Häuser solcher Leute zu besuchen (der Ort, wo neulich das Fest gegeben wurde, ist nämlich das Haus, das der Dame ihr erster Mann noch zu Lebzeiten seiner Frau eingeräumt hatte). Wenn das junge Paar glücklich ist, so lebe es in der Stille, und in der Ausübung der Werke der Barmherzigkeit, wie sie ihr wegen ihres früheren Standes und ihm wegen seiner mit ihr eingegangenen Verbindung wohl anstehen. Leidet erstere an schmerzhaften Erinnerungen, und ist er müde, so sollten sie die Stütze der Religion und den Trost der Freundschaft suchen; sie müssen aber nicht dadurch, daß sie dem Gefühle des Publikums Hohn sprechen, ihr Gemüth zu zerstreuen und Wechsel in die Einförmigkeit ihres Lebens zu bringen suchen. Wir hoffen, wir werden von beyden nichts mehr hören." So spricht ein Zeitungsschreiber mit wahrem oder angenommenem, auf jeden Fall aber gerechtem Unwillen, und sezt sich der Gefahr aus, wegen des Libells zu einer Geldbuße oder zu Gefängnißstrafe verurtheilt zu werden, und wie man hört, ist bereits ein Prozeß gegen ihn eingeleitet. Aber das gehört nun einmal mit zum Handwerk! — Es haben sich seit Kurzem wieder mehrere Unglücksfälle ereignet; in einem Dorfe in Schottland nämlich wurden in einer Kirche, wo der bekannte Irving predigte, 37 Menschen durch das Einfallen einer Gallerie erschlagen; an der Westküste von Schottland ertranken 21 Personen durch das Umschlagen einer Schaluppe, und in London verbrannten in einem Hause zwey, und in einem andern sieben Personen. Lezterer Vorfall wird nun so gräßlicher, da sie hätten können gerettet werden, die Hausfrau aber, bey der sie wohnten, versicherte, sie seyen nicht im Hause; auch hegt man starken Verdacht, daß dieses Weib selbst das Feuer angelegt, und die Unglücklichen mit Fleiß hat verbrennen lassen. Der Unfall in der Kirche hat zu einigen guten Zeitungsartikeln gegen jene elenden frömmelnden Prediger Anlaß gegeben, welche die Vermessenheit gehabt haben, das Unglück beym Einsturz des Brunswicktheaters als die Wirkung der Rache Gottes darzustellen. Das Morning Chronicle bemerkt sehr richtig: „Wenn Theater und Kapellen schlecht gebaut sind, so läßt Gott beyde einfallen."

Unterhaltungen jeder Art lösen einander so schnell ab, daß man ihnen kaum folgen kann. Dem. Sontag hat auch ein dramatisches Konzert gegeben, worin sie mit Mad. Schütz dieselbe Scene aus dem Freyschütz gab, wie in Piris Konzert, und mit demselben Beyfall. Eben so gut wurde eine Vorstellung der Schweizerfamilie gegeben, worin Schütz den Vater, Sontag Emeline, und Mad. Schütz den Jakob vorstellten. Schütz hatte nämlich das Stück auf diese drey Personen beschränkt. Das Theater war indessen nicht sehr voll. Am 25sten Juni spielte die französische Truppe, welche Laporte, Dem. Mars an der Spitze, hat hieher kommen lassen, in der italienischen Oper zum ersten Mal. Das Haus war sehr voll, besonders von Franzosen, die aus Patriotismus sowohl als aus Bewunderung der Schönheit und des wirklich großen Verdienstes ihrer Landsmännin einen fürchterlichen Lärm machten, in den sich auch viele Engländer hineinreißen ließen, die bey dieser Gelegenheit ihre Steifheit vergaßen und wirklich am Schlusse auf die Bänke sprangen und mit Stentorstimmen Mars! Mars! riefen. Man spielte „l'École des Vieillards" und „Valérie." In England haben wir keine Schauspielerin, die ihr auch nur entfernt nahe käme.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Mit schwerem Herzen thut der Beamte, ein edler Mann, was seines Amtes. Der Bauer soll zwanzig Gulden zahlen oder drey Tage im Thurme sizen. Er kann nicht zahlen, der Förster ihm die Schuld nicht erlassen, die zwanzig Gulden nicht statt seiner geben, dieß alles würde seiner Pflicht widerstreiten. Er wird verkannt, gescholten, doch er bleibt seiner Pflicht getreu. Dieß füllt die beyden ersten Akte. Nebenbey gehen noch Liebesintriguen; der Bauer nämlich hat seine Schwägerin, eine junge Dirne bey sich, die seine Kinder treu pflegt; sie trauert über einen Geliebten, der in Rußland, wie sie glaubt, geblieben ist. Doch unerkannt, verkleidet, ist der Geliebte heimgekehrt, hat sich ins Haus geschlichen, wähnt aber, weil er die Kinder sieht, seine frühere Geliebte verheirathet. Im dritten Akte löst sich alles glücklich; die Bauern wollen ihren Gefährten, einen verdienten, beliebten Helfer in jeder Noth, mit Gewalt befreyen; der Förster aber läßt sich nicht erschüttern; die Schwägerin bringt die zwanzig Gulden, ihr mühsam Erspartes, das Erbtheil ihrer Mutter; einen Theil hat sie noch dazu erborgt. Doch der Förster hat an die Regierung geschrieben, für den Waldfrevler wegen anderer Verdienste Verzeihung und Belohnung erhalten, der todtgeglaubte Geliebte findet sich wieder, und eine rührende Erkennungsscene und „Heil dir im Siegerkranz" aus patriotischer Brust gesungen, beschließen das Ganze. Man sieht, alle Rührungsingredienzen sind hier vorhanden, und da außerdem noch hübsche Lieder mit alten, einfachen Melodien hineingeflochten sind, war der Beyfall bey guter Darstellung nicht zu bezweifeln. Auch hat das Stück mannigfache Verdienste. Erstlich stellt es einen Zustand dar, welcher der unsrige ist, eine wohlgesinnte, rechtliche Administration, hin und wieder mit saumseligen Unterbeamten und dergleichen unvermeidlichen Zuständen; es ist nicht der alte Jammer über Schändlichkeit und Schmählichkeit der Großen, über den schlechten Lauf der Welt, es ist kein Grund zu Menschenhaß und Reue da. Vor allem aber ist die strenge Charakteristik, die feste Zeichnung aller Gestalten, welche jezt so ganz aus der Mode kommt, die Geschicklichkeit eines guten prosaischen Dialogs, genug es sind alle die Vorzüge hervorzuheben, welche den Verfasser der Macht der Verhältnisse immer auszeichnen werden. Nur die Liebesintrigue mit dem zurückkehrenden Soldaten ist zu matt, verbraucht und uninteressant. Da der edle Oberförster um das Mädchen, von ihrer Redlichkeit gerührt, im lezten Akte wirbt, bedürfte sie eines Liebhabers, der uns größere Theilnahme einflößte; wir gönnen ihm das Mädchen nicht, mit dem Oberförster, wissen wir, würde sie glücklich seyn. Sähe der Verfasser dieß Drama aus einem andern Gesichtspunkte als dem obenerwähnten an, glaubte er eine neue Gattung damit erschaffen zu haben, um welche es Noth thut, so möchten wir viel dagegen einwenden; doch wir glauben den rechten Gesichtspunkt, aus dem es beurtheilt werden muß, getroffen zu haben, und von diesem aus gesehen, wäre Widerspruch gegen Anspruchloses am schlechten Ort. Nur wäre zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte nicht den Himmel und die Appellation an Gott fortwährend eingemischt; das wirkt nicht mehr. Doch er wollte zeigen, daß er nicht nur Satiren schreiben, sondern auch die vorübergegangene Periode der Sentimentalität wieder aufzufrischen die Geschicklichkeit habe, und dazu ist Gott und ein zum Himmel aufgehobenes Auge nöthig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt. Nr 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Juli 1828.

— Begreifst du,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gutbandeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt
Um nur guthandeln nicht zu dürfen?

Lessing.

Jean Paul Friedrich Richter an Emanuel.

Hof, den 15. April 1795.

Mein guter Guter!

Gerade in der Stunde, wo ich Ihren Brief weglege, fang ich meinen an. Ihrer ist für mich ein Katheder oder vielmehr ein Hohlspiegel, der mir im Rauche der Worte den abgeschiedenen Geist des Judenthums schwebend darstellt. Mein Brief soll ein Sekundawechsel des Ihrigen seyn, oder vielmehr eine zweyte Auflage desselben. Erstlich über mein „Leider hab' ich mehr über als von den Juden gelesen.“ Das kann nichts heißen, als ich beklag' es, daß ich die Unterdrückten fast blos aus dem Munde der Unterdrücker kenne — daß Christen die Portraitmaler der Juden sind, denen nicht mehr zu glauben ist, als wenn Juden die Portraitmaler der Christen sind. Denn der feine Geist jedes Volkes — eines so unähnlichen zumal — verdampft, wie jeder Spiritus, in allen Schilderungen; und nur aus der Geschichte, dem Leben und den Schriften des Volkes selber ist sein spiritus rector, sein Lebensgeist rein abzudunsten und zu kohibiren.

den 23. April.

Allerdings haben Sie Recht, daß der Talmudist sich in den äußersten Gränzen seiner Bestimmungen gefalle; auch darin haben Sie Recht, womit Sie ihn rechtfertigen, daß einer nämlich, der über ein kleines Gesetz wegschreitet, endlich auch das große überspringe. Aber damit ist der Talmudist wenig gerettet. Zwar wird man tugendhaft auf einmal, d. h. durch einen plötzlichen Entschluß, durch die sogenannte Bekehrung, die aber noch keine Tugendfertigkeit ist, und lasterhaft wird man allmählig, jeden Tag setzet eine trübe Welle neuen Schlamm ab, und ich sage in meinen Hundsposttagen: „die Tugend zieht nur durch Portale in uns ein, aber der Teufel durchs Fenster und durch Sphinkter und alle Poren.“ Allein ich behaupte, der Talmud entkräftet durch Zeremonien *) die Tugend. Man kann nach dem Münzfuß aller Zeremonien leben, ohne eine einzige Neigung — was gerade schwer ist — unter den Prägstock der Moral zu bringen. Es ist dem eiteln Menschen leichter, die Lumpen der Mönche anzulegen als ein simples Kleid. Man sollte denken, wenn man lieset, daß so viele Braminen fünfzig Jahre lang aus Religion in die Sonne oder auf die Nase sehen, auf einem Beine stehen, Schlaf entrathen und die höchsten Martern an sich fortsetzen, oder daß so viele unserer Mönche und Heiligen sich todt geißeln, todt beten, todt hungern — man sollte denken, sag' ich, solche Aufopferungen müßten die kleinern, die die Tugend fordert, vor-

*) Unter Zeremonien meyn' ich das ganze Betragen gegen Gott und andere, das mir nicht mein Gewissen, sondern eine Offenbarung diktirt und das daher alle Verschiedenheiten der Offenbarungen theilt. Unter Tugend aber meyn' ich den Gehorsam gegen das erhabene Gesetz, das von einer Zone zur andern in jedem Busen, im braunrothen und im negerschwarzen mit gestirnten Zügen brennt.

aussetzen, und es müßte eben so viele Tugendhafte als Heilige und Märtyrer geben.... Und es ist doch nicht so; die Ursache ist: alle jene Büßungen, jene Zeremonien vertragen sich leicht mit der größten Wildniß des Herzens, und es ist viel leichter, die ganze Thora des Talmuds als ein einziges Reglement aus der Thora des Gewissens zu befolgen. Dazu macht der talmudische Sachsenspiegel den Menschen *kleinlich* und eng; die edle Seele steigt über *religiöse* Zeremonien so gut auf als über *bürgerliche* und dringt in den reinen großen Himmel. Noch in der andern Welt werden wir auf unsere Tugenden, Aufopferungen und Thränen in dieser ohne Verachtung niederblicken; aber vergängliche Dinge, solche wie Enthaltung von Todtenberühren, wo ebensogut das Gegentheil geboten seyn könnte, müssen uns dort winzig erscheinen, wie die warme Erdenkruste des Körpers, an den sie gebunden sind. Ueberhaupt hängt Ihrer sonst scharfsinnigen Nation — deren Physiognomie durchgängig die scharfe, mit vordringenden, festen Gesichttheilen schneidende des Scharfsinns ist (ich habe noch an keinem Juden die wie eine Wanze zerdrückte Kalmukennase bemerkt) — etwas Mikrologisches an, was ich gern zum *Sohne* des Talmuds und der Masora *) machen möchte, wenn es nicht der *Vater* beyder wäre. — In der Kabbala ist mehr Philosophie (in Dichtkunst vererzt), als in jenen beyden.

Alles, was wir körperlich oder äußerlich vor dem Unendlichen thun, kurz, was nicht *Gedanke* ist, also alles *laute* Beten, Knien, Händefalten, ist Zeremonie, nicht Tugend (obwohl Aeußerung der Tugend), und alles das könnte eben so gut im Gegentheil bestehen: es wäre eben so fromm, wenn ich beym Beten *aufstände* als *niederfiele*, den Kopf *bedeckte* (wie die Römer) als *entblößte*. Also folgt daraus gegen alle Zeremonien — nicht das Geringste. Wir armen, vom Fleischpanzer umklammerten Menschen, wir öden, in die scharfen Ketten des Körpers geworfnen Seelen, wir müssen, wenn unser edles Ich seine Flügel aufschlägt, diese innere Bewegung durch eine äußere unseres Gehäuses offenbaren. Wie? ist denn z. B. die geringste Aehnlichkeit, das geringste Verhältniß zwischen dem Druck der Hand oder der Lippe und zwischen dem liebenden, heißen Gefühle, das mit jenem Druck schmerzhaft-süß aus seinem Kerker an den andern Leibeskerker der geliebten Seele klopft? Wenn ich voll Liebe meine Arme um die geliebte Gestalt herumlege, ist denn da zwischen diesem Zeichen und der bezeichneten Sache die mindeste Aehnlichkeit, da oft der Groll eben so gut umfasset, um zu erwürgen? — Konnte das Schütteln des Kopfes, das bey allen Völkern *Nein* bedeutet, nicht eben so gut ein *Ja* anzeigen? Also, da unsere beklommene Seele keine Zunge und keine Farbe für ihre Bilder hat, so verschmähe Niemand die Farbe, die sie im Drange der Empfindung ergreift. O der arme Mensch kann, wenn er auch den ganzen Tag darüber philosophirt hat, dieser kann, wenn er draußen vor der untersinkenden Sonne steht, die milde und groß zur andern Halbkugel hinunter zieht und die der unsrigen an den Blüthen und Bergen die Gesundheitsröthe eines sanft erwärmten Tages nachlässet, und wenn er als ein Wunder unter Wundern steht, als ein Glücklicher unter Glücklichen, als ein ewiger Geist unter den ewigen Körpern um ihn her, dieser Mensch kann Abends, wenn er endlich in den Himmel, aus dem die Sonne gesunken ist, aufblickt zum großen glimmenden Blau, in dem entflogene Funken des Thrones eines Ewigen schillern, dieser muß, von der Allgewalt der Schöpfung niedergedrückt, auf die schwachen Menschenknie stürzen und beten: „Du Unendlicher, dein Geschöpf sinket zusammen, wenn du erscheinest, ach ich werfe gerne dieses Angesicht aus Erde, dieses Herz aus Erde auf deine Erde nieder, denn ich will dir nicht danken, sondern nur zertrümmert und brennend und verstummend reden." — O! jedes Zeichen der Andacht ist ehrwürdig, unter jedem Volk — wir haben Alle dasselbe Herz und denselben Gott, und unsere kleinen Verschiedenheiten sind gewißlich diesem ewigen Geiste nur — Aehnlichkeiten.

Ich habe mich in Flammen geschrieben über Dinge, wo ich statt Zeilen Bogen brauchte, wie über mehrere Dinge Ihres lieblichen Briefes. Leben Sie wohl, liebe Seele!

Richter.

Eine Unterhandlung mit Indianern in Südamerika.

(Beschluß.)

Nach Ablegung ihrer Waffen begaben sich die Indier in den *Corral* oder Viehpferch, wo man einige Mähren zum Schlachten eingesperrt hatte. Sie werfen das Thier durch das *Lasso* nieder, binden ihm die Füße zusammen und öffnen eine Ader am Halse, woraus sie oft das Blut saugen, ein Geschäft, wobey die Weiber und Kinder den Vorrang zu haben pflegen. Das Thier wird alsdann schnell zerschnitten und gebraten. Die Häute werden sorgfältig aufbewahrt und auf folgende Weise zu Weingefäßen umgestaltet. Man macht ein Loch von zwey Fuß Tiefe und vier bis fünf Fuß im Umfange in den Boden; in diese Oeffnung hängt man die Haut mit den Haaren abwärts, und befestigt sie an dem Rand mittelst hölzerner Pflöcke. Diese Behälter werden nun durcheinander mit Wein und Branntwein gefüllt, und sechszehn bis achtzehn Männer

*) Dürftig ists doch, wenn der Masoreth aufsummirt, wie oft z. B. א vorkommt, nämlich 42,377 Mal, oder daß ו im 3 B. Mos. XI. 42. im Wort גחון der mittelste Buchstabe im Pentateuch ist, oder daß blos im Jerem. XXI. 7. 42 Wörter vorkommen.

lagern sich umher und fangen an zu trinken; die Menge der Gefäße richtet sich nach der Anzahl der Zechenden. Die Weiber fingen ihr Gelage erst nach Sonnenuntergang an, wo sie sich dann besonders um ähnliche, mit gleichartigem Getränke angefüllte Gefäße hersezten. Aus höchst lobenswürdiger Vorsicht enthielten sich vier oder fünf Weiber von einem jeden Stamme gänzlich des Trinkens, damit sie auf die übrigen Acht haben könnten, wenn sie ihrer Sinne beraubt seyn würden.

Die Scene, welche sich jezt eröffnete, war überraschend. Zweytausend Personen saßen auf der Ebene in Kreisen. Der Hauptgegenstand der Unterredung waren ihre eigenen Thaten und die Verdienste ihrer Vorfahren; einige waren beym Erzählen bis zu Thränen gerührt. Bald äußerte nun das Getränke seine Wirkung; alle sprachen auf einmal, schrieen und brüllten auf eine furchtbare Weise. Jezt kam es zu Zank und Schlägereyen; da es an Waffen fehlte, bissen und traten sie sich und rissen einander die Haare aus; der Lärm war unbeschreiblich, und die hierzu beorderte Miliz hatte genug zu thun, die Kämpfenden auseinander zu bringen. Gegen Mitternacht versank Alles in Todtenstille; die meisten lagen in unbeweglicher Starrsucht und nur einige Wenige hatten noch die Kraft, sich herumzuwälzen. Auf diese Weise wurden drey Tage hingebracht, d. h. die Wilden fuhren fort zu trinken, so lange es etwas zu trinken gab. Der Vorsorge des Generals San Martin gelang es indessen, größeres Unheil dabey zu verhindern, und es wurden nur zwey Männer und ein Weib bey dem Feste erschlagen, was nicht viel ist, wenn man bedenkt, daß bey diesen Gelegenheiten alle längstverhaltenen Feindschaften loszubrechen pflegen. Auch ist es unmöglich bey Unterhandlungen mit den Indianern nicht zu diesen Schwelgereyen mit beyzutragen, da sie es als einen unverzeihlichen Schimpf betrachten, wenn man ihnen nicht übermäßig zu trinken gibt. Am vierten Tage wurden die Geschenke vertheilt, und dieß war wegen der Habsucht der Indianer das schwerste Geschäft. Der General erhielt von einem jeden Caziken ein Poncho (Oberkleid), welche ihre Weiber gemacht hatten, und die zum Theil wegen der Lebhaftigkeit und Dauerhaftigkeit der Farben schätzbar waren. Am meisten Freude machten den Indianern die Hüte und gestickten Kleider, die man ihnen gab, auch legten sie dieselben sogleich an. Doch vertauschten sie später fast alle erhaltenen Geschenke für Branntwein, den einige Handelsleute von Mendoza gebracht hatten. Auch verließen sie San Carlos erst nach vierzehn Tagen, wobey sie versicherten, es habe seit Menschengedenken keine so herrliche Unterhandlung gegeben.

Der Glaube.

Den möcht' ich loben,
  Der die Welt
  Zusammenhält,
Ohne Angelwerk, ohne Globen,

Der ergossen
  Durch die Natur,
  Jegliche Flur
Quellen machet und sprossen.

Wenn er nach oben
  Hoch empor,
  In Wäldern empor,
In Gebirgen empor sich gehoben:

Bäumt er sich über,
  Schlingt um die Welt
  Wie ein Zelt
Sein ewiges Blau hoch über,

Und gebirt mit Wonne
  Immer neu
  Und immer getreu
Die Sterne all' und die Sonne!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Ulm, Juli.

Der erste Julius war erschienen, ein längst erwarteter Tag, zu einem Volksfest bestimmt vom innigsten Danke gegen die erhabenen Monarchen, deren Großherzigkeit dem freyern Verkehr in Deutschland zuerst die Bahn gebrochen hat, und von der erfreulichen Hoffnung, daß die neu beginnende Handelsverbindung zwischen Bayern und Würtemberg für beyde Völker die ersprießlichsten Folgen haben werde. Der allgemeine Wunsch, diesen Tag festlich zu begehen, trat durch freundliches Zusammenwirken der Behörden in Wirklichkeit. Nie ist eine Einladung mit mehr Bereitwilligkeit, Uebereinstimmung und Gemüthlichkeit angenommen worden. Mittags zwey Uhr wogte eine zahllose Menge dem Luginsland entgegen, ein unabsehlicher Zug von Menschen, nicht nur aus der Stadt, sondern aus der ganzen Umgegend Würtembergs und Baierns. Ein buntes Gewimmel wälzte sich dort an der Anhöhe hin und her, hinab und hinauf, und unten lagen auf der breiten und gerade vollströmenden Donau die Schiffe bereit, welche das Fest eröffnen sollten. In der kurzen Zeit von einer halben Stunde waren vierundzwanzig größere und kleinere Schiffe unter dem harmonischen Klang der Militärmusik angefüllt, und die Wimpel mit den Farben Würtembergs und Baierns flatterten im säuselnden Winde auf den Vordertheilen der Schiffe. Aber nicht nur Geladene, sondern viele, welche der Ruf des Tages aus der Ferne herbeygezogen hatte, mietheten sich eigene Fahrzeuge, um dem fröhlichen Zug sich anzuschließen. Ein Kanonenschuß gab um halb drey Uhr das Zeichen zur Abfahrt. Jezt stießen die Schiffe vom Lande und bildeten einen langen Zug, in welchem Musikchöre vertheilt waren, die mit einander abwechselten. Tausende standen als Zuschauer am Gestade, zum Theil terrassenweise über einander, vom Luginsland

an, die Mauer am Strom hinab, und noch unterhalb der Stadt in den Gärten, ein langer Kranz von Menschen, gedrängt und bunt an einander, und auch von den entfernten Häusern her, soweit man sehen konnte, waren Köpfe über Köpfen in Bewegung. Auch erscholl von Tausenden ein fröhlicher Nachruf an die Vorübergleitenden; Thal und Hügel erklangen abwechselnd vom Donner der Kanonen, vom hellen Klange der Hörner, und vom lauten Jubel der Menschen. Jezt nahte der Zug der Brücke, dem sonst unfreundlichen Band ungastlicher Ufer, nunmehr dem freyen und unverkümmerten Handelspfade benachbarter Völker. Sie war mit einer Menge von Menschen angefüllt, die hinauf und hinunter in beträchtlicher Ferne den Strom überschauten, und mit der Hand und wehenden Tüchern den unten durchfahrenden Bekannten zuwinkten. So schwamm der Zug munter und freudig zwischen den befreundeten Ufern fort, und bald ertönte auch von der bayernschen Seite der Donner des Geschützes, mit feyerlichem und lautem Gruße den Nahenden entgegen, die Freude des Tags vermehrend, und durch festliche Theilnahme sie ehrend. In demselbigen Augenblicke entwölkte sich zum glücklichen Zeichen der Horizont ganz, denn schwere Wolken hatten mit Gewittern gedroht; ein frischer Ostwind strich durch die flatternden Wimpel, die Gewölke verzogen sich am Himmel, und die ganze Gesellschaft durfte sich den heitersten Abend versprechen.

Man landete endlich am bayernschen Ufer längs dem schönen Wäldchen, das Steinhäule genannt. Es war ein herrlicher Anblick, die Schiffe mit so vielen freudigen Menschen anfahren zu sehen. Der Weg führte über einen Steg, der mit Blumen bestreut war, zu einer errichteten Ehrenpforte, mit der Ueberschrift: Willkommen. Darüber erschienen zwey in einander greifende Hände. Das war ein nachbarlicher Empfang, der dem Gemüthe wohl that, der die Herzen zu neuen Freudegefühlen stimmte, und manchem Auge unwillkürliche Thränen entlockte. Man lagerte sich nun unter den schattigen Eichen und in den Hütten, wo man Plaz fand, unter einander, wie der Zufall es fügte. Ueberall sah man Bilder der reinsten Freude; heiter, wie die Luft, waren die Herzen aller Anwesenden.

Der Abend nahte heran. Die Gesellschaft verließ allmählig das Wäldchen und begab sich am rechten Ufer stromaufwärts, wo man der Friedrichsau gegenüber theils in Kähnen, die nun ungestraft hin und herfahren konnten, theils auf einer fliegenden Brücke, die der eben anwesende verdienstvolle Major von Berger durch seine Pontonniers hatte schlagen lassen, ans jenseitige Gestade gelangte. Dem Steinhäule gegenüber war an einer Ehrenpforte die Inschrift, mit Laub umkränzt:

„Dieß- und jenseits Eines Bundes Glieder,
Bisher Nachbarn, jezt und künftig Brüder."

und am Eingangsthore in die Friedrichsau gegen die Donau hin war zu lesen:

„Heil dir, Danubius, wir segnen deinen Strand,
Zwar Grenze bist du uns, doch nicht mehr Scheidewand."

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Ein zweytes, größeres Stück, in welchem Mad. Haizinger auftrat, war „Minna von Barnhelm." Dieß Lustspiel ist ein Beweis, welche Gattung Lessing für die Komödie am meisten schäzte. „Ich getraue mir zu behaupten," sagte er einmal, „daß nur allein die wahre Komödien sind, welche sowohl Tugenden als Laster, sowohl Anständigkeit als Ungereimtheit schildern, weil sie eben dadurch ihrem Originale, dem menschlichen Leben, am nächsten kommen." Das antike Lustspiel hat dieses Nebeneinander des Possenhaften und Ernsteren, beydes durch handelnde Personen repräsentirt, weniger. Aristophanes spricht wohl hin und wieder aus, was wohl eigentlich die rechte Natur dessen sey, was seine lächerlichen Gestalten in so verkehrter Weise auszuführen gedenken, aber er stellt dieß Rechte nicht eigentlich in mithandelnden Personen den komischen gegenüber; mehr thut dieß schon Plautus, im modernen Lustspiel aber ist dieß Nebeneinander des Ernsteren und Possenhaften die eigentliche Gattung, Possen und rührende Dramen nur Nebenarten. In Calderons Lustspielen z. B. wird die Liebe ganz ernsthaft behandelt, die Ehrenritter ziehen oft ihre Degen, um auf Leben und Tod zu kämpfen; nebenbey stellen die Bedienten und Duennen denselben Inhalt in lächerlicher Weise dar, ihre Liebe geht aus eigennützigen Absichten, aus Heirathslust und dergleichen hervor; mit der Tapferkeit der Diener ist es immer schlecht bestellt. Auch bey Shakespeare sehen wir meistentheils solche Verknüpfung, nur hat er tiefere, mannichfaltigere Komik. – Molière gibt gleichfalls oft solche Verbindung, und wer kennt nicht die späteren stereotypen Kammermädchen und Bedienten? Auch Lessing hat diese französische Bedientencomik noch in allen seinen früheren Lustspielen in französischer Weise, doch in Minna von Barnhelm hat er sich von allen französischen Gestalten gänzlich befreit. Dieß Lustspiel ist ächt deutsch, national, preußisch, und deßhalb schon sollte man nicht aufhören, es jährlich mehrmals zu geben. Selbst bey der mittelmäßigen Darstellung auf der Königstädter Bühne konnte man sehen, wie eine ältere Generation, in einer früheren Periode großgeworden, sich an dem vortrefflichen Dialoge, der kernhaften, festen Charakteristik, der dramatischen Geschicklichkeit, so wie an dem lebendigen Hauche erfreut, der aus der Zeit des alten Friedrichs, des großen Königs, des Helden des siebenjährigen Krieges herüberweht. Man hat diesem Stücke schon häufig vorgeworfen, das leidige Geld sey auch hier wieder fast der einzige Hebel. Daß dieß auch in allen andern Lessingschen Lustspielen der Fall sey, ja daß selbst im „Nathan" das Geld doch eine nicht unbedeutende Rolle spielt, ist freylich charakteristisch. Doch es läßt sich erklären, wenn man darauf sieht, daß es Lessingen hauptsächlich auf Moral ankomme. Die moralischen Darstellungen aber bekümmern sich nicht so sehr um den Inhalt dessen, was vorgeführt wird, sondern mehr nur um die guten und schlechten Gesinnungen. Ob die Personen in ihren Verhältnissen ihrer Sinnlichkeit, ihren Trieben und Neigungen folgen, oder ob sie diese natürlichen Triebe, wie der Mensch es soll, überwinden, dieß allein soll uns interessiren. Wird dieses moralische oder unmoralische Verhalten die Hauptsache, dann darf die innere Natur der dargestellten Verhältnisse nicht auf unsere Theilnahme Anspruch machen; sie muß zurücktreten, denn sie würde von den moralischen Beziehungen abziehen. Da ist es denn das Beste, das Geld und das Verhalten zum Gelde als Inhalt des unmoralischen Handelns zu nehmen. Daran läßt sich am besten und leichtesten sehen, wer ein Lump oder wer moralisch ein nobler Mensch sey.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Juli 1828.

Seit Cäsarn Rom gebar und einen Herren lieh
Den Heldensöhnen, hat Natur nach solchem Zeichen
Ermüdet lang geruht, zu schaffen einen gleichen; —
Aufs Neue sehet jezt verdammt zur Ruhe sie.

Delavigne.
Nouvelles Messéniennes.

Des Nabobs Heimkehr.

Ein Schifflein durch die Wellen streicht,
Zwar fein von Kiel, von Rumpfe leicht,
Doch mächtig schwer von Indias Schätzen;
Am Themsestrand sie umzusetzen
Gedenkt der Nabob, der gelehnt
Am Mast, der Sonn' entgegengähnt.
Er sieht, schon liegt das Kap im Rücken,
Noch eben aus den Wellen blicken
Den Tafelberg, denkt nichts dabey;
Doch kaum berührt sein Ohr der Schrey:
„Ein Segel, West, in unserm Strich,
Und Englands Flagge!" rührt er sich.
Bald ist der flinke Segler da
Und legt sich ruhig Raa an Raa.

„Willkommen Sir!" — „Schnell, Kapitän,
Sprecht, wie zu Haus' die Sachen stehn!
Der Donnerschlag von Navarin
Ertönte bis zum Ganges hin;
Nun geht's wohl rüstig drauf und dran,
Und Englands Flagg' ist vorne an;
Bald theilt man wohl, flugs nimmt sich da
Ein hübsches Theil Britannia."
Worauf der Andre lachend spricht:
„Ach nein, Sir John, so ist es nicht!"
Erzählt ihm nun seit jenem Sieg
Den lieben langen Federkrieg,
Der Völker Harren und die Qual
Der Kannegießer allzumal,
Und spricht: „Selbst auf Loyds Kaffehaus
Fand man die Sache schier zu kraus.
Noch immer hing an Hellas Strande
Der Völker Blick, am armen Lande,
Wo noch, so weit sein Himmel reicht,
Rauch aus Barbarenhütten streicht;
Sie sahen stumm, wie ungerührt
Die Politik den Knoten schnürt,
Und legten schüchtern in die Wage
Ein bischen Gold, der Liebe Klage;
Ach Liebe! hättst du Brennus Stahl
Und Alexanders allzumal!
Da hebt sich Einer allgemach,
Spricht, und Europa ruft es nach:
„Hab' meinen kaiserlichen Aar
Im Hof gehegt gar manches Jahr;
Treib' ich es fürder so mit dir,
Verlernst mir's Fliegen, edles Thier;
Frisch auf zur Beiz'! wenn Gott es will,
Siegst du, mein starkes Federspiel!"
Er wirft ihn in die Lüfte hoch,
Es jauchzt die Welt und schaudert doch;
Da schwebt er, zieht nach seiner Weise
Die majestätisch weiten Kreise,
Und enger, enger wird die Bahn,
Bis er herniederstoßen kann.
Ein Kopf des Aars sich, ungeblendet
Vom Kuppelgold, nach Süden wendet,
Wo Stambuls Bild im Bospor spielt;
Wißt Ihr, wohin der andre schielt?
Besinnt Euch, und Ihr rathet's schon:
Woher Ihr kommt. — Lebt wohl, Sir John!"

Schwer trifft den Mann das böse Wort,
Und längst ist der Erzähler fort,
Sein Schifflein segelt Tag und Nacht,
Er hat's nicht aus dem Sinn gebracht.
Jezt denkt er ruhig, jezt dreht sich dumm
Ihm Zeit und Raum im Ring herum;

Sieht Asias weiten Länderstrich
Wie ein Basrelief vor sich,
Mißt bang die Meilen ab vom Pruth
Bis an des Ganges heil'ge Fluth;
Was eben unermeßlich war,
Sieht er geschrumpft gar wunderbar,
Hebt Berge ab, macht Ströme schmal,
Sieht Steppen weit zu seiner Qual;
Er sieht des Macedoners Heer
Nach Morgen ziehen Speer an Speer,
Sieht wie in dichtgedrängten Haufen
Die Rosse im Hydaspes saufen,
Der Zinken Schmettern höhnet ihn;
Da schwingt im schnell entrückten Sinn
Auf einmal sich in Himmels Blau
Der Pyramiden Riesenbau.
Was gährt die Wüste? Rauch! Alarm!
Hier braust ein Mamelukenschwarm,
Dort dehnt sich ruhig in weitem Kranze
Ein stattlich Heer im Waffenglanze.
„Bey St. Georg und Abulir!
Ohn' unsern Sieg, was wären wir!“
So fällt's ihm von der Lippen Rand,
Da hört und sieht er plötzlich Land,
Sieht in der Sonne lezten Strahlen
Sich schroff ein Felseneiland malen.
Da wird dem Nabob wunderlich,
Der Stirne Falten glätten sich;
Seht, wie's ihn auf und nieder treibt,
Wie er sich froh die Hände reibt,
Der Ost im bunten Schlafrock wühlet,
Sanft mit dem Shawl am Halse spielet;
„Willkommen! ruft er innerlich,
Ich und Altengland grüßen dich!“
Noch ist Europa zweifelvoll,
Ob's fluchen oder segnen soll,
Wenn's träumend, Eiland, deiner denkt
Und wen wir dort in's Grab gesenkt.
Flucht oder segnet wohlgemuth!
Weiß doch Altengland was es thut!
Und du, gespenstisch Riesenmaal
Auf Helenas Piedestal!
Blick nicht so düster sinnend drein,
Todt oder hier du mußtest seyn,
Damit Europa werde frey,
Und blüh' die ind'sche Kompaney.
Keck suchtest du im Siegeslauf
Des Macedoners Stapfen auf,
Ein zweyter Alexander; dort
Schläfst du nun aus am stillen Ort.
Die Zeit, die deine Mutter war,
Schwer unter Schmerzen dich gebar;
Nun ist ihr todesschwach zu Muth,
Wie wohl ihr auch die Ruhe thut!
Sie ruhe sanft; lang wird es währen,
Bis sie den dritten mag gebähren;
Und bringt dich einst der Zeiten Lauf,
Du später Wunderheld, wohlauf!
Zu Roß mit deinen Mannen allen,
Mit Fürsten, Königen, Vasallen,
Und such den Weg nach India,
Inmittelst — rule Britannia!“

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Das Kaffeehaus Ruspoli.

Mit dem Pallaste Ruspoli hört gleichsam die City des Korso auf und beginnt das eleganteste Viertel der Stadt, das Westminster Roms. Hier ist noch Nacht, wenn in der anstoßenden City schon zu Mittage gegessen wird. In den Erdgeschossen befinden sich die ersten Seiden-, Bijouterie- und Quincailleriehandlungen. Die Ladendiener würden den ehemaligen Pariser Calikots gleichen, fehlten ihnen nicht die ellenlangen Sporen, denn sie tragen Schnurrbärte, stecken die Hände in die Taschen der Pluderhosen und sind anmaßend wie jene. In den oberen Stockwerken wohnt die Elite Roms von der zweyten Klasse, d. h. der niedere Adel, welcher nicht zu den sechs-und-dreyßig römisch-fürstlichen Familien (Privilegiatissime genannt) gehört und nur positiv privilegirt ist, aber welcher keine eigenen Palläste besizt. Unter den hier liegenden Gebäuden zeichnet sich der genannte Pallast Ruspoli vorzüglich aus. Dieser Pallast besizt eine gesellschaftliche Wichtigkeit, welche er mit keinem Lande der bewohnten Erde theilt. Es ist dieß ein Kaffeehaus, das durch d s ganze prächtige Erdgeschoß, neun Säle und zwey Vorzimmer, läuft, hinter welchem sich ein zwar nicht großer, aber reizender Orangeriegarten befindet. Sämmtliche Zimmer sind gewölbt, im erhabensten Style erbaut und mit vortrefflichen alten Freskogemälden geschmückt, von denen freylich die meisten schon sehr gelitten haben. Ueberall stehen Antiken, unter welchen sich im Garten eine weibliche Büste auszeichnet mit dem schönsten Kopfe, welcher irgend gefunden werden kann. Was der Zahn der Zeit und besonders die Feuchtigkeit an den Freskogemälden unversehrt gelassen haben, zerstoßen die Billardstöcke. Läßt sich an einem öffentlichen Orte der Volkscharakter studiren, so ist es auf diesem Kaffeehause, welches das neue genannt wird; Verschwendung und Anmaßung des Pöbels, Knickerey und Sucht zu glänzen beym Mittelstand und Herablassung beym Adel, überall aber das Gepräge des Republikanismus unter den mannigfaltigsten Formen der Aristokratie, Demokratie und des Civismus. Treten wir in das erste beste Billardzimmer. Hier steht im dicksten Haufen ein Graf neben einem Vetturino, neben diesem ein Abbate (Weltgeistlicher), neben diesem ein Calikot und neben diesem ein Birbaccione. Alle fünf sind in Unterredung über das Spiel begriffen. Machte hier nicht das Kleid den Mann, Niemand würde Einen vom Andern zu unterscheiden vermögen. Der Graf nimmt eine Prise Tabak; sogleich macht der Birbaccione einen langen Arm und fährt mit den Worten: „Signor Conte, mi favorisca una presca (der Herr Graf erlauben mir eine Prise) in die Dose. Dieser läßt es mit eben so viel natürlicher Bereitwilligkeit geschehen, als hätte ihn einer seines Gleichen darum gebe-

ken. Der Birbaccione dankt zwar mit den Worten: Mille grazie, Signor Conte;" die Art und Weise aber, wie er das Signor Conte betont, zeigt, daß der Schalk zur Dankbarkeit den Grafen noch obenein persifliren will. Im römischen Staate gibt es eine Menge armer Majoratsfamilien, deren jüngeren Söhnen kaum so viel ausgesezt ist, daß sie die nothwendigsten Lebensbedürfnisse bestreiten können. Sie lassen sich aber, selbst wenn sie nur aus einer Patrizierfamilie stammen, durchgängig Graf nennen. So hört man hier einer Menge Menschen diesen Titel ertheilen, deren Aeußeres demselben keineswegs entspricht. Der Hohn, welcher daher dem Worte Conte anklebt, spricht sich besonders im Karneval aus; wo sich ein gesticktes Kleid und eine Allongeperrücke sehen läßt, da stürzt der Pöbel hintennach und schreyt: „Illustrissimo Signor Conte! Vostra Eccellenza si degni di accordarci la sua protezione!" Kommen wir auf das Kaffeehaus zurück. Noch schnupft der Birbaccione an seiner Prise, als dem Vetturino eine Billardkugel nach dem Kopfe fliegt, welche der Ladendiener, in welchem andern Lande der Welt wäre er so herablassend? auffängt, und sich, stolz auf diese That, den Schnurrbart streicht, und endlich faßt der Weltpriester den Birbaccione, dem die Billardprisen nicht so leicht in den Kopf wollen als die Tabaksprisen, vertraulich beym Arme, um ihm eine der erstern zu erklären. Im großen Kaffeesaale sitzen die Verzehrer und Nichtverzehrer herum. Eine Winzerfamilie tritt ein. An der Art und Weise, wie der Mann Bottega (Kellner) ruft, vernimmt man, daß er weiß, was er auszugeben im Begriffe steht. Er bestellt für sich un caldo (ein Glas Punsch), für die Sposa un gelato di limone (Citronengefrornes) und für jede der drey Töchter un cafè rummeggiante (Kaffe mit Rum versezt). Der Aufwärter, befürchtend nicht recht gehört zu haben, frägt: „Un caldo e un limone, o un mezzo?" Beleidigt antwortet der Winzer: „Jo prendo sempre uno, mai un mezzo" (ich nehme immer ein ganzes, nie ein halbes). Es ist nämlich der Oekonomie wegen gebräuchlich, nur ein halbes Glas Punsch und ein halbes Glas Eis zu nehmen. Am Tische daneben sizt ein Herr und eine Dame, gleichfalls mit drey Kindern; er trägt einen feinen blauen Mantel mit goldenem Schloß und rothsammtner Besetzung, welche Mäntel hier, um sie lächerlich zu machen, Ferrajuoli al pomidoro genannt werden, sie einen rothen Atlashut mit grünem Schleyer. Er bestellt für seine Frau eine Tasse Kaffee, für die Kinder eine ciambella (Butterbrezel), und für sich, auf die Frage des Aufwärters, „Niente." Der Kaffee kömmt; der Mann reicht die Obertasse seiner Frau, und behält die Untertasse, welche gleichfalls voll ist, für sich. Die drey Töchter theilen sich in die Ciambella und trinken ein Glas Wasser dazu. Wenn es ans Bezahlen geht, hat der Winzer zwey-und-zwanzig, und der Herr mit dem Liebesapfelmantel drey Bajocchi verzehrt. An einem dritten Tische versammelt sich ein Haufen älterer Herrn von wichtigem Ansehen; es ist eine sogenannte Kaffeehausgesellschaft, wie es deren auf jedem hiesigen Kaffeehause gibt. In der Regel verzehren sie nichts; ja der Wirth läßt jedem, um nur ein volles Zimmer zu haben, ein Glas Wasser gratis reichen. Das weiß der Aufwärter recht gut; aber vom Pasquino gekitzelt, wirft er einem nach dem andern sein: Cosa comanda lei (befehlen Sie etwas?) zu. Dann heißt es entweder: Du weißt, ich trinke keinen Kaffee, er läßt mich nicht schlafen, oder: mein Sohn, ich habe bey einem Freunde getrunken; der dritte wundert sich sogar, wie ihm heut schon wieder Kaffee angeboten werden könne, da er erst vorgestern eine Tasse getrunken habe. Die Hauptbeschäftigung dieser Gesellschaft besteht darin, die Charaden in der Genueser Zeitung zu errathen. Um sich das Prioritätsrecht zu sichern, theilen die Mitglieder, sobald einer oder der andere die Auflösung gefunden zu haben glaubt, diese dem in ganz Rom bekannten B a j o c c o mit, welcher aber nicht selten zum untreuen Depositär wird, und nach Gunst den Sor Pietro statt des Sor Paolo, ja sogar nicht selten in einem entfernteren Zimmer sich selbst für den ersten der es verrathen, ausgibt. Immer aber spricht er: Noi l'abbiamo gia indovinato (wir haben es schon errathen). Einen eigenen Anblick gewährt dasjenige Billardzimmer, wo die Kugeln nicht mit Stöcken gestoßen, sondern mit der Hand geworfen werden. Da hier stets von der sogenannten Kammer aus gespielt wird, so sind die andern drey Seiten des Billards mit Stühlen besezt, welche gewisse, vom Marqueur begünstigte Personen einnehmen; leztere sehen dem Spiele mit einer solch andächtigen Aufmerksamkeit zu, daß man glauben sollte, es hänge das Schicksal ihres Lebens davon ab. Unter ihnen befinden sich besonders Weltgeistliche. Komisch ist es anzusehen, mit welcher Hast sie lange vor Anfang des Spiels, und wann das Zimmer noch dunkel ist, herbeyeilen, um einen Sitz zu bekommen, wie sie sich drängen und stoßen. In der Regel steht nicht eher Jemand wieder auf, als bis die Spieler bis auf den lezten Mann nach Hause gegangen sind. Wer reden will, thut es flüsternd; wenn ein lautes Wort sich hören läßt, erschallen gleich hundert st'! damit keiner im Sehen gestört werde. Dieß der Charakter des Kaffeehauses von Innen. Draußen auf der Piazza di S. Lorenzo in Lucina entwickelt sich ein anderer Charakter; Nachmittags um zwey-und-zwanzig Uhr stellen sich hier sämmtliche Petits-Maitres in Reih und Glied auf, um die Damen auf- und abfahren zu sehen. Wer die Chronique skandaleuse von Rom kennen lernen will, braucht nur ein Paar Nachmittage die Lästerungen anzuhören, welche hier zum besten gegeben werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Daß Lessing auf die moralischen Bezüge sein Hauptaugenmerk gehabt habe, bezeugen seine besten Stücke. Denn bey

ruht nicht die ganze Kollision in Miß Sara Sampson darauf, daß sie von ihrer Sinnlichkeit sich hat hinreißen, daß sie in schwachen Augenblicken statt ihren Begierden zu widerstehen, sich hat verführen lassen? und wird nicht Emilia Galotti, diese Tugendrose, darum gebrochen, ehe der Sturm sie entblätterte, weil sie sich zu schwach, zu sinnlich fühlt, um in dem verführerischen Hause der Grimaldi den Lockungen des Lasters widerstehen zu können? Die Tragik weiblicher Schwachheit, allzuheißen Blutes, und der weibliche Tugendrigorismus sind in diesen Stücken der hauptsächliche Inhalt. Die strenge, rauhe Tugend zeigt sich in Emilia Galotti als das, wohin jeder zu streben habe. In Minna von Barnhelm mildert sich diese Strenge; wo kein eigentlicher Grund zu solcher harten, rauhen Tugend vorhanden ist, soll sie nicht geübt werden. Dieß hat Lessing in seinem „Major Tellheim" zu bezeichnen gesucht. Reich, blühend, geehrt, edel, menschenfreundlich und liebenswürdig, hat der tapfere Soldat in Sachsen sich mit der jungen, reichen, blühenden Minna verlobt; nach geendetem Kriege verwundet, verarmt, an seiner Ehre gekränkt, scheint es dem Allzustrengen nun Pflicht, einer so lieben Neigung zu entsagen; seine rauhe Tugend gebietet ihm, die Geliebte zu fliehen. Diese Strenge als unrecht zu zeigen, sezt Minna ihm sich gleich; auch sie erheuchelt Armuth, sie gibt vor verstoßen, an ihrer Ehre gekränkt zu seyn. Unter diesen Umständen will nun Tellheim sogleich der ihrige werden; er will für sie das thun, was er früher im umgekehrten Fall für unrecht gehalten hatte. Nun weigert sich Minna, bis ein glückliches Ende die auf solchem Streit beruhende Intrigue beschließt. Das komische Gegenbild dieser beyden Liebenden wird uns im Wachtmeister Werner und in der Franziska hingestellt. Der Wachtmeister hat alle Tugenden des Majors, aber im Uebermaß, und dieß Uebermaß macht ihn lächerlich. Seine Kriegslust treibt ihn, mit dem Prinzen Heraclius gegen die Türken zu ziehen, sein Geld kann er nicht schnell genug los werden; auch seine Hize, seine militärische Paradestrenge beym Rapport an die Damen machen ihn zur komischen Figur. Franziska aber ist dadurch die Minna als komische Gestalt, weil sie das Entgegenkommen, das Sichantragen, was bey Minna nur schwach und ohne ihrer Reinheit, ihrer Liebenswürdigkeit Abbruch zu thun, hindurchschimmert, im Uebermaß hervortreten läßt. Sie hat sich schon früher, wie wir durch ihre Scene mit Just erfahren, nicht eben als die Zurückhaltendste bewiesen; jezt aber plazt es ihr wider Willen komisch heraus, daß sie Frau Wachtmeisterin werden wolle. Just nun endlich ist die Rauhheit der Tugend in komischer Weise; er ist ein tugendhafter, gefühlvoller Bär, aber ein Bär. Der Wirth dagegen und der Lieutenant Riccaut de la Marlinière sind komische Personen für die Darstellung des Ignoblen in Geldverhältnissen und Ehrensachen. Riccaut ist das rechte komische Extrem gegen den Major, und nur dadurch findet er seine Rechtfertigung in diesem Gemälde; für die Intrigue selbst wäre er unnüz. Doch wir wollen dieß Gemälde nicht weiter ausführen, um nicht denen gänzlich zu mißfallen, die es schon in der Lessingschen Darstellung zu ausgeführt und langweilig finden.

Ulm, Juni.

(Beschluß.)

In der Fridrichsau waren, besonders durch die Anordnungen und unermüdlichen Bemühungen des Apothekers Reichard schon seit acht Tagen Vorkehrungen zur Feier des Tags getroffen worden. Alle Gänge dieses Parks waren zu einer Illumination mit den transparenten Farben Bayerns und Würtembergs zugerichtet. An das Gesellschaftshaus, das den Mitgliedern des Museums gehört, war ein langer Bretersaal gelehnt, dessen Wände mit frischem Laub überkleidet waren. In kurzer Zeit waren alle Pläze besezt, und wer in der Laubhütte nicht mehr Raum fand, mußte unter freyem Himmel oder in Gezelten sein Unterkommen suchen. Unter Gläserklang und rauschenden Symphonien wurde die Freude immer lauter und gesteigerter, während es in der Stadt so still und leer war als wäre sie ausgestorben; denn als die Sonne tiefer sank, und ihr scheidender Strahl mit dunkelm Purpur in den Aesten zu spielen anfing, da wogte schon in allen Gängen des Parks eine Ebbe und Fluth von vielen Tausenden, welche den Anbruch der Nacht erwarteten. Sie brach endlich an. Aufsteigende Raketen verkündeten den Anfang des Feuerwerks. Eine zahllose Menge strömte jauchzend dem Plaz entgegen. Unter allgemeinem Jubel brannte es ab; die lezten brennenden Strahlen zeigten noch die Namen: Ludwig und Wilhelm, und fast in demselben Momente loderten an beyden Seiten der Donau, so weit das Auge sehen konnte, Freudenfeuer in hellen Flammen auf, daß die ganze Gegend erleuchtet schien. Gleiche Gefühle der Freude und der Hoffnung hatten diese weitglänzenden Zeichen der Huldigung als ein freyes Opfer dargebracht.

Indeß strahlte die Illumination in der Au auf allen Seiten und in allen Gängen; besonders aber zog die Blicke der Vorübergehenden ein Altar an, worauf ein Dankopfer flammte und über demselben in brennender Schrift die Namen der Könige. Unter Ludwigs Namen, gegen Bayern gekehrt, glänzten die Worte der Ehrfurcht: „Dem Nachbarkönige und dem Nachbarstaate."

Unter Wilhelms Namen, gegen Würtemberg gekehrt, schimmerten die Worte des Dankes: „Den Zoll unserer Dankbarkeit kann keine Macht und keine Zeit aufheben."

Aufs Neue füllte sich der nun mit vielen hundert Kerzen erleuchtete Speisesaal, in dessen Hintergrunde die Büste des Königs Wilhelm auf einem Altar angebracht und von einer Sonne umglänzt war. Auch alle Tische am Vorhaus und alle Gezelte umher füllten sich mit fröhlichen Menschen, der Neige des Festes das lezte Opfer zu bringen. Die Spiele des Lichts warfen einen magischen, allmählich sich in Dämmerung verlierenden Schein zwischen die Schatten der Bäume, ein Zauber der Feenwelt schien über den ganzen Raum ausgegossen. Höher schlugen die Herzen, die Empfindungen steigerten sich von Moment zu Moment, und mit lautem Jubel wurde von den anwesenden Bayern und Würtembergern auf das Leben und das Wohl beyder Könige, so wie auch auf die Dauer des Vereins unter Trompeten und Hörnerklang getrunken.

Die Nacht rückte indessen heran, und allmählich verlief sich die drängende Menge, die, nach dem Zeugniß der ältesten Leute, bey keiner Gelegenheit noch in Ulm so groß gesehen worden war. Jezt erst konnte der Ball beginnen, dafür aber dauerte er auch fort, bis die wiederkehrenden Strahlen des Morgens den Schauplaz des Festes wieder beschienen.

Lange wird dieser Tag im Andenken der ganzen Gegend bleiben; aber doppelt unvergeßlich wird er allen denjenigen seyn, die daran Antheil genommen haben. Hätten doch die großsinnigen Monarchen, deren Liebe zu ihren Völkern dieß Fest herbeyführte, hätten sie gesehen, wie vergnügt und freudig alle Anwesenden waren durch sie, und welche Empfindungen der Ehrfurcht und des Danks aus allen Augen glänzten, auch ihnen würde ihr edles Herz höher geschlagen haben, und auch sie hätten gewiß in unsere Losung mit eingestimmt: dieser Tag war einer der schönsten unsers Lebens.

L. N.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 177.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Juli 1828.

— Sein Lied, man läßt es immer walten,
Da es doch dem Coran widerspricht.
Lehret nun ihr des Gesetzes Kenner,
Weisheitfromme, hochgelahrte Männer
Treuer Mosleminen feste Pflicht.

Goethe.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung von Nro. 165.)

Unsere häufigen Besuche hatten uns so sehr beschäftigt, daß uns kaum Zeit übrig blieb zu bedenken, daß wir Muselmänner seyen und unter Ungläubigen lebten. Die Zerstreuung, in welcher wir unsere Tage verbrachten, war so groß, daß die Pflicht des Waschens und Betens zu bestimmten Zeiten mit jedem Tag nachlässiger beobachtet ward, zum großen Aerger Mohamed Begs, der ein strenger Anhänger unsers Glaubens war, uns unaufhörlich unsere Nachlässigkeit vorwarf und die Nothwendigkeit vorstellte, uns rein von der Ansteckung des Beyspiels dieser Menschen um uns her zu erhalten, welche in der That ohne alle Religion zu leben schienen. Er hatte es sich sehr angelegen seyn lassen, die wahre Richtung des Kebleh*) zu bestimmen; dieß war ihm aber in England noch nie nach Wunsch gelungen. Sein Kebleh Nemah oder Kompaß war unglücklicherweise zerbrochen worden, und er zweifelte, ob irgend ein Kompaß, den wir uns von den Verspöttern unsers Glaubens verschaffen möchten, uns den rechten Weg zeigen könnte, ja ob er uns nicht vielleicht sogar vorsätzlicherweise irre führen, einen unreinen Ort anstatt des geheiligten Altars unseres Propheten anzeigen würde. Sodann hatte er zu seinem höchsten Verdrusse die Sonne nicht ein einziges Mal seit unserer Ankunft gesehen, und er fing an ernstlich zu fürchten, daß die in Persien im allgemeinen über Frangistan verbreitete Meynung wahr sey und die Sonne in der That niemals in England scheine. Er begann demnach alle Hoffnung aufzugeben, sein Kebleh auszufinden, bis er endlich eines Morgens, Freude auf allen seinen Zügen, von mehreren der Diener begleitet, zu dem Gesandten hereinstürzte und jubelnd ausrief: „Mujdeh, gute Nachricht! die Sonne ist erschienen, die Sonne ist hier!“ und in der That, als wir in die gelbe, aus Rauch und Dampf zusammengesetzte Atmosphäre hinblickten, sahen wir wirklich die Sonne. Doch waren mehrere von uns geneigt zu zweifeln, ob dieß das herrlich leuchtende Gestirn seyn könne, welches wir in Persien haben, denn dort sind keine Menschenaugen stark genug, dessen Glanz zu ertragen, wogegen wir hier eben so leicht hineinblicken konnten, als ob es der Mond gewesen wäre. Da wir uns indessen endlich überzeugten, daß es in der That die Sonne sey, waren wir sehr vergnügt und riefen dem Gesandten „Mobarek! Glück auf!“ zu, während Mohamed Beg sich überzeugte, daß er nun die wahre Lage des Landes unsers Glaubens gefunden habe.

Diese Freude, welche wir beym Anblick der Sonne bezeigten, war ein Umstand, der manche Engländer in ihren Vorurtheilen von unserer Religion bestärkte. Man hielt uns für Feueranbeter und glaubte, wir verehren die Sonne. Einer ihrer Khans, der im Rath des Königs

*) Der Ort, wohin sich die Mohamedaner bey ihrem Gebete wenden, Mekka.

saß und seine Meynung über schickliche und unschickliche Dinge aussprach, kam niemals mit dem Gesandten zusammen, ohne zu sagen: „Nun Herr, noch keine Sonne!“ Einmal, als es sehr kalt war, fand er den Gesandten, wie er beym Feuer saß und sich wärmte. „O Herr!“ sagte er, „ich sehe, Ihr seyd ein Verehrer des Feuers;“ worauf Mirza Firouz sich in großem Zorne an mich wandte, der ich eben vor ihm stand, und ausrief: „Was für Reden sind dieß? Weiß er nicht, daß wenn wir Feueranbeter wären, wir wenigstens nicht die garstigen räucherigen Feuer seines Landes verehren würden *). Sogar die Guebers, die wir kaum für gut genug halten unsere Aecker zu bauen, beobachten die größte Vorsicht, um ihre Feuer rein zu halten, und was sollten wir denn thun, wir, die wir sie als die Unreinsten unter den Ungläubigen betrachten?“ Dann sagte er zu dem Mehmandar: „Um Allahs willen! erklärt dem Khan, daß wir niemals in unserm Lande dem Feuer Verehrung beweisen, als wenn es kalt ist,“ worauf Mohamed Beg, der auch im Zimmer war, noch hinzusezte: „und sagt ihm, daß unser heiliger Prophet, gesegnet sey sein Name! in dem 41sten Surai des Buchs also geboten hat: „Bete weder Sonne noch Mond an, sondern bete Gott an, der sie geschaffen hat.“ Dieß befriedigte aber den Khan nicht, sondern er ließ uns durch den Mehmandar eine lange Geschichte von einem alten Ungläubigen vorsagen, welcher über unser Land mehr zu wissen schien, als alle unsre Geschichtschreiber zusammen, und der ihm und ganz England glauben gemacht hatte, wir seyen Feueranbeter und schnitten noch überdieß unsern Pferden der Sonne zu Ehren die Hälse ab.

„Ha da!“ rief der Gesandte, der immer einen Spaß bey der Hand hatte, „da ich sehe, daß Ihr in Eurem Lande keine Sonne habt, zu wessen Ehre, wenn ich fragen darf, schneidet Ihr denn Euern Pferden die Schweife ab?“ Nun ging der Khan seines Weges, indem er sich die Hände rieb und versicherte, das Feuer sey eine sehr gute Sache.

Wir bedauerten die Unwissenheit des Volkes, mit dem wir zu leben verurtheilt waren, und beschlossen, nicht länger die Pflichten unsrer Religion zu verabsäumen, sondern den von unserm heiligen Propheten gegebenen Vorschriften nachzukommen und uns als Vertheidiger des wahren Glaubens zu erweisen; demnach entschlossen wir uns auch, unsre Hämmel selbst zu schlachten. Als die englischen Bedienten Hassan (den Koch) im Begriff sahen, in einem der Gemächer des Hauses einem Schafe den Hals abzuschneiden, erhoben sie ein Geschrey über den Schmutz, den eine solche Sitte hervorbringen würde; da sie aber Mohamed Beg das Bismillah mit lauter Stimme schreyen und unser Gesetz erklären hörten, welches den Menschen verbietet, das zu essen, woraus das Blut nicht geflossen, so öffneten sie die Augen des Erstaunens und neigten das Haupt der Billigung. Der Gesandte befahl auch, daß in Zukunft allem Geflügel der Hals abgeschnitten und dasselbe nach persischer Gewohnheit auf den Boden geworfen werden solle, damit es sich zu Tode blute, und so konnten wir denn mit Allahs Segen unsere Nahrung zu uns nehmen, ohne unser Gewissen zu beladen.

Als dieß im Reinen war, fingen wir an, mit leichterm Herzen zu beten und zu essen, obgleich wir überzeugt waren, daß in einem unreinen Lande unsre Gebete nicht dieselbe Kraft, ja nicht einmal halb so viel haben konnten, als wenn wir sie auf unserm eigenen Boden verrichtet hätten. Mohamed Beg drohte uns mit verdoppelten Gebeten, welche uns unfehlbar sogleich nach unsrer Rückkehr nach Persien von den Mollahs auferlegt werden würden, denn er sagte, es gebe kein Behescht, kein Paradies für solche, deren Flehen zu Allahs Throne aus einem Lande käme, „das mit Schweinen bedeckt und mit Wein überschwemmt sey;“ diese Gebete würden aufgefangen, ehe sie die Thore des höchsten Himmels erreichten. Dieß machte einen angenehmen Eindruck auf unsere Gemüther und bewog die meisten von uns, ihre Gebete auszusetzen; denn, sagten wir, wenn wir nach unsrer Rückkehr nach Persien doppelte Gebete zu verrichten haben sollen, wozu sollen wir denn überhaupt beten, so lange wir in England sind? Dieser Gedanke machte uns ganz vergnügt, troß Mohamed Begs feyerlichen Blicken, der den Kopf schüttelte und uns ermahnte, die wahre Würde eines Muselmannes und die uns von unserm Glauben auferlegten Pflichten nicht aus den Augen zu verlieren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Die Fahrt auf dem Korso.

Die bekannte Spazierfahrt auf dem Korso hat jeden Nachmittag bey gutem oder auch nur erträglichem Wetter von zwey-und-zwanzig bis vier-und-zwanzig Uhr oder zwey Stunden vor Untergang der Sonne bis dahin statt. Ich habe nie Gelegenheit gehabt, einen römischen Ehekontrakt aus den höhern Ständen einzusehen; es ist mir also auch nicht bekannt, ob, wie man behauptet, noch jezt diese Spazierfahrt von Seiten der Frau als eine Hauptbedingung darin festgesezt wird. Daß aber vor vierzig oder fünfzig Jahren „il corso,“ so heißt die Spazierfahrt kurzweg, ein wichtiger Gegenstand bey Eheverlöbnissen gewesen ist, leidet keinen Zweifel. Ich könnte eine hiesige angesehene

*) Die Guebers unterhalten ihr geheiligtes Feuer mit Holz, welches weder Rauch noch Geruch hervorbringt. Sie sehen sorgfältig zu, daß weder Knochen noch Unrath irgend einer Art sich damit mische, und blasen es sogar nicht mit dem Munde an, aus Furcht ihm einen übeln Geruch mitzutheilen.

Dame anführen; welche blos deßhalb schon seit sechs Monaten nicht mehr mit ihrem Gemahle lebt, weil er ihr keine neue Equipage geben will, und sie mit der alten, wie sie sagt, ohne sich lächerlich zu machen, nicht mehr auf dem Korso erscheinen kann. Am glänzendsten zeigt sich die Spazierfahrt in den Monaten Juli und August, wann die ganze römische schöne Welt in Rom anwesend ist, denn es ist eine der vielen Eigenthümlichkeiten der hiesigen Einwohner, daß sie sich während der heißesten Jahrszeit in den siedenden Krater der Stadt einschließen und nur im Mai und Oktober aufs Land gehen. Mit dem Schlage zwey-und-zwanzig (sechs Uhr in dieser Jahrszeit) öffnen sich auf dem Korso, gleichsam wie auf den Schlag einer Zauberruthe, sämmtliche bis dahin den ganzen Tag hermetisch, von innen durch Scuri (Laden) und von außen durch Persiane (Jalousien) verschlossene Fenster der oberen Etagen. Die Kammerzofen sehen gähnend heraus; ihnen folgen, dasselbe thuend, ihre Gebieterinnen. Leztere kommen eben aus dem Bette, das sieht man an dem verwirrten Kopfputze. Eine Pariserin hätte vorher wenigstens eine halbe Stunde lang vor dem Spiegel zugebracht; der Römerin fällt so etwas nicht im Traume ein. So spielt freylich eine Petit-Maitresse von der Chaussée d'Antin, wenn sie sich Abends ins Fenster legt, um frische Luft zu schöpfen, eine andere Rolle als eine Römerin auf dem Korso, welche der Spazierfahrt zusehen will; aber auf welche Seite sich die Wage des natürlichen Reizes neigt, mag der beurtheilen, welchem der Unterschied zwischen beyden aus eigener Erfahrung bekannt geworden ist. Hat endlich das ganze weibliche Publikum an den Fenstern Platz genommen, so hebt das Schauspiel an. Wie sich in der Regel allen großen Aufzügen leere Equipagen anschließen, um die Hauptpersonen auf den Fall eines unvorhergesehenen Ereignisses aufzunehmen, so erscheint eine Anzahl leerer Wagen auf dem Korso, eröffnet aber sonderbarer Weise den Zug. Sie gehören den unternehmendsten Köpfen unter den Miethkutschern vom nahgelegenen Montecitorioplatze, dem allgemeinen und einzigen Standpunkte aller römischen Lohnwagen, an. Diese Bursche fahren auf Spekulation; wo sich irgend ein müder Fremder oder ein hektischer Eingeborner, welche sich gern vor Untergang der Sonne in die freye Luft begeben, sehen läßt, so schreyen sie ihm, so weit sie seiner ansichtig werden, die bekannte Phrase entgegen: Una carrettela, Signore? Buon legno (Wagen), eccellenti cavalli." Haben sie es mit einem Fremden zu thun und sieht dieser sanft oder gutmüthig aus, die Bursche nennen das „aver un aria generosa," so springen sie vom Bocke herab, heben ihn fast mit Gewalt in den Wagen und jagen davon. Der Fremde protestirt, flucht am Ende sogar, allein vergebens. Der Kutscher lacht dazu, die Umstehenden lachen, die Gensd'armen lachen, am Ende lacht sogar der Fremde. Ist der Korso aus, so setzen sie ihn ab, wo er es verlangt und begnügen sich mit dem, was er ihnen gutwillig gibt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Aussicht.

Mit den Freunden sitz' ich
In dem hohen Garten,
Da man hinunter schaut,
Wie von Thürmen und Warten.

Blicken alle thalwärts,
Rühmen die Rebenhügel,
Wiesen und Weidengebüsch,
Rühmen des Stromes Spiegel.

Und derweil sie jauchzend
Schweifen umher mit Blicken,
Sitz' ich ruhig und still,
Alle die Pracht im Rücken;

Seh' in den leeren Himmel,
Kanns mit Schweigen hören,
Wie sie die Schau entzückt,
Ohne mich umzukehren.

Mögt euch, leichte Seelen,
Voll aus Blicken saugen,
Mir ist die Seele so voll
Bey geschlossenen Augen.

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, im Juni.

Ein Fragment der Dijoner und Genfer Schauspielergesellschaft hat sich in unser ärmliches Theater gewagt, und versucht da sein Heil, was die Leute so schwer finden werden, wie alle ihre Vorgänger, zumal jezt, wo der Sommer Land und See mit tausendfachem Reiz überzogen hat. Wer immer nur kann, verläßt die städtischen Mauern und zieht aufs Land, wenn ihn da auch nur ein kleines Häuschen, ohne Bequemlichkeit und Eleganz aufnimmt; er hat doch wohl einen kleinen Obstgarten oder Weinberg, und unter dem Laubdach wohnt sichs anmuthiger als unter Schiefern und Ziegeln. Das herrliche Frühlingswetter seit März und April, zu dem der Juni ansehnliche Hitze fügt, bringt unsere Weinhändler in Verzweiflung. Nach einer Reihe von trefflichen Jahren glaubten sie mit Recht und Billigkeit auf ein schlechtes Jahr rechnen zu dürfen. Damit scheint es nun wieder nichts zu werden, denn der dießjährige Wein verspricht an Menge und Qualität abermals ausgezeichnet zu werden. Nun steht ihr einziges Hoffen und Harren auf einige gute Nachtfröste oder einen erklecklichen Hagel. Auch mit einer guten Wasserhose, wie voriges Jahr in La Vaud, wären sie zufrieden. Aber in allem Ernst, es ist des Segens fast zu viel. Glücklicherweise sind bey uns die Abgaben des Bauers so gering, und werden mit so viel Schonung beygetrieben, daß er Gottes Gnade wohl ertragen kann.

Unsere Dampfschiffahrt hat nun endlich ihr vornehmes, abgeschlossenes Wesen abgelegt, und sich, wie es in der Schweiz seyn muß, brüderlich und nachbarlich mit Genf verstanden, dessen Dampfboote unser Leman voriges Jahr pekuniär in den Grund bohren wollte, dabey aber selbst einen so großen Leck erhielt, daß er kaum mit heiler Haut davon kam. Jezt haben wir uns mit den Genfern verstanden, und unser Schiff macht nun abwechselnd mit dem Winkelried seine Fahrten

um den größten Theil des Sees. Ehemals beschränkten sich die Genfer Dampfboote auf Vevey, Ouchy, Lausanne, Morges, Rolle, Nyon und Genf, und unser Leman ging gar nicht nach Vevey, worüber die dortigen Leute gewaltig böß waren; jezt ist das ganz anders. Die Schiffahrt begreift jezt nicht nur die obengenannten Orte, sie erstreckt sich sogar über Montreux, Clarence, Chillon, Villeneuve und die Bouches du Rhone hinaus bis nach Boveret, dem Waadtländischen Gränzort, wo das Land mit Wallis zusammenstößt. Sie haben also täglich gegen achtzehn Lieus zu machen, was gewiß aller Ehren werth ist. Da jezt die Fahrten an der savoyischen Küste weggeben, so sind sie jenen Fahrten um den See zu vergleichen, die vor einigen Jahren zahlreich waren, hernach aber in Abnahme gekommen sind. Wann aber wird wohl Savoyen in unsern Dampfverband treten? Zwischen ihm und uns fluthet nur ein See, hier aber ein Weltmeer.

Wiewohl bey uns gar mancherley getadelt werden muß, besonders im Schul- und Akademiewesen, so geschieht doch auch Nüzliches und Erfreuliches. Dahin rechne ich die akademischen Preiskonkurse, die unter andern für 1828–1829 mancherley Interessantes und Wichtiges betreffen, z. B. die Reformationsgeschichte im ehemaligen Kanton Bern, und besonders in Waad im sechszehnten Jahrhundert; die Geschichte Griechenlands von den Perserkriegen an bis zum Ende des Peloponnesischen Kriegs und den Zustand des Landes in dieser Zeit, die Geschichte der zwey ersten Kreuzzüge, und Europas Zustand in dieser Periode, und endlich für die Poesie, ein Gedicht über die Julia Alpinula.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, 8. Juni.

Natürlich mußten die Pariser, die über alles spaßen, auch mit den Omnibus oder den neuen Stadtdiligencen ihren Scherz treiben. Es sind die Omnibus auf den Gassen besungen worden, ein komisches, oder doch komisch seyn sollendes Gedicht ist über sie erschienen, worin sich die Miethkutscher bitter über den Zeitgeist beklagen:

> C'est à ce siècle fou, mes amis, que sont dus
> Ces ponts en fils de fer dans les airs suspendus,
> Ces ponts sous la Tamise arrondis en tunnel,
> Où l'eau déjà deux fois fit repentir Brunel;
> Enfin nous lui devons, invention perfide,
> Du chimiste Papin la marmite homicide,
> Les bateaux sousmarins, et les chemins de fer,
> Et ces lourds Omnibus qu'imagina l'enfer,

und nun werden dieselben Omnibus auch in ein Drama verflochten und auf der Vaudevillebühne aufgeführt. Das Stück ist in vier Abtheilungen, oder, wie es auf dem Anschlagzettel heißt, in vier Gemälden verfaßt. In dem ersten erscheinen drey Kutscher, ein Fiakre, ein Kabriolettkutscher, und dann ein sogenannter Coucoukutscher, das heißt ein solcher, welcher einen der kleinen Landwagen führt, deren es über Hundert in Paris gibt, und welche das Volk scherzweise Coucous nennt. Diese drey Kutscher nun treffen zusammen, und beklagen sich über das Erscheinen des neuen Fuhrwerkes der Omnibus. Wären noch Gilden, Zünfte und dergleichen Zwang des Gewerbfleißes im Gange, vielleicht würden sie die Unternehmer der Omnibus vor Gericht verklagen, als gefährliche Neuerer, welche die alten Handwerke stürzen und uns liebe Brod bringen wollen. Glücklicherweise kennt aber Frankreich keinen Zwang im Erfinden und Fabriziren mehr; das Publikum ist der einzige Richter, welcher über den Werth einer neuen Erfindung oder eines neuen Fabrikats entscheidet, und hierauf versteht sich das Publikum besser als alle von der Regierung bestellten und titulirten Richter. Die drey Kutscher gerathen in eine gelehrte Erörterung über den Namen Omnibus; der eine behauptet, es sey ein englisches Wort, und bedeute einen öffentlichen Wagen, ein anderer, der schon gelehrter ist, weiß, daß das Wort lateinisch ist; es soll bedeuten einen Wagen für die Menschen. Unter diesem Streiten, Klagen und gelehrten Grübeln erscheint der berüchtigte wandernde Jude, der seit zwey Jahrhunderten Frankreich nicht besucht hat, und natürlich große Veränderung darin findet. Er bezeigt sich zufrieden mit mancher Verbesserung und mit mancher neuen Anstalt, unter andern mit der Verfassungsurkunde, wovon man sich freylich vor zwey Jahrhunderten nichts hätte träumen lassen, wiewohl auch damals die Stände zusammen berufen wurden, wenn der König Geld nöthig hatte; waren aber einmal die Steuern bewilligt, so sandte man die Stände wieder fort, und die Klagen über allerley Misbräuche der Gewalt begannen von Neuem, wiewohl meistens vergebens, bis einmal die Regierung sich wieder in großen Geldnöthen befand und dadurch zum Nachgeben bereitwillig gemacht wurde. Die Erwähnung der Verfassungsurkunde Ludwigs XVIII. in einem Theaterstücke erregt immer großen Beyfall von Seiten der Zuschauer; man weiß wie gern die Ultraparthey diese wichtige Urkunde vernichten möchte, deßhalb bezeigt man in den unabhängigen Blättern und bey öffentlichen Versammlungen eine gewaltige Anhänglichkeit an diese Charte der Nationalrechte. Die Miethkutscher und die Kabriolets sind für den wandernden Juden auch etwas ganz Neues, woran man vor 200 Jahren in Paris noch nicht dachte. Des ewigen Gehens müde, will er die ihm angebotenen Dienste der drey Kutscher annehmen, die ihm jedoch etwas theuer scheinen; allein gerade erschallt das Horn der vorüberziehenden Omnibus; als der wandernde Jude erfährt, daß man für fünf Sous darin reisen kann, und jeder ehrliche Mann doch wohl fünf Sous in der Tasche hat, so entschließt er sich, dieser ökonomischen Fuhre den Vorzug zu geben, und zieht sich aus den Händen der drey Kutscher. Hier hätte das Stück endigen, oder doch geradewegs zum vierten Gemälde oder Aufzuge übergeben können, denn in den beyden Mittelgemälden ist von der neuen Fuhre keine Rede; im zweyten geht die Handlung vor dem Akademiegebäude vor, wo der wandernde Jude Erkundigungen einzieht, und dieß gibt Anlaß zu allerley Wizeleyen über die Akademiker; so z. B. als der ewige Wanderer die einzige Akademie sehen will, zeigt ihm der Pförtner in dem Akademiesaale die leeren Size; auch hat man die englischen Schauspieler mit eingeflochten, welche eine Probe ihrer dramatischen Manier zum besten geben. Die Handlung des dritten Aufzuges geht im Justizpallaste vor; hier wird eben der Prozeß der kleinern Theater gegen die Anmaßungen der großen Oper verhandelt, welche ihnen die Steuer der Vizesima oder des Zwanzigstels auflegen will. Ich habe von diesem Prozesse, der wirklich stattgehabt hat, mehrmals gesprochen; die kleinern Theater haben leider den Kürzern gezogen. Obschon ihre Advokaten sich auf die Verfassungsurkunde beriefen, welche keine andern Steuern anerkennt als solche, die von der Regierung, das heißt von den beyden gesezgebenden Kammern bewilligt und durch ein königl. Gesez auferlegt worden sind, so hat doch das Gericht diese Einwendung nicht angenommen, sondern dem Anwalde der Regierung Recht gegeben, welcher behauptete, der von der Oper verlangte zwanzigste Theil der Einnahme sey keine Steuer, sondern nur eine Entschädigung dafür, daß auch jene kleinen Theater Ballette aufführen dürfen, wodurch der kostspieligen Oper großer Abbruch geschehe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt. Nr 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 25. Juli 1828.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? sie stellt Eitelkeit mitten hinein.

Goethe.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Beschluß.)

Nach diesen Flibustiern unter den Miethkutschern kommt die allerseltsamste Erscheinung, welche auf einer öffentlichen Spazierfahrt der kultivirten Erde gesehen werden dürfte: eine Gesellschaft Virbaccioni, Menschen gleich Vogelscheuchen, haben je sechs und sechs einen Miethwagen genommen, in welchem sie sich gleich den ersten der hiesigen Fürsten und Herzoge auf dem Korso herumführen lassen. Bedenkt man, daß diese Menschen in der Regel kein Hemd auf dem Leibe und, um ihre Blöße zu decken, nichts als einen aus hundert Stücken zusammengesezten Mantel haben, daß ihnen der Hunger aus den Augen sieht, daß sie nichts thun, um leben zu können, nicht einmal stehlen, was überhaupt keine Lieblingsleidenschaft des hiesigen Pöbels ist, so kann man sich die Bereitwilligkeit, mit welcher sie mehrere Groschen wegwerfen, um sich das eitelste aller Vergnügen zu erkaufen, nicht anders als aus ihrer Nationalität erklären. Es ist dieß, man lache so viel man will, das Gespenst der ehemaligen Größe und des Republikanismus ihrer Vorfahren, welches noch heut zu Tage in ihnen spukt und von welchem sie angetrieben werden, es den Vornehmern gleich zu thun, oder vielmehr diese durch den Kontrast zu persifliren. Wie dem auch sey, so ist der Geschmack am Fahren so allgemein unter dem hiesigen Pöbel verbreitet, daß der armseligste Handlanger sich in der Woche so viel am Munde abdarbt, um sich Sonntags ein Stündchen in einem Wagen schaukeln zu können. Auf die Virbaccioni folgen unmittelbar die Honoratioren, ein Kontrast, der um so mehr auffällt, als die mittlere Klasse, bessere Handwerker, Künstler und Kaufleute, durchaus nicht auf dem Korso erscheint, außer Sonntags, und auch dann zu Fuß. Mit den Honoratioren beginnt das eigentliche gesellschaftliche Leben auf dem Korso, die oft beschriebene stumme Sprache und das Intriguenspiel mit Augen und Geberde, von Wagen zu Wagen, von unten nach oben, von oben nach unten, der Austausch von Kußhänden und Liebesbriefen. Auf den drey Plätzen, vor welchen die Spazierfahrt vorüber geht, dem Volksplatze, dem Platze di S. Lorenzo in Lucina, und dem Säulenplatze haben sich die Liebesritter und die Petits-Maitres aufgestellt. An beyden hat Rom eben so wenig Mangel, wie jede andere große Hauptstadt Europas. Nur sind sie von einem andern Schlage: erstern ist die Schwärmerey und leztern die Hasenfüßigkeit fremd; Niemand klagt dem Mondenscheine seine Leiden und Niemand trägt einen Spiegel in der Tasche. Willst du mich, so will ich dich, ist ihr Wahlspruch. Hat sich eine Dame ihren Zorn zugezogen, so stellen sich zwey und zwey, gleichsam wie Pasquino und Marforio in lebendiger Person, auf einen der Plätze, und heben im Augenblicke, wo die Schöne vorüberfährt, unter sich ein Zwiegespräch an. Gnade Gott der Spröden, wenn sie kein weiblicher Bayard, d. h. wenn sie nicht sans peur et sans reproche ist. Lezteres allein genügt nicht, denn das junge Volk besizt so viel unver-

schämten Witz, daß es um ihren Ruf, nämlich um den eines geistvollen Frauenzimmers, geschehen ist, wenn sie sich einschüchtern läßt und nicht Gleiches mit Gleichem vergilt. Man bleibt dabey freylich in den Schranken, aber in den römischen, welche etwas weiter gesteckt sind als die französischen und deutschen; was in Paris Mord und Todschlag nach sich zöge, wird hier als Scherz belacht. Die Ursache davon liegt nicht im Mangel an Herzhaftigkeit, sondern in der geringeren gesellschaftlichen Kollision.

Am besten wird sich der Charakter dieser Nationalsitte kurz und treffend andeuten lassen, wenn wir einige stereotype Charaktere des Korso vorüberführen. Schlag zwey-und-zwanzig Uhr sieht man aus dem Vicolo de Fiano die Marchese L*** auf den Korso biegen. Obgleich weder in der Blüthe der Jugend, noch des körperlichen Reizes, weiß diese kleine liebenswürdige Frau die Aufmerksamkeit aller derer auf sich zu ziehen, welche weiter sehen, als auf das Geschirr der Pferde, die Vergoldung des Wagens und die Diamanten der Dame, welche darin sitzt. Sie führt den Beynamen la Solitaria del Corso, weil sie stets allein fährt und weder ihren Gemahl noch einen Cavaliere Servente zur Seite hat. Ihr angenehmes, etwas röthliches Gesicht auf den rechten Arm gestützt, sieht sie von der linken Seite mit einem so musternden Blick auf die Menge herab, daß man, wäre sie nicht vermählt, glauben sollte, sie suche, ein weiblicher Diogenes, nicht eben Menschen, aber einen Mann. Hinter ihr fährt gewöhnlich der Graf *** mit seiner Gemahlin. Beyde sehen beständig nach verschiedenen Seiten auf den Korso. Das macht, sie haben eine Heirath aus Konvenienz geschlossen, wie man sie hier so häufig findet und zwar unter ähnlichen Umständen wie der Herzog und die Herzogin von St. Albans. Dort fährt die Marchese ***, eine starkgeschminkte Frau, schon bey Jahren. Die Gutmüthigkeit steht ihr auf dem Gesichte geschrieben, und der junge achtzehnjährige Graf ***, welchen man stets an ihrer rechten Seite sitzen sieht, ist nicht, wie die Verläumdung behauptet, ihr Cavaliere Servente, sondern ihr Adoptivsohn.

Mir scheint der Korso unter den vier Hauptpromenaden Europas die natürlichste zu seyn, wie überhaupt die Römer unter allen civilisirten Großstädtern noch die meiste Natürlichkeit besitzen möchten. Man fährt auf dem Korso, um zu genießen, und nicht, um zum bloßen Schaugerichte zu dienen, oder sich an einem solchen zu ergötzen. Daher der Mangel an allem Luxus; die geschmückteste römische Dame auf dem Korso ist kunstloser gekleidet, als wenn die Pariserin in der Tischtoilette zu ihrer Putzmacherin fährt. Eben so Diener und Equipagen. Leztere haben, einige Ausnahmen abgerechnet, mit den Rathskutschen Aehnlichkeit, wie sie vor vierzig bis fünfzig Jahren in den deutschen freyen Reichsstädten Mode waren. Ist aber der künstliche Luxus fern, so macht sich dagegen der natürliche, die Schönheit der Frauen, desto bemerkbarer. Auf der ganzen Erde gibt es vielleicht kaum so viele wahre, regelmäßige und natürliche weibliche Reize, als man an einem einzigen heißen Juliusabende auf dem Korso zu Rom erblickt. Dazu die Unbefangenheit gerechnet, welche der Römerin angeboren und nicht erst von der Gouvernante eingelernt wird, und es begreift sich, daß diese Spazierfahrt besonders dem Fremden Annehmlichkeiten gewähren müsse, welche keine andere Stadt Europas darbietet. Um so mehr steht zu bedauern, daß der Korso nicht allein in den lezten zwanzig Jahren bedeutend abgenommen hat, sondern daß ihm überhaupt der gänzliche Untergang zu drohen scheint. Die Hauptursache davon liegt in der allmählichen Umwandlung der Sitten. Eine Menge Personen, welche in Folge der veränderten Sitten diese Promenade nicht mehr als eine geistige Unterhaltung, sondern als körperliche Erholung ansehen, fangen schon an, die Gasse di Porta Pia, die schönste, längste, geradeste und breiteste Roms zu wählen, die also an sich bey weitem zweckmäßiger zu einer Spazierfahrt als der Korso ist. Wer sollte aber glauben, daß in den heißen Sommermonaten, wo man in Rom bis zum Untergang der Sonne kaum athmen kann, nicht vielmehr die Abende gewählt werden sollten, um frische Luft zu schöpfen? Aber so groß ist die Furcht vor dem Popanze, aria cattiva genannt, daß mit dem lezten Sonnenstrahle auch der lezte Wagen vom Korso verschwindet, ja daß der Pincio, welcher wegen seiner Nähe am Volksthore besonders verrufen ist, schon eine halbe Stunde früher völlig leer von Wagen wird?

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Wir wagten es nun durch die Straßen zu wandern, obgleich unsere Kleidung und unser Aussehen Aller Augen auf uns zog; als wir zuerst durch dieß große Labyrinth von einer Stadt schritten, fürchteten wir, wir möchten nimmermehr unsern Weg zurück finden. Wir hatten nichts, was unsre Schritte leiten konnte, denn jedes Haus schien uns dem andern gleich zu seyn. Alle Thüren sahen eine wie die andere aus, und alle Fenster hatten dieselbe Form. Es gab kein Bad, kein Karavanserey, keine Barbierbude, ja nicht einmal einen Misthaufen konnten wir entdecken, der uns einen neuen Richtpunkt gewährt hätte, sondern wenn wir einmal in eine Straße hineingeriethen, so war sie ohne Ende, und man konnte in einer geradern Linie fortgehen als in dem Chahar Bagh von Ispahan. Wir verirrten uns so häufig, selbst in geringen Entfernungen von unserm Hause, daß ich beschloß, mich des Mittels zu bedienen, das ich mit gutem Erfolg in den Wäldern von Mazanderan angewandt hatte, als ich Gefangener der

Turkomanen war. Ich schnitt damals Kerben in die Bäume, wo ich ging, und fand mich auf diese Weise zurecht, wenn ich meinen Weg verlor. Hier versah ich mich nun mit einem Stückchen Kreide, bezeichnete damit jede Ecke, und so konnte ich große Strecken durchwandern und meinen Rückweg ohne fremde Hülfe finden. Allein diese Streifereyen waren gefährlich, da wir uns in Mitten eines fremden Volkes befanden, und selten verging ein Tag ohne ein Abenteuer. Eines Tages war ich ziemlich weit mit Mohamed Beg herumgeschweift und unser Stern führte uns auf ein grünes Feld. Viele Leute gingen ab und zu; wahrscheinlich war es irgend ein Festtag der Christen; es war ein schöner Tag und die Sonne schien fast so hell als bey uns. Wir kamen zu einem reizenden Fleck mit Gras, so sanft wie ein Teppich, und Mohamed Beg rief aus: „Allah, Allah! welch ein herrlicher Platz, um unser Gebet zu verrichten.“ In diesem Augenblick schlug die Uhr einer der Moscheen die englische Mittagsstunde, da vermochte er nicht länger zu widerstehen. „Da ist der Zohar, die Mittagsstunde,“ rief er aus, „und wenn wir auch keinen Muezzin haben, uns zum Gebete zu rufen, so laßt uns doch die Aufforderung nicht mißachten. Hier ist Wasser bey der Hand, wir wollen uns waschen und dann unsre Andacht verrichten.“ Die Wahrheit zu sagen, so war ich niemals ein großer Beter gewesen, ich wollte aber doch meinem Gefährten keinen Anstoß geben, und so leistete ich seiner Einladung zwar keine Folge, versicherte ihn aber, ich wolle auf ihn warten, bis er seine Andacht verrichtet habe.

Er wusch sich erst in einem nahen Bache die Hände, Arme, Füße und hinter den Ohren, und dann sezte er sich, nachdem er die Lage von Mecca ausgefunden, nieder und kämmte seinen Bart. Nun legte er seine Siegelringe, Spiegel und Alles, was er von Werth an sich trug, ab, zog das Stück geheiligter Erde *) nebst den Kugeln aus seinem Busen, legte sie vor sich hin, und nahm nun die erste Stellung zum Beten an. Während dessen hatten die Ungläubigen angefangen, sich um uns herum zu versammeln. Wofür sie uns hielten, ist schwer zu sagen, wahrscheinlich für Taschenspieler, da sie alle mit der größten Neugierde die verschiedenen Kostbarkeiten betrachteten, welche Mohamed Beg auf das Gras gelegt. Als er mit festgeschlossenen Füßen aufstand und mit lauter Stimme das Fatheh **) hersagte, so glaube ich in der That, sie erwarteten, ihn in die Luft springen oder einen Salto mortale machen zu sehen, wie ihre Marktschreyer thun; als er aber ruhig in seinen Niederwerfungen fortfuhr, und das Stück heiliger Erde, worauf die Namen unsers gebenedeiten Propheten und der zwölf Imams geschrieben stehen, mit seiner Stirne berührte, so schienen sie sich ganz in ihren Erwartungen betrogen zu finden, und einer war unverschämt genug, es aufzunehmen und seinen Kameraden herum zu zeigen. Dieß erweckte meinen Stolz als Perser. Wie verworfen ich auch seyn mochte, ich konnte uns nicht so beschimpft und ein Stück unsers heiligen Mecca so entweiht sehen. Ich stürzte vor, um die Reliquie den Ungläubigen zu entreißen; meine Handlung ward mit lautem Hohngeschrey aufgenommen. In Wuth gesezt, sprang Mohamed Beg auf, und ohne an etwas anders als an den seiner Religion zugefügten Schimpf zu denken, zog er sein Messer und würde es einem der Ungläubigen in den Leib gestoßen haben, wenn er in demselben Augenblick nicht einen Schlag erhalten hätte, der von irgend einer unsichtbaren Macht, einer Dive oder einem englischen Gin herrühren mußte, und ihn so genau mitten vor den Magen traf, daß sein Zorn sich sogleich in Erbrechen verwandelte; sein Bart dehnte sich aus, sein Antlitz ward bleich und die Augen gingen ihm über. Noch nie hatte ein Gebet einen so schlimmen Ausgang gehabt. Anstatt Segnungen auszuströmen, floß sein Mund von Flüchen über, und wenn er einen Augenblick zu Athem kam, so war es erbaulich zu hören, wie er die ganze englische Nation der Verdammniß übergab, und ihnen ankündigte, wie ihre Väter nun in den Feuern von Jehanum brieten.

Unsere Lage war in der That nicht beneidenswerth, besonders da wir einige Neigung an dem uns umgebenden Pöbel bemerkten, zu noch größeren Gewaltthätigkeiten zu schreiten, als Mohamed Beg Schläge auf den Magen zu versetzen; einer von ihnen besonders schien heftiger aufgeregt als die Uebrigen, und machte Geberden, deren Absicht wir nicht einzusehen vermochten; er ballte die Faust, hielt sie mir unter die Nase und zog dann den Rock aus. Dieß schien mir eine Feindseligkeit anzuzeigen, obgleich ich wußte, daß den Hut abziehen das Gegentheil bedeutet. Zu meinem Erstaunen sah ich einen andern Mann aus dem Gedränge hervortreten und ebenfalls seinen Rock ausziehen; sonderbare Komplimente! dachte ich, allein ich ward bald aus meinem Irrthume gerissen. In dem Manne erkannte ich einen der englischen, bey dem Gesandten angestellten Bedienten, und hatte kaum Zeit, mich ihm zu erkennen zu geben, als Mohamed Beg und ich mit Entsetzen ein Gefecht zwischen diesen beyden Menschen entspinnen sahen. Sie fochten mit großer Kraft und Entschlossenheit, und in kurzer Zeit war unser Bedienter Sieger. Seine Schläge fielen dichter auf das Antlitz seines Gegners als auf die Füße eines, der in Persien die Bastonade erhält, und dieß so lange, bis alle seine Züge entstellt waren, und er um

*) Die Perser legen, wenn sie beten, ein Stückchen Thon vor sich hin, das von dem Boden von Mecca seyn soll, und worauf heilige Sprüche geprägt sind.

**) Das erste Gebet des Korans.

Gnade bat. Als er so tüchtig zerschlagen war, schüttelten sich Beyde die Hand und gingen dem Anscheine nach als gute Freunde auseinander. Wir aber konnten uns nicht von unserm Erstaunen erholen, konnten nicht begreifen, warum unser Bedienter sich in die Sache gemischt habe, obgleich er uns versicherte, er habe sich nur uns zu Ehren geschlagen. Wir hatten oft von der Gastfreyheit der Araber gegen Fremde gehört, daß sie ihr leztes Schaf für deren Bewirthung tödten, lieber selbst Mangel an Allem leiden, ehe sie es ihrem Gaste an etwas fehlen lassen, allein daß man aufsteht, kämpft und Gefahr läuft, die Augen zu verlieren oder sich die Nase zerschlagen zu lassen, um eines Fremden willen, dieß war uns noch nicht vorgekommen. Mohamed Beg zerbrach sich lange den Kopf, einen befriedigenden Grund für dieses Phänomen zu finden, aber er brachte nichts weiter heraus, als daß die wahrscheinlicherweise für ihn bestimmten Streiche durch die Vermittlung des Schicksals auf einen Andern gefallen seyen. Wir kehrten unter manchen Ausrufungen heim und sezten den Gesandten durch die Dinge, deren Zeugen wir gewesen waren, in die größte Verwunderung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, im Juni.

(Fortsetzung.)

Nicht nur im Wissen machen wir Fortschritte, sondern auch im nützlichen Handeln. Dazu wirkt besonders die schon früher besprochene Société Vaudoise d'utilité publique, deren Nützlichkeit täglich zunimmt. In der lezten Sitzung zu Lausanne beschäftigte man sich zuerst mit den Heimathlosen in unserem Kanton, und beschloß sich in dieser Beziehung den Verfügungen der großen Schweizer Nützlichkeitsgesellschaft anzuschließen und in Einklang mit ihr zu handeln. Ein anderer wichtiger Gegenstand war die Gründung von Vorschuß- und Hülfskassen für Handwerker, worin die kleine Stadt Vevey mit löblichem Beyspiel voran geht. Nicht weniger bedeutend ist die besprochene Anschaffung von Volksbibliotheken zur nützlichen Unterhaltung und zum Unterricht der Landleute. In der trefflichen Abhandlung eines abwesenden Mitglieds ward der große Einfluß des Volksunterrichts und der Volkserziehung nicht nur auf Sitten und Religion, sondern auch auf Nationalreichthum dargethan und weitläuftig entwickelt. Damit verwandt war ein anderer Gegenstand, für den sich besonders der verstorbene Baron Staël interessirte, die Anfertigung eines tauglichen Volkskalenders an der Stelle der bisherigen unzweckmäßigen Schriften dieser Art. Eine Kommission ist mit der Abfassung eines nützlichen Volkskalenders beauftragt. Eine Ausstellung Waadländischer Industrieerzeugnisse ward beschlossen; desgleichen der Druck und die in periodischen Lieferungen folgende Herausgabe guter Elementarbücher für die Schullehrer, von denen vorzüglich alles nützliche Wirken auf das Volk ausgehen muß. Die Kasse der Gesellschaft schießt dazu die nöthigen Kosten her. Es ist zu hoffen, daß diese Maßregel günstig auf die so nöthige Verbesserung der Schullehrer wirken, und durch sie die in hohem Grad verdorbenen Sitten des Landvolks verbessern wird. Auch die Errichtung einer Schule für kleine Kinder, nach dem Muster der Genfer, wurde besprochen, und den Beschluß machte eine Abhandlung über die Zuflucht armer Kinder auf dem Lande.

Wenn wir die wohlthätigen Anstalten in andern Ländern betrachten, so ist es erfreulich dabey Waadländer vorzüglich wirksam zu sehen. Fast in allen großen Städten Europas bestehen Schweizervereine, denn bey Allem, wo es etwas zu gewinnen, zu spekuliren gibt, finden sich Schweizer in Menge. So bildete sich neuerlings ein Verein in Bordeaux, der älteste aber ist wohl die Schweizergesellschaft in St. Petersburg, größtentheils aus Genfern, Waadländern und Neufchatelern bestehend. Sie hat zum Zweck, den Schweizern, die in dieser großen Stadt ankommen, mit Rath und That an die Hand zu geben, ihnen Mittel und Wege zu zeigen, sie zu empfehlen, wenn sie's verdienen, und ihnen Stellen oder sonst Unterkunft zu verschaffen, denen, die in ihr Vaterland zurückkehren wollen, die nöthigen Reisegelder zu geben, Kranke, Schwächliche, Greise und Arme zu besuchen und ihnen zu helfen, ihnen Aufnahme in die wohlthätigen Anstalten des Landes oder Arbeit zu verschaffen, den jungen Leuten mit Rath beyzustehen und sich aller anzunehmen, die Hülfe bedürfen, über die Erziehung armer und verlassener Kinder zu wachen. So reichen sich Patriotismus und christliche Milde die Hand. Diese Schweizergesellschaft macht jährlich Kollekten. Für ihre laufenden Ausgaben verwendet sie nur $\frac{1}{3}$ ihres Ertrags, $\frac{2}{3}$ wird in die Bank gelegt, und dadurch das Kapital vermehrt, an das nicht gerührt werden darf. In den eilf Jahren, seit die Gesellschaft besteht, hat sie 50,170 Franken gesammelt. Sie besizt ein Kapital von 15,000 Franken, und ihre jährliche Ausgabe beläuft sich auf 3000 Franken. Im Jahr 1816 trugen 95 Individuen bey, voriges Jahr 106. Unter den Beytragenden waren allein 30 schweizerische Gouvernanten in St. Petersburg. Im Jahr 1827 trugen 27 Hofmeister, 23 Handelsleute und 31 Handwerksleute bey. Diese Angaben sind auch dadurch interessant, weil sie einen Begriff von der großen Zahl von französischen Schweizern und Schweizerinnen geben, die von Genf, Waad und Neufchatel als Erzieher und Erzieherinnen nach Rußland gehen. Leztere ziehen jedoch eine geringe Stelle in Deutschland den glänzendsten Versprechungen in Rußland vor.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 8. Juni.

(Beschluß.)

In dem Vaudeville werden die kleinern Theater, eins nach dem andern, ein wenig bespöttelt, und auch die Oper geht nicht leer aus, denn man hat sie auf Stelzen gehend dargestellt. Im vierten Aufzuge kommen endlich die Omnibus wieder aufs Tapet. Die drey Kutscher des ersten Aufzuges finden sich vor dem Eingange des Justizpallastes ein. Es fängt plözlich heftig zu regnen an, die Prozeßführenden drängen sich aus dem Pallaste, und sehen sich nach Fuhrwerken um; die drey Kutscher bieten wieder ihren Dienst an, sie setzen ihre Preise herunter, allein Niemand will in ihre Wagen steigen, sondern alle stürzen auf die neuen Omnibus zu, die alten Kutscher werden darüber so erbost, daß sie die Leute, die in ihre Wagen steigen wollen, obendrein bezahlen wollen, wie jener Unternehmer einer englischen Kutsche, welcher die Reisenden unentgeldlich aufnahm, und sie noch dazu mit einer Flasche Wein bewirthete, um dadurch seinen Konkurrenten ihre Kunden zu entziehen. Auch dieß Mittel will nicht helfen, der Reiz der Neuheit verschafft offenbar den Omnibus den Vorzug. Dadurch werden die Kutscher noch mehr aufgebracht, und wollen mit den Kutschern der Omnibus handgemein werden, oder sich vielmehr an diesen mit der Peitsche rächen. Der ewige Jude wirft sich aber ins Mittel, und sucht den Streitenden begreiflich zu machen, daß Paris für alle groß genug ist und hinreichende Erwerbsmittel darbietet. So ist es denn auch wirklich; die Omnibus werden freylich eine Verminderung in der Zahl der Fiakres oder Miethkutscher bewirken; allein ganz aufgehoben werden diese nicht werden, denn auch sie sind und bleiben eine nützliche Anstalt. Die Pariser können also ganz unpartheyisch ausrufen: Es leben Fiakres und Omnibus!

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 179.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Juli 1828.

Wenn auf des Denkens freygegebnen Bahnen
Der Forscher jezt mit kühnem Glücke schweift,
Und trunken von siegrufenden Päanen,
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift,
Verzeiht ihm!

Schiller.

Francesko Lana,
Erfinder der Luftballone und Luftschiffe.

Um die Ehre, die höhere Analysis erfunden zu haben, stritten sich Newton und Leibnitz, und noch mehr ihre beyderseitigen Anhänger; selbst der Erfinder der Buchdruckerey ist nicht ohne Nebenbuhler und Prätendenten geblieben; ja die in unserer Zeit entdeckte Steindruckerey ist eine Zeit lang dem verdienstreichen Sennefelder mit Unrecht abgeläugnet worden. Aber Montgolfier hieß von jeher Erfinder der Aerostate, und so sehr auch der Physiker Charles dieselben vervollkommnete, und so vieles für die Ausführbarkeit und die Minderung der Gefahr beym Aufsteigen that, so wollten doch weder er noch andre sich die Erfindung zuschreiben. Man hat sogar in Deutschland behauptet, diese hätte überhaupt nicht lange vor dem Jahre 1782 zu Stande gebracht werden können, weil erst kurz zuvor ein Engländer seine darauf hinführenden Untersuchungen über die obere Luft u. a. m. bekannt gemacht habe. Man behauptet ferner, und mit Recht, zu einer Erfindung seyen Vorkenntnisse nothwendig, bedenkt aber nicht genug, daß der Erfinder selbst zuweilen erst einen Theil dieser Vorkenntnisse entdeckt, ja daß eine Erfindung, und besonders eine Entdeckung häufig nicht sowohl auf Berechnungen beruht, als von einer glücklichen Idee oder vom Zufall abhängt, und daß die Hauptsache für den, welcher eine neue Idee hat, ist, zu wissen, an welche Vorkenntnisse er ihre Ausführung anknüpfen soll.

Es bedarf kaum eines Beweises, daß im Alterthum schon Vorkenntnisse genug vorhanden waren, die Buchdruckerey zu erfinden, und aus dem Folgenden wird wahrscheinlich werden, daß man lange vor Montgolfier die Luftballone hätte erfinden können. Fast möchte ich geradezu sagen: sie sind früher erfunden, und überlasse diesen Ausspruch den Lesern. Wenn ein Mensch beyläufig, ohne Beweis und fast im Scherz einen Gedanken äußert, der später von einem Andern ausgeführt wird, dürfen wir freylich nur den Leztern Erfinder nennen; wenn aber ein Mann auf wissenschaftlichem Wege eine Erfindung auseinandergesezt, eine Maschine, einen Ballon, oder was es nur immer ist, gezeichnet, die Ausführbarkeit mathematisch berechnet und bekannt gemacht hat, wenn sein Buch auf uns gekommen ist, sich in unsern Bibliotheken befindet und der Verfasser selbst bemerkt, daß er nur aus den wichtigsten Gründen die Benutzung nicht angerathen habe, sollen wir ihm alsdann nicht einen Antheil wenigstens an der Erfindung gönnen? sollten wir nicht seine Manier mit den spätern vergleichen, und, zumal wenn sie bisher unberücksichtigt blieb, zusehen, ob wir nicht nach ihrer Anleitung noch weiter gelangen können, als mit Benutzung des bisher allgemein bekannten?

So verhält es sich mit dem Buche und dem Gedanken des gelehrten Francesco Lana. Ein Engländer, G. Cumberland, erwähnt seines Buchs v. J. 1670 und bemerkt, daß Lana über Teleskope und Mikroskope einige Jahre vor Newton eben so richtig gesprochen habe als

Newton selbst in seinen ersten Aufsätzen über denselben Gegenstand, welche er der königlichen Gesellschaft überschickte. Dieß allein möchte schon hinreichend seyn, auf die Schriften Lana's aufmerksam zu machen. Da jenes italienische Werk *) weder bey Fontanini, noch bey Apostolo Zeno, noch im Florial-Katalog angeführt ist, so hielt es Cumberland für sehr selten; ich habe es aber in der königlichen Bibliothek zu Paris gefunden.

Lana spricht zuerst von den mechanischen Künsten, vermittelst welcher man Vögel durch die Luft fliegen lassen kann, namentlich von des Architas Taube, Baptista Porta's fliegendem Drachen, vom berühmten Adler des Regiomontanus, welcher Karl dem V. bey seinem Einzuge in Nürnberg entgegenflog u. s. w., und geht darauf zum sechsten Kapitel über, welches den Titel führt: „Wie man Schiffe bauen kann, die von der Luft getragen werden, geleitet von Rudern und Segeln, deren Ausführbarkeit sich beweisen läßt." Der menschliche Geist, sagt er, begnügt sich nicht mit obigen Erfindungen, sondern geht weiter zu einer Methode, wodurch Menschen wie Vögel durch die Luft fliegen können; und wahrscheinlich mag die Erzählung von Dädalus nicht fabelhaft seyn, da wir als gewiß erfahren, daß eine Person, deren Namen mir nicht einfällt, zu unsrer Zeit auf ähnliche Weise über den See von Perugia flog, und darauf, als er sich herunterlassen wollte, mit solcher Heftigkeit auf die Erde kam, daß es ihn sein Leben kostete. Immerhin hat es bisher Niemand für möglich gehalten, ein Schiff zu bauen, um damit durch die Luft zu fahren, gleichwie ein Schiff vom Wasser getragen wird, da man es für unmöglich hielt, eine Maschine zu bauen, welche leichter sey als die Luft selbst; diese würde nämlich nothwendigerweise den gewünschten Erfolg haben. Ich aber denke, daß ich es erreicht habe, eine Maschine zu bauen, welche leichter ist als die Luft, ein Schiff, welches, wenn es nicht verdient, wie das von Argus unter die Sterne versezt zu werden, doch von selbst im Stande seyn wird, gegen die Sterne hinzusegeln, und ich will seine Ausführbarkeit beweisen.

Wiewohl allerdings ein Schiff, welches durch seine eigene Leichtigkeit über der Luft schwimmt, und mit Segeln oder Rudern getrieben, Menschen oder andere schwerere Körper durch die Luft tragen soll, nicht leicht praktisch ausgeführt werden kann, stüzt sich der Plan doch auf ganz feste Grundsätze, aus welchen wir augenscheinlich beweisen, daß es, wiewohl Niemand früher es zu behaupten wagte, möglich ist, ein Schiff von jeglichem Stoffe, sogar von Metall, durch die Luft fahren zu lassen. Angenommen, das Gewicht der Luft verhalte sich zu dem des Wassers wie 1 zu 960, so wiegt, wenn ein römischer Kubikfuß Wasser 960 Unzen, d. i. 80 Pfund wiegt, ein römischer Kubikfuß Luft 1 Unze. Es ist ferner gewiß, daß eine gläserne oder metallene Kugel luftleer gemacht werden kann. Ferner steigt jeder Körper, der spezifisch leichter ist als ein flüssiger Körper, in diesem flüssigen Körper auf und schwimmt darauf.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Titel des Werkes lautet: Prodromo overo saggio di alcune inventioni nuove permesso all'arte Maestra - opera che prepara R. P. Francesco Lana, Bresciano, della compagn. di Giesu etc. Dedic. alla S. M. C. Leopoldo I. Brescia 1670.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsezung.)

Auf einmal schien unter den Engländern eine große und allgemeine Bewegung zu herrschen. Man sagte uns, der große Staatsrath sey im Begriff, seine Sitzungen zu halten, und obgleich das Land schon mehr als Tausend und Einen Band Gesetze besitze, so seyen doch noch mehrere erforderlich. Einige sagten, die Regierung verschwende zu viel Geld, und man müsse in Zukunft weniger ausgeben, Andere versicherten uns, der Staatsrath versammle sich, um über eine alte Frage zu berathschlagen, über die man sich schon hundert Jahre her streite, jezt aber nicht weiter als zu Anfang des Streits sey, und diese Frage war, ob sieben Millionen der Bevölkerung fortfahren sollten, unzufrieden und aufrührerisch, oder das Gegentheil zu seyn? Wir konnten von Alle dem nichts glauben, denn wie war es begreiflich, daß eine so mächtige, so blühende, und mit einem solchen Ueberflusse von Reichthum gesegnete Nation zu so unerhörten Beschuldigungen Anlaß geben sollte? „Wie!" sagte der Gesandte, „wir haben nur ein Buch, nämlich den Koran, das alle unsre Gesetze enthält, und hier finden wir, daß Kameelladungen von Büchern nicht genug sind! Jeder Cazi und Scheikh el Islam *) in England, der vielleicht ausgesandt wird, um Gerechtigkeit im Lande zu handhaben, muß, wenn er herumreist, wenigstens fünfzig Kameele haben. Und in Allah's Namen, was bedarf es eines Königs, wenn er nicht unbeschränkte Macht über seine Schatzkammer hat? Unser König der Könige würde Jedem die Ohren abschneiden, der es wagte, das Recht eines Monarchen nicht blos über sein eigenes Vermögen, sondern über das Eigenthum, ja über das Leben aller seiner Unterthanen zu verfügen, in Zweifel zu ziehen." Die lezte Frage überstieg völlig unsere Begriffe, sie bezog sich gewissermaßen auf die Religion, und es wurde uns klar, daß Mohamedaner sich in einer trau-

*) Titel persischer Rechtsgelehrten.

rigen Lage in England befinden würden, denn wenn es den eigenen Unterthanen nicht erlaubt ist, auf ihre Weise zu beten, bey des Schachs Bart, was würde unser warten? Wenn sie als Hunde betrachtet werden, so möchte man uns wohl als Oheime der Hunde behandeln.

Trotz dieses sonderbaren Betragens der Engländer gegen ihren König, scheint er doch jedes Jahr gutwillig in vollem Staate und mit aller Majestät und Pracht eines gekrönten Hauptes die Verhandlungen des Staatsraths zu eröffnen und denselben sogar aufzufordern, zu bestimmen, wie viel er auszugeben, wie viele Minister, welche Anzahl von Generalen, wie viele Truppen, wie viele Schiffe, was für Gesandte er zu halten habe, kurz wie groß die Ausgaben aller Art seyn sollen. Sie haben sogar die Vermessenheit, versicherte man uns, zu bestimmen, auf welche Weise er seine eigene Frau zu unterhalten habe.

Der Mehmandar sagte dem Mirza Firouz, die Zahl der Personen, die bey dieser Gelegenheit Zulaß zum Schach erhielten, beschränke sich auf wenige, und es ward daher ausgemacht, daß weder ich noch irgend Jemand vom persischen Gefolge den Gesandten begleiten sollte. Wir sahen ihn also mit dem Mehmandar abfahren und beschlossen uns nach dem Schauplatze zu verfügen, um den königlichen Zug vorbeykommen zu sehen. Die ganze Stadt war in Bewegung. Nie hatten wir eine solche Menge Ungläubiger gesehen. Wir, eine Handvoll wahrer Gläubiger, spielten in der That eine ziemlich unbedeutende Rolle in der großen Masse, allein wir waren stolz darauf und hätten kein Haar unsers Bartes für die Millionen schwarzer Hüte gegeben, die sich vor uns hin und her bewegten. Wir stellten uns unter einen Baum in einem Garten, der zum Versammlungshause führte. Mehrere Alleen faßten den Weg ein, den der König kommen sollte, und um ihn offen zu halten, war er von Reiterey mit sehr schönen Pferden auf beyden Seiten besezt. Als die Prozession sich uns ungefähr auf einen M a i d a n genähert hatte, hörten wir sonderbare und unerklärliche Töne, welche wir für den englischen Ausdruck der Ehrfurcht gegen den Monarchen hielten, Töne, welche einigermaßen den Begrüßungen der arabischen Weiber beym Nahen einer vornehmen Person glichen. Es war ein Gemisch von Geschrey, Aechzen und Zischen. Als sich die große Kutsche, worin der König saß, näherte, ward das Gedränge ungeheuer, und plötzlich erhoben die Tausende, die uns umgaben, ein solches Gezische, daß wir überzeugt waren, kein König könne mehr von seinen Unterthanen geliebt seyn, als dieser. Eine so große Anhänglichkeit mußte nothwendig großen Eindruck auf uns machen, und dieser war so ansteckend als Furcht, denn fast unwillkührlich mischten wir unser Gezisch mit dem der Menge umher, und das mit solcher Anstrengung, daß wir fast schwarzbraun im Gesicht wurden. Alle Schlangen der Ebene von M o g a n*) zusammengenommen, so wüthend sie seyn möchten, hätten unsern Lärm nicht übertönt. Wir wurden bald ein allgemeiner Gegenstand der Aufmerksamkeit. Allein wie groß war unser Erstaunen, und ich mag wohl hinzusetzen, unsre Bestürzung, als wir, statt, wie wir erwarteten, Aufmunterung und Beyfall zu erhalten, uns von einem Trupp Männer, mit kurzen bemalten Stöcken in den Händen, umringt sahen, die uns ohne viele Umstände einluden, ihnen nach wer weiß welchem unbekannten Orte zu folgen. „Was wollen diese Menschen?“ rief Mohamed Beg aus, „was für Koth fressen sie?“ „Soll ich ihnen mein Messer zu kosten geben?“ fragte Aga Beg, der Stallmeister. „Braucht keine Gewalt, bey der Seele Eures Kindes!“ rief ich aus, „oder sie werden uns auf den Magen schlagen, wie Mohamed Beg.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein Strich Landes am Fluß Araxes, wegen seiner zahlreichen Schlangen berüchtigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, im Juni.

(Beschluß.)

In unserem Kanton werden täglich mehr antiquarische Entdeckungen gemacht, und es entwickelt sich der Sinn dafür auch immer mehr beym Volke, das dabey das erste und vornehmste Wort zu sprechen hat, weil das Finden und Ausgraben gewöhnlich in seinen Händen liegt. Zu Avenches, dem alten römischen Aventicum, sind im Anfang dieses Jahrs einige interessante Sachen ausgegraben worden. Zwar ist man dort noch nicht so weit gekommen, daß absichtliche Nachgrabungen gemacht werden, man hat auch die Mittel nicht dazu; der Zufall allein führt zwey bis vier Fuß unter der Erde zu schönen Alterthümern. Sind es Gegenstände, die als Baumaterialien dienen können, so werden sie sogleich dazu verwendet. Findet man aber, was häufig geschieht, Mosaikfußböden, so schüttet man sie gewöhnlich wieder mit Erde zu. Sie werden dadurch ein Vermächtniß, das wir der Nachwelt mit dem Wunsch überlassen, daß unsere Enkel und Urenkel wohlhabender seyn und die schönen Sachen nicht nur finden, sondern auch würdig aufstellen mögen. Finden sich aber Münzen, die noch nicht verwittert sind, Werkzeuge, Gefäße oder einzelne Skulpturarbeiten, so sammelt sie der Syndik von Avenches sorgfältig, und bewahrt sie für das Publikum auf. Wäre dieß dort früher geschehen, so besäße Avenches schon ein interessantes Museum. So ist es aber leider nicht. Eine Menge schätzbarer Dinge wurden zerstört und zertrümmert. Indessen ist dort die Erde so reich an Alterthümern, daß mit Zeit und Beharrlichkeit auf vielfache Ausbeute zu rechnen ist. Seit drey oder vier Jahren wurden dort mehrere große Mosaikfußböden entdeckt. Der Syndik Ollevres bewahrt kostbare Fragmente davon. Am 11ten März fand er abermals einen solchen Fußboden, 1' 6'' unter dem Rasen; schade daß er so beschädigt ist. Er mißt 39½ Waadländer Fuß in der Länge und 23' in der Breite; die kleinen kubischen, schwarzen und weißen Steine messen nur vier bis fünf Linien ins Gevierte. Sie bilden regelmäßige und symmetrische Felder. Darum schlingt sich ein breites Laubgewinde

auch aus weißen und schwarzen Steinen. Einige Tage vorher war eine andere Nachgrabung, wo man ungefähr 5' tiefer unter der Erde eine Amphora fand, die 3' Höhe, 9'' im Durchmesser hat, und trefflich erhalten ist. Der milde und fast schneelose Winter hat viele Leute zu mehr oder weniger wichtigen Nachgrabungen bewogen, nicht um Alterthümer zu entdecken, sondern um das Erdreich zu verbessern oder Steine zum Bauen zu finden. Dadurch sieht unser Land gar sonderbar aus, überall findet man Trümmer. Diese Art von Nachgrabung wird seit undenklichen Zeiten alle Jahre gemacht. Bekanntlich fand man im zehnten Jahrhundert von den Trümmern von Avenches so viel Bausteine, daß Payerne damit vergrößert und befestigt, auch alle Kirchen und Klöster der Umgegend daraus erbaut werden konnten. Da diese Nachgrabungen aber immer nur in unveränderter Richtung auf starkem, unerschöpflichem Mauerwerk stattfinden, so wird innerhalb desselben und ihm zur Seite nie nachgegraben. Hier fände man aber gewiß viele Alterthümer, denn keine Stelle in der Schweiz kann so viele Ausbeute liefern als Avenches. Es fehlt den guten Leuten nur an Geld.

Wiewohl die eigentliche Schweizer Reisezeit erst künftigen Monat beginnt, so sehen wir doch schon eine Menge Fremde aus allen Weltgegenden, die das herrliche Wetter herbeyzieht. Fast alle Landhäuser sind vermiethet, manche um unsinnig hohen Preis, die Gasthöfe gleichen Bienenkörben, die Dampfboote ziehen wohlbesezt hin und her, und es hat das rechte Leben für uns Waadländer begonnen, wo wir in vier Monaten gewinnen, was in den übrigen acht verzehrt wird. Das ferne Drohen eines europäischen Kriegs, der wenigstens die Engländer, unsere Goldfische, zu Haus gehalten hätte, machte uns im März und April nicht wenig bang. Dießmal sind wir nun mit der Angst davon gekommen, und es ist uns schon recht, in den Zeitungen zu lesen

> Von Krieg und Kriegsgeschrey,
> Wenn hinten weit in der Türkey
> Die Völker auf einander schlagen.

London, Juli.

Vor Kurzem wurde zu Cork in Irland ein Schiff von einem andern Fahrzeuge eingebracht, welches das leztere mit sieben ermordeten und zwey verwundeten Personen auf dem Meere gefunden hatte. Der Patron war auf offener See wahnsinnig geworden; nachdem er Kompaß, Seekarten und andere unentbehrliche Dinge ins Wasser geworfen, beschuldigte er seine Matrosen und einen andern Patron, der sich als Passagier an Bord befand, daß sie sich gegen ihn verschworen hätten und ihn umbringen wollten. Mittelst der strengen Subordination, welche Geseze und Gewohnheit auf Schiffen jeder Art eingeführt haben, brachte er es dahin, daß sich der Passagier, der Gehülfe und fünf Matrosen in der Kajüte an den Boden binden ließen. Anfangs waren die Bande nicht sehr fest, und die Leute schienen die Sache nicht sonderlich ernsthaft zu nehmen; allmählig aber zog er sie enger zusammen, bis sie am dritten Tag alle unbeweglich auf dem Rücken lagen, und die Glieder bis zum bersten schwollen. Dieß hatte er größtentheils durch den Beystand dreyer Schiffsjungen bewirkt, welche nebst einem Matrosen die einzigen noch freyen Personen auf dem Schiffe waren. Dieser lezte wollte sich durchaus nicht binden lassen, und obgleich durch zwey Pistolenschüsse verwundet, würde es ihm gelungen seyn, den Rasenden fest zu nehmen, wenn ihn nicht einer der Jungen mit einem Beil getroffen hätte. Indessen gelang es ihm doch, sich unter den Ballen und Kisten zu verbergen. Am dritten Tage hatte sich ein Schiff gezeigt; zwey Mal hatte es sich bis auf Stimmweite genähert, und der Wahnsinnige schien bereit zu seyn, ihm seine Gefangenen zu überliefern, wenn man ihn angerufen hätte. Als es sich aber zum lezten Male entfernt hatte, sagte er, der Himmel wolle den Tod der Gefangenen, und erschlug alle mit einer eisernen Stange, sezte sich dann ruhig nieder, aß, trank und rauchte, als wenn nichts vorgefallen wäre. Inzwischen war das Schiff mit aufgerollten Segeln und angebundenem Steuerruder von selbst fortgetrieben. Am folgenden Morgen band er zwey von den Knaben, als der dritte ihm ein Segel meldete. Jezt machte er ein Nothzeichen, und die Unglücklichen, welche wahrscheinlich auch ein Opfer seiner Wuth geworden seyn würden, wurden erlöst. Er ist in ein Tollhaus eingesperrt worden, wahrscheinlich auf Lebenszeit.

Man gibt jezt die „Schweizerfamilie" in dem Surreytheater; die Schauspieler sind alle Kinder, welche schon seit einiger Zeit in der Vorstadt, wo dieses Theater sich befindet, Aufsehen erregt haben. Zwey andere Sommertheater werden so schlecht besucht, daß man in die Logen, wo der Eintrittspreis fünf Schillinge zu seyn pflegte, Leute für einen Schilling zuläßt.

Die Ausstellung in Somersethouse hat dieses Mal fast nichts Bemerkenswerthes enthalten als Dante's Eröffnung des sechsten Siegels; es verräth einen hohen poetischen Geist, wenn auch die Ausführung hinter der Erfindung zurückgeblieben seyn sollte; er hat es um den geringen Preis von 500 Pfund verkauft. Martin und J. B. Lane haben jeder ein großes Gemälde vollendet, aber statt die allgemeine Ausstellung damit zu schmücken, hat jeder eine Ausstellung für sich zu seinem Besten veranstaltet, und das Unternehmen scheint sehr lohnend zu seyn.

Auflösung des Homonymen-Spiels in Nr. 173:
Mark — Spiel-Mark — Mark Goldes — sandige Mark —; Ark (Johanna)— Mark, umgekehrt Kram; Markt.

Charade.

Erste Sylbe.

> Krieg bedeutet es oft, seht ihr mich wogen und wirbeln
> Auf sonst ruhigem Plan; Schlachten entscheid ich sogar.
> Doch im Frieden auch schützen vor mir nicht Schlösser und Riegel;
> Nur mit feinerem Leib fall ich Verborgenes an.

Zweyte Sylbe.

> Melodien behauptet ein glücklicher Träumer zu hören,
> Wenn ich mich über mich selbst wälze mit lustigem Spiel.
> Aber dem Namensbruder von mir, dem Menschen und Künstler
> Dankte die horchende Welt manchen entzückenden Ton.

Das Ganze.

> Wenn ich von schwindelnder Höhe mich stürze, so laß dir nicht bang seyn,
> Denn mein Zweytes im Nu löst in das Erste sich auf;
> Ewig wechselnd, ätherisch, und blendend weiß, wie mich einer
> Meiner Verehrer genannt, schweb in den Lüften ich nun.
>
> Wenn ich mich sonne, so strahlt mein schön' doppelter Gürtel
> Herrlicher als das Gestein, welches Golkonda gezeugt.
>
> Aber bleibe von mir in ehrerbiet'ger Entfernung!
> Steine schleudr' ich nach dir, trittst du mir, Fremder, zu nah.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. Juli 1828.

Unterwerfung und Gehorsam sind diejenigen Tugenden, auf welche die Engländer am allerwenigsten Anspruch machen. Sie führen darüber gar wunderliche Reden.

Montesquieu.
Lett. pers. 104.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Da der Auftritt sehr wild zu werden begann, so fingen wir an, uns in einer höchst unangenehmen Lage zu fühlen, als auf einmal ein wohlgekleideter Franke sich näherte, und da er sah, wer wir waren, sich sogleich in die Sache mischte und den Leuten mit den bemalten Stöcken erklärte, daß, was wir auch gethan haben möchten, es aus Unwissenheit geschehen seyn müsse. Er befreyte uns aus ihren Händen und begleitete uns sehr gefällig nach Hause, und hier erhielten wir, zu unserm großen Erstaunen, Aufklärung über Alles und erfuhren zu unserer höchsten Verwirrung, daß wir, anstatt dem Schach von England unsre Ehrfurcht zu bezeugen, ihn in der That ärger als einen Hund behandelt hatten. „La Illaha-Illallah! es ist nur ein Gott!“ rief Mohamed Beg aus. „Welch ein Land! wer hat jemals daran gedacht, seinen König ins Angesicht zu schimpfen! Laßt uns dieß Volk verlassen; es ist zu schlecht! Man sieht sie niemals beten, ihre Weiber kennen keine Scham und sie häufen Schimpf und Schande auf das Haupt ihres eigenen Königs!“ — „Aber, Herr,“ sagte ich zu dem Franken, der uns nach Hause begleitet, „ich bitte, erklärt mir, wie geht es zu, daß die Engländer ihren König auf diese Weise empfangen?“ — „Die Anhänglichkeit des Volks an unsern König,“ versetzte er, „hängt von Umständen ab, die keine menschliche Macht vorherzubestimmen vermag. Das Volk ist unwissend und wird von ränkevollen Demagogen geleitet. Das Brod ist theuer, sie zischen den König aus, der Handel liegt darnieder, sie zischen den König aus, sie hassen den Frieden und sie zischen den König aus, die Aufführung der Königin ist schlecht, der König wird ausgezischt. Das nächste Jahr ist vielleicht das Brod wohlfeil und der Handel blühend, sie lassen den König hoch leben; seine Schiffe oder seine Heere erfechten einen Sieg, und sie erdrücken ihn mit Beyfallsbezeugungen; seine Minister halten schöne Reden und versprechen die Auflagen zu vermindern, und sie würden ihr Leben für ihn hingeben. Volksgunst und Volkshaß wechseln wie das Wehen des Windes.“ — „Ich will Euch etwas sagen, Herr!“ antwortete ich, indem ich das Ende meines Bartes anfaßte und ihm vorhielt; „seht Ihr dieß?“ — „Ja,“ versetzte er, „ich sehe es.“ — „Wohl denn, hierbey schwöre ich, und ich kann bey nichts Heiligerm schwören, wenn das Volk von Tehran in der Gegenwart des Schachs auch nur auszuspucken wagte, oder irgend durch Blicke oder Worte einen Mangel an Ehrfurcht verriethe, er würde einen Katl-i-aum, ein allgemeines Gemetzel, anbefehlen und nicht Einen Schurken übrig lassen, der den nächsten Morgen in die Sonne sehen könnte. Bey allen Imams, dieß ist so wahr, als ich vor Euch stehe!“

Der Franke machte bey diesen Worten große Augen vor Erstaunen, und da er bemerken mochte, wie wenig Werth wir auf andrer Leute Köpfe setzten, so machte er uns eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

Unterdessen war der Gesandte zurückgekehrt, und als wir ihm und dem Mehmandar unser Abenteuer von diesem Morgen erzählten, tröstete uns dieser, indem er uns in den Bart lachte und sagte, wenn wir erwarten bey dem englischen Pöbel denselben Sklavensinn zu finden, der in Persien herrsche, so irrten wir uns gewaltig. „Sie sind so verschieden von einander," sagte er, „als der schmutzige Pfuhl, in welchem ein Kameel seinen Durst löscht, von dem offenen Meere ist, das jezt von einem Sturme heftig bewegt und dann wieder in die tiefste Stille gewiegt wird."

Mohamed Beg entgegnete, er für seinen Theil wolle sich lieber auf die Seite des Pfuhls schlagen, wenn das, was er heute und gestern, wo er so durchgeprügelt worden, gesehen habe, Beyspiele von der Handlungsweise des englischen Volks seyen.

Der Gesandte erzählte dann sein Abenteuer; nie hatte ein Mensch so viel in so kurzer Zeit gesehen. Einen König auf einem Throne, Kleidungen aller Art, Gold, Silber, Sammt, Stöcke, Schwerter und goldene Scepter; Männer mit sonderbaren Perrücken mit Staub bestreut, eine Menge Omrahs in Scharlach- und Hermelinmänteln, und, um das Ganze zu krönen, Weiber! „o was für Weiber!" sagte er, „ich war in alle verliebt; alle waren unverschleyert; ich sah Fleisch weißer als Schnee, Augen die durchbohrten, und Zähne, die beym Lächeln in Entzücken setzen!" Wir hatten unsern Gesandten noch nie in einer solchen Bewegung gesehen. Vor allen hatten ihn die Reize einer Schönen hingerissen; nie hatte er gedacht, daß ein menschliches Geschöpf so schön seyn könne; sein Herz stand in Flammen. Es war klar, dieser Umstand allein söhnte ihn mit seinem Aufenthalte unter den Ungläubigen aus, und wir lernten nun die Wahrheit jenes Ausspruchs unsers unsterblichen Scheikhs erkennen: „Möget Ihr in dem einsamsten Schatten im Thale des Todesengels sitzen, laßt Liebe Eure Gefährtin seyn, und die Wüste wird als ein Paradies und Euer Elend als Seligkeit erscheinen." Er nannte sie eine Ja li bel ge loob [1]), schwur, daß das Blatt ihrer Augen [2]) zarter als die Rose, daß sie glänzender als ein vierzehntägiger Mond [3]), und in dem wahren Augapfel [4]) ihres Alters sey; kurz er machte uns glauben, sie sey ein wahrer Phönix, „die einzig Eine."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1) Herzensräuberin.

2) Das Augenlied.

3) Ein morgenländischer Ausdruck für eine Geliebte.

4) Der Gipfel.

Francesko Lana,
Erfinder der Luftballone und Luftschiffe.

(Fortsetzung.)

Gelingt es, eine Kugel aus Glas oder einem andern Stoffe zu verfertigen, deren Gewicht dem darin eingeschlossenen Luftgewichte gleichkömmt, und schafft man die Luft heraus, so ist offenbar die Kugel leichter als eine gleiche Masse Luft, steigt also in die Luft. Z. B. wenn das Gefäß 80 Pfund Wasser faßt, und aus einem Stoffe besteht, welcher keine Unze schwer ist, und man die Luft herausläßt, welche eine Unze wiegt, so ist das Gefäß leichter als die gleiche Masse Luft und steigt auf. Jemehr aber das Gefäß faßt, desto ausführbarer ist das Experiment; denn das Gewicht der Luft im Gefäße vermehrt sich in weit größerem Verhältniß, als der Stoff und das Gewicht des Gefäßes selbst. Man nehme z. B. ein Gefäß, das zwey Pfund, d. i. 24 Unzen wiegt und einen Fuß im Durchmesser hat, also eine Unze Luft faßt, so kann es, wenn man diese Unze herausnimmt, nicht aufsteigen. Nun mache man aber aus einem eisernen oder ehernen Blatte ein sphärisches Gefäß, welches 25 Fuß im Durchmesser, also eine Oberfläche von 625 Quadratfuß hat, so wird das Metall ohne die Luft darin 1250 Pfund wiegen. Hat die Luft in der vorigen Sphäre eine Unze gewogen, so wiegt die in der größeren 15,625, d. i. 1302 Pfund, 1 Unze; also ist das Metall um 52 $\frac{1}{12}$ Pfund leichter als die Luft darin. Kömmt diese Luft heraus, so ist das Gefäß leichter als eine gleiche Masse Luft und kann ein Gewicht von 52 Pfund mit sich in die Luft ziehen. Eine größere Sphäre aber hebt bedeutendere Gewichte in sehr gesteigertem Verhältniß. Hieraus geht hervor, daß man eine Maschine machen kann, wenn nicht praktisch, doch spekulativ, in Gestalt eines Schiffes oder eines Vogels, welcher in der Luft fliegt, sogar Menschen durch den weiten Luftozean trägt. Man binde an eine dergleichen sehr große Kugel ein hölzernes Schiff mit Rudern, Mast und Segeln, welches so leicht als möglich sey; die nothwendige Größe der Sphäre kann man leicht berechnen. Die ganze Schwierigkeit liegt darin, daß man gar zu große Sphären braucht; da nämlich der Stoff, woraus sie bestehen, fest seyn muß, damit sie nicht platzen oder von der Luft von außen zusammengedrückt werden, und nicht leicht ein von Natur leichter Stoff gefunden werden kann, welcher fest und stark genug ist, dem Drucke der Luft oder der elastischen Kraft zu widerstehen, so scheint mir nothwendiger Weise dieser Mangel durch die Größe der Sphäre ersetzt werden zu müssen. Eine Sphäre aus Blech von der Dicke eines Dukaten, 130 Fuß im Durchmesser, wiegt 2,163,200 Unzen, die Luft darin 2,197,000. Es wäre daher gut, man fände leichtere feste Körper dazu. Die Luft kann die Kugeln nicht durchbrechen, wenn

sie genau sphärisch sind, wie denn sogar nicht ganz sphärische Gläser, wenn sie nur nicht ganz flach sind, beym Herauslassen der Luft nicht durchbrochen werden. Vielleicht könnte man füglich den Globus aus sehr leichtem Holz machen, von den Arten z. B., woraus man musikalische Instrumente verfertigt. H.' ein Globus aus solchem Holze 10 Fuß im Durchmesser, so ist er 628 Unzen schwer, die Luft darin aber mehr als 697 Unzen; ein Ball von 10 Fuß im Durchmesser kann also schon im Gewicht von 69 Unzen hinaufziehen. Fürchtest du, die Luft könne durch dünne Poren des Holzes hineingerathen, so kannst du dasselbe von außen mit einem Firniß überziehen.

Lana zeichnet sogar ein Luftschiff mit hohem Mast und Segel und mit vier Ballons; das Segel ist am einen Ende des Schiffes angebunden und ragt hoch über die Ballons hervor. An diesen sind Klappen, wodurch man Luft hineinlassen kann, um sich herunterzulassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Maler Choris.

Der Maler Choris, der Reisegefährte Ottos von Kotzebue, hatte sich im Jahr 1827 von Frankreich aus über Cuba und Neu-Orleans nach Vera-Cruz begeben, in der Absicht, von hier aus einen großen Theil von Amerika zu bereisen. Das Schicksal scheint gegenwärtig kühnen Abenteurern besonders ungünstig zu seyn; kaum hatte Choris im März 1828 Vera-Cruz verlassen, so fiel er als ein Opfer des zerrütteten Zustandes jener Länder. Auf dem Wege nach Jalapa wurde er und sein Reisegefährte, der Engländer Hinderson, zwischen Puente-National und Plan del Rio von vier Räubern angegriffen, Choris erschossen und der Engländer schwer verwundet.

Choris, der sich vorzüglich durch seine malerische Reise um die Welt, wozu Cuvier, Chamisso und Gall die Beschreibungen geliefert haben, bekannt gemacht hat, ist 1795 zu Jekaterinoslaff in klein Rußland von deutschen Eltern geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Kharkoff, verrieth früh die glücklichsten Anlagen zum Zeichnen und Malen, namentlich zum Porträtmalen, und diesem Talent verdankte er es, daß er schon 1813 den berühmten Botaniker Marschall von Biberstein auf seiner Reise in den Kaukasus begleiten durfte; er zeichnete die Pflanzen zu der Flora caucasiana 1814 kam er nach Petersburg in die Akademie der schönen Künste, und noch im selben Jahr wurde er ausersehen, Kotzebue auf seiner Reise um die Welt zu begleiten. Auf dieser Reise, die von 1815 bis 1818 dauerte, zeichnete er die Wilden Amerikas und der Südsee und alle ihre Geräthschaften. Im Jahr 1819 kam er nach Paris, um sein obenerwähntes großes Werk herauszugeben, und lernte zu diesem Behuf selbst lithographiren, damit seine Zeichnungen nichts von ihrer Originalität einbüßen möchten. Und diese Zeichnungen sind es, wodurch er sich sein Hauptverdienst erworben hat. Der Charakter derselben ist ergreifende Wahrheit, sprechende Natur und Originalität. Die geringen Abbildungen, welche den Reisebeschreibungen des siebzehnten Jahrhunderts beygegeben sind, stellen den Wilden in seiner vollen, natürlichen Häßlichkeit dar, wogegen in den Werken Cooks, Bougainvilles und anderer Reisender des achtzehnten Jahrhunderts jeder Otaheiter ein Apollo oder Herkules, jede Otaheiterin eine Venus ist. Der Geist der Zeit, dieser falsche Führer und tyrannische Gebieter, wollte es so; der Zeichner mußte in seinen Bildern diesen liebenswürdigen Naturkindern schmeicheln. Diese Sucht hat man jezt aufgegeben, man führt uns die Naturkinder vor mit ihrer schmutzigen Haut, ihrem wilden Blick; aber wenige Reisende faßten die charakteristische Gesichtsbildung der Südseeinsulaner so ganz auf wie Choris. Auf Körpern, die oft vollendet schön, oder deren Formen wenigstens großartig sind, sizt ein Kopf, dem aller Adel fehlt, mit einem finstern, grassen Auge, aus dem nur Mißtrauen und Verdruß spricht, einer abgestumpften, dürftigen Nase, gleichsam dem Sinnbild des Mangels an Kraft, einem ungeheuren Mund, dem Zeichen grober sinnlicher Triebe, einem stumpfen Gesichtswinkel, womit aus den Zügen der Ausdruck des Verstandes völlig verschwindet; so sind diese Naturkinder, wenn der Maler richtig gezeichnet hat. Selbst den Weibergesichtern fehlt der Ausdruck des sanften Wohlwollens oder es begleitet ihn ein Zug von Schamlosigkeit, von Sklavensinn, der empört. Ist es doch, als ob die Völker schöner oder häßlicher würden, je nachdem ihre gewöhnliche Beschäftigung edel oder unedel ist, jenachdem sich ihre Seelenkräfte frey entwickeln, oder unter einem schmählichen Joche gefesselt bleiben. So zeichnet sich das Portrait des Königs Tameama vor allen andern Bildern von Südseeinsulanern allein durch einen Ausdruck von Verstand, List und Ruhe aus, der desto mehr überrascht, als er in seiner Jugend unzweydeutige Beweise von seinem Hang zu Zorn und Wildheit gegeben hatte. Wenn man diesen Kopf, den man leicht für den eines spanischen Priesters ausgeben könnte, aufmerksam betrachtet, so fühlt man deutlich, daß dieser außerordentliche Mann gelernt hat sich selbst zu beherrschen, ehe er über sein Volk herrschte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Kean hat nun schon mehrere Vorstellungen auf dem englischen Theater in Paris gegeben; jedoch will man in ihm nicht den berühmten, tiefauffassenden Schauspieler erkennen.

den die Engländer rühmen. Bey den ersten Vorstellungen wurde die allgemeine Erwartung fast gänzlich getäuscht, und man konnte nicht begreifen, wie Kean einen so großen Ruf in seinem Vaterlande haben könne; Macready, den sie zuvor gesehen hatten, schien ihnen wenigstens eben so vorzüglich zu seyn als Kean. Es fehlte ihm an dem edeln Anstande, den die Franzosen in den hohen Rollen nicht gerne vermissen. Zu seiner dritten Vorstellung hatte Kean die Rolle Shylocks gewählt; hier war er ganz an seiner Stelle; es ist kaum möglich, den verschmizten und rachsüchtigen Juden besser zu geben wie er; an einem folgenden Abende spielte er den Brutus in Howard Paynes eben nicht vortrefflichem Trauerspiele dieses Namens. Auch den König Lear nahm er zu einer Gastrolle; dieses Trauerspiel will aber den Parisern nun einmal nicht gefallen. Die Engländer gestehen selbst, daß Shakespeares Trauerspiel von den Bearbeitern übel behandelt worden ist. In den Theaterkritiken des Globe ist den Engländern mehrmals ziemlich hart vorgeworfen worden, daß sie Shakespeare, ihren Liebling, so erbärmlich verhunzt haben; hätten sie sich mit dem Ausmerzen oder Abändern solcher Rollen begnügt, welche von dem schlechten Geschmacke des sechszehnten Jahrhunderts zeugen, und dem jetzigen Zeitalter nicht anders als abgeschmackt und widerlich vorkommen müssen, so hätte man ihre Weisheit loben können; allein die Ausbesserer haben Scenen umgeändert, Personen nach ihrem Gutdünken reden lassen, den Gang der Handlung anders gewendet, kurz alle mögliche Verstümmelung und Zerstörung angerichtet. Dieß ist es, was ihnen der Globe bitter vorwirft. Es ist sonderbar, daß einige englische Tagesblätter gegen den Globe geschrieben und sich jener Verstümmler mit Wärme angenommen haben, so daß der reine Shakespeare also in Paris höher geschäzt zu werden scheint als in seinem eigenen Vaterlande. Freylich hat sich in Paris auch nur die Redaktion des Globe und sonst fast Niemand um die Verdrehungen des Shakespeareschen Textes so emsig bekümmert. Jedoch auch das in Paris erscheinende englische Tagesblatt, Galignanis Messenger, entrüstet sich darüber, daß man dem Publikum solches Zeug (such stuff) als ein Produkt des Shakespeareschen Genius aufzutischen wage. Miß Smithson als Cordelia war, wie immer, allerliebst; diese Schauspielerin ist nun einmal ein Liebling des Pariser Publikums geworden, und die königl. Intendantur hat ihr, wie vor einiger Zeit der Signora Pasta, schöne Porzellangefäße aus der königl. Fabrik zu Sèvres zum Geschenk gemacht. Die Engländer schäzen sie bey weitem nicht so hoch als die Franzosen; jede Nation zieht gewisse Eigenschaften an den Schauspielern vor, die mit ihren eigenen übereinstimmen, oder welche nur in ihrer Meynung einen vorzüglichen Werth haben. Die Smithson ist ein gefühlvolles, bescheidenes und holdes Mädchen, dessen Betragen im Privatleben auch gerühmt wird, ein Vorzug, den nicht alle Schauspielerinnen mit ihr theilen. Kean wollte sich auch im Lustspiele zeigen, und trat daher als Sir Giles Overeach in Massingers Lustspiel „New Way to pay old debts“ (neues Mittel um alte Schulden zu bezahlen) auf. Im Lustspiele können sich die Engländer mit den Franzosen gar nicht messen. Entweder sind ihre Stücke mit Zoten und Possenreisserеyen angefüllt, oder sie sind erbärmlich angelegt, und haben kein anderes Verdienst als eine gewisse Derbheit und einen guten Theil Humors, der dann freylich sich manchmal auf eine originelle Weise äußert. Natürlich gibt es einige Ausnahmen, auch ahmen die Engländer schon lange die französischen Lustspiele nach, und unter den neuern Stücken ihrer komischen Bühne gibt es manche, die nicht blos für den Pöbel berechnet sind, wie die meisten ihrer ältern Stücke. Massingers Lustspiel gehört eben nicht zu den neuern; allein der Onkel darin, Sir Giles Overeach, ist eine recht lustige Figur, die das Ganze belebt, und macht, daß die Zuschauer über die Albernheiten des Lustspiels wegsehen. Uebrigens besteht das neue Mittel, alte Schulden zu bezahlen, darin, daß der verschuldete Neffe eine reiche Frau dazu bewegt sich in ihn verliebt zu stellen, so daß die Gläubiger nun, in der Hoffnung der baldigen Heirath ihres Schuldners, demselben außerordentlich gewogen werden; der Onkel aber, als er am Ende sieht, daß man ihn hinters Licht geführt hat, will vor Aerger ersticken. So hat Paris denn nun die besten englischen Schauspieler, besonders im tragischen Fache, gesehen, nämlich Kean, Kemble, Macready, Terry, und von den Schauspielerinnen Miß Foote und Miß Smithson. Im zweyten Range haben sich ebenfalls einige ausgezeichnet, besonders Abbot, der Anfangs das englische Theater leitete, und etwas sehr Elegantes in seinem Aeußern hat. Andernseits hat das französische Theater in London auch eine größere Ausdehnung bekommen, die ausgezeichnetsten französischen Schauspieler reisen hin und lassen sich vom englischen Publikum bewundern und bezahlen. Beyde Nationen setzen einen gewissen Stolz darein, daß ihre besten Schauspieler gegenseitig bewundert werden; sie bekommen richtigere Begriffe von ihren respektiven Theatern und Schauspielarten, und nehmen auch wohl eins und das andere an, das ihnen gut scheint. In Paris ist die Wirkung des englischen Theaters schon sichtbar. Die Shakespeareschen Stücke werden häufig nachgebildet, und auch die Schauspieler haben den englischen manches abgelernt. Man gab in diesen Tagen auf der Odeonbühne eine neue Nachbildung von „Romeo und Julietta,“ den Versuch eines bisher noch unbekannten Dichters, Namens Soulié. In diesem Stücke nun spielten die französischen Schauspieler ganz den englischen nach; in den lezten Sterbescenen röchelten und winselten sie, daß sich ein Stein hätte darüber erbarmen mögen. Dieß ist so Sitte in England; denn da im Inselland der sogenannte Pöbel einen guten Theil der Theater füllt, so muß auf diesen vorzüglich gewirkt werden; nun bedarf und liebt der Pöbel aber eine recht natürliche Darstellung der pathetischen Handlungen, besonders des Sterbens, Mordens, Verrathens und dergl. Es scheint, daß auch in Paris der Pöbel zahlreicher sich bey den Schauspielen einfindet, als man glaubte, denn das Röcheln und Winseln des Romeo und der Julietta auf der Odeonbühne hat dem Publikum wohl behagt. Man hatte es schon längst an der Miß Smithson bewundert, daß sie so vortrefflich auf der Bühne zu sterben verstehe, und man gestand, daß keine Pariser Schauspielerin so zierlich die lezten Züge aushauche. Bald aber wird es auch den Pariser Schauspielerinnen gelingen, denn sie scheinen den Engländerinnen ihre Kunst ziemlich gut abgemerkt zu haben. Die Shakespeareschen Stücke müssen dem Publikum zulezt doch auch wohl geläufig werden; denn man trägt sie ihm auf allerley Art vor. An einem Abende wird Othello mit Rossinischer Musik gegeben; an einem andern im Originaltexte, oder ungefähr so, und an einem dritten Abende bringt irgend eine französische Bühne eine Nachahmung vor. Eben so geht es mit Schillers dramatischen Meisterwerken, zwar hat man hiezu noch keine Rossinische Musik, und auch in der deutschen Sprache werden sie noch nicht aufgeführt, was vielleicht doch auch einmal geschehen wird, da man ja neulich auf einem Privattheater in Paris sogar in portugiesischer Sprache gespielt hat. Dagegen erscheinen der Nachahmungen und Nachbildungen desto mehr.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt. Nr 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. Juli 1828.

Wenn dich die Sehnsucht fürder treibet,
So bleibt die Liebe hinter dir!

Platen.

Wanderlieder.

Von Karl Felder.

Aufruf.

Wandrer! bey so mancher Blüthe
Stehst du still mit reger Liebe.
Ist denn nichts, das zum Gemüthe
Des Begegnenden dich triebe?

So viel Schönes muß dir taugen,
Deine Freuden zu erhöhen;
Nur in Herzen, nur in Augen
Säumt dein Kaltsinn einzugehen?

Schlafen deine bessern Sinnen?
Nur auf Außendinge schauend,
Siehst du nicht das Glück, sich innen
In dem Nachbar dir erbauend.

Wußtest du, vorübergehend,
Ob dein Schritt nicht eine Seele,
Schwesterlich und mitverstehend,
Schnöd und ungekannt verfehle?

Laß denn nieder dich am Quelle
Ueppig reiner Menschengüte;
Nimm, o nimm dir deine Stelle
Im gefundenen Gemüthe!

Ach kein Thal in milden Reizen
Gleicht so trauten Herzensstätten.
Mußtest du mit Schritten geizen,
Die dort eingeführt dich hätten?

Bey der Annäherung.

Mit Thürmen in Menge,
Umrauscht von Gedränge,
Umflogen,
Umzogen
Von Schwalben und Tauben,
Aus Gärten und Lauben,
Mit gastlichem Winken
Und sonnigem Blinken
Lacht die Stadt mich dort an
Auf dem grünenden Plan.

Noch scheiden mich Wellen
Von Thoren und Schwellen.
Doch locken
Die Glocken,
Unzählige Bilder,
Bald heller, bald milder
Mich über die Brücke —
Zu freundlichem Glücke,
Wenn Fortuna nicht bricht,
Was sie lächelnd verspricht.

Nächtlicher Ausgang.

O du weite, weite Stadt,
Die mir keine Heimath hat!
Deiner Thürm' und Kirchen Schwärze
Blickt mir fremd und kalt in's Herze.

Nächtlich schweif' ich hin und her,
So allein mein Herz und schwer.
Nach den Stübchen ebner Erde
Blick' ich, suche Heimathsheerde,

Und da glänzt bey Kerzenlicht
Alter, Junger lieb Gesicht,
Alles traulich; doch verlassen
Wandl' ich selber durch die Gassen.

In den Mantel eingehüllt,
Still für mich, mein Aug' gefüllt
Und erhoben nach den Sternen,
Denk' ich nur geliebter Fernen.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Eine neue, allgemeine Bewegung schien nun in der Stadt auf für uns ganz neue Gegenstände gerichtet zu seyn. Die Männer besuchten die Frauen und wurden von ihnen empfangen. Sie kamen des Morgens gelegentlich zusammen, um sich über Dinge von geringer Wichtigkeit zu unterhalten, versammelten sich dann truppweise zu Pferde und Wagen, vertheilten sich in verschiedene Gesellschaften um zu essen, und obgleich es uns Schlafenszeit schien, wenn sie damit fertig waren, so vereinigten sie sich doch zu noch größern und zahlreichern Versammlungen, um zu tanzen oder nebeneinander zu sitzen oder sich auf eine unerklärbare Weise in Massen zusammen zu drängen. Dieß thaten sie, wie man uns sagte, zu ihrem Vergnügen; auch waren diese großen Versammlungen durchaus nicht zu Ehren des Königs, wie die unsrigen gewöhnlich sind, sondern allein zu ihrer Unterhaltung.

Der Mehmandar kam den Tag, nachdem er das Parlament besuchte, in das Zimmer des Gesandten und sagte: „Hier sind fünf Einladungen zum Mittagessen." — „Allah! Allah!" rief der Gesandte aus, „fünf Einladungen! wer kann fünfmal an einem Tage zu Mittag essen?" — „Es ist nicht nöthig, alle fünfmal zu essen," antwortete der Mehmandar," es ist genug, daß Ihr eine der Einladungen annehmt. Ihr eßt einmal zu Mittag, allein Ihr mögt hernach in so viele Abendgesellschaften gehen, als Ihr Lust habt. Hier ist eine ganze Hand voll Einladungen." Wir standen erstaunt. „Wer kann eine solche Anstrengung aushalten und das Leben behalten?" sagten wir. „Wir sind Perser, wir gehen zu Bette, wenn die lezten Gebete verrichtet sind, und erwachen mit der Morgendämmerung. Wie kann dieß angehen?" — „Ihr werdet Euch bald an unsere Sitten gewöhnen," sagte der Mehmandar, „wir machen nicht viel Unterschied zwischen Tag und Nacht in dieser Jahreszeit."

Ohne weitere Schwierigkeiten ging der Gesandte von dem Mehmandar und mir begleitet zu dem obenerwähnten Mittagessen, welches einer der Vezire gab. Er zog seine besten Kleider an, sezte die Ceremonienmütze, mit dem Shawl umwunden, auf, und gürtete seinen mit Diamanten besezten Dolch um. Er hatte es bequemer gefunden, sich der fränkischen Schuhe zu bedienen (ausgenommen bey sehr feyerlichen Gelegenheiten, wo er seine eignen Pantoffeln mit hohen Hacken beybehielt), da er es unmöglich fand, sich allenthalben von seinem Schuhträger begleiten zu lassen.

Niemand kam, uns anzuzeigen, daß die Mahlzeit bereit sey; Niemand sagte das Bismillah, sondern wir gingen gerade nach dem Hause des Vezirs. Bediente erschienen und luden uns ein, einzutreten. Der Name des Gesandten ward dann in bestimmten Zwischenräumen ausgerufen, bis man uns in das Versammlungszimmer führte. Hier wurden wir auf der Schwelle von dem Vezir empfangen, der, so wie die meisten seiner Gäste umherging, da eine vollkommene Freyheit in dieser Rücksicht zu herrschen schien. Wir näherten uns dann der Frau des Vezirs, die eben so ungezwungen als ihr Gemahl aussah, und ihr Bestes that, um uns mit angenehmem Lächeln zu bewillkommen. Es waren noch mehrere andere, sehr schöne und höfliche Khanums da. Wäre irgend ein Schleyer über sie geworfen gewesen, um gewisse Theile ihrer schneeweissen Person zu verhüllen, so würden sie mich in ein Liebesfieber versezt haben; allein so konnte ich sie mir kaum als Weiber denken. Die Unterredung begann damit, daß Jedermann begierig schien zu wissen, ob wir die Sonne an diesem Tage gesehen haben oder nicht; es ward ausgemacht, daß sie gesehen worden sey, allein wie lange, ob eine Stunde oder nur eine halbe Stunde, blieb dem Anscheine nach zweifelhaft. Der Gesandte, den diese beständige Anspielung auf unsere vermeinte Anbetung der Sonne sichtbar verdroß, zog die Aufmerksamkeit davon ab, indem er sich mit einem Komplimente an die Frau des Vezirs wandte, „Ihr bedürft keiner Sonne in Eurem Lande," sagte er, „wenn Ihr solche Sonnen wie die Augen der Khanum besizt, um Licht und Freude in der Welt zu verbreiten." Kaum war dieß übersezt, so erfolgte ein allgemeiner Ruf des Beyfalls; der Vezir nahm es mit der besten Laune von der Welt auf und sagte: „Wenn Sr. Excellenz ein Apostat zu werden und diese Sonnen (auf die Augen der Dame zeigend) anstatt der seinigen zu verehren gedenkt, so müssen wir auf unserer Hut seyn und anfangen, Harems zu bauen und Schleyer zu verfertigen."

Nun wurde mancher angenehme Scherz vorgebracht, der die ganze Gesellschaft belebte und uns den englischen Charakter in einem ganz neuen Lichte kennen lehrte. Wir Perser, welche den Witz so sehr lieben, waren entzückt, daß solche Heiterkeit unter Leuten herrschen könne, die gewöhnlich in einem dicken Nebel leben, und der Gesandte, welcher geglaubt hatte, es sey vielleicht eine Art von Etikette unter ihnen gebräuchlich, nach welcher der erste Spaß ausgebracht werde, weil er sie im Allgemeinen so verschlossen sah, wagte es nun immer, den Zauber

zu brechen, und verlor von nun an niemals eine Gelegenheit, sein Wort anzubringen, wo er es nur irgend auf eine anständige Weise thun konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Francesko Lana,
Erfinder der Luftballone und Luftschiffe.

(Fortsetzung.)

Nun macht sich Lana die Einwendung, das Schiff könne nicht nach einer beliebigen Richtung fahren, wie die auf dem Wasser, welches einen Widerstand leistet, antwortet sich aber selbst: „Luft leistet zwar keinen so großen Widerstand wie Wasser, aber doch einigen, und man hat dagegen beym Segeln keinen so großen Widerstand zu besiegen. Da immer etwas Wind weht, wenn auch noch so schwach, so wird er hinreichen, das Schiff zu treiben, ist aber der Wind konträr, so hilft man sich dadurch, daß der Mast sammt dem Segel sich nach allen Richtungen herumdrehen lassen kann."

„Und nun — sagt Lana an einer andern Stelle — kann ich fast nicht umhin, mir Beyfall zuzulächeln, wenn ich denke, daß Alles eine Fabel zu seyn scheint, nicht minder unglaublich als die willkührlichen und wilden Phantasien, welche Lucians Kopf gebar, indessen ich doch weiß, daß ich mich in keinem meiner Beweise geirrt, indem ich mich über den Gegenstand mit vielen wohlunterrichteten Männern besprochen habe, welche in meinen Berechnungen keinen Fehler entdecken konnten, und welche nur das Experiment zu schauen und das Schiff aufsteigen zu sehen wünschten; worin ich ihnen gern vor Bekanntmachung meiner Erfindung willfahrt haben würde, wenn meine Armuth mir erlaubt hätte, ein Hundert Dukaten auszugeben, welche mehr als hinreichend seyn würden, eine so löbliche Neugierde zu befriedigen."

„Ich kann bey der Sache durchaus keine andere Schwierigkeit sehen, als eine, welche größer ist als alle andere; und diese ist, daß Gott nimmer eine solche Maschine in Gang kommen lassen möchte, da sie die bürgerliche und politische Verfassung der Welt in Verwirrung setzen würde. Denn wer sieht nicht ein, daß z. B. keine Stadt vor einem Ueberfall sicher wäre. Man kann Schiffstaue abschneiden, Wurfspieße herabwerfen, Flotten verbrennen. Lana scheint fast betrübt über seine eigene Erfindung, dieß hinderte ihn aber nicht, dieselbe in einem lateinischen Werke zum zweyten Male dem Publikum vorzulegen.

Lanas Erfindung beruht, wie die spätere, auf einer genaueren Kenntniß der Luft, als man sie im Alterthum, wo man wohl die Grille, aber keinen rechten Begriff von Ballonen haben konnte, besaß, und wenn auch nicht auf Kenntniß des Gases, welches Charles benuzte, doch auf der Verdünnung der Luft, wodurch Montgolfier zu seinem Zwecke gelangte. Montgolfier verdünnte bekanntlich in seinem Ballon die Luft durch darunter angebrachtes Feuer, Lana pumpte die Luft ganz aus. Von geringerer Wichtigkeit ist das Materiale, in welcher Hinsicht immer vielleicht noch einer auf das Holz Lanas zurückkommen könnte, und der Firniß, welchen er vorschlägt, wäre Montgolfier, der dergleichen Hülfsmittel noch nicht kannte, zu statten gekommen. Der erste Ballon, den Montgolfier aufsteigen ließ, fiel bald wieder zur Erde, weil manches nicht vorausgesehen war, und ich glaube allem Obigen nach, daß Lanas erster Versuch glücklicher gewesen wäre; besonders sinnreich ist sein Drehmast, den man wohl auch bey Segelschiffen benutzen könnte; er ist offenbar zum Laviren sehr geeignet. Wenn sich nun bis jezt Lanas Idee in ihrem ganzen Umfang durchaus noch nicht verwirklicht hat, so ist andernseits auch das Unglück, das er als Folge davon voraussieht, ferne von uns geblieben, denn nicht die Leute auf der Erde, sondern die Luftschiffer selbst haben bisher dadurch gelitten.

Nun fragt es sich aber, wenn wirklich die Luftschiffahrt in ihrer Ausbildung einige schlimme Folgen für die Menschheit haben kann, werden diese von den guten Folgen aufgehoben? Dem Menschen ist nicht gegeben zu wissen, was morgen geschieht; aber wenn er in irgend etwas sogar das, was übermorgen seyn wird, ahnen, errathen kann, so ist es bey den Luftschiffen.

In 24 Stunden wird man, versichert ein Deutscher, der sich mit Luftschiffahrt beschäftigt, von Genua nach Petersburg fahren können, und da diese Entfernung wohl 650 Meilen (15 auf 1°) beträgt, so fährt man 27 Meilen in gerader Richtung in einer Stunde, fast eine halbe Meile in einer Minute, und in acht Tagen rund um die Erde auf einem Meridian oder auf dem längsten Breitengrad.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, im Juni.

Wenn es bey uns in Piemont mit nützlichen Anstalten langsam und mäßig hergeht, so geschieht doch zu Zeiten etwas. So ist nun auch eine dreyjährige Industrieausstellung von der Regierung beschlossen, besonders für die Seiden- und Wollenfabriken. Es kommen da drey goldene, zehn silberne, und eine Menge kupferner Medaillen vor. Im Frühjahr 1829 wird damit der Anfang gemacht.

Seit drey Jahren hat die Regierung auf Verbesserung der Gefängnisse im Lande gedacht, die bessen sehr bedürftig waren. Manche sind gelüftet, erweitert, verbessert oder ganz neu gebaut worden, z. B. zu Pignerol, Coni, Domo-d'Ossola, Saluces und Genua. Neue wurden zu St. Jean-de-Maurienne

und zu Racconis angelegt, wo das Strafarbeitshaus wesentlich zur Verminderung der Betteley beyträgt, die bekanntlich in unserem Lande arg ist. Bey unseren Gefängnissen darf man freylich nicht an das denken, was in den Nachbarländern zu Genf und zu Lausanne gefunden wird. Vielleicht kommen wir in einigen dreyßig Jahren auf den Gedanken, die Uebelthäter in den Gefängnissen, Straf- und Arbeitshäusern zu bessern und geistig gesund der Gesellschaft zurückzugeben. Jezt kennen wir noch nichts als Rache und Abschreckung. — Turin entbehrte bisher gesunde und passend gelegene Kirchhöfe, und stand darin manchen Städten Italiens nach. Es fehlte immer an Fonds zu den bedeutenden Kosten. Nun hat der Graf Tancred von Baroc dreymal hunderttausend Livres zur Anlegung eines neuen Kirchhofs hergegeben, und es wird nun rasch daran gegangen. Unsere schöne Stadt wird dadurch wesentlich gewinnen. Schade nur, daß an die Todten so viel verwendet wird, und so wenig an die Lebenden! Die Stadt Novara hatte von den Erben Jerome Birolis von Novara, Professors der Botanik, das schöne Herbarium dieses ausgezeichneten Gelehrten zum Geschenk bekommen. Sie aber schenkte es der hiesigen Akademie der Wissenschaften, und diese gab der Stadt dagegen die ganze Sammlung ihrer akademischen Schriften mit einer goldenen Stiftungsmedaille. Die lezten Sitzungen dieser fast lautlosen Akademie boten einiges Interessante dar. Der Graf Napion las eine gute Abhandlung in Briefen über Sismondis Geschichte der italienischen Republiken des Mittelalters. Das Memoire des Chevaliers de Saluses über das nun königliche savoyische Haus war dagegen eins von den gewöhnlichen akademischen Trompeterstückchen, an denen wir hier zu Land besonders reich sind. Der Ritter Cisa de Grezy gab eine Abhandlung über die Perturbation der Planeten, und der Professor Carena besprach, aber lang nicht freymüthig und gründlich genug, die vom König ertheilten Industrieprivilegien.

Um einen Begriff von dem Geist der neuen Literatur in unserem Land zu haben, genügt ein Blick in die Geschichte des Hauses Savoyen, von Johann Frezet, Priester der Exkongregation von St. Joseph zu Lyon, und Professor an der königl. Militärakademie zu Turin. Das Buch ist dem kleinen Prinzen von Savoyen-Carignan gewidmet. Schon der Titel des Autors und die Dedikation des Werks können Verdacht erregen. Dieser aber wird zur Gewißheit durch ein Verbrechen, das Frezet an der historischen Würde und Weihe begangen hat. Nichts dankenswerther, als nach den interessanten, fast ungekannten Chroniken Savoyens Geschichte zu schreiben, die bisher nicht ein einziges Mal in gute Hände gekommen ist. Das Buch besteht aus drey dicken Bänden. Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Unverschämtes Lob alles dessen, was die Dynastie angeht, Verdrehen des vielen, was nachtheilig erscheinen könnte, Lärmschlagen über ganz geringe Dinge, wenn sie von Oben ausgehen, gänzliches Vergessen und Uebergehen alles dessen, was die Nation, ihr politisches und intellektuelles Steigen und Fallen, was Unterricht, Kunst und Literatur betrifft. Dem Mann scheint in der Geschichte nichts bemerkenswerth, als was vom Hof und von einem Dutzend vornehmer Familien ausgeht. Daraus sollen nun die Savoyer ihre Landes- und Volksgeschichte lernen, denn das Buch ist nicht etwa für fürstliche Bibliotheken, sondern für die Schulen des Landes bestimmt. Im ersten Band finden die achtzehn Grafen von Savoyen ihre Stelle; der zweyte behandelt die vierzehn Herzoge, der dritte aber, dessentwegen das ganze Buch geschrieben zu seyn scheint, spricht von den sechs Königen, Viktor Emanuel eingeschlossen. Am Ende jeden Bandes steht eine Notiz über die Zweige des Hauses Savoyen, die mit der Hauptlinie in genauer Verbindung stehen. So finden am Ende des ersten Bandes die Grafen von Piemont, genannt von Achaja, von 1244 bis 1417, ihre Stelle; beym zweyten Band die Linie Savoyen-Nemours, und beym dritten die Linie Savoyen-Carignan. Um das Werk und sein Streben hinlänglich zu bezeichnen, braucht es nur folgende Stelle, wo der Verfasser von dem Faktionsgeist spricht, der heut zu Tage aus abscheulichen Absichten die Geschichte auf seine Weise entstellt. „Von der Unwissenheit begünstigt, malt man mit den Farben der Ungerechtigkeit, was die weisesten Fürsten lobenswerthes gethan haben. In unserem Jahrhundert brüstet man sich mit philosophischer Erziehung, die unsere Voreltern nicht kannten; in unserer Zeit aber ist es besonders nöthig, den jungen Leuten soliden Unterricht zu geben, und in ihren Herzen die Bande zu befestigen, welche die Völker an die Religion und die Unterthanen an ihre Könige knüpfen. Bey uns sind die Barante, Guizot, Thiers, Mignet und andere nur geringe Stümper, da sie die Philosophie in die Geschichte bringen wollen."

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Der Franzose ist kein sklavischer Nachahmer; indem er ein fremdes Stück seiner Bühne anpaßt, weiß er es auf seine Art zuzurichten und dem Geschmacke seiner Nation anzubequemen; hierüber geht freylich die ursprüngliche Gestalt eines Meisterwerkes zum Theile verloren, darum bekümmert sich aber das Publikum wenig. Einige Tagesblätter tadeln es, daß man so viele Nachbildungen eines und desselben Stoffes erscheinen läßt, und denselben Gegenstand, obwohl unter verschiedenen Gestalten, dem Publikum so häufig vor Augen führt. Allein mich dünkt, dieser Tadel ist nicht sehr begründet. Es ist schon sehr interessant zu sehen, auf wie mannigfache Weise ein merkwürdiger Gegenstand von mehrern Dichtern behandelt worden ist, und die Vergleichung derselben hat einen eigenen Reiz. Zur Bildung des Geschmacks eines Volks und zur Belehrung der Schriftsteller trägt diese Vergleichung offenbar manches bey. In diesem Augenblick ist „Wilhelm Tell" an der Tagesordnung in Paris, zum großen Aergerniß der Ultrablätter, welche schon die Revolution mit großen Schritten wie ein Gespenst herbeyschreiten sehen. Nachdem die komische Oper, das Gaitétheater und das Vaudeville, jedwedes seinen eigenen Tell hervorgebracht hat, erwartet man noch zwey Tells, einen an der großen Oper und einen andern am Théâtre français; vielleicht arbeiten auch noch andere Theater an einem Schweizerhelden. Am Vaudevilletheater hat man aus dem Tyrannen Geßler einen lustigen Kumpan gemacht, der in die Frau Tell verliebt ist, sich die Schweizerinnen und den Schweizerwein wohl behagen läßt, und nebenbey Respekt vor seinem Hut fodert. Er singt ein munteres Trinklied, das wahrscheinlich bald populär werden wird. Am meisten hat sich das Melodram, welches auf der Volksbühne Théâtre de la Gaité gegeben wird, an das Original gehalten; hier ist Schiller zum Theil nur übersezt worden. Man wird sehen, wie die große Oper den Tell behandeln wird. Schon sind einige Tagesblätter aller der Tells satt, und bitten mit Geßlerschem Unwillen, man möge das Publikum künftig damit verschonen. Welcher herrlichere Stoff ließe sich aber wohl für eine große Oper auffinden, als eine so dramatische Weltbegebenheit, welche die Begründung der Unabhängigkeit und Freyheit eines ganzen Volkes zur Folge hatte? Sollte dieser Stoff nicht Rossinis Genius neu beleben, und zu einem neuen Meisterstücke Anlaß geben?

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 182.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Juli 1828.

— Er liebt; kein Zweifel mehr.
Doch wer ist diese Glückliche?

Schiller.

Das innere Gesicht.

Novelle von Georg Döring.

In dem Flecken Alcala, der in einer anmuthigen Ebene am Flusse Henares gelegen ist, hielten in jenen Tagen, als die kastilianischen Könige noch oft mit den maurischen Beherrschern von Granada in blutige Kriege verflochten waren, die erstern zu verschiedenen Jahreszeiten ihren glänzenden Hof. Die Umgebungen des Ortes sind auch in der That so freundlich, daß sie schon den einfachen Bewunderer der Natur, den die Pracht der Höfe gleichgültig läßt, zu einem Aufenthalte einladen. Fast bis an die Ufer des Flusses steigen in wellenförmigen Senkungen die Hügel herab, an deren Abhängen Feigen und Citronenwäldchen mit schönen Rebenpflanzungen wechseln. Im Hintergrunde zeigen sich nach einer Seite hin die schwarzen Felsengipfel in der Nähe von Toledo, nach den andern Gegenden wird die Aussicht durch liebliches Waldesgrün begränzt. Das Thal von Alcala selbst ist ein reizender Blumengarten. Wo der Schritt des Wanderers weilt, bietet sich ihm eine herrliche Aussicht auf den sanft vorüberfließenden Strom, auf die Blumenwiesen, auf den zierlichen Flecken selbst, in die duftige, mit süßen aber unbestimmten Gefühlen erfüllende Ferne.

In jener alten Zeit, von der wir oben sprachen, hatte einst Enrique III. von Kastilien sein Hoflager in Alcala aufgeschlagen. Was die Hauptstadt an reizenden Frauen, an tapferen Kavalieren besaß, war ihm und seiner jungen Gemahlin dahin gefolgt. Er selbst stand noch auf der zarten Altersstufe, die den Knaben vom Jünglinge scheidet. Er zählte erst fünfzehn Jahre, aber sein Geist war der eines Mannes, seine Kraft war frühe gereift worden durch das Schicksal, das ihn, nur dreyzehn Jahre alt, auf den Thron Kastiliens erhoben hatte, das ihn damals schon nöthigte, die Zügel der Regierung mit eigenen Händen zu ergreifen, um dem traurigen Zwiespalte, der sich unter den unzufriedenen Großen seines Reiches offenbarte, ein Ziel zu setzen.

Es war gerade eine Zeit des Friedens mit den Mauren von Granada eingetreten. In diesen Unterbrechungen eines vieljährigen Krieges, der in der Verschiedenheit der Religion, in Ehrgeiz und Vergrößerungssucht seine unversiegbaren Quellen hatte, stand der kastilianische Hof an Glanz und Freuden keinem andern nach, als dem maurischen zu Granada. Dieser war dem üppigern Luxus des Orients treu geblieben, während jener schon mehr sich den kriegerischen Spielen, deren eigentliche Heimath der Norden war, näherte.

An einem heitern Tage fand sich der Hof des jungen Königs auf den amphitheatralischen Sitzen eines Circus versammelt, dessen Arena für diese Spiele bestimmt war. Enriques jugendliche Schönheit, die Anmuth seiner nicht ältern Gemahlin, erfreuten die Herzen des zahllosen Volkes, das aus der Nähe und Ferne herbeyströmte, um das geliebte Herrscherpaar zu sehen und zu bewundern. Ein glänzendes Schauspiel bot sich rings umher den Blicken

der staunenden Landbewohner. Die Damen des Hofes strahlten in der Pracht kostbarer Geschmeide, die Kavaliere in zierlichen Hofkleidern oder in glänzenden Waffenrüstungen. Was aber den schlichten Leuten aus der Umgegend nicht recht zu Sinne wollte, war, daß die meisten anwesenden Frauen und Jungfrauen, nach einer aus Frankreich herübergekommenen Sitte, den obern Theil des Antlitzes mit schwarzen Larven bedeckt hatten. Noch mehr aber schien es ihnen seltsam, daß sogar mehrere junge Herrn dieser Mode fröhnten, die aber auch zugleich in ihrem ganzen Wesen eine lächerliche Geziertheit an den Tag legten. Es waren Söhne aus den vornehmsten Häusern. Sie hatten den Hof des Königs von Frankreich besucht und von dort ein Streben nach dem Ungewöhnlichen, das sich in Kleinigkeiten äußert, mit zurückgebracht.

Aber wenn auch in der Anordnung des Ganzen ein ritterlicher Sinn vorherrschte, so war dennoch an äußerem Schmucke des Schauplatzes nichts versäumt worden, was dem Auge wohlgefällig seyn konnte. Die vergoldeten Säulchen, welche die Logen voneinander schieden, waren durch blühende Rosenguirlanden wiederum vereinigt, Blumenkränze, von schwebenden Engeln getragen, zeigten sich über den Köpfen der Damen, während die Brüstungen der Logen mit glänzenden Trophäen geschmückt waren. In der Mitte des großen Raumes stand ein künstlicher Palmbaum von Bronze, auf dessen Silberzweigen ein Reiher mit weit vorgebogenem Halse sich wiegte und in seinem Schnabel die Preise des später bevorstehenden Ringelrennens trug.

Unter den jungen Männern, die sich in der Umgebung des schönen königlichen Paares befanden, zeichneten sich besonders zwey durch ihren schlanken Körperbau, durch ritterlichen Anstand und edle Gesichtsbildung aus. Beyde trugen einen Ausdruck von kühnem Muthe in ihren Zügen, wie in ihrem Benehmen, der gewiß auf dem Schlachtfelde schon manchem Gegner drohend erschienen war; der eine aber paarte diesen mit einem sinnigen Ernste, während der andere mit großer Heiterkeit in die Welt sah und ihm fast immer ein spöttisches Lächeln auf den Lippen schwebte. Jener nannte sich Don Jayme Perdone, dieser Don Ramiro Tenori. Gegen Beyde bezeigten sich der junge König und seine Gemahlin sehr freundlich. Oefter aber richtete jener doch seine Fragen an den ernsten Jayme, als an den frohsinnigen Ramiro.

Jayme schien heute zerstreuter, als es sonst der Fall war. Er vermied es, sich in ein anhaltendes Gespräch mit seinem Freunde Tenori einzulassen. Seine Blicke schweiften unruhig im weiten Cirkus umher, bis sie endlich eine Stelle fanden, an der sie eine Zeit lang verweilten, und dann oft wieder zu ihr zurückkehrten. Sein Auge wurde feuriger, wenn es dorthin sah, seine Wange röthete sich und der scharf beobachtende Ramiro erkannte, daß in seines Freundes Herzen eine Leidenschaft im Entstehen begriffen sey, die ihm, so viel Tenori wußte, bis jezt noch fremd geblieben war. Dort nämlich, wohin seine Blicke immer zurückkehrten, saß eine zarte Frauengestalt in einem enganschließenden Seidengewande, das den Reiz ihrer Formen klar und lebendig hervortreten ließ. Ihr Haupt war mit einem turbanartigen Aufsatze bedeckt, aus dem ein Diamant von so seltener Reinheit und Größe strahlte, daß er selbst die Aufmerksamkeit der Königin erregte und diese sich gestehen mußte, kein ähnliches Kleinod zu besitzen. Von dem Turban wallte ein zarter Schleyer herab, in dessen Gewebe kleinere Edelsteine eingeflochten waren. Er verhüllte nur das Antlitz, ohne dem Auge irgend einen andern Reiz der Unbekannten zu entziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Francesko Lana,

Erfinder der Luftballone und Luftschiffe.

(Fortsetzung.)

Wird es, wenn die Bewegung noch so ruhig ist, dem bisher immer noch fest an die Scholle gebundenen Menschen in seinem neuen Fluge schwindeln, oder wird er am Ende eben so wenig davon spüren, als von der Bewegung der Erde um sich selbst und um die Sonne? Wird es Luftkrankheiten, Luftärzte geben, und werden sie Mittel gegen den Luftskorbut finden? Fährt man in 24 Stunden von Genua bis Petersburg, so braucht man nur etwa 60 von London bis Kalkutta; man kann also in England schneller Nachrichten über die Unruhen der Birmanen erhalten, als jezt von der Universität Göttingen. Der Londoner und Pariser Kurs kommen in sechs Stunden nach Frankfurt, der Kolumbische Kurs in etwas mehr als zwey Tagen nach Wien. Dieß ist Alles sehr angenehm, und wohl dem, welcher gleich Anfangs eine Aktie an einem Luftschiffe hat; ein einziger Gewinn reicht hin, ein neues zu bauen. Ich sehe schon im Geiste die Kurszettel an einem langen Senkbley herabkommen; unten steht der Kommis eines Bankiers, knüpft dafür die eigenen Kurszettel an und fährt schnell auf einem kleinen Dampfwagen ins Komptoir. Nun wird die Konkurrenz allgemein, die Kaufmannschaft bezahlt zusammen ein Schiff, und ich höre schon einen Luftfahrer durch ein Schallrohr herabrufen: Paris Al pari! Capo d'Istrias... Metalliques u. s. w. Ich sehe schon über dem Pariser Tempel des Merkurs eben so viele Luftschiffe schweben, als jezt Namen von Städten darin angeschrieben sind. Das ministère du commerce bekömmt mehr zu thun; statt des zahlreichen Ingenieurkorps wird ein inspecteur des aérostats erwählt, welcher selbst wenigstens eine Luftreise gemacht haben muß, damit er

seinen Antheil am Budjet vertheidigen könne. Die Privatgesellschaften bauen Luftschiffe für Reisende, bezahlen Anfangs die Leute, welche hineinsteigen, nehmen aber vorzugsweise leichte Menschen, und verlangen viel für Uebergewicht; kann das Schiff eines Zufalls wegen nicht weiter fahren, so werden die Passagiere auf den gewöhnlichen langsamen Dampfwagen weiter geschafft. Man sezt sich auf dem Luftschiffe zu Tische, nimmt sein erstes Frühstück in Italien, das zweyte in Hamburg und speist in Paris oder London zu Mittag.

Nun fängt sogar die Pariser Akademie der Wissenschaften an, die Luftschiffe für möglich zu halten, und während die Ebbe und Fluth im Handel häufiger und ihre Gründe bekannter werden, berechnet sie die Gründe von Ebbe und Fluth des Meeres, woran aber alsdann wenig mehr gelegen ist. Ein Ausschuß der geographischen Gesellschaft schifft sich ohne Empfehlungsbriefe ein und besucht die ihr unbekannte Länder. Nun, da nichts mehr daran liegt, sieht man, woher der Nil kömmt und ob der Niger das Privilegium hat, aufwärts zu fließen.

Die drey asiatischen Gesellschaften haben Geld genug, zusammen ein Luftschiff zu bauen, und lassen den Kaiser von China aus der Luft herab fragen, wie viel Einwohner sein Reich habe, und wenn er sagt: Seht selber zu! so zählen sie die Bevölkerung an den Häusern, wo die Anzahl angeschrieben steht, und stellen die Berechnung en gros an, wie einst Xerres und wir selbst, wenn wir die Bände der großen Bibliotheken zählen. Sie bitten höflich um chinesische Inedita und bringen sie in vier Tagen zu Herrn Morrison oder seinen Nachfolgern, welche alsdann nicht mehr nach Canton zu reisen brauchen, um nicht in die Stadtthore eingelassen zu werden. Tachygraphen schreiben alle chinesischen Sylben auf, welche sie hören können, mögen sie aber ja nicht in Leipzig erklären lassen. Die Gelehrten messen en passant die Länge der chinesischen Mauer; bringen dem Hause Ternaux Zuchtwidder aus Thibet; sehen zu, ob in Mittelasien Platz für Herrn Gambas Kolonien und für Herrn Bory de Saint Vincent eine neue Menschenspezies zu finden sey, streuen Manna auf Hellas, und werben von Pecking bis Marocco Abonnenten für die arabische Zeitschrift des Herrn Garcin de Tassy. Möge eine neue amerikanische Luftgesellschaft Herrn Bonpland, aus dem Gefängnisse des unmenschlichen Dr. Francia erretten! Diese Gesellschaft erhält auch in London den Preis für das Auffinden der Nordwestpassage, welche sie gar nicht zu suchen braucht.

Was wird aus den Duanen, was wird aus den Festungsgräben, Verschanzungen und dem Kriegswesen überhaupt, was aus den Naturgränzen, Schornsteinen, Diligencen, Eilposten, Fiakres, Omnibus, Seeschiffen, Chausseen und dem Wege unter der Themse? was wird aus allen den Tausenden von Beamten für diese Einrichtungen?

Die Schildwachen stehen auf den Dächern, die Kanonen auf den Thürmen, die Lufteskadren visiren die Pässe, schirmen an heißen Tagen die Städte vor der Sonnenhitze, begießen die Mark Brandenburg, treiben die Gewitter weg oder jagen die Wolken zusammen; bringen frisches Wasser nach Paris, spanische Trauben nach Archangel, Eis nach dem Aequator. Die Luftfahrer sehen durch Herrschelsche Ferngläser in den feuerspeyende Vesuv. Wir zeigen die Flugschriften an, welche vor fünf Tagen bey unsern Antipoden erschienen. Eine neue Epoche blüht für die Kunst; die Perspektive und Farbenlehre wird vervollkommnet; die Dächerbauart wird verschönert, denn die Façaden sind eben so gut oben als vorne; vornehme Leute, welche eine eigene Luftyacht besitzen, fahren bey schönem Wetter zum Dache hinaus, und die Miethe der obern Stockwerke steigt im Preis; Vormunde und Sultane verschließen ihre Dächer hermetisch.

Die Geographie fängt an, einigermaßen objektiv zu werden, und die Franzosen entdecken, daß das Selterserwasser nicht aus dem Departement du Bas-Rhin kömmt, wie ihre geographischen Handbücher behaupten. Die Weltgeschichte wird endlich Geschichte aller Völker der Erde. Die unbeschäftigten Mediziner spüren leichter Kranke auf, und wenn die Aerzte bis dahin bewiesen haben, daß Pest und gelbes Fieber wirklich nicht ansteckend sind, so brauchen die europäischen Quarantainen nicht fortzubestehen, welche der Luftschiffahrt unverhältnißmäßige Hindernisse in den Weg legen würden.

Die Kriegskundigen befestigen die Luftschiffe. Congreveschen Raketen drohen von oben; die Heere werden durch die Luft geführt. Es gibt Luftbombardiere, Luftadmirale; wer eine höhere Stelle bekömmt, erhält ein Schiff, das sich höher als die andern erhebt; die Linienschiffe heißen Montgolfiers, Charles, Robert, Lana, Dädalus. Der Staat, welcher am meisten und die am besten gebauten Luftschiffe hat, ist der stärkste, und die Statistik erfreut sich eines neuen Feldes. Thörichte Engländer mit euren Preisfragen! Eure Seeschiffe, eure Häfen haben ihren Werth verloren; eure Feinde können euch Klapperschlangen aus Amerika, Sand aus der Sahara, tolle Hunde, Bären, Hyänen über den Kopf werfen, sie werden Oel in eure Flammen gießen, wenn ihr nicht euer Schiffswesen hoch über die Wolken erhebt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

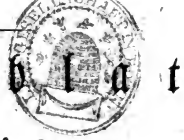
London, Juli.

Irland, dieses, bey allen Mitteln glücklich zu seyn, so unglückliche Land zieht in diesem Augenblick mehr als je die Blicke der Welt auf sich. In den neulichen Debatten über die Emancipation drückte der Herzog von Wellington den Wunsch aus, die Katholiken möchten in Ruhe und Unterwürfigkeit abwarten, ob etwas für sie geschehen könnte. Die Katholiken aber scheinen anderer Meynung zu seyn, und halten es für ihren Vortheil, recht viel Lärm zu machen, und ihre Sache nicht einen Augenblick ruhen zu lassen. Die Auftritte in der Grafschaft Clare und die Wahl O'Connels zum Parlamentsglied sind aus den politischen Blättern bekannt. In Enis drängten sich bey dieser Wahl von Tag zu Tage 40 bis 60,000 Menschen zusammen, und man hörte nicht eine einzige zornige Stimme, ja man sah nicht einen einzigen betrunkenen Menschen auf der Straße. Das Volk hörte sowohl O'Connel und seine Freunde, als seinen Nebenbuhler Fitzgerald mit Gelassenheit ja mit Beyfall an, und obgleich die katholischen Redner Anfangs ziemlich hart mit Fitzgerald verfuhren, so schloß sich doch das Ganze auf sehr freundliche Weise, und das Volk gab sowohl dem glücklichen als dem unglücklichen Kandidaten, drey Hurrahs. Das Wunderbarste bey diesen Auftritten ist und bleibt die Enthaltsamkeit des Volks von geistigen Getränken und Schlägerey, ein Gehorsam, wovon die irländische Geschichte vielleicht kein zweytes Beyspiel aufzuweisen hat, da in diesem Lande fast kein Markttag ohne blutige Schlägerey verläuft, und zwar nicht so oft zwischen den religiösen und politischen Partheien, als zwischen Menschen eines Glaubens; es ist einmal ihr Element. Zu den vielen bekannten Zügen von der Gesunkenheit und der Verwilderung des irischen Landvolks füge ich einen, welcher den Zustand des Landes im gräßlichsten Lichte darstellt. In der Grafschaft Tiperary hatte sich ein Sachwalter, Namens Chadwick, bey den Bauern durch seinen Troz so verhaßt gemacht, daß der Bauernverein, welcher das Leben dort so unsicher macht, ihn im nächtlichen Rath zum Tode verurtheilte. Ein junger Bursche, der sich schon öfter bey den Gewaltthaten der Bauern hervorgethan, und der sich für berufen hielt, immer zur Rache des an den Bauern begangenen Unrechtes bereit zu seyn, erbot sich zu dem blutigen Geschäfte. Chadwick war eben beschäftigt, bey Kanonn eine sogenannte Polizeykaserne, einen Zwinghof für die Bauern, bauen zu lassen; dorthin begab sich Patrik Gran, und erschoß das bezeichnete Opfer am hellen Tage, auf offener Landstraße. Ein Mann, Namens Philipp Marn, sah die That und gab sie, voll Entsetzen, sogleich bey einem Beamten an; der Mörder ward ergriffen, gerichtet, und auf das Zeugniß dieses Mannes aufgeknüpft. Ueber 15,000 Menschen waren bey der Hinrichtung zugegen; aber statt durch die gerechte Strafe abgeschreckt zu werden, sahen sie den jungen Verbrecher für einen Märtyrer der guten Sache an, und Tausende schworen in ihrem Herzen, ihn an dem Zeugen, den sie einen Verräther nannten, zu rächen. Die Regierung, welcher der böse Geist des Volkes nur zu gut bekannt ist, schickte diesen Mann zwar sogleich nach einer andern Gegend; aber dieß brachte die Wilden nicht von ihrem Racheplan ab; der Verbrecher war ihnen entgangen, dafür sollten die Seinigen sterben. Die ganze Gegend, Männer, Weiber und Kinder des verschwornen Bauernstandes wußten um diesen Plan wochenlang, aber kein einziger hatte die Menschlichkeit oder den Muth, die Verurtheilten zu warnen. Eines Abends, als Marns drey Brüder, welche als Maurer an der Kaserne arbeiteten, mit einem Lehrjungen von der Arbeit gingen, feuerten auf einmal acht Männer ihre Flinten auf sie ab. Kein Schuß traf, und zwey von den Marns, nebst dem Lehrling, liefen davon; der eine aber, der sich in eine nahe Hütte geflüchtet hatte, ward auf gräßliche Weise ermordet. Diese neue Mordthat erregte wo möglich noch größeren Schrecken im Lande als die erste; die Regierung bot eine Belohnung von 2000 Pfund Sterling für die Entdeckung der Mörder; hunderte elender Menschen, von denen manche kaum so viel besaßen, um ihre Blöße zu bedecken oder ihren Hunger mit Kartoffeln zu sättigen, wußten darum, aber diese große Summe vermochte keinen zum Verräther zu machen. Auch vergingen mehrere Monate, ohne daß etwas an den Tag kam; endlich aber bewirkte die Furcht, was die Habsucht nicht vermocht hatte. Zwey Männer, welche des Straßenraubes wegen eingezogen worden waren, bekannten sich als Theilnehmer des Mordes, und erboten sich, um das eigene Leben zu retten, gegen ihre Mitschuldigen zu zeugen. Alle wurden für schuldig erkannt und hingerichtet. Aber nicht nur diese, sondern eine Menge anderer erlitten bey den lezten Assissen zu Clonmel die Strafe der gräßlichen Verbrechen, welche Irland schon so lange schänden, und deren alte Quelle nicht Habsucht ist, sondern Haß und Rache wegen uralter Bedrückung. Viele wurden gehenkt und noch mehrere verbannt, und ohne Zweifel hat das schwere Gericht für den Augenblick Schrecken verbreitet und der Provinz etwas Ruhe verschafft; aber schon soll die Hyder Rache aufs Neue das Haupt erheben, und man fürchtet mit Recht, daß das verwilderte Geschlecht bald wieder zu Gerichte sitzen, und nicht nur seinem uralten Groll Luft machen, sondern eben für diese strenge Rechtspflege Rechenschaft fordern werde. Denn dergleichen große Strafgerichte haben schon so oft in einer oder der andern Grafschaft, und besonders in dieser stattgefunden, ohne daß die furchtbaren Bauernvereine und ihr Rachesystem dadurch vernichtet worden wären, so daß von der Strenge der Geseze die Ausrottung des Uebels nicht mehr zu erwarten ist. Diesem Zustand kann man nur dadurch ein Ende machen, daß man die Bauern die Geseze achten lehrt; dieß kann aber nur gelingen, wenn man sie überzeugt, daß die Geseze nicht blos ein Werkzeug in den Händen der Protestanten sind, um die Katholiken zu unterdrücken, und ein großer Schritt dazu wird gethan seyn, wenn sie einmal wissen, daß Katholiken mit im Parlamente sizen und diese Geseze machen helfen, wenn sie dann und wann einen Katholiken als königlichen Anwald, oder wohl gar als Richter, mit dem Hermelin bekleidet, erblicken. Vor allem aber muß sich die Regierung die katholische Geistlichkeit gewogen machen; denn wenn man sieht, was dieselbe so eben bey der Wahl O'Connels, durch Versprechungen und Drohungen, vermochte, so darf man nicht zweifeln, daß sie in Irland alles vermag, um was es ihr ernstlich zu thun ist. Ich erwähne hier noch eines Auftrittes zu Enis, welcher beweist, welche Gewalt die Geistlichen haben, wie weit sie sich derselben bedienen, und wie der Laye O'Connell dieser Gewalt sich für seinen Ehrgeiz als Leiter zu bedienen hofft, Vorschub leistet. Ein Mann stimmte für Fitzgerald. Auf den Rückweg vom Amtsorte begegnete ihm sein Priester und sagte ihm, er habe Gottes Zorn auf sich geladen. Ob sich der Mann dieß zu Herzen nahm, oder ob es Zufall war, er wurde noch an demselben Abend krank und starb nach wenigen Stunden. Wer sollte nun glauben, daß O'Connel am folgenden Tag öffentlich in einer Rede erklärte, er glaube, daß Gott diesen Mann zur Strafe, weil er für seinen Nebenbuhler gestimmt, getödtet habe, und das Volk aufforderte mit ihm zu beten, daß ihm Gott vergebe? Das soll er wirklich gethan haben, und damit etwas, was im ganzen Königreich und unter allen Religionspartheyen Eckel erregen muß. Fast in ganz Irland sollen öffentliche Beleuchtungen und andere Freudenbezeugungen wegen seiner Erwählung stattgefunden haben, und zwar überall ohne Unordnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 183.



Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Juli 1828.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon das liebe Kind empfunden
Tief in meiner Brust.

Goethe.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Don Ramiro lächelte über seinen Freund. Er konnte nicht begreifen, wie der Anblick einer freylich recht anmuthigen Gestalt, die aber doch das verbarg, was allein die Seele zu bezaubern vermag, Gesicht und Auge, seinen Jayme in ein Entzücken zu versetzen im Stande war, das sich in seinem ganzen Benehmen lebendig aussprach.

„Jayme," redete er mit einem leisen Anfluge von Spott im Tone seiner Stimme den Freund an, „wer mag die schlanke Frauengestalt im himmelblauen Kleide seyn? Sie ist so zart gebaut, wie kein anderes weibliches Wesen an unserm Hofe, und wenn der Glanz ihrer Augen dem ihrer Edelsteine gleicht, dann wehe demjenigen, der den Blick zu ihr erhebt! Entspricht aber gar ihr Antlitz der Schönheit ihrer Gestalt, dann sollte man sie verbergen hinter Schloß und Riegel vor aller Welt, denn sie würde, wie jene Prinzessin im Märchen, Alle, die ihr naheten, in ein Entzücken versetzen, dessen Uebermaas den Verwegenen den Tod bringen könnte. Aber zum Glück ist das schwerlich der Fall! Wie möchte sie sonst, was ihr Ruhm brächte und Bewunderung, mit dem, wenn gleich höchst kostbaren Schleyer bedecken? Sieh unsere Damen an in der Runde! Blos die alten und häßlichen tragen Larve oder Schleyer. Hat der Himmel nur eine mit einem erträglichen Gesichtchen beschenkt, so zeigt sie es gern vor aller Welt, des Sprüchleins eingedenk:

„Schöne Augen müssen leuchten,
Tagessonnen, Nachtgestirn;
Rosenwangen geben Zeugniß,
Daß ich nicht zu grausam bin."

„Dein Witz ist hier schlecht angewandt!" versezte mit großem Ernste, aber zugleich sehr weich Perdone. „Ich habe das Antlitz jener Dame erschaut. Der Blick ihres Auges hat mich getroffen. Sie ist das reizendste Wesen, das noch je auf Erden gewandelt. Die Wunder, die du prophezeit, sind an mir nicht in Erfüllung gegangen, aber so viel weiß ich, daß ich mein Leben für ein sehr geringes Gut achten würde, wenn ich es nicht ihrem Dienste widmen dürfte ganz und gar."

„Ein neues Wunder!" flüsterte Don Ramiro, der den Inhalt ihrer Unterredung den Umstehenden nicht preisgeben wollte. „Dein Herz, das bis jezt hart gewesen wie der Fels von Gibraltar, schmilzt vor der Glut eines Augenpaars, wie weiches Wachs. Deine Seele, die nur nach Waffenruhm und Kriegsthaten lüstete, ist schmachtend geworden und sehnsüchtig nach häuslichem Glück und Ehestand. Armer Jayme! Gesteh', wo hat sich das Wunder begeben, welches glückliche oder unglückliche Gestirn hat dich der Besitzerin des köstlichsten Diamanten so nahe gebracht, daß du Reize schauen durftest, die hier unter ihrer Verhüllung nicht höher im Werthe stehen, als die Runzeln einer sechszigjährigen?"

„Komm mit mir dort in jenen einsamen Winkel und ich will dir Alles erzählen," antwortete Jayme, indem er bemüht war, seinen Freund bey Seite zu ziehen.

„Noch eins!" fiel Ramiro ein. „Neben der Schönen sizt ein junges zartes Männlein von beynahe weibischer Gestalt und Sitte. Es trägt eine Larve wie unsere jungen Stutzer, seine Kleidung strahlt von Gold und Perlen, es ist so beweglich, daß es keiner genauen Beobachtung Stich hält, und benimmt sich in der That höchst vertraulich mit dem Gegenstande deiner neuerwachten Zärtlichkeit. Fürchtest du diesen Nebenbuhler nicht?"

„Es ist ihr Bruder," versezte ruhig Perdone.

„Bey den Gebeinen des heiligen Jakob," entgegnete der Freund, „du hast schon nahe Bekanntschaft mit der Dame gemacht! Aber jener häßliche Alte hinter ihr, mit dem langen Barte? Ist der etwa auch ein Stück aus der Verwandschaft? dann fürchte ich sehr, deine Liebe hat sich zu einer Tochter Mesopotamiens verirrt und die verbotene Frucht darfst du nicht pflücken."

„Laß den unzeitigen Scherz und höre mich vernünftig an!" sprach Jayme. Tenori folgte ihm in den Hintergrund der Loge und jener fuhr fort. „Es war in der Frühe des heutigen Morgens, als ich am Ufer des Henares hinwandelte und meine Blicke an dem goldenen Glanze des Flusses, an der Blumenpracht weidete, die mich umgab. Mancherley Gedanken kamen mir in den Sinn. Erinnerungen aus früher Kindheit belebten sich und zogen wie Traumbilder an meinem Geiste vorüber. Ich sah wie in einem Spiegel uns beyde als fünfzehnjährige Knaben wieder, die damals schon jede flüchtige Freude, jedes flüchtige Leid miteinander getheilt. Ich sah meine verstorbenen Eltern, die sanfte Mutter, den heldenmüthigen Vater. Viele Gestalten der Vergangenheit drängten sich langsam aber erkennbar in meine Seele. Ich weiß nicht wie es kam, ich wurde schläfrig über diesen Gedanken, mußte mich niedersetzen und schlummerte wirklich ein. In diesem Schlafe wurde es mir wunderbar zu Muthe. Es dünkte mir, ich sähe in mich selbst hinein und glänzende Blitze schlängelten sich durch mich hin und ihre Strahlen blieben stehen, und es wurden ihrer immer mehr, bis sie sich endlich zu einem einzigen Glanzgewebe gestaltet hatten. Auf diesem goldenen Grunde erschienen nun viele befreundete Bilder, auch das deinige befand sich unter ihnen. Aber es strahlte in einer wunderbaren Verklärung und jener spöttische Zug um den Mund, den dein treues Herz Lügen straft, war nicht vorhanden. Du warst schöner deßhalb, reiner und edler!"

„Tolle Schwärmerey!" fiel Tenori unmuthig ein. „Diesen Satyr auf meinen Lippen halte ich für eine meiner liebenswürdigsten Eigenschaften."

„Nenne es nicht Schwärmerey," sagte mit einem Ernste, der seinem Freunde höchst seltsam dünkte, Jayme, „nenne es lieber eine Offenbarung. Dein Bild verschwand, und aus dem goldenen Hintergrunde meines wunderbaren Traumes hoben sich drey Gestalten hervor, die ich früher noch nie gesehen hatte. Sie standen nicht vor mir, sie lebten auf in meinem Innern. Es war die Jungfrau im blauen Seidengewande, es war der junge Mann, der ihr dort zur Seite sizt, es war der bärtige Alte, der im Traume schon denselben widrigen Eindruck auf mich machte, den seine Erscheinung in der Wirklichkeit auf dich hervorgebracht. Sie trugen alle drey dieselbe Kleidung, in der du sie jezt siehst. Ich fühlte die Nähe des weiblichen Wesens mit unbeschreiblichen Wonneschauern, die mein Inneres durchbebten. Sie blieb lange unbeweglich und schien hinter dem Schleyer mit besonderer Theilnahme mich anzublicken. Dann schlug sie diesen plötzlich zurück und ich ward nun gewürdigt, das wunderherrliche Antlitz zu schauen. Und es sah herauf zu mir aus meinem Herzen und ist nun ewig dort angesiedelt! Die Augen des holden Bildes strahlten heller als das Lichtmeer, das in mir auf und nieder wogte. Ein wunderbares Feuer brach aus ihnen hervor und ich erkannte, wie dieses Feuer mit meinem eigentlichen heiligsten Selbst in Eins verschmolz. Ihr Ich war nun für immerdar mit dem meinigen vereinigt und es war nun klar, daß dieses immer so gewesen sey und nun durch diesen zauberischen Traum sich zum Bewußtseyn in mir gestaltet habe. Sie lächelte mich an und meine ganze Seele wurde in ein freudiges Leben entrückt, für das ich keine Worte habe; dann trübte sich ihr Blick, sie sah ernst und traurig auf den nebenstehenden jungen Mann, und eine tiefe Wehmuth, die ich eben so wenig mit Worten zu schildern vermag, ergriff mein ganzes Innere. Sie sprach mit dem jungen Manne. Ihre Stimme klang so wohlthuend, daß ich glaubte Töne zu vernehmen, die nur der Sprache der Engel eigen seyn können. Von dem, was sie sagte, verstand ich nur das Wort „Bruder," mit dem sie den Unbekannten mehrere Male anredete. Auch er hatte die Larve abgenommen und trug das Antlitz frey. Seine Züge gefielen mir nicht. Sie waren zwar fein gebildet und etwas Stolzes, sogar Erhabenes sprach sich in ihnen aus; aber in den kleinen blitzenden Augen schien List und Verstellung zu wohnen, die Muskeln des Antlitzes trieben ein ewig reges Spiel, das den innern Unfrieden an den Tag legen mochte. Sonderbarer Weise verrieth seine Gesichtsfarbe die maurische Abkunft, während die Wangen der Schwester mit der Lilie an Weiße, mit der Rose an sanfter Röthe wetteiferten. Der häßliche Alte hinter ihnen lächelte mich widrig und tückisch an."

(Die Fortsetzung folgt.)

Franceško Lana,
Erfinder der Luftballone und Luftschiffe.

(Beschluß.)

Hat nicht fast jede Erfindung einiges Aergerniß erregt? Hat man nicht die ersten Buchdrucker für Abgesandte des Teufels gehalten? Welche Gefahr drohte, als man das Pulver erfand, als man durch Erfindung der Uhren wissen konnte: „welche Zeit es ist" u. s. w? Die guten Folgen waren aber dauernder als die schlimmen. Betrachten wir die Gegenwart, so beachten wir nur das Einzelne, und wer das Neue durchsetzen will, muß allerdings die Klagen der Einzelnen berücksichtigen. Leiden die Douanen, so müssen die Luftschiffbauer den Schaden ersetzen, bis allgemeine Handelsfreyheit den Staaten andere Hülfsmittel darbietet; die Macht der seefahrenden Völker kann leiden, aber sie nehmen am leichtesten das Neue an und können die neue Erfindung am ersten anerkennen; die jetzige Befestigungsart geht unter, aber die dazu erforderlichen Summen können zu neuen Sicherheitsmitteln benuzt werden, und je mehr Mittel zu schaden Allen zu Gebote stehen, desto seltener werden die Angriffe seyn, wie es schon bisher die Geschichte zeigt. Die Sicherheit jedes Staates erheischt es auch dann, den Schwächern zu schützen, und die Luftintervention wird noch imposanter seyn als die zu Land oder zu Wasser. Die Luftschiffe der Privatgesellschaften werden in der Gefahr den Staaten nützlicher seyn als die jetzigen Handelsschiffe den Seemächten, und der größte Luftverkehr wird die größte Macht nach sich ziehen. Kein menschliches Auge kann den ganzen Umfang der Wirkungen erspähen, welche die Ausführung der lenkbaren Luftschiffe auf die Zukunft haben wird, und sollte sich auch der Gesichtskreis des Menschen nicht um viel mehr erweitern als früher durch die Entdeckung des Kompasses und der neuen Welt, so würden doch die Historiker mit dem ersten gegen den Wind segelnden Luftschiffe eine neue Epoche beginnen können; die Geschichte theilte sich dann ein in alte Geschichte oder kontinentale (von anno I. bis zur Entdeckung des Kompasses), in mittlere oder maritime bis zur ersten Luftfahrt, die nicht vom Winde abhängt, — wir leben also leider noch im Mittelalter — drittens in neue Geschichte, von der Herrschaft über die Luft bis auf weiteres. Ja, diese drey Epochen zusammen sind vielleicht wiederum die alte Geschichte, die der Erdoberfläche; dann kömmt wohl die mittlere, d. i. die des Mittelpunkts der Erde, und man sieht, ob Herr Cordier Recht hat, daß es dort höllenheiß ist; in diesem Falle müßte der Mensch lernen, eine noch größere Hitze zu ertragen, als der Mann in Paris, welcher jezt in einen auf 100° erhizten Backofen steigt, worin es ihm gewiß manche deutsche Bäckerjungen noch zuvorthun; endlich die neue Geschichte, wo man erfährt, was in der Milchstraße vorgeht und wo die Sternwarten mit dem ganzen Weltall in Korrespondenz stehen, vorausgesezt, daß es auf den andern Sternen Wesen gibt, wie wir sind. Erst in dieser neuen Geschichte bekömmt der Mensch einen klaren Begriff von Unendlichkeit des Universums u. s. w., welchen freylich jezt Manche schon haben wollen; diese Leute sind aber zu frühe geboren und thäten besser, zuerst die Luftschifffahrt einzurichten. Diese Luftschiffe werden freylich anfangs vieler Orten einen Stein des Anstoßes finden, aber schnell werden sie sich über das bisherige Thun und Treiben und über die andern Erfindungen der Menschen erheben. Dann kann Aufsicht im eigentlichen Sinne des Wortes stattfinden, wo jezt oft Nachsicht und zu wenig Umsicht ist. Die Monsoons werden dann so viel werth seyn als jezt die Eisengruben, Gebirgsgegenden, wo über einander entgegengesezte Luftzüge herrschen, werden mehr werth seyn als Goldgruben, und diese Eigenschaften werden auch immer denselben Ländern angehören, so lange der Aequator nicht mit der Axe tauscht. Wer zuerst mit dem lenkbaren Luftschiffe nach London fährt, sich den Preis zu holen, der wird sich, um mit Lana zu reden, zu den Sternen erheben, der Dank seiner Nebenmenschen zu ihm aufsteigen, und wenn er sich nicht unterwindet, den Erdbewohnern ein Leid zuzufügen, soll die größte Strafe über die verhängt werden, welche sich unterstehen dem Dädalus, was schwer ist, irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Noch immer ist der in der königl. medizinischen Akademie entstandene Streit über das Ansteckende und Nichtansteckende des gelben Fiebers nicht zu Ende. Dr. Chervin, welcher, wie ich bereits früher erwähnt habe, weit herum gereist ist, und mit der größten Mühe und vielen Unkosten Beweise zu seiner Behauptung, daß das gelbe Fieber nicht ansteckend sey, gesammelt hat, scheint in der Meynung Vieler Recht zu haben, wogegen der Sekretär der Akademie, Dr. Pariset, Himmel und Erde bewegt hat, um seiner Meynung von der Ansteckungsfähigkeit der Krankheit den Sieg zu verschaffen. Auf Parisets Meynung gestüzt, hatte das vorige Ministerium eine beträchtliche Geldsumme von den beyden gesezgebenden Kammern verlangt, unter dem Vorwande, Sanitätshäuser auf den Küsten zu bauen und zu unterhalten. Unter dem jezigen Ministerium sind jedoch andere Ansichten aufgekommen; schon ist in der Deputirtenkammer vorgeschlagen worden, von dem Vorsatze, Sanitätsanstalten an der Küste des atlantischen Meeres anzulegen, ganz abzugehen, und nur am mittelländischen Meere dergleichen Anstalten beyzubehalten. Auch ist die königl. Akademie der Wissenschaften nicht gleichgültig geblieben bey den rastlosen Bemühungen des Dr. Chervin, um die Wahrheit zu erforschen und gültige Beweise zu sammeln. Sie hat ihm daher in ihrer lezten öffentlichen Sizzung den diesjährigen Preis wegen wichtiger Entdeckungen aus der Montyonschen Stiftung zuerkannt; dieser Preis beläuft sich auf zehntausend Franken; so beträchtlich die Summe ist, so kann sie dem thätigen Arzt doch nur eine sehr geringe Entschädigung für die großen Unkosten seiner Reisen seyn. Dennoch hat es nicht an Tadlern gefehlt, welche die Entschei-

dung der königl. Akademie mißbilligt haben. Der sonst so freysinnige Globe meynt, es sey unrecht, daß man die dem Verdienste der Entdeckung zugedachte Belohnung einem Manne ertheilt habe, der gar keine Entdeckung gemacht, und auch keine Bewahrungsmittel gegen das gelbe Fieber aufgefunden habe. Freylich hat Dr. Chervin noch keine eigentliche Entdeckung gemacht, und die Frage über das Anstecken und Nichtanstecken des gelben Fiebers bleibt immer noch unbeantwortet; wenigstens kann man wohl nicht behaupten, daß sie schon zur Genüge beantwortet worden ist. Allein wenn nun gerade keine wichtige Entdeckung in der Heilkunde zu belohnen war, so hat die königl. Akademie der Wissenschaften sicher den von Montyon gestifteten Preis sehr wohl angewandt, da sie denselben einem Arzte zuerkannte, welcher keine Aufopferung gescheut hat, um die Wahrheit zu erforschen und einen streitigen und wichtigen Punkt in der Heilkunde aufzuklären. Dergleichen Bemühungen und Forschungen, wenn sie auch nicht sogleich ein Endresultat herbeyführen, verdienen immerhin eine belohnende Aufmunterung. Dagegen wäre ein anderer Arzt in Paris, Dr. Ferrus, Oberarzt im Hospital la Salpêtrière, neulich beynahe vors Polizeygericht gerathen und zur Strafe gezogen worden, wegen eines traurigen Vorfalls, welcher beweist, welch wichtige Folgen die Unwissenheit und die Nachlässigkeit der Aerzte nach sich ziehen können. In jenem Hospital werden epileptische Kranke behandelt. Ferrus wollte an diesen den schon mehrmals von praktischen Aerzten gerühmten hydrocyanischen Syrup versuchen, und schrieb vor, man solle jedem vier Gros oder Quentchen desselben in 8 Unzen Saftes aufgelöst reichen. Nun geschieht aber nach der französischen Pharmacopoe die Zubereitung des hydrocyan. Syrups so, daß eine starke Dosis des heftig wirkenden Arzneymittels eher ein Gift als ein Heilmittel ist, auch hat bereits Magendie in seinem Formulare die Bemerkung gemacht, daß die Blausäure nicht ohne Gefahr in so starker Menge dem Syrup einverleibt werden könne. Allein die Pharmacopoe ist nun einmal da, die Apotheker müssen sich nach derselben fügen, und die Mischungen in den vorgeschriebenen Verhältnissen vornehmen. So wurde denn auch im Salpêtrièrehospital, als Dr. Ferrus den Syrup für die epileptischen Kranken vorgeschrieben hatte, der Saft nach den verordneten Proportionen gemischt. Dem Apotheker schien allerdings die Vorschrift bedenklich, allein er mußte gehorchen, und ihn ging die Sache weiter nicht an. Der furchtbare Trank wird nun in den Saal gebracht, worin sich alle Fallsüchtige beysammen befinden; man fängt an, ihnen der Reihe nach den Trank zu geben. Die sieben ersten trinken das Gefäß rein aus, allein kaum hat der erste das Gift im Leibe, so spürt er unleidliche Schmerzen, bekömmt Krämpfe, Todeszuckungen, und verscheidet auf der Stelle. Der zweyte war unterdessen auch schon angegriffen worden, auch er verschied sogleich unter fürchterlicher Todesangst; eben so der dritte, der vierte, der fünfte, der sechste und der siebente. Man war nun mit dem furchtbaren Getränke bis zum achten gekommen. Allein bey dem Anblicke der sieben sich in Todesqualen herumwälzenden oder bereits verschiedenen Kranken überfiel ein unnennbares Grausen die übrigen Kranken. Sie kreischten, daß das ganze Hospital davon erzitterte, rafften sich in der Angst von Betten und Stühlen auf, flohen durch Thüren und Fenster davon, und schrieen im ganzen Hause umher, man wolle sie ermorden. Andere Kranke wurden von panischem Schrecken mit ergriffen, eine allgemeine Verwirrung herrschte im Hospital; man mußte alle Krankenwärter herbeyrufen, und sogar Gensdarmen hereinlassen, um die Kranken zu zwingen, sich wieder in ihre Säle zu begeben. Natürlich wurde mit dem fatalen Arzneymittel sogleich eingehalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Dr. Channings Analysis of the Character of Napoleon hat einen sehr günstigen Eindruck hier gemacht; der Verfasser ist ein Amerikaner, ein Mann, welcher frey von den meisten Vorurtheilen der alten Welt, und weit entfernt von dem Schauplatze, auf dem jener außerordentliche Mann gewirkt hat, über seinen Charakter so urtheilt, wie ihn wahrscheinlich die aufgeklärte Nachwelt beurtheilen wird. Der Hauptgrundsatz des Verfassers ist ein tiefer Abscheu vor dem Kriege.

Ein eben erschienenes Werk: Recollection of a Service of three years during the war of Extermination in the republics of Venezuela and Colombia (Erinnerungen an einen dreyjährigen Dienst im Vertilgungskrieg in den Republiken Venezuela und Kolumbia), enthält sehr viel Lesenswerthes über jene blutigen Kämpfe, die zwischen blutdürstigen Tyrannen und verzweifelten Sklaven gekämpft wurden, und welche am Ende aller Wahrscheinlichkeit nach wieder zum Vortheil der Tyranney ausschlagen werden, wenn auch einer minder blutigen und geistertödtenden als die spanische war. Folgende Anekdote ist charakteristisch: Während des lezten Aufenthaltes Morillos und seiner Armee auf Margarita, wurde die Gemahlin des amerikanischen Generals Arismendez, eine sehr schöne, reizende Frau, und gerade hoch schwanger, eines Abends von einer Abtheilung spanischer Truppen beym Baden in dem durch la Ciudad laufenden Flusse überrascht und nach dem Hauptquartier abgeführt. Sobald Arismendez dieß erfuhr, schwur er zehnfältige Rache, griff die Feinde an, erschlug viele, und nahm einen Obristen nebst 167 Mann gefangen. Dieser Obrist, welcher für den besten Offizier in Morillos Heer galt und dessen Liebling war, hatte sich als der grausamste Mörder der Insulaner ausgezeichnet; weßwegen auch Arismendez lange seiner habhaftig zu werden gesucht hatte, und ihn jezt dem unvermeidlichen Tode weihte. Als Morillo diese Nachricht erhielt, schickte er einen Negerknaben, einen seiner Gefangenen, mit einem Schreiben an Arismendez ab, worin er ihm seine Gemahlin für den gefangenen Offizier anbot, dabey aber ihr den Tod drohete, wenn diesem etwas zu Leide geschehe. Als dieses Billet ankam, waren die Soldaten schon erschlagen, und Arismendez antwortete: „General Arismendez führt keinen Krieg mit Weibern, sondern mit den Spaniern, den Feinden seines Vaterlandes; und dem Auswurfe der Menschheit. Morillo mag mit Arismendez Gemahlin thun, was ihm gutdünkt, so lieb sie ihm ist, so ist ihm doch das Heil seines Vaterlandes noch theurer, und ehe noch der Ueberbringer dieses Briefs den Ort verläßt, ist das Ungeheuer, welches so oft seine Hände in das Blut der unschuldigen Einwohner getaucht hat, eine Leiche.“ Hierauf losten die beyden Söhne des Generals, wer von ihnen den Gefangenen hinrichten sollte. Das Loos fiel dem jüngsten zu, und dieser schlug ihm in Gegenwart des Boten mit einem Machetti den Kopf ab. Als Morillo dieß erfuhr, wollte er wirklich seine Gefangene umbringen, und nur die Bitten einiger Offiziere vermochten ihn, davon abzustehen und sie statt dessen gefangen nach Cadix zu schicken. Hier wußte sie indessen schon nach wenigen Tagen verkleidet zu entkommen, und mit einem Kaufmannsschiffe abzusegeln. Dieses fiel einem Venezueler Kaper in die Hände. Als sie auf Margarita landete, kamen ihr alle Frauen der Insel entgegen, und bestreuten ihren Weg bis zu des Generals Hause, eine Strecke von einer deutschen Meile, mit Blumen. Die Spanier konnten von ihrem Lager aus den Triumphwagen sehen, auf dem sie saß.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Kunstblatt Nr. 61. u. Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich

für

gebildete Stände.

Zwei und zwanzigster Jahrgang.

1828.

August.

> Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
> Dann werden selbst der Apollonia
> Eifrigste Priester euch nicht verkennen.
>
> Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

bung der königl. Akademie mißbilligt haben. Der sonst so freysinnige Globe meynt, es sey unrecht, daß man die dem Verdienste der Entdeckung zugedachte Belohnung einem Manne ertheilt habe, der gar keine Entdeckung gemacht, und auch

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Dr. Channings Analysis of the Character of Napoleon hat einen sehr günstigen Eindruck hier gemacht

[illegible] u. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 64.

Ueber Malerey, ihre Bedeutung 2c. von K. Buchner. (Forts.) — Statuten des Schlesischen Kunstvereins. — Kunstausstellung in Breslau für 1829.

Nro. 65.

Kaiser Karl d. Gr. zieht zur Vertheidigung der Thore von Paris (mit einem Steinabdruck). — Ueber Malerey, ihre Bedeutung 2c. von K. Buchner. (Forts.) — Zinkographie. 1. Stuart und Revett, Alterthümer von Athen. 2. Alterthümer von Attika. 3. Alterthümer von Jonien. 4. Museum Worsleyanum 2c. — Lithographie. — Bildniß Ihrer K. H. der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Nro. 66.

Altdeutsche Baukunst. Vues historiques de la cathédrale de Strasbourg etc., oder Cathédrales Françaises dessinées et lithographiées. — Ueber Malerey, ihre Bedeutung 2c. von K. Buchner. (Schluß.)

Nro. 67.

Altdeutsche Baukunst. Vues historiques de la cathédrale de Strasbourg etc., par J. G. Schweighäuser. (Schluß.) — Kunstliteratur. Notice sur les principaux tableaux du Musée Imperial de l'Erémitage à Saint-Petersbourg etc. — Neue Kupferstiche. Master Lambdon etc. Didon etc. — Ankündigung eines gegenwärtig im Stich begriffenen Blattes nach der Pietà von Fra Bartolomeo de St. Marco im großherzoglichen Pallaste zu Florenz.

Nro. 68.

Ueber bildliche Darstellung der Gottheit. — Rom den 12. Juli 1828.

Nro. 69.

Ueber bildliche Darstellung der Gottheit. (Beschluß.) — Architektur. Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude, von Dr. G. Moller und Fr. Heger. — Anzeige, von Brockhaus.

Literatur-Blatt.

Nro. 62.

Humoristen. 1. Tieck. 2. Heine. (Schluß.) — Dichtkunst. Mélodies Helvétiques p. Ch. Didier.

Nro. 63.

Vermischte Schriften. Ulrich Hegners gesammelte Schriften. — Biographie. Leben des Erasmus von Rotterdam. — Religiöse Literatur. Briefe eines Deutschen über Gegenstände der Religion und Politik.

Nro. 64.

Schriften über Griechenland. 1. Histoire moderne de la Grèce etc. — Religionsschriften. Neue Jahrbücher für Religion u. Sitten 2c. von J. R. Steinmüller in Reineck.

Nro. 65.

Schriften über Griechenland. (Schluß.) 2. Bonaparte et les Grecs. 3. Histoire du siège de Missolonghi 4. Journal fait en Grèce. 5. Campagne d'un jeune Français. 6. Tableau de Grèce. 7. Tagebuch einer Reise durch Griechenland und Albanien. — Dichtkunst. Phantasien und Skizzen von W. Hauff. — Biographie. Notice sur Madame de Krudener par Mad. Adèle du Thon.

Nro. 66.

Vermischte Schriften. Annales du Zoophilisme etc. — Ein Beytrag zur Bitte: Helft doch den Heimathlosen. — Historische Literatur. D. Martin Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken 2c. von Dr. W. M. L. de Wette. — Nordamerikanische Literatur.

Nro. 67.

Dichtkunst. 1. Das Rheinthal, von G. C. Braun. 2. Neue Gedichte v. J. G. Distling. 3. Die Volkssagen des Rheinlandes, von K. Geib. — Reiseliteratur. Spaziergang durch Kalabrien und Apulien, von Just. Tommasini.

Nro. 68.

Reiseliteratur. Reise nach dem Südpol 2c., von J. Weddel. — Uebersetzungsliteratur. 1. Des Publius Ovidius Naso Lieder der Liebe. 2. Q. Horatius Fl. Episteln, von Dr. Jos. Nürnberger. — Topographie. Zeichnungen und Notizen von den Arbeiten an dem Gange unter der Themse von Rotherhithe nach Wapping. — Erziehungsschriften. Pestalozzische Blätter für Menschen- und Völkerbildung, von Dr. Joh. Niederer.

Nro. 69.

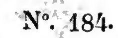
Pädagogik. Blicke auf die Taubstummenbildung 2c., von M. K. G. Reich. — Länderkunde. Geographisch-statistisch-topographisches Handwörterbuch von Großbritannien und Irland, von Rud. v. Jenny.

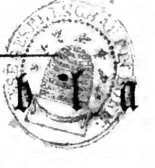
Nro. 70.

Der Mensch oder die fünfzehn Paradiese des Herrn Bory St. Vincent. — Philosophie. Ueber den Begriff der Vernunft 2c. Von Michael Aschenbrenner.

Anzeigen.

N°. 184.





Morgenblatt für gebildete Stände.

Freytag, 1. August 1828.

Gut seyn, gut seyn, ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sey der beßre Mann,
Sonst sey der Beßre König.

Claudius.

Bouillé bey Friedrich dem Großen und Joseph II.

Generallieutenant Bouillé war im amerikanischen Befreyungskriege einer der ausgezeichnetsten französischen Offiziere; er wollte sich nach dem Frieden von Versailles die siebenmalhunderttausend Franken, die er im Staatsdienst aufgewendet hatte, von Ludwig XVI. nicht ersetzen lassen, sondern hielt sich durch das Geschenk von zwey auf St. Christoph eroberten englischen Kanonen hinlänglich belohnt. Auf seinen Reisen, die er nach beendigtem Kriege in ehrenvoller Muße durch mehrere Länder Europas machte, kam er auch 1784 in die friedlichen Feldlager Friedrichs des Großen. Er hatte im siebenjährigen Kriege seine militärische Laufbahn begonnen und war nun begierig, jene berühmten Manoeuver zu sehen, die für die Kriegsschule Europas galten und bey denen Große und Herrn aus allen Ländern zusammenströmten. Er sah bey diesem Kriegsspiel des alten Friedrichs Blicke leuchten, wie am Tage der Schlacht, sah die Reihen jenes berühmten Fußvolks, todtenstill, regungslos, sah, wie auf das Signal diese Masse sich langsam, majestätisch in Bewegung sezte, Ein Schritt, Ein Tritt, gleichsam Ein Körper, der von Zeit zu Zeit Feuerströme von sich stieß; er nannte dieß eines der erhabensten Schauspiele der Welt und ahnete wohl so wenig als jeder Andere, daß sie am Vorabend des Untergangs eines Kriegssystems waren, das keinen Sieg mehr erfechten sollte. Seine Unterredungen mit Friedrich und Joseph II. enthalten manche charakteristische Züge, und die Leser lassen sich wohl nicht ungern ein wenig in die lezten Tage der guten alten Zeit versetzen.

* * *

Der König begab sich von Neisse nach Breslau; wir folgten ihm. Er reiste immer sehr schnell in einer Berline mit Bauerpferden; sein ganzes Gefolge bestand in einem Wagen und einem Packwagen mit einigen Bedienten, seinen Köchen und Hunden; er hatte weder Minister, noch Sekretäre, noch hohe Offiziere bey sich. Gewöhnlich saß ein General bey ihm im Wagen, zwey Husaren standen hinten auf, zwey Pagen folgten auf Bauerpferden.

Bey Breslau waren die Manoeuver auf dem berühmtem Schlachtfeld von Lissa. Ich speiste hier wie in Neisse beym Könige. Bey diesen Mahlzeiten herrschte die größte Ungezwungenheit, und der König sagte mehr als einmal zu mir: „Hier ist volle Freyheit, wie wenn wir im Wirthshaus wären.“ Das Essen war sehr gut, etwa wie in Paris vor zwanzig Jahren; man trank nichts als Champagner. Am zweyten Tage in Breslau sagte der König vor Tisch zu mir: „Sie rathen nicht, was ich diesen Morgen gethan habe. Ich habe die Finanzen meiner Jesuiten in Ordnung gebracht; mit allem ihrem Verstande verstehen sie davon nichts. Ich habe sie in der Hand,“ fuhr er fort, „und sie sind mir sehr nützlich; sie sind von mir besonders dazu angestellt, junge Leute für meine katholische Geistlichkeit zu erziehen und zu bilden; weil ich diese einmal unterhalten muß, so will ich, sie soll aufgeklärt seyn. Ich habe dieß mit dem Papst ausgemacht, mit dem ich sehr

„Ich will es erwarten!" versezte Don Ramiro in einem Tone, der genugsam an den Tag legte, wie wenig ihn die Eröffnung seines Freundes befriedigt hatte. „Mein Tage habe ich nicht viel auf Träume gehalten, aber dir zu Gefallen will ich es einmal mit diesem Traume versuchen und ihm eine besondere Rücksicht angedeihen lassen. Doch sieh, der König winkt uns heran! Das Spiel beginnt, die Trommeten schmettern und die Farfanes *) ziehen auf ihren trefflichen Araberrossen in die Bahn."

Es gewährte in der That einen schönen Anblick, diese gewandte Reiterschaar, lauter zierlich gebaute Jünglinge, in buntfarbiger, arabischer Tracht, die geschmeidigen afrikanischen Pferdchen mit einer Leichtigkeit und Sicherheit im weiten Raume des Cirkus herumtummeln zu sehen, die an das Wunderbare grenzte. Sie erschien im gestreckten Laufe, in anscheinender Verwirrung. Diese Verwirrung löste sich nach einigen Augenblicken in gefällige Gruppen auf, und nach Tänzerart mußten nun die verständigen Rosse ihre Schritte abmessen, und allerley dem Auge angenehme Bilder in der Arena ausführen. Die Reiter selbst stellten unter sich wiederum eine bedeutungsvolle Pantomime dar, in der sie, bald sitzend, bald stehend, mit siegreicher Kühnheit und unnachahmlicher Anmuth eine sinnvolle Deutung lebendiger Gemüthsaffekte und sanfter Empfindungen auszudrücken wußten. Dazu tönte eine fremdartige Musik, der die klagende arabische Rohrflöte einen eigenthümlichen bizarren Reiz lieh. Die ganze Vorstellung der Farfanes endigte mit einem kriegerischen Spiel. Hier zeigte sich die Verwegenheit der Jünglinge in ihrem ganzen Umfange. Sie sprangen, während die Pferde im angestrengtesten Laufe blieben, mit den wildesten Bewegungen durch die gezückten Sichelschwerdter. Jeden Augenblick glaubte man einen der Kämpfer tödtlich verwundet zu Boden stürzen zu sehen; der Gedanke, daß alles nur ein Spiel sey, wurde durch die Sache selbst entkräftet, und ein wildes, verwirrtes Morden schien nahe, als auch aus diesem unbändigen Treiben überraschend eine harmonische Ordnung hervorging, in der sich die Farfanes, unter lautem Beyfallrufen der Zuschauer, entfernten.

Don Ramiro Tenori hatte seine ganze Aufmerksamkeit diesem ritterlichen Spiele gewidmet, das die kriegslustige Jugend des kastilianischen Hofes mit Begeisterung erfüllen mußte. Sein Auge folgte jeder Bewegung der Reiter, sein Beyfallruf war der lauteste gewesen. In stummes Entzücken verloren, stand indessen sein Freund Jayme und hatte nur Augen für die Verschleyerte. War doch der Schleyer für ihn nicht vorhanden, sah er doch aus seinem Herzen hervorstrahlen das liebliche Antlitz, dünkte es ihm doch, als höre er wiederum den himmlischen Wohllaut der Stimme, wie sie zärtlich und beseligend seinen Namen nenne! Daß die Blicke des widrigen Alten durchbohrend auf ihm ruheten, daß dieser den jungen Mann neben der Unbekannten auf ihn aufmerksam machte, und hierauf dieser mit einer trotzigen Bewegung sich nach ihm umwandte und ihn lange ansah, blieb ihm verborgen. Er wußte sich auch selbst nicht Rechenschaft zu geben, ob er das reizende Wesen wirklich vor sich sehe, oder nur ihr in ihm lebendig neu zu Tage getretenes Bild. Denn so wie sein Entzücken stieg, wurde er ganz der Gegenwart entrückt, und es dünkte ihm, als wandle er an der Seite der nun entschleyerten Schönen auf dem Blumenufer des Henares hin, als hielte sie seine Hand liebevoll umfaßt und spräche mit dem unendlichen Zauber ihrer Stimme zu ihm: „Du bist ja nun mein, du Lieber, und ich dein auf ewig, denn wir beyde haben fortan nur ein Leben und sollen noch inniger vereinigt werden im Lichte und in der Wahrheit."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses waren kastilianische Unterthanen, die sich aus Unzufriedenheit mit der Regierung in Afrika niedergelassen hatten. Später söhnten sie sich wieder aus mit ihrem Vaterlande und kehrten in dieses zurück. Sie waren wegen ihrer Reitkunst berühmt.

Jean Paul Friedrich Richter an Emanuel.

Hof, den 3. Mai 1795.

Mein theurer Emanuel!

Hier sitz' ich an meinem Höfer Tische, aber die Bilder oder die Bildergallerien der Bayreuthischen Gefilde und Gärten und Menschen umziehen tanzend meine Augen. Und Ihnen hab' ich nicht blos Freuden, sondern auch Menschen zu danken. Mög' auch Ihnen der Himmel immer beydes geben, da Sie mit einer Wärme lieben, die zu gut ist, für die aus Eisbergen gehauenen Menschenstatuen um uns her.

Mein Brief ist nur eilig und kurz und historisch, wegen meines Walles von Arbeiten.

Hier sind die Hundsposttage, so weit ich sie habe. Die erträglichern Stellen darin, unter deren Erschaffung ich fast an Entzückungen starb, hab' ich, weil solche Kapitel so wenig wie Gemälde nur halb aufgerollet, sondern auf einmal in einer Sitzung gelesen werden müssen, am Rande mit einer rothen Wellenlinie bezeichnet.

Eben kam eine vortreffliche Rezension meiner Mumien in der Literaturzeitung.

Schäfer hat über Heins Wanderungen Recht, ich hatte nur gerade nach den besten geurtheilt.

Ich danke Ihnen für meine drey Tage im Paradies. Ihr guter Genius erquicke Sie und führe Sie hinaus in das mit Blüthen, Düften, Vögeln und Zweigen gefüllte Thal, in das die trunkne Seele einsinket, wie eine Biene in ihren kleinern Blumenkelch.

Ich bleibe

Ihr ewiger Freund
Richter.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Man hat so viel gegen den Charakter der Creolen im ehemaligen spanischen Amerika, geschrieben, daß es eigentlich Pflicht ist, die edleren Züge derselben bekannt zu machen. „Die Chilier von jeder Klasse, sagt General Miller in seinem Werke über Südamerika, das nächstens erscheinen wird und sehr interessant zu seyn scheint, pflegen mit unermüdeter Sorgfalt den Fremdling, welchen Krankheit vor ihrer Thüre befällt. Ohne Unterschied des Standes oder der Parthey steht dem Kranken Pallast oder Hütte gleich offen, und jedes Mitglied der Familie bezeugt ihm die lebhafteste Theilnahme. Zu Santjago wohnte Major Miller während einer schweren Krankheit in dem Hause des Lord Cochrane; da die ganze Familie sich zu Valparaiso befand, so besuchte ihn ein vornehmer Chilischer Offizier mit seiner liebenswürdigen und gebildeten Gemahlin täglich; sie vermochten ihn endlich in ihr Haus zu ziehen, wo sie ihm Tag und Nacht die aufmerksamste Pflege zukommen ließen, bis er wieder im Stande war aufs Neue ins Feld zu rücken. Nach der Schlacht bey Maypo besuchten Damen vom höchsten Range die Spitäler, als wenn sich dieß von selbst verstände, und eine jede unternahm die Pflege von so vielen Verwundeten, als ihre Mittel erlaubten. Sie reichten ihnen Heilmittel, und brachten ihnen aus ihren eigenen Häusern Speise und Getränke mit.

Nach der Einnahme von Lima fehlte es an Lastthieren, um die Spanier verfolgen zu können, welche sich durch die Wüste hin nach Ica gezogen hatten. Bereits hatte man drey Tage verloren. Da erschien zu Einche ein Transport von fünfzig Mauleseln, welche Obristlieutenant Miller sogleich zum Dienst preßte. Sie gehörten einer Jungfer von mehr als fünfzig Jahren, welche auf eigene Rechnung Handelsgeschäfte trieb, und zu Lima für wohlhabend galt. Sie ritt wie ein Mann mit langen, silbernen Sporen, bändigte die wildesten Pferde, warf das Lasso troy dem besten Mauleseltreiber und hatte die Stimme eines Stentor. Sie kam in Wuth zu dem Kommandeur, zeigte einen Paß von dem General, und bestand unter Flüchen und Verwünschungen darauf, daß man sie nicht anhalten dürfe. Aber die Nothwendigkeit gebot, die Soldaten nahmen von den Thieren Besiy und traten den beschwerlichen Marsch an. Was das Weib besonders erboste, war, daß dieser Streich ihr eine Spekulation hintertrieb, von der sie sich grossen Vortheil versprochen hatte; denn da es zu Lima an Branntwein fehlte, so war sie auf dem Wege nach Pisco, um von dorther eine Ladung zu holen; da sie ihre Thiere nicht aus dem Gesichte verlieren wollte, schloß sie sich an die Truppen an, und begleitete sie auf einem langen und beschwerlichen Marsche, auf dem man sich des Thaues wegen Nachts bis an den Kopf in den Sand eingraben mußte. Anfangs in sehr unfreundlicher Stimmung; nach und nach aber fing sie an einen Gefallen an diesem abenteuerlichen Leben zu finden; es fiel ihr ein, daß es gegen die Feinde ihres Vaterlandes gehe, und so ward sie heiter und gesprächig, und hielt sich beständig an der Seite des Kommandeurs. Endlich holte dieser die Spanier ein, zersprengte sie und machte Beute; er gab der Frau ihre Maulesel zurück, und diese schlug nicht nur eine angebotene Belohnung an Gelde aus, sondern wollte nicht einmal ein Geschenk von zwanzig dem Feinde abgenommenen Mauleseln annehmen. Miller gab ihr also ein sehr empfehlendes Zeugniß an General San Martin mit; und da dieses ihr sehr vortheilhaft ward und ihre Spekulation am Ende doch gelang, so war sie so vergnügt über den Erfolg ihrer Reise, daß sie Millern zu ihrem Erben einsezte, was dieser erst zufällig erfuhr, als er in der Nähe von Lima ein schönes Landgut in seinem Namen verwaltet fand, wo man durchaus kein Geld für die Gemüse und andere Lebensmittel annahm, welche man seinen Offizieren und Soldaten zukommen ließ.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Vorfall wurde ruchbar in Paris; die Polizeybehörde eilte herbey; die Justiz beschloß eine Untersuchung anzustellen, und den unbedachtsamen Arzt, welcher Schuld an dem Tode sieben Unglücklicher gewesen, vor Gericht zu ziehen. Dazu aber war es nöthig das Gutachten anderer Aerzte einzuholen. Dieß geschah; die zu Rathe gezogenen Aerzte entschuldigten ihren Mitbruder, und schoben zum Theile die Schuld auf die Pharmacopoe, welche eine allzu starke und gefährliche Mischung vorschreibe. So entrüstet sich auch Anfangs der königl. Anwalt gezeigt hatte, so entschlossen er auch gewesen war, den Arzt gerichtlich zu verfolgen, so scheint doch seitdem die Sache der Vergessenheit übergeben worden zu seyn; die sieben, durch die Arzney Getödteten gehörten wahrscheinlich zur ärmern Klasse; Niemand fordert Gerechtigkeit wegen ihres gewaltsamen Todes; der Arzt behält seine Stelle, und kein Hahn kräht weiter darnach. Wer weiß, wie manches ähnliche Unheil in Krankenhäusern ungestraft begangen wird! Zu den Verheerungen, welche Krankheiten und Seuchen anrichten, gesellt sich noch die Ungeschicklichkeit, die Unwissenheit und die Unvorsichtigkeit der Aerzte. Wäre das Villèlesche Ministerium noch länger am Staatsruder geblieben, so würde der Unfug noch weit ärger geworden seyn; denn unter seiner Regierung machte man zu Hospitalärzten und Lehrern der Heilkunde nicht die tüchtigsten Aerzte, sondern nur diejenigen, die sich als die frömmelndsten bewiesen hatten. Die unabhängigen Tagesblätter sprachen alle ihren Unwillen aus, als vor zwey Jahren zum Professor am Collège de France nicht Magendie, den die königl. Akademie der Wissenschaften in Vorschlag gebracht hatte, sondern der Dr. Recamier gewählt wurde, welcher den Kranken mit kleinen Andachtsbüchern aufwartet, die er aus der Tasche nimmt. Der Unwille darüber war so groß, daß sogar die Studenten den Professor nicht anhören wollten, und ihn verhinderten seine Vorlesungen zu beginnen, weßhalb auch die Gensdarmen gegen sie anrücken und sie zerstreuen mußten, wodurch dann wieder ein blutiger Auftritt entstand, wie sie unter jenem Ministerium in Paris leider nicht selten waren. Dagegen wurden verdienstvolle Aerzte vom Unterrichte ausgeschlossen, obschon sie seit lange im Besitze der wichtigsten Lehrstühle der Heilkunde waren. So war es mit dem Professor Chaussier gegangen, welcher vor Kurzem gestorben ist; er war einer der Professoren der medicinischen Fakultät gewesen, welche der Minister Corbière in Unordnung gebracht, und ihres vorigen Glanzes verlustig gemacht hatte. Chaussier war ein Feind aller Heucheley, ein Mann, der immer seine Gesinnung rein heraussagte, und eine sehr faßliche Art sich im Gespräche auszudrücken besaß. Daher waren auch wenige Heilkundige so populär in Paris als er. Als er noch seine Vorlesungen hielt, drängten sich beständig Zuhörer um ihn, für das Manuscript seines Handbuches der Physiologie wurden ihm hunderttausend Franken geboten; er aber, der ziemlich am Gelde hing, wie dieß bey alten Professoren nichts seltenes ist, wollte, wie man sagt, das Doppelte haben, dieß zerschlug den Handel; hernach sezte Corbière den Professor ab, das Handbuch verlor in den Augen des Verlegers seinen Werth, weil es nicht mehr zum Leitfaden bey den Vorlesungen des Verfassers dienen konnte, und so blieb es liegen. Darum erhielt auch das Richerandsche Handbuch neun Auflagen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 185.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 2. August 1828.

Zur hellen Flamme wird der stille Funken,
Und Eins nur lichtet seiner Seele Nacht;
Sein Streben ist in ihrem Blick versunken.

Körner.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Als Tenori, nachdem das Spiel geendigt war, seine Blicke auf Jayme wendete und auch dessen Aeußerungen lebendiger Theilnahme an den Darstellungen erwartete, war er über die Umwandlung, die in wenigen Augenblicken sich mit seinem Freunde begeben hatte, sehr betroffen. Jayme stand unbeweglich, mit hochglühenden Wangen, geschlossenen Augen, und ein heiteres Lächeln der Verzückung auf dem edeln Antlitze.

„Träumer!“ rief ihm Ramiro in's Ohr, der befürchtete, dieser seltsame Zustand Jaymes möchte auch von andern bemerkt werden. Jayme fuhr erschrocken zusammen, ein Zug plötzlichen Schmerzes ging über sein Antlitz, seine Augen öffneten sich, und ihr Stern schien sich erst mühsam wieder von oben in die Mitte des Auges herabzusenken.

„Was willst du?“ fragte er verwirrt; „warum weckst du mich?“

„Ist es jezt Zeit zu schlafen?“ versezte mit ungewöhnlichem Ernste Tenori, denn es erwachte die Besorgniß in ihm, daß eine schwere Krankheit bey seinem Freunde im Anzuge seyn möchte. „Du bedarfst der Zerstreuung. Das Ringelrennen fängt an, da muß kein Glied fehlen aus der Kette von Kastiliens ritterlicher Jugend. Komm, Jayme! Kein Ring wird heute gewonnen, den nicht König Enrique mit einem köstlichen Edelsteine geziert hätte. Willst du nicht der verschleyerten Dame zu Ehren dein Bestes thun im fröhlichen Spiele?“

Da ergriff Jayme hastig des Freundes Arm und stürmte mit ihm hinab in den äußern Hof, wo die Diener mit den reichgeschmückten Rossen hielten. Sein feuriger Andalusier richtete sich stolzer auf, als er die gewohnte Last des Herrn auf seinem Rücken fühlte. Erst als Jayme sich in die Reihe der Kavaliere begeben hatte, und den Nebenmann, zu dem ihn der Zufall gesellte, mit einer leichten Neigung der Lanzenspitze begrüßte, bemerkte er, daß dieser kein anderer war, als der junge Begleiter der Verschleyerten. Sein Gruß wurde mit einem flüchtigen Nicken des Hauptes stolz erwiedert. Der Unbekannte trug noch immer die Larve, welche die obere Hälfte seines Angesichtes bedeckte. Der untere sichtbare Theil desselben paßte vollkommen zu dem Bilde, das sich dem Kastilianer in jenem wunderlichen Traume gezeigt. Der Nationalcharakter der Araber trat schon hierin erkennbar hervor, und die außerordentliche Leichtigkeit, mit welcher sein Nachbar das lebhafte Pferdchen regierte, das ganz dem zierlichen Baue des Reiters angemessen war, schien die Vermuthung, der Fremde sey irgend ein vornehmer Maure, zu bestätigen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß in der Zeit eines Waffenstillstandes zwischen den Christen und Mahomedanern angesehene Ritter vom Hofe zu Granada die Residenzen der christlichen Könige Spa-

niens besuchten, um hier Ruhm und Vergnügen zu finden, während zu gleicher Zeit kastilianische Kavaliere in gleicher Absicht sich in die Hauptstädte der Araber begaben. Man übte bey diesen Gelegenheiten das Gastrecht mit aller Courtoisie, und diejenigen, die sich morgen vielleicht schon als erbitterte Feinde auf dem Schlachtfelde begegnen konnten, standen sich heute wohlwollend und traulich zur Seite.

Die schmetternden Klänge der Trommete riefen in die Arena. Hatte früher der Aufzug der Farfanes durch ihre Reiterkünste und ihr fremdartiges Aeußere das Wohlgefallen der Anwesenden erregt, so blendete jezt der Glanz, in dem die edle Jugend Kastiliens erschien, Aller Blicke. Nur der Fremde auf dem zierlichen Araber zeichnete sich durch Einfachheit und durch eine Ungezwungenheit aus, die einen scharfen Gegensatz zu der ernsten Haltung der spanischen Ritter bildete. Er schien die ganze Sache mehr als ein leichtes Spiel zu betrachten, während jene den Ruhm, der hier zu erwerben war, eben so hoch hielten, als den Sieg im ernsten Kampfe oder in der Schlacht. Als nun aber die Kavaliere einzeln die Bahn umritten und dem königlichen Paare mit gesenkter Lanze ihre Huldigung darbrachten und die Reihe den unbekannten verlarvten Ritter traf, da entfaltete dieser in der Führung seines Rosses eine Kühnheit und Sicherheit, die Alles, was die Farfanes geleistet hatten, bey weitem übertraf. Wie ein Pfeil schoß das edle Pferd in gestrecktem Laufe um die Arena, während der Reiter nachlässig und ruhig im Sattel saß. Vor dem königlichen Paare stand es auf einmal still und regungslos, beugte langsam und zierlich die Kniee und erhob sich aus dieser Stellung nicht eher, als nachdem sein Herr, statt der gebräuchlichen Senkung der Lanze, diese in einer künstlichen Kreisbewegung und in wunderbarer Schnelligkeit mehrere Male um sein Haupt geschwungen hatte; dann trug es diesen in zierlichen Tänzerschritten in die Reihe der andern Kavaliere zurück. König Enriques Blick folgte dem Fremden scharf und nachsinnend. Eine seltsame Ahnung schien ihn zu ergreifen. Er flüsterte seiner Gemahlin einige Worte zu, die nun auch mit vermehrter Aufmerksamkeit dem kunstfertigen Reiter nachblickte.

Don Jayme hielt indessen dem Sitze der Verschleyerten gegenüber. Ihr gelobte er alle Preise des heutigen Tages zu widmen. Sie wollte er vor dem versammelten Hofe als die Dame seines Herzens anerkennen. Was waren alle Reize der versammelten kastilianischen Schönen gegen das Engelsantlitz, das ihm der Schleyer nicht verbarg? Wie konnte sich Eine von ihnen, selbst die anmuthige Königin, die, als sie aus ihrem Vaterlande Britannien gekommen, in Romanzen und Liedern als ein Wunder der Schönheit gepriesen worden, mit der Herrlichen vergleichen? Ritterliche Begeisterung erfüllte seine Brust. Meine Thaten sollen sie ehren! dachte er bey jedem neuen Rennen nach der Ringelscheibe, und seine Lanze glänzte bald in der Pracht der gewonnenen Preise. Aber wie er auch am heutigen Tage die Kunst seiner kastilianischen Mitbewerber weit hinter sich ließ, so wurde er doch wiederum von dem verlarvten Fremden in den Schatten gestellt. Diesen nannten am Ende des Spiels die Kampfrichter als ersten, ihn als zweyten Sieger.

„Ich gönne es ihm, denn er ist ja ihr Bruder!" sagte Jayme für sich. „Keinem andern hätte ich um aller Welt Schätze willen heute den Vorzug einräumen mögen!"

Der Araber — denn daß er ein solcher war, unterlag in Perdones Seele keinem Zweifel mehr — erhob sich stolzer im Sattel und seine zierliche Gestalt zeigte sich in einer Würde, die allgemeine Bewunderung erregte. Sein Roß schien diese Empfindung mit ihm zu theilen. Indem er es langsam dem königlichen Sitz zu bewegte, warf es den Kopf mit den ungemein klugen Augen nach oben und regelte seinen Gang in ernsten, weit ausgreifenden Schritten. Vor der Königin hielt der Fremde. Wiederum beugte sein Pferd langsam die Kniee, und indem er sich in den Bügeln aufrichtete, bot er mit einer anmuthigen Neigung des Hauptes die gewonnenen Preise der königlichen Frau dar. Ein allgemeines Murmeln des Unwillens über eine Kühnheit, die von Seiten eines Unbekannten unerhört war, erhob sich in dem weiten Kreise. Aber als der König wohlgefällig lächelte, und seine Gemahlin die dargebrachte Huldigung mit freundlicher, dankbarer Miene annahm, da verstummte jene Aeußerung des Tadels plötzlich und machte dem Erstaunen und den seltsamsten Muthmaßungen Platz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bouillé bey Friedrich dem Großen und Joseph II.

(Beschluß.)

Von Ludwig XV. sprach zwar Friedrich nicht mit großem Lob, doch entschuldigte er seine Güte gegen seine Günstlinge und seinen Hang, Schätze zu verschleudern, um ihrer Habsucht Nahrung zu geben. „Denn," sagte er, „ein Fürst, der gut und wohlthätig ist, wie er es war, mag die Personen, die ihn umgeben und die er beständig vor Augen hat, gern glücklich und zufrieden sehen; sie sollen mit lachender, zufriedener Miene vor ihn treten. Schlägt er ihnen ab, um was sie bitten, so sind sie niedergeschlagen, ernst; ihre Niedergeschlagenheit, ihre Laune theilt sich dem Herrn mit; er fühlt sich unglücklich, weil sie unzufrieden sind; um selbst zufrieden und glücklich zu seyn, bewilligt er ihnen, was ihn ja so wenig kostet, eine Unterschrift, einen Befehl. So sind die meisten Fürsten; sie sind sehr zu beklagen, und doch beurtheilt man sie so strenge.".

Friedrich sprach von Rußland, namentlich von den Russen, die er 1762 im siebenjährigen Kriege unter sich gehabt hatte; er lobte diese Truppen, ihre Ausdauer, ihre Mäßigkeit und Festigkeit. Von der Kaiserin sprach er nur wenig und mit Schonung. „Als ich," erzählte er, „die Kosaken des russischen Heeres Revue passiren ließ, legten sie, wie sie an mir vorüberritten, die Hand an ihre langen Bärte. Ich meynte Anfangs, es solle dieß einen Gruß nach ihrer Art bedeuten, und erwiederte ihnen denselben; aber nichts weniger als dieß. Peter III. hatte den Befehl gegeben, sie müßten sich die Bärte abnehmen lassen, und ihre Geberden sollten mich blos auf ihre Bärte aufmerksam machen und die Bitte ausdrücken, sie behalten zu dürfen. Dieß gewährte ich nun gerne, und sie überhäuften mich mit Segenswünschen. — Peter der Große hatte Mühe, eine Reform der Art bey seinen Bojaren durchzusetzen; er mußte mit einer Strenge verfahren, die indessen nur zu sehr in seinem Charakter lag. Seine großen Eigenschaften, ja seine Tugenden wurden manchmal durch Ausbrüche von Grausamkeit getrübt. Als er in Berlin war, ging er von dem Hause, das für ihn eingerichtet war, oft zu Fuß aus und besuchte den König. Das Volk strömte neugierig in Schaaren zusammen, wo er ging. „Bruder," sagte er einmal zum König, „Eure Unterthanen machen mir Unlust; sie lassen es an Achtung gegen mich fehlen; laßt ein Paar hängen, damit die übrigen wegbleiben." Diesen Rath befolgte man nun nicht, man errichtete aber Schranken in den Straßen, um die Neugierigen fern zu halten. — In Charlottenburg stellte sich der Czar einmal nach der Tafel auf einen Balkon gegen den Garten zu; in diesem befand sich eine große Menschenmenge. Plötzlich knirschte er mit den Zähnen und fing an Zeichen der Wuth von sich zu geben. Katharina, die bey ihm war, bemerkte es und rief plötzlich: „Man schaffe doch den Menschen mit der blonden Perrücke fort, der da unten unter der Menge steht, sonst fürchte ich ein Unglück." Man entfernte den Mann mit der Perrücke und Peters Blut kühlte sich wieder ab. Katharina sagte, „er bekomme leicht solche Anfälle von Wuth; wenn sie sehe, daß einer im Anzug sey, kraue sie ihm auf dem Kopf und dieß besänftige ihn." Nach diesen seltsamen Geschichten vom Czar wandte sich der König an mich und sagte: „Sehen Sie, mein Herr, so sind die großen Männer."

*

Ich wohnte im selben Jahre den Manövers bey, welche Joseph II. auf dem Schlachtfeld von Prag hielt. Der Kaiser wohnte in einem kleinen Hause hinter dem Lager seiner Truppen. Hier speisten wir auch zu etwa vierzig Personen; das Essen war einfach, ungefähr wie in einem guten Gasthofe. Es waren Leute aus sehr verschiedenen Ländern, Offiziere von allen Graden bey Tafel, denn selbst die Subalternoffiziere speisten mit dem Kaiser, und dieß gab ihr das Ansehen einer Table d'Hôte; die fremden Bedienten warteten ihren Herrn auf, und an nichts konnte man merken, daß man an der Tafel des Reichsoberhauptes saß, denn jeder sprach laut und frey, vollkommen zwanglos, und dieß stach sehr gegen das achtungsvolle Schweigen an Friedrichs Tafel ab. Der Kaiser sprach viel mit mir, doch wenig von den Preußen, aber er lobte und beneidete sie, sagte immer der König, wenn von Friedrich die Rede war, und sprach mit Achtung und Ehrfurcht von ihm, Gefühle, die lezterer nicht in dem Maße für Joseph hegte. Der Kaiser wollte sehr viel von mir wissen, fragte und gab gleich selbst die Antwort dazu, sein Ton war ziemlich barsch und absprechend, was Charakterzug bey ihm zu seyn schien. Er ließ sich scherzhaft über unsern Hof aus, über Frau von Polignac, und fragte, wer wohl Gouverneur des Dauphin werde. Ich sagte, ich wisse es nicht; lebhaft fiel er ein: „Hoffentlich wird es Herr v. Polignac nicht; werde es aber wer es wolle, so präge man dem Dauphin ein, daß er aus keinem andern Stoffe gemacht ist als die übrigen Menschen, daß er sich blos dadurch von ihnen unterscheidet, daß er größere Pflichten zu erfüllen hat." Wir blieben eine Stunde bey Tische, und kaum war man aufgestanden, so begab er sich sogleich in sein Kabinet um zu arbeiten. Kein Souverain in Europa arbeitete mehr als er; ob es aber so methodisch geschah, wie es geschehen muß, wenn das Arbeiten dem Gang der Geschäfte nicht eher hinderlich als förderlich seyn soll, weiß ich nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 8. Juli.

(Beschluß.)

Chaussiers Vortrag gefiel den Schülern ungemein, weil er ihn mit Ironie und Witz zu würzen verstand, und manche Anekdoten mit einfließen ließ, auch beym Promoviren der Kandidaten war er manchmal recht witzig, und wußte solche langweiligen Sitzungen durch seine geistreichen Bemerkungen zu erheitern; einem bejahrten und gelehrten Manne wie ihm stand so etwas wohl an, was man bey einem jüngern und unangesehenern getadelt haben würde, und zwar mit Recht. Ueberhaupt war er ganz für das Lehramt geboren, und solch einen Mann gewaltsam in den Ruhestand zu versetzen, wie Corbière gethan hatte, hieß nicht allein der Pariser Akademie einen großen Schaden zufügen, sondern auch den Lehrer selbst beleidigen und schlecht belohnen. Allein darum kümmerte man sich damals wenig. Chaussier blieb den Studenten und den jungen Aerzten werth, und als er starb, geleiteten sie ihn in so großer Menge zu Grabe, daß sein Leichenbegängniß eher dasjenige eines Ministers oder Fürsten, als eines abgesetzten Lehrers zu seyn schien. Sie boten sich an, seine Leiche zu Grabe zu tragen, und obschon bey Larochefoucaulds Leichenbegängnisse die edeln Jünglinge, welche dem Menschenfreunde die lezte Ehre hatten erweisen wollen, mit Gewehrkolben zurückgestoßen worden waren, so schreckte sie dieses Beyspiel doch nicht ab, ein ähnliches zu versuchen. Freylich hatte man dießmal nicht mehr mit einem Polizeypräfekten als de Lavau zu thun; zwar wurde einige Bedenklichkeit erhoben, ehe man den Jünglingen ihren Wunsch gewährte; indessen gab

man doch nach, und so trugen sie denn den geliebten Lehrer zu Grabe, beynahe eine halbe Meile weit, und ehe der Sarg eingesenkt wurde, drückten zehn bis zwölf Lehrer, Studenten u. a. in kurzen Reden ihre schmerzlichen Gefühle über seinen Verlust aus. Eine Hebamme, die eine Schülerin Chaussiers gewesen war, wagte es nicht öffentlich zu reden; allein sie legte ihre schriftlich abgefaßten Gefühle auf den Sarg nieder; ein Student ergriff die Schrift und las sie laut vor. In Frankreich ist es Gebrauch, daß die Leiche, ehe sie zum Gottesacker gebracht wird, zur Kirche geführt oder getragen wird, wo man alsdann ein Leichenamt über sie hält. Die Priesterschaft hat diesen Gebrauch oft dazu benuzt, um einen Machtstreich zu führen, indem sie den Leichen derjenigen Personen, die in ihrem Leben ihr mißfallen hatten, den Eintritt in die Kirche und das Leichenamt verweigerte. Bekanntlich hat diese Weigerung manchmal zu ärgerlichen Auftritten Anlaß gegeben, wovon die Zeitungen nicht ermangelt haben das Publikum zu benachrichtigen. Da nun Chaussier der Priesterschaft nicht hold war, so hatte er auch nach seinem Tode von ihrem Eigenwillen nicht abhangen wollen, daher verordnet, sein Leichnam solle nicht zur Kirche gefahren, sondern geradeswegs zum Leichenhofe gebracht werden. Dieß ist denn auch geschehen. Diese Feyerlichkeit, hieß es nun in gewissen Blättern, sey das Fest des Unglaubens, des Atheismus gewesen, die Revolution habe darbey einherstolzirt. Chaussier sey ein Gotteslaugner, ein schlechter Mensch gewesen, er habe der Jugend ein böses Beyspiel gegeben u. s. w. Ueberhaupt machen die Ultrablätter jezt einen gewaltigen Aufwand mit Schimpfreden und Ausrufungszeichen. Fast täglich fällt etwas vor, das diese Obskurantenzeitungen in Harnisch jagt. Als neulich eine längst erwünschte königl. Verordnung erschien, welche den Jesuiten ein wenig die Flügel beschneidet und ihren Umtrieben ein Ziel steckt, waren die Ultrazeitungsschreiber wie rasend, und belustigten die Pariser durch ihre ausschweifende Wuth. Da war kein Unglück, das diese Menschen nicht über Frankreich hätten herbeyziehen mögen. Die Revolution, hieß es bey ihnen, sey im vollen Anmarsch, ganz Frankreich sey über die Verfolgung der frommen Väter bestürzt, die man verhindern wolle, die Jugend zu erziehen; die Jakobiner bekämen die Oberhand; dann drohten sie mit einem allgemeinen Aufstande der Priesterschaft und ihrer Anhänger. Wirklich wollten die Bischöfe, die sich in Paris versammelt hatten, einigen Widerstand leisten, und sie ermangelten nicht, bey Hofe alles zu versuchen, um den Streich von den Jesuiten abzuwenden, allein es half nichts. Frankreich wäre endlich auf diesem Wege zu einem zweyten Spanien oder einem zweyten Portugal herabgesunken. Glücklicherweise herrscht seit der Revolution ein unverwüstlicher Sinn für Aufklärung und Menschenwürde in der französischen Nation. Dieser Sinn hat die Preßfreyheit vor den Stürmen bewahrt, welche ihr den Untergang drohten, und die Preßfreyheit hat die übrigen Freyheiten gerettet. Vor kurzem ist nun auch von der Deputirtenkammer ein Gesez angenommen worden, welches den Ministern das Vermögen raubt, die Censur nach Eigenwillen anordnen zu können, und jedwedem erlaubt Zeitungen und Zeitschriften herauszugeben, freylich unter schweren Bedingungen, deren Erfüllung jedoch auch nicht unmöglich ist. Die Zeit wird hoffentlich noch kommen, da jedweder ohne die geringste Schwierigkeit so gut ein Journal wird beginnen können, als man irgend ein anderes erlaubtes Geschäft unternehmen kann. Vor der Hand ist es schon viel, daß nun die allgemein verhaßte, und von allen Partheyen verworfene Censur den Händen der Minister als ein gefährliches Werkzeug entrissen worden, und das Herausgeben eines politischen Tages- oder Zeitblattes kein von der Regierung abhängiges Privilegium mehr ist. Ueberhaupt hat sich vieles seit Beginn dieses Jahres merklich gebessert; ein freyerer und edlerer Sinn belebt die Regierung, ein Theil des von den vorigen Staatsbeamten verübten Unfugs wird wieder gut gemacht, verdienstvolle Männer, welche zurückgesezt worden waren, aus der unverdienten Verborgenheit hervorgezogen; die Freymüthigkeit wird nicht mehr aus den Theaterstücken verbannt, wie das lezte Scribe (und Bayard-)sche Stück: „la manie des places" es deutlich beweist; denn in diesem Vaudeville kommen so viele witzige Anspielungen auf ministeriellen Unfug vor, daß gewiß Villèle und Corbière dieses Stück nicht würden ohne manche Verstümmelung haben spielen lassen. Das Stück war eigentlich „die Excellenz" betitelt, und es scheint, der Titel ist das einzige, was Scribe hat abändern müssen oder gutwillig abgeändert hat. Die Idee des Stückes ist originell; Scribe hat einen gutmüthigen Narren aufgestellt, der sich einbildet, man mache ihn zum Minister, und an den sich sogleich eine Menge Leute anhängen, die alle nach Stellen haschen und von der Regierung gefüttert werden wollen. Das Ministerleben ist höchst ironisch dargestellt. Scribe hat die Fülle seines Witzes darüber geschüttet, das Stück ist heiter und gefällig, obschon die Handlung darin unbedeutend ist, und fast jeden Abend wird nun diese Stellensucht aufgeführt zur großen Ergözung der Ministeriellen und Nichtministeriellen. Schwerlich wird Scribes Stück das Haschen nach Stellen vermindern, allein zu gleicher Zeit sucht die Deputirtenkammer die übergroße Anzahl der Stellen selbst zu vermindern, und die ungeheuren Gehalte einzuschränken, und gelingt ihr dieß Ausfegen des Augiasstalles, so muß natürlich auch die Zahl der Haschenden abnehmen. Die erworbene Theaterfreyheit scheint also dem unerschöpflichen Scribe eine neue Laufbahn eröffnet zu haben, nämlich die des politischen Vaudevilles; denn so eben ist er wieder (von einem Mitarbeiter unterstüzt, wie gewöhnlich) mit einem neuen Vaudeville hervorgetreten, Namens „Vor, während und nach der Revolution," einem dreyfachen Gemälde der Pariser Sitten und Gesellschaft zu drey ganz verschiedenen, obgleich wenig von einander entfernten Zeitpunkten. Die jezige Zeit ist mit kühner Hand geschildert, und die Vorurtheile der Obskurantenparthey mit dem beißendsten Witze gegeißelt. Mit dem lebhaftesten Beyfalle ist dieser neue Versuch aufgenommen worden; vermuthlich wird dieß politische Treiben der Partheyen in und außer Frankreich nun für den geistreichen Theaterdichter eine Fundgrube werden, woraus er reichlich schöpfen kann.

Dg.

Auflösung der Charade in Nr. 179:
Staubbach.

Räthsel.

Ohne Glieder, ohne Räder,
Ohne Seil und ohne Walzen,
Ohne Segel, ohne Ruder
Trag ich schwere Lasten fort,
Führe Balken von Ort zu Ort.

Oft auch Quartier
Such ich bey dir;
Aber ich plage dich, gönnst du es mir.

Edelgestein
Bin ich zum Schein;
Leicht wird betrogen mein Käufer seyn.

Wenn ich mich kräftiger Rede bemeistre
Rühm' ich mich, daß ich die Hörer begeistre.
Hörte nicht Griechenland so mich und Rom
Rauschen dahin als den herrlichsten Strom?

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. August 1828.

Schöpfe dir Wasser, denn du wirst belagert werden, bessere deine Vesten, gehe in den Thon und tritt den Leimen und mache starke Ziegel. Aber das Feuer wird dich fressen und das Schwerdt tödten, es wird dich abfressen wie die Käfer.

Prophet Nahum.

Reisebilder aus Rumelien und dem Balkangebirge.

Aufklärungen jeder Art über das Land, das gegenwärtig der Schauplatz eines so wichtigen Krieges ist, sind von allgemeinem Interesse, um so mehr, wenn der Erzähler so klar und populär ist, wie der englische Doktor Walsh, aus dessen Beschreibung seiner Landreise von Konstantinopel nach England wir hier einiges mittheilen. Er hielt sich mehrere Jahre als Gesandtschaftskaplan bey Lord Strangford auf, und wenn auch die Weisungen dieses ängstlichen Diplomaten ihm in politischer Rücksicht etwas die Zunge gebunden haben mögen, trägt doch alles, was er sagt, unverkennbar das Gepräge der Wahrheit und Aufrichtigkeit.

„Konstantinopel ist nichts weniger als unbezwingbar. Es wird von den benachbarten Bergen her mittelst Wasserleitungen, die leicht zu zerstören sind, mit Wasser versorgt. Zwar gibt es in verschiedenen Stadttheilen ungeheure, noch von den griechischen Kaisern gegrabene Wasserbehälter, die dazu bestimmt sind, eine für das Bedürfniß der Bevölkerung hinreichende Wassermenge aufzunehmen, wenn der Zufluß von außen abgeschnitten werden sollte. Aber diese Cisternen liegen mit Ausnahme einer einzigen, Philorenos genannt, alle in Trümmern *). Auch die früher so vortrefflichen Festungswerke sind so zerfallen, daß die Türken sie unmöglich herstellen können, wenn nicht der Marsch der Russen durch ein unvorhergesehenes Hinderniß verzögert wird.“

Ein höchst merkwürdiger Umstand, den auch Walsh bestätigt, ist die Ueberzeugung der Türken, daß die Russen sich am Ende Konstantinopels bemeistern werden. Es ist bekannt, daß sie es vorziehen sich auf asiatischem Boden, woher sie stammen und wohin sie, wie sie glauben, bald wieder werden wandern müssen, begraben zu lassen. In diesem Vorgefühl bestärken sie alte, unter ihnen als Sagen umlaufende Prophezeihungen und andere Mährchen, die aber auf die schwachen, abergläubischen Köpfe der Türken sehr stark wirken. Unter andern treffen mehrere Namen wirklich ganz sonderbar zusammen: Konstantinopel wurde nämlich zu verschiedenen Zeiten von Personen desselben Namens erobert und verloren. Unter einem Balduin nahmen die Lateiner Besitz davon, unter einem Balduin wurden sie später daraus verjagt. Von Konstantin, dem Sohne der Helena, unter dem Patriarchat eines Gregors, wurde die Stadt wieder aufgebaut und zur Hauptstadt des griechischen Reichs erhoben; unter einem Konstantin, dem Sohn einer Helena, unter dem Patriarchat eines Gregors wurde sie erobert und das griechische Reich vernichtet. Unter einem Mahmud (Mahomet) nahmen die Türken Besitz davon, und sie sind fest überzeugt, daß sie es unter einem Mahmud verlieren werden, und daß dieser Mahmud der jetzige Sultan ist. Um diese Namenreihe noch

*) Die interessante Beschreibung dieser Wasserbehälter befindet sich bereits in unserer Londoner Korrespondenz Nro. 147—148. d. J., auf die wir verweisen.

zu vergrößern, war, als der griechische Aufruhr ausbrach, ein Konstantin präsumtiver Erbe des russischen Thrones, und ein Gregor Patriarch von Konstantinopel. Eine dieser Personen von schlimmer Vorbedeutung hingen sie auf, die andere entsagte der Krone; trotz dem bleiben sie fest überzeugt, daß Alles nach dem voraus bestimmten Gange der Dinge eintreffen, und die unglückliche Verbindung der Namen Mahomet, Konstantin und Gregor ihrer Herrschaft in Europa ein Ende machen wird.

Daß ein so leichtgläubiges und unwissendes Volk sich mit solchen Gedanken trägt, kann ernsthafte Folgen haben. Doch dieß ist nur eines der unbedeutendsten Vorzeichen des dem Reiche drohenden Sturzes. Die Vernichtung der Janitscharen war für die innere Ruhe eine weise Maaßregel, aber dem russischen Einfall wird dieser Umstand sicher Vorschub leisten. Der Sultan hatte bis jezt noch nicht Zeit, sie mit gleich gut geübten, für den Ruhm des Halbmonds gleich begeisterten Truppen zu ersetzen.

Mahmud steht zwar nicht mehr in der Blüthe des Alters, besitzt aber noch volle Jugendkraft. Er regiert seit zwanzig Jahren, und ist von fünfzehn Knaben und fünfzehn Mädchen das einzige noch lebende Kind seines Vaters, und diesem Umstand soll er auch seine Unverletzlichkeit zu danken haben. Wäre ein anderer vom heiligen Stamme vorhanden gewesen, der dem Alter nach den Thron hätte besteigen können, die Janitscharen hätten ihn längst abgesezt. Er hatte zwey Söhne; die Meuter hatten auf seinen ältesten, zehnjährigen ihr Auge geworfen, um ihn, sobald er das gehörige Alter erreicht haben würde, zu seinem Nachfolger zu machen, und Mahmud wußte aus Erfahrung, daß dieß so leicht gethan als gesagt war, denn seine beyden Vorgänger, worunter sein eigener Bruder, waren erdrosselt worden. Der Sohn starb und man verbreitete das Gerücht, der Vater habe ihn auf die Seite geschafft; es ist aber bekannt, daß er an den Blattern starb, und der Sultan gab dadurch, daß er seinen übrigen Kindern die Kuhpocken einimpfen ließ, seinen Unterthanen ein außerordentliches Beyspiel. Er bewies damit seine Genialität, die europäische Kultur nicht nur in Beziehung auf Kriegskunst sich zu eigen zu machen. Er ist übrigens in der orientalischen Literatur ziemlich bewandert, versteht und schreibt das Arabische gut, und seine Hattischerifs, die er immer selbst diktirt, oft eigenhändig schreibt, werden nach Styl und Inhalt bewundert. In seinem Privatleben verräth er nichts weniger als einen Mann von grausamer, finsterer Gemüthsart; er hat mehrere Töchter von verschiedenen Müttern, die er zärtlich liebt. Man weiß dagegen, welche wilde Grausamkeit und unbeugsame Strenge er nicht nur gegen die Rajas, sondern gegen die Türken selbst gezeigt hat, und wie wenig ihm im Allgemeinen am Menschenleben liegt. Wie er aber auch mit seinen Unterthanen verfahren haben mag, den Schutz, den er den Gliedern anderer Nationen gewährte, ließ er nie verletzen, und schaffte die barbarische Gewohnheit ab, die Gesandten nach den sieben Thürmen zu schicken. Als im Anfang des griechischen Aufruhrs der Pöbel auf's heftigste gereizt war, und alle Griechen, wo man sie traf, ohne Gnade niedergemetzelt wurden, liefen die Franken nicht die geringste Gefahr und durften unbesorgt in der Stadt ihren Geschäften nachgehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Don Jayme Perdone erwartete indessen mit Ungeduld das Ende dieses ritterlichen Ehrendienstes. Kaum hatte der Unbekannte sich wenige Schritte von dem königlichen Sitze entfernt, um sich in die glänzende Reihe der haltenden Kavaliere zurück zu begeben, so näherte sich jener mit größerer Eile, als ein strenger Anstand erlaubte, dem Orte, wo der Gegenstand seiner Wünsche und Hoffnungen weilte. Die Verschleyerte schien in hohem Grade überrascht, als sie die Absicht des Kastilianers erkannte, und offenbarte dieses Gefühl durch eine unwillkührliche Bewegung. Ihre Hand zitterte, als sie die dargebotenen Juwelenringe von der Lanzenspitze löste, ihr Haupt blieb noch lange, nachdem dieses geschehen, dem Ritter zugeneigt. Da kam es über diesen wie eine wunderbar süße Betäubung, er mußte die Augen schließen, der goldene Grund erschien wieder vor seinem innern Blick und aus ihm tauchte schleyerlos das Himmelsantlitz auf, und er hörte den unvergleichlichen Wohllaut der Rede und vernahm die beseligenden Worte: „Sey mir gegrüßt, mein Geliebter! dich habe ich mir erwählt zur bessern Hälfte meines Selbst, als ich dich schlummernd fand am Ufer des Henares; du bist das Urbild meiner Liebe, nach dem ich mich lange gesehnt. Ich lebe in dir und du in mir. Nichts kann uns trennen."

Jayme wußte recht wohl, daß diese Rede nur von dem Bilde in seinem Innern ausging; aber daß dieses die Gedanken der Verschleyerten selbst ausspreche, davon war er auch überzeugt, und das war es, was ihn mit namenlosem Entzücken erfüllte.

Aus diesem riß ihn plötzlich wildes Geschrey und lautes Waffengeräusch empor. Jener stechende Schmerz im Herzen, den er schon kannte, führte ihn in die Wirklichkeit zurück. Alles eilte dem Eingange der Arena zu; von dorther klangen die wüsten Stimmen und das drohende Getöse. Die Kavaliere wurden zurückgedrängt. Mit dem

wilden Rufe: „Es lebe der König, Tod den Ungläubigen!“ strömte eine große Menge Bewaffneter in den Circus.

Die Anwesenden, die sich auf einen Wink des Monarchen still an die Wände des innern Raumes zurückzogen, waren erstaunt, an der Spitze dieses lärmenden Haufens, unter dem sich viel schlechtgekleidetes Gesindel befand, einen wegen seiner Tapferkeit sehr hoch geachteten Ritter, Don Martin Yanez de la Barbuda, Großmeister von Alkantara, zu erblicken. Er hatte sich durch viele Waffenthaten berühmt gemacht, er war durch Geburt und Rang berechtigt, an der Seite des Königs zu erscheinen, aber er zog es vor in der Einsamkeit seines Landhauses sich religiösen Betrachtungen hinzugeben, die bey seinem leidenschaftlichen Gemüthe bald in fanatischen Eifer ausarten mußten.

Die Art seiner Erscheinung überraschte noch mehr als diese selbst. Er war in ein langes schwarzes Gewand gehüllt, das bis zur Erde reichte. Ein rothes Kreuz ging über die ganze Länge des Gewandes herab und breitete seine Arme über der Brust aus. Sein Bart war lang gewachsen, sein Antlitz, seitdem man ihn nicht am Hofe gesehen, hager und bleich geworden, das greise Haupthaar hing wüst herab, und die dunkelglühenden Augen rollten mit dem Ausdrucke des Wahnsinns drohend in ihren Höhlungen. Seine Rechte trug ein Schwert von ungewöhnlicher Größe. „König der Gläubigen!“ sagte er mit starker und fester Stimme, als er vor Enrique stand, „der Herr der Heerschaaren hat zu mir gesprochen durch den Mund eines heiligen Mannes: du sollst auszieh'n gegen die Heiden und Ketzer und sie vertilgen von der Erde, daß mein Name geheiligt werde aller Orten. Ziehe hin gen Granada, gegen diesen verruchten Sitz der ungläubigen Zauberer, wirf die Palläste des heidnischen Königs nieder, stürze die Tempel der Baalsdiener in Trümmer, zerstöre die Wohnungen des Volkes, das meinen Namen lästert, und laß keine Spur seines Daseyns auf dem geweihten Boden Spaniens zurück! Ziehe hin, Don Martin Yanez in meinem Geleite, und deine Sünden sollen von dir genommen seyn! Ziehe hin und pflanze die Fahne mit dem Bilde der heiligen Jungfrau dort auf, wo sie bisher verhöhnt worden! König der Gläubigen, ich habe gelobt, dem Befehle des Herrn nachzuleben. Aber auch dein Gebot verehre ich, als ein demüthiger Knecht in deinem Dienste. Du wirst mich nicht hindern wollen in dem Gott gelobten Werke. Siehe die Tausende, die dort harren, mit denen, die draußen weilen! Auch sie sind mit dem heiligen Kreuze gezeichnet. Eine heilige Flamme durchglüht sie, keine irdische Waffe kann ihnen schaden, sie müssen siegen, denn Gott will es haben!“

Mit diesem Ausrufe, der einst auf den Mauern Jerusalems erklang, als Gottfried von Bouillon die heilige Stadt eroberte, sank Yanez auf die Kniee; „Gott will es haben!“ wiederholten seine Anhänger mit stürmischem Geschrey, indem sie auch nieder knieeten und bittend die Hände nach dem Könige erhoben. Alle trugen das rothe Kreuz auf der Brust, und ein wilder Glaubenseifer, dessen Dämpfung im Augenblicke unmöglich schien, sprach aus ihren Geberden.

„Gott will es haben!“ ertönte mit einem Male, da schon alle schwiegen, eine donnernde Stimme, und aus dem Haufen trat ein Mann mit geschornem Haupte, verwirrtem Antlitze und barfüßig hervor. Eine härene Kutte bekleidete ihn, eine Geisel hing neben dem Rosenkranze von seinem Gürtel herab. „Gott will es haben!“ fuhr er fort, und sein Auge flammte wild im Kreise umher. „Wehe dem, der sich dem Gebote Gottes widersezt! Er spricht durch mich, er offenbart sich durch meinen Mund! Granada wird fallen, und man wird fragen, wo es einst stand. Kommt herbey, ihr christlichen Söhne Kastiliens, Edle und Niedere, und zeichnet Euch mit dem Kreuze! Wer wagt es und widerspricht dem Willen des Höchsten? Sein Blitz wird niederstürzen auf das Haupt des Widerspenstigen, die Pforte seines Reiches wird ihm verschlossen bleiben, er wird nimmer schauen seine Herrlichkeit und heimfallen dem Fürsten des Abgrundes!“

Da sanken viele der anwesenden Ritter und Großen in den Staub und riefen: „Gott will es haben! zeichne uns mit dem Kreuze, heiliger Mann!“

Sie hatten den Einsiedler Juan Sago erkannt, der als ein wunderbarer Heiliger von allem Volke verehrt wurde, und von dem man allgemein glaubte, daß er göttlicher Eingebungen gewürdigt werde. Don Jayme und sein Freund Ramiro waren nicht unter den Knieenden. Ein leiser Anflug des Unmuthes, der sich auf dem Antlitze des Königs gezeigt hatte, war hinlänglich sie zu belehren, daß ihm die ganze Sache nicht gelegen kam. Aber verhindern konnte er sie nicht. Das Volk war seine beste Stütze gegen die oft unruhigen Großen, und man würde es ihm für eine Fahrläßigkeit in einem heiligen Glaubenswerke ausgelegt haben, hätte er sich widersetzen wollen.

„Ziehe hin, Don Yanez, und kehre sieggekrönt zurück!“ sagte er mit ernster Stimme, indem sein Auge besorgt und unruhig nach dem Sitze des fremden Siegers im Ringelrennen schweifte, der so eben im Begriff war, mit der verschleierten Donna und seinem bejahrten Begleiter den Cirkus zu verlassen. „Ziehe hin, Don Yanez, weil es Gottes Wille ist! Viele Siegeskränze prangen auf deinem greisen Haupte, und deines Ruhmes wegen hättest du des neuen nicht bedurft. Aber Gott will es haben, sagt dieser heilige Mann, und ich würde selbst dem

Gebote folgen, wenn mich nicht ein früheres Gelübde zurückhielte. Ziehet hin, ihr alle!" sprach er nun lauter, als er den Fremden nicht mehr innerhalb des Cirkus wahrnahm, „pflanzt die Fahne des Glaubens auf die Moscheen der Ungläubigen! Gott will es haben! Das sey Euer Losungswort, wenn ihr die Mauern von Granada stürmt."

Der König und die Königin erhoben sich von ihren Sitzen, ein Zeichen für Alle, daß die tumultuarische Unterbrechung auch den Schluß der Festlichkeit herbeygeführt habe.

„Gott will es haben!" rief noch einmal die begeisterte Menge und drängte dem Ausgange zu. Dem schwärmerischen Einsiedler und dem Großmeister von Alcantara gaben alle ehrerbietig Raum. Wo sie gingen, bildete sich eine Gasse. Der erste theilte rechts und links seinen Segen aus, Don Yanez wurde mit Glück- und Segenswünschen von den Umstehenden überhäuft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Wallis.

Die Mineralquelle von Leuck ist eine der berühmtesten und wirksamsten Thermen des Alpengebirgs, und wenn auch ihr Ruf in der neuern Zeit sich durch die Vervielfältigung der Bäder etwas vermindert hat, so führt doch noch jezt Bedürfniß und Reiselust so viele Fremde, und auch Deutsche dahin, daß eine kurze Skizze dieses alten Badeorts nicht uninteressant seyn wird.

Die Bäder von Leuck liegen bekanntlich überaus romantisch in einem Seitenthale des Oberwallis, am Fuß der wilden Gemmi, völlig abgeschlossen von jeder fahrbaren Verbindung mit den benachbarten Gegenden, wodurch nicht nur die Reise dahin, besonders über die Gemmi, beschwerlich, sondern auch bey dem besten Willen der Badwirthe die Befriedigung mancher Anforderung ungenügsamer Kurgäste erschwert oder unmöglich gemacht werden muß. Wer aber erst jene Schwierigkeiten der Reise glücklich überstanden hinter sich sieht, wird in der Regel den neuen Aufenthaltsort desto schneller lieb gewinnen, sich auch um so eher daselbst angewöhnen und zufrieden fühlen, wenn er bescheidene Erwartungen in mancher Hinsicht übertroffen findet.

Die Wirthschaftsgebäude und ihre Vorsteher sind hier von den Verhältnissen der Badeanstalten, und was dahin einschlägt völlig unabhängig, da diese leztern sich im Besitze einer bedeutenden Anzahl anderer Eigenthümer befinden. Die Menge der Antheilhaber an der in drey gleiche Theile geschiedenen Hauptquelle, wovon bis jezt die Kantonsregierung durch Ankauf eines Antheils am Werrabad nur erst beyläufig ein Vierzehntheil an sich bringen konnte, erschwerte begreiflich von jeher jede als zweckdienlich vorgeschlagne Abänderung, weil es nicht leicht möglich ist, die Vortheile der Verbesserung eines, zumal so sehr zersplitterten Fideikommiß-Gutes voraus arithmetisch zu beweisen. Dennoch steht zu hoffen, daß bey andauernder Vorsorge der Landesregierung und ihrem nun als Miteigenthümer vermehrten Einfluß allmälig alle diejenigen Verbesserungen der Trink- und Badanstalten in Leuck ins Werk gesezt werden dürften, welche diesem Kurorte, auch bey billig vermehrten Ansprüchen der Aerzte und der Kranken, seinen alten Kredit zu befestigen, und somit seine Konkurrenz mit andern ähnlichen Bädern der Schweiz und des Auslandes zu sichern geeignet seyn können.

Die fünf einzelnen Gasthöfe gewähren in Leuck eine für das verschiedene Bedürfniß, so wie für die ökonomischen Verhältnisse der darin gleichzeitig Raum findenden 250 bis 300 Kurgäste eine befriedigende Auswahl, indem die Pensionen in denselben von vier Schweizerfranken täglich für Logis, Mittag- und Nachtessen (ohne Wein) bis unter die Hälfte dieses Preises hinabgehen.

In dem ersten Gasthofe, dem weißen Haus, wird immer die bey weitem größte Zahl der Kurgäste, besonders aus den höhern Ständen, angetroffen, und der Gasthof verdient diesen Vorzug. Was Wohnung und Essen betrifft, so dürfte nicht wohl etwas zu tadeln seyn, außer dem alten Gebrauch, daß täglich zwey Mal gekochtes und gebratenes Schaffleisch an einem Kurorte aufgetischt wird, wo bey weitem die meisten Gäste an Hautkrankheiten leiden. Wer an guten alten Wein gewöhnt ist, thut wohl, solchen selbst mitzubringen, da der im Leuckerbad, meistens zu jung, und dennoch so theuer ist, daß man sich durch die Transportkosten von dem Mitbringen des eigenen nicht abschrecken lassen darf. Noch immer wird die alte übliche Speisezeit beobachtet, und um eilf Uhr das Mittagsmahl, um sechs Uhr das Nachtessen eingenommen. Wenn die erstere dieser Stunden wegen des nachmittägigen Bades allerdings nicht unzweckmäßig, so frühe gewählt wurde, so ist dieß hingegen mit der Abendstunde durchaus nicht der Fall, weil das Nachtessen gerade eine der geeignetsten Stunden für die zur Beförderung einer guten Kur sehr zweckmäßige Bewegung im Freyen einnimmt; denn bald nach sieben Uhr wird hier die Abendluft bey der Nähe des Altelsgletschers für die Badegäste meistens schon zu kühl.

Die malerische Lage des Kurortes bietet wirklich bey guter Witterung, in der Nähe und in einiger Entfernung, manche sehr angenehme, natürliche Spaziergänge dar, die Kunst aber hat ihrerseits bisher noch soviel als nichts gethan, um dieselben zu verschönern, oder auch nur zu reinigen und zu ebnen. Sehr interessant ist besonders der Spaziergang nach dem Leiternpaß und derjenige nach dem Wasserfalle, den die Dala oberhalb des Dorfes Leuck bildet, und welcher von der Sonne beleuchtet ein höchst anziehendes Schauspiel gewährt. Auch an geselligen Vergnügungen fehlt es nicht, namentlich werden häufig zwey Bälle in der Woche gegeben. Es ist aber die Beschränkung derselben wirklich zu wünschen, da dieses selbst von Aerzten zuweilen genehmigte Hülfsmittel zur Beförderung der Kur, vorzüglich aber des Badausschlages, dem unbefangenen Beobachter schon an und für sich immer sehr zweydeutig erscheinen muß.

Ueberhaupt ist es an diesem Kurort äußerst wichtig, sich auf alle Weise vor Erkältungen wohl in Acht zu nehmen, weil nicht nur das lange Baden die Empfänglichkeit für Erkältungen auffallend steigert, sondern auch der häufig sehr bedeutende und öfters schnelle Wechsel einer südlich heißen mit einer nördlich kalten Luft dazu Gelegenheit genug gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt. Nr 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. August 1828.

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das Beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein!

Goethe.

Besuch in Urach.

Nur fast so wie im Traum ist's mir geschehen,
Daß ich in dieses werthe Thal verirrt;
Kein Wunder ist, was meine Augen sehen,
Doch schwankt der Boden, Luft und Stande schwirrt,
Aus tausend grünen Spiegeln scheint zu gehen
Vergang'ne Zeit, die lächelnd mich verwirrt,
Die Wahrheit selber wird hier zum Gedichte,
Mein eigen Bild ein fremd und hold Gesichte!

Da seyd ihr alle wieder aufgerichtet,
Besonnte Felsen, alte Wolkenstühle!
Auf Wäldern schwer, wo kaum der Mittag lichtet
Und Schatten mischt mit balsamreicher Schwüle;
Kennt ihr mich noch, der sonst hieher geflüchtet,
Im Moose, bey süß-schläferndem Gefühle,
Der Mücke Sumsen hier ein Ohr geliehen,
Ach, kennt ihr mich, und wollt nicht vor mir fliehen?

Hier wird ein Strauch, ein jeder Halm zur Schlinge,
Die mich in liebliche Betrachtung fängt;
Kein Mäuerchen, kein Holz ist so geringe,
Daß nicht mein Blick voll Wehmuth an ihm hängt;
Ein jedes spricht mir halbvergess'ne Dinge,
Und weiß nicht, wie von Schmerz und Lust gedrängt
Die Thräne stockt, indeß ich ohne Weile,
Unschlüssig, satt und durstig, weiter eile.

Hinweg! und leite mich, du Schaar von Quellen,
Die ihr durchspielt der Matten grünes Gold!
Zeigt mir die ur-bemoosten Wasserzellen,
Aus denen euer ewig's Leben rollt,
Im kühnsten Walde die verwachsnen Schwellen,
Wo eurer Mutter Kraft im Berge grollt,
Bis sie im breiten Schwung an Felsenwänden
Herabstürzt, euch im Thale zu versenden.

O hier ist's, wo Natur den Schleyer reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen,
Laut mit sich selber redend will ihr Geist,
Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.
Doch ach, sie bleibt, mehr als der Mensch, verwaist,
Darf nicht aus ihrem eignen Räthsel steigen!
— Dir biet' ich denn, begier'ge Wassersäule,
Die nackte Brust, ach! ob sie dir sich theile!

Vergebens! und dein kühles Element
Tropft an mir ab, im Grase zu versinken.
Was ist's, das deine Seele von mir trennt?
Sie flieht, und möcht' ich auch in dir ertrinken!
Dich kränkts nicht, wie mein Herz um dich entbrennt,
Küssest im Sturz nur diese schroffen Zinken;
Du bleibest was du warst seit Tag und Jahren,
Ohn' ein'gen Schmerz der Zeiten zu erfahren!

Hinweg aus diesem üpp'gen Schattengrund
Voll großer Pracht, die drückend mich erschüttert!
Bald grüßt beruhigt mein verstummter Mund
Den schlichten Winkel, wo sonst halb verwittert
Die kleine Bank und wo das Hüttchen stund;
Erinnrung reicht mit Lächeln die verbittert-
Bis zur Betäubung -süßen Zauberschaalen;
So trink ich gierig die entzückten Qualen.

Hier schlang sich tausendmal ein junger Arm
Um meinen Hals mit inn'gem Wohlgefallen.
O säh' ich mich, als Knaben sonder Harm,
Wie einst, mit Necken durch die Haine wallen!
Ihr Hügel, von der alten Sonne warm,
Begegnet mir auf keinem von euch allen

Mein Ebenbild, ein jugendlicher Schatten,
Wie sonst umarmt auf den beblümten Matten?

O tritt aus dem Gebüsch! dann sollst du mir
Mit Freundlichkeit in's tiefe Auge schauen!
Noch immer, guter Knabe, gleich' ich dir,
Uns beyden wird nicht vor einander grauen!
So komm' und laß' mich unaufhaltsam hier
Mich deinem reinen Busen anvertrauen!
— Umsonst, daß ich die Arme nach dir strecke,
Den Boden, wo du gingst, mit Küssen decke!

Hier will ich denn laut-schluchzend liegen bleiben,
Fühllos, und Alles habe seinen Lauf!
Mein Finger, matt, in's Gras beginnt zu schreiben:
Hin ist die Lust! hab' Alles seinen Lauf! —
Da, plötzlich, hör' ich's durch die Lüfte treiben,
Und ein entfernter Donner schreckt mich auf;
Elastisch angespannt mein ganzes Wesen —
Ist von Gewitterlust wie neu genesen.

Sieh! wie die Wolken finstre Ballen schließen
Um den ehrwürd'gen Trotz der Burgruine!
Von Weitem schon hört man den alten Riesen,
Stumm harrt das Thal mit ungewisser Miene,
Der Kukuk nur ruft sein einförmig Grüßen
Versteckt aus unerforschter Wildniß Grüne, —
Jezt kracht die Wölbung und verhallet lange,
Das wundervolle Schauspiel ist im Gange.

Ja nun, indeß mit hoher Feuerhelle
Der Blitz die Stirn und Wange mir verklärt,
Ruf' ich den lauten Segen in die grelle
Musik des Donners, die mein Wort bewährt:
O Thal! du meines Lebens andre Schwelle!
Du meiner tiefsten Kräfte stiller Heerd!
Du meiner Liebe Wundernest! ich scheide,
Leb' wohl! und sieh mich wieder, wenn ich leide!

E. Moerike.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

„Wohin?“ rief Don Ramiro Tenori einigen seiner Freunde zu, die eilig an ihm vorüberflogen.

„Nach Granada!“ lautete die Antwort.

„Die Thoren!“ spottete Ramiro in sich hinein. „Sie folgen dem Winke eines Wahnsinnigen, der sie zur Schlachtbank führt. Sie kennen den Krieg mit diesen listigen und stets kampffertigen Arabern nicht, sie meynen, das sey ein lustig Spiel, wie etwa ein Ringelrennen im friedlichen Circus zu Alcala!“

„Nach Granada?“ fragte, wie aus einem Traume erwachend, Jayme, der seinem Freunde zur Seite geblieben war. „Wir müssen auch hin, Ramiro! Dort strahlt neben dem Halbmonde der Stern meiner Liebe. Dorthin ist sie gegangen und es zieht mich nach mit unwiderstehlicher Gewalt. Kennst du die Sage vom Magnetberge? Das Schiff, das in den Umfang seiner Macht geräth, wird zu ihm gerissen mit einer Kraft, die jeder Kunst des Steuermanns spottet. Will er ihr trotzen durchaus, so fliegen die Nägel aus dem Schiffe zum Berge hin und es geht in Trümmer. Siehe, so ist es auch mit dem Schifflein meines Lebens! Ich habe das Steuer verloren, die zauberische Macht zieht mich fort, ich muß ihr folgen, wohin es auch sey! Komm Freund! Unser Weg führt uns nach Granada!“

„Bist du rasend?“ fragte mit allen Zeichen des höchsten Erstaunens Tenori; „hast du nicht die Miene der Mißbilligung gelesen, die das tolle Unternehmen auf Enriques Antlitz hervorrief? Ziehe mit, und du wirst seine Gnade für immer verscherzen.“

„Mir gebeut eine höhere Macht, als die ist, welche die Könige der Erde üben,“ versezte in einem Tone, der das Unabänderliche seines Entschlusses verkündigte, Jayme. „Willst du mit, Ramiro, oder willst du zum ersten Male deinen Freund verlassen?“

„Nimmermehr!“ rief der treue Gefährte, der hieran noch nicht gedacht hatte. „Ich folge dir an's Ende der Welt, wenn du es verlangst.“

Sie nahmen sich nicht die Zeit, noch einmal nach ihren Wohnungen zurückzukehren. In den reich verzierten Rüstungen, die eigentlich nur bestimmt waren, bey Hoffeyerlichkeiten zu glänzen, sprengten sie hinaus in die Abenddämmerung auf den Weg nach Granada.

Es war einer der schönen Abende, die mit ihren lauen Lüften, mit ihren süßen Wohlgerüchen nur zu den südlichen Ländern Europas herabsteigen. Der Himmel färbte sich mit einem tiefern Blau, die Sterne fingen an ihre blassen Lichtstrahlen niederzusenden, der Halbmond stieg in jener Himmelsgegend auf, unter der Granada gelegen war: ein bedeutungsvolles Zeichen für Jayme! In dem Maaße, als die zwey Freunde sich von Alcala entfernten, traten die Umgebungen ihres Weges schärfer und bestimmter hervor. Die gewölbten Anhöhen wurden bedeutender, die Citronen- und Orangenwälder gewannen an Umfang und die würzig duftenden Zimmetpflanzungen zeugten von einer fleißigern Benutzung des ergiebigen Bodens.

Lange ritten sie schweigend ihres Weges hin; Jayme in träumerisches Sinnen verloren, Ramiro mit einiger Unzufriedenheit der Begebenheiten des vergangenen Tages gedenkend. Endlich suchte er sich aus diesem Zustande, der dem lebensfrohen Jünglinge höchst drückend erschien, mit Gewalt emporzureißen. Er begann eine der alten Romanzen zu singen, an denen die spanische Volkspoesie reich ist und deren sein gutes Gedächtniß eine bedeutende Anzahl bewahrte:

Wohin eilst du, Don Fernando,
Wohin strebt dein edles Roß?
Willst du fliegen wie die Schwalben,
Treffen wie ein Pfeilgeschoß?

Treffen mit der scharfen Lanze
Deines Vaterlandes Feind,
Treffen Jeden, der im Kampfe
Nichts zu wagen mit dir meynt?

Don Fernando, Don Fernando,
Magst nach deinem Herzen schau'n:
Vor den Feinden dich nicht wahre,
Doch vor ihren schönen Frau'n!

Wohin zielet keine Lanze,
Wo der Pfeil auch prallt zurück,
Da läßt bittre Wundenmale
Oft ein einz'ger Frauenblick.

Indessen hatten sie eine Abtheilung des kriegslustigen Haufens erreicht, den der Einsiedler Juan Sago und Don Martin Yanez gegen die Ungläubigen führten. Ungeachtet des wilden Getöses der armen verirrten Leute vernahmen sie doch die donnernde Stimme des fanatischen Einsiedlers und konnten jedes Wort verstehen, das er sprach. Seine Rede ging darauf aus, diejenigen, die ihm folgten, immer mehr zu Haß und Wuth zu entflammen. Er verhieß ihnen zum Lohne des gelungenen Werkes alle Freuden der Erde und des Himmels, er malte diese mit allen den grellen Farben aus, welche den rohen und gemeinen Mann verblenden können.

Der Genuß der irdischen Freuden schien übrigens von den meisten seiner Anhänger schon im Voraus beliebt worden zu seyn. Ihr schwankender Gang, ihre lallenden Stimmen verriethen, daß für sie nicht umsonst die Rebe auf Spaniens Boden ein köstliches Getränk erzeuge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus Rumelien und dem Balkangebirge.

(Fortsetzung.)

Sehr anziehend ist die Beschreibung des Wegs zwischen Konstantinopel und der Donau; der Reisende machte den Weg, den wahrscheinlich das russische Heer einschlagen wird. Er reiste von Konstantinopel über Kirklisse in Rumelien, überstieg, immer derselben Bergkette entlang reisend, den Balkan und kam nach Schumla und Rutschuk in Bulgarien hinab.

Die Umgegend von Konstantinopel ist ein trauriges, verödetes Land und besteht aus Dünen wie in der Grafschaft Sussex; es ist aber sehr fruchtbar, und würde sich vortrefflich zum Anbau eignen. Die einzige Straße, die dadurch hinführt, ist ein breiter Pfad, den der erste Winterregen unwegsam macht. Ein auffallender Beweis vom Verfall des ottomanischen Reichs ist, daß die erste Stadt, in welche Walsh von Konstantinopel aus kam, Kliulikli, blos noch aus drey elenden Häusern besteht; sie hatte noch vor zwanzig Jahren eine beträchtliche Bevölkerung und befand sich in blühendem Zustande; sie wurde in der Revolution von 1807—8 verheert, und hat sich seitdem nicht wieder aus ihren Trümmern erhoben. Von Konstantinopel bis Kirklisse, d. i. hundert englische Meilen weit, sieht man keinen Baum, und die Russen treffen also, wenn sie sich der Hauptstadt nähern, ein herrliches Feld für ihre Operationen. Die besten Städte und Dörfer zwischen Kirklisse und der Kette des Balkan sind von Bulgaren bewohnt, einem kräftigen Geschlechte von Ackerbauern, die man aus ihrem Heimathlande hieher gezogen hat, damit sie die öden Ebenen Thraziens wieder bevölkern möchten. Diesen Zweck haben sie blos theilweise erfüllt, und die mannigfachen Plakereyen, die sie zu dulden hatten, waren nicht geeignet, ihnen Anhänglichkeit an die Herrschaft des Sultans einzuflößen; sie sind übrigens griechische Christen und daher leicht geneigt, mit den Russen gemeinschaftliche Sache zu machen.

Den Fuß des Balkans gegen Süden bildet eine ziemlich niedrige Bergkette; ihr Plateau, eine unermeßliche Ebene, dehnt sich bis zur höhern Kette aus; schöne bulgarische Dörfer liegen auf ihr zerstreut. Das Dorf Byni, wo Walsh mit seinem Führer Mustapha übernachtete, gefiel ihm außerordentlich. „Die guten Leute hatten blos ein Zimmer; die Familie bestand aus dem Tchurbadgi, dem Hausherrn, der Boba, der Frau, aus drey Kindern und zwey Schäfern. Das Haus war gleich allen andern aus Flechtwerk gebaut, und so niedrig, daß ich in der Mitte eben aufrecht stehen konnte; die Hütte war aber reinlich, neu, und es roch nach nichts; man fegte den Boden, breitete Teppiche darauf, im Kamin loderte ein gutes Feuer, und wenn ich so die Helle über die guten, ehrlichen Gesichter streifen sah, fühlte ich mich so behaglich, als sey ich daheim. Wir hatten von Rusukestri Schaaffleisch mitgebracht; die Boba briet es uns, an die andere Seite des Feuers sezte sie eine runde, eiserne Schüssel, that Wasser, Mehl, Eyer hinein, und machte eine Art dünner Kuchen daraus. Sie legte sie, wie sie gebacken wurden, aufeinander, that je zwischen zwey Butter und Käse, und thürmte so eine ziemliche Säule auf. Dazu kam noch ein Napf mit Kohl, ein Krug Wein und ein Fläschchen Branntwein (Raki), und nun trug sie das Abendessen auf einem Schemel mit einer Gewandtheit, einer Ordnung auf, die einer englischen Köchin Ehre gemacht hätten. Bey diesem ganzen Geschäft hatte sie einen Rocken in einem ledernen Gurte stecken; dieses einfache Werkzeug war unaufhörlich im Gang und versorgte die ganze Familie mit Kleidern. Bald legten wir uns alle friedlich neben einander nieder, hüllten uns, die Füße gegen das Feuer gekehrt, in den Teppich und schliefen in Frieden und Eintracht ein. Ich wachte frühe auf; da sah ich die fleißige Hausmutter beym Scheine des Feuers mit einem

ihrer Kinder Baumwolle spinnen. Beyde sahen mich an und sangen leise und langsam ein einfaches Lied. Ich gedachte meiner fernen Heimath, der Güte der braven Leute gegen den Fremdling, dachte an Mungo Park, an seine rührende Beschreibung einer ähnlichen Scene, und wurde gleich ihm zu Thränen gerührt."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Wallis.

(Fortsetzung.)

Unter allen schweizerischen Thermen sind die von Leuck bey weitem die wärmsten. Ihre Temperatur ist aber nach den verschiedenen Orten, wo die Quellen zu Tage kommen, verschieden, beyläufig von 37 bis 41 Reaum.

Das selbst im Winter in ungefähr stets gleicher Menge quellende Wasser ist mit seltenen Ausnahmen ganz rein, und bleibt, auch der atmosphärischen Luft ausgesezt völlig klar; eben so ist es meistens ganz geruchlos, allzeit fast ohne Geschmack, und von ungewöhnlich leichtem spezifischen Gewichte.

Der Geschmack ist kaum merkbar salinisch, und übrigens so indifferent, daß dasselbe beynahe von Jedermann gerne und leicht getrunken wird. Seine Wärme ist keineswegs eckelerregend, wie die des gemeinen Wassers, noch im Munde brennend, obschon sie beym Schöpfen mit einem Glas auf die Finger ziemlich empfindlich wirkt; sie scheint sich etwas langsamer zu verlieren, als bey gleicher Temperatur bey gewöhnlichem Wasser geschieht, und es soll auch das Leuckerwasser später gefrieren als dieses (?). Die chemische Analyse hat bisher in dem Wasser von Leuck an fixen Bestandtheilen nachgewiesen: kohlensaure-, schwefelsaure- und salzsaure Kalkerde, zusammen ungefähr einen Gran auf eine Unze Wasser, und daneben einen sehr geringen Gehalt an Eisen; an flüchtigen Theilen aber eine sehr bedeutende Menge Stickgas mit einem kleinen Antheil von Sauerstoff.

Die Zahl der Thermalquellen in Leuck ist nicht leicht zu bestimmen, da oftmals mehrere kleine, ganz nahe bey einander liegende, unzweifelhaft schon in geringer Tiefe mit einander in Verbindung stehen; ja man wird bey genauer Betrachtung der verschiedenen Stellen, auf welchen im Umfange einer Viertelstunde alle Quellen zu Tage kommen, leicht zu der Vermuthung geführt, daß sie sämmtlich blos verschiedene Ausführungsgänge einer und derselben, tief im Innern des merkwürdigen, von der felsigen Gemmi, dem mit ewigem Schnee bedeckten Altels und dem Albinengebirg (worüber der merkwürdige Leiternpaß führt) umschlossenen Gebirgskessels befindlichen Hauptquelle seyn möchten. Für diese Annahme spricht schon die Menge der sich oft ganz nahe liegenden Ausflüsse.

Von den vierzehn bis sechzehn sichtbaren Leuckerquellen werden eigentlich nur drey allgemeiner gebraucht. Von diesen Mineralquellen ist aber diejenige kalte Quelle ganz verschieden, welche der periodische Liebefrauenbrunnen genannt, und die auch noch in der neuesten Uebersicht schweizerischer Mineralwasser von Dr. Gabr. Rüsch irriger Weise unter die Heilquellen von Leuck aufgenommen wurde, da das Wasser derselben doch unzweifelhaft blos Schneewasser von den höheren Gebirgen ist, und darum eben auch nur periodisch, nämlich zu derjenigen Zeit, wo der Schnee schmilzt, ungefähr vom Mai bis September fließt. Diese Quelle wird auch gegenwärtig nicht mehr gebraucht, und scheint ihren früheren Ruf den glücklichen Kuren solcher Krankheiten verdankt zu haben, in welchen kalte Bäder überhaupt nützlich sind.

Die Hauptquelle, die St. Lorenzquelle, liefert eine ungeheure Menge Wasser; sie kommt, von einer Art niederer Kapelle eingeschlossen, so zu Tage, daß man sich bücken und das Wasser unbequem genug schöpfen muß. Etwas höher nehmen drey, zwischen die Eigenthümer der verschiedenen Badehäuser vertheilte Leitungen in die Bäder ihren Anfang.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

Der Buchhändler Ebers, welcher durch seine siebenjährige Verwaltung des königl. Theaters (der italienischen Oper) zu Grunde gerichtet worden ist, hat sich an der vornehmen Welt, die ihn nicht genugsam unterstüzte, durch die Herausgabe eines dicken Oktavbandes gerächt, worin er die Geschichte dieses Theaters während seiner sieben Leidensjahre erzählt, und das jeder, der auf Mode Anspruch macht, lesen muß. Es enthält ein Dutzend Anekdoten, die, wenn auch nicht alle neu, doch interessant sind. Unter andern erzählt er, er habe im Jahr 1826 durchaus Dem. Sontag engagiren wollen; er bot ihr für einen Monat (glaube ich) 1000 Pfund, nebst der Entschädigung für die Buße, die sie wegen Vernachlässigung ihrer Verpflichtung zu Berlin etwa zu bezahlen haben würde. Ihre französische Antwort enthielt unter andern folgenden Satz: „Dans les contrats allemands il n'est jamais question de délits, comme cela est un usage absolumênt inconnu chez nous."

Die Beschreibung einer Probe ist unterhaltend: „Wenn die Vorstellungen auf der Bühne ein Bild der menschlichen Natur seyn sollen, so ist eine Probe die Sache selbst, der Orte, wo der Schleyer entzwey gerissen, und all die Verwirrungen, welche unverstellte Eitelkeit, Eigenliebe, Neid und Eifersucht erzeugen können, dem Auge dargestellt werden. Unter den ersten Sängern findet man vielleicht nicht so viel von diesen Lastern, da man ihr Recht auf die Hauptrollen nicht bestreiten kann. Aber furchtbar ist der Kampf unter allen, die unter ihnen stehen. Jede nur etwas höhere Rolle ist der Zankapfel, welcher für den Unternehmer, Direktor und Ordner (Manager, Director, Conductor) eine bittere Frucht wird, da jeder und jede nicht diejenige Rolle haben will, die der Wirkung des Ganzen förderlich wäre, sondern die ihrer Eitelkeit am meisten zusagt, da es dabey Regel ist nicht nachzugeben, so findet sich die Oper in der angenehmen Lage, weder vor- noch rückwärts zu kommen. Die Prima Donna, deren Rolle festgesezt ist, kömmt zur Probe, die Seconda, die mit der übrigen nicht zufrieden ist, will nicht daran; die erste, aufgebracht über den Aufenthalt, geht weg, und das Geschäft ist für den Tag zu Ende. Ist der Unternehmer beharrlich, so wird die Dame krank. Die Erklärung, man werde nicht singen, ist indessen das kräftigste Mittel, da es alle Uebrigen übler Laune macht, die ihre Zeit dabey verlieren. Alle klagen, und es erhebt sich ein Geschrey, worin Alle zugleich reden, und dieß zum Wenigsten in drey verschiedenen Sprachen. Die Signori beschweren sich, die Signore kreischen, die Chöre jammern im schönsten Einklang, der Direktor befiehlt, bittet, stampft, flucht – alles umsonst, und mitten in diesem Babel spielt das Orchester, welches alle Sänger zum Henker wünscht, ohne die Vokalmusik fort. Endlich, da der Kapellmeister kein Ende sieht, sezt er den Hut auf und geht, Violine, Baßgeige, Trompeten und Pauken hinter ihm her, und die Vorsteher bleiben zulezt allein zurück, um zu berechnen, wie weit sie gekommen sind. Auch ist der Wunsch Aller, ihre Rollen durch fremdartige Anhängsel ohne Rücksicht auf die Wirkung des Ganzen aufzuputzen, eine Quelle ewigen Streites zwischen Unternehmer und Sänger. Die Kunst, alle diese widerstreitenden Elemente in Einklang zu bringen, erfordert die Erfahrung eines Lebens. Zu fest seyn ist gefährlich, zu geschmeidig noch schlimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.


No. 188.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. August 1828.

— Was ist Lebenswissen, und du,
Der Götter Geschenk, Prophetengesicht, und der Ahnung
Vorsingende Zauberstimme.

Herder.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Jayme und Ramiro hatten Mühe sich durchzudrängen. Die Wüthendsten aus der Schaar wollten ihnen den Weg streitig machen und sie nöthigen, bey ihnen zu bleiben. Der Einsiedler erkannte sie und rief sie bey Namen. Die jungen Männer aber trieben ihre Rosse eiliger vorwärts und hörten nicht auf seine Stimme. Bald befanden sie sich in weiter Entfernung von ihm und seinen Gefährten, und die Stille des Abends wurde nun nicht mehr durch das wilde Getöse der Waffen, durch verwirrtes Schreyen und Lärmen gestört.

> Don Fernando, Don Fernando,
> Magst nach deinem Herzen schau'n;
> Vor den Feinden dich nicht wahre,
> Doch vor ihren schönen Frau'n!

Diese Stelle aus jener von Ramiro gesungenen Romanze wiederholte Jayme leise und mit einem, wie es seinem Freunde schien, schmerzlichen Ausdrucke. Es waren die ersten Worte, die er sprach, seitdem sie Alcala verlassen hatten. Sie kamen aus der Tiefe seiner Brust hervor, sie erweckten neue Besorgnisse um den Freund und Waffenbruder in Ramiros Seele.

„Ich ertrage es nicht länger, dieses ängstliche und zurückhaltende Wesen unter uns!" hob endlich Ramiro in einem Tone an, der nicht ganz den Unmuth in seinem Innern verläugnete, obschon er sich bemühte, seiner Herr zu werden. „Seit wann sind wir so fremd einander geworden, daß wir stundenlang neben einander herziehn, ohne ein Wort zu wechseln? Ich muß einmal frey und gerade heraus zu dir sprechen, wie es mir um das Herz ist. Deine seltsamen Traumgesichte, deine Erscheinungen oder Offenbarungen, wie du sie nun nennen magst, können mir nicht gefallen. Ich gestehe es dir offenherzig, ich fürchte für deinen Verstand, und dieß ist doch eine Sache, die man wohl bey Hofe, aber im gewöhnlichen Leben nicht gänzlich entbehren kann!"

„Laß das nur, mein Freund!" sagte mit sanftem Lächeln Perdone. „Diese Dinge sind mir nicht ganz neu und nur in der langen Zeit, während der sie mich gemieden hatten, sind sie von mir vergessen worden. Jetzt brechen wieder selige Tage für mich an, wie in meiner Kindheit, jetzt kehren ihre Träume und ihre Freuden zurück. Ich habe Stunden, in denen ich von lieben Verstorbenen umgeben bin, mit ihnen lebe und rede. Und dann, womit kann ich die Wonne vergleichen, mit denen mein ganzes Wesen durch die Erscheinung jener wunderbaren Jungfrau erfüllt worden ist, die in mir lebt und aus dem goldnen Grunde meines tief Innersten, ein Engel meines Daseyns, hervorstrahlt? Du kennst die Seligkeit des Entzückens nicht, das du einen Traum nennst! Mich hat sie schon, als ich noch ein Knabe war, oft heimgesucht, ob ich gleich damals nur das unbestimmte Gefühl eines himmlischen

Wohllebens in einem Meere von Glanz und Strahlen bey der Rückkehr in die irdische Welt zurückbrachte!"

"Wie," versezte Tenori befremdet und erwartungsvoll, "befandest du dich schon öfter in einem solchen Zustande der Verzückung, schon als ein Kind im Hause deiner Eltern? und davon hast du mir nie gesprochen?"

"Ich scheute deinen Spott," erwiederte Jayme, indem er durch ein freundliches Lächeln den Vorwurf, der in diesen Worten lag, zu mildern suchte. "Und dann hatten auch seit meinem zwölften Jahre sich diese Erscheinungen nicht wieder gezeigt bis heute Morgen am Ufer des Henares. Nun aber geht die alte Prophezeihung in Erfüllung, am Horizont meines Lebens steigt der Stern des Glückes empor, der meine ganze Zukunft überstrahlen wird, und die Ghitanna behält Recht, ob ich ihrer gleich oft übereilt und leichtsinnig gespottet."

Jayme schwieg und hörte auf den klagenden Gesang einer Nachtigall, der aus einem benachbarten Mandelwäldchen tönte. Es war ihm, als rufe sehnsüchtig die Engelsstimme des geliebten Wesens ihn heran, als verlange sie seinen Beystand in irgend einer Gefahr. Er wollte sein Pferd zu rascherem Trabe anspornen, als Don Ramiro seinen Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung gab.

"Du häufst Räthsel auf Räthsel," sagte dieser, "ohne eins zu lösen. Sprich deutlicher und erzähle mir erst von deiner Kindheit, dann von der wunderlichen Wahrsagerin, und stille überhaupt die Neugierde, die du in mir erregt hast, in ihrem ganzen Umfange, denn ich habe dir's ja schon oft gestanden, neugierig bin ich wie jene Frau des Oelhändlers im alten Lied, welche der schlafenden Katze ihr Ohr auf's Herz legte, um deren Gedanken zu belauschen."

"Ja, Ramiro!" sprach Perdone, indem er, dem Wunsche des Freundes nachgebend, sein Pferd in einen langsamen Gang sezte, um ruhiger seine Gedanken zu der bevorstehenden Mittheilung sammeln zu können; er mußte sich hierin einigen Zwang anthun, denn die Stimme der Nachtigall sprach dringend und rufend zu ihm. "Ja, Ramiro, ich will dir Alles entdecken und vor deinem treuen Freundesherzen kein Geheimniß mehr haben. Es ist mir oft erzählt worden, daß ich schon als ein ganz kleines Kind mehr im Schlafe lächelte, als gewöhnlich die Kinder thun. Dann soll eine selige Verklärung auf meinem Angesichte gelegen haben, die meine verstorbene Mutter nicht müde geworden zu betrachten. Ich bewegte mich nicht, ich lag ruhig und still da. Als ich größer geworden, zeigte sich diese seltsame Erscheinung in einer andern Weise. Ich spielte eben so gern wie andere Knaben, ich trieb mich eben so gern im Hofe unter den Waffenknechten umher, ich hatte keinen liebern Aufenthalt, als bey den Rossen meines Vaters, die noch jezt in meiner Erinnerung als die herrlichsten erscheinen, die ich je gesehen. Oft wenn die Stunde nahte, wo ich zu frohen Knabenspielen, zu den Knechten oder den Rossen hinabdurfte, und ich nun mit aller Freude eines kindischen Gemüthes dieser Ergötzung entgegensah, wenn meine freudige Erwartung auf das Höchste gespannt war, dann wurde ich plötzlich ganz still, und wenn meine Mutter nach mir sah, war ich eingeschlafen und jenes verklärte Lächeln schwebte wieder auf meinen Zügen. Mein Schlaf dauerte dann oft ununterbrochen mehrere Stunden lang. Als meine Mutter einst unruhig über diesen langen Schlaf wurde und mich erweckte, fuhr ich mit einem stechenden Schmerze im Herzen empor. Ich klagte es ihr, und seitdem versuchte sie es nicht mehr, mich in diesem Zustande, nach dem ich mich immer sehr froh und glücklich fühlte, zu stören. Ich erinnerte mich nie etwas geträumt zu haben, es war mir nur immer, als sey ich eine Zeitlang von einem Strahlenmeer umgeben gewesen. Wann ich erwachte, sah ich das Antlitz meiner Mutter mir mit dem Ausdrucke der Besorgniß zugewendet. Ich war aber dann noch selig in meinem Innern, und der Glanz, den ich im Schlafe gesehen, schimmerte noch leise nach auf den Umgebungen, bis er und mit ihm die selige Empfindung, die mein ganzes Wesen durchzittert hatte, verschwand. So ging es über ein Jahr fort. Da wurde meine Mutter trauriger und entdeckte mir, ich fange jezt auch an, in diesem seltsamen Schlafe zu sprechen, beschäftige mich, wie meine Aeußerungen zeigten, im Traume mit Dingen, die weit über meinem Alter lägen, beantworte die Fragen, welche man an mich richte, und verkündige selbst zukünftige Dinge, so wie ich denn ihren und des Vaters Tod auf bestimmte Tage vorausgesagt hätte. Sie bezweifelte nicht, daß es so eintreffen würde, wie ich gesagt, indem ich öfters auch schon entfernte, mir ganz unbekannte Gegenstände so genau und richtig beschrieben, als hätte ich sie immer vor Augen gehabt. Sie weinte sehr, indem sie mir diese Entdeckung machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus Rumelien und dem Balkangebirge.

(Fortsetzung.)

Das Balkangebirge wird von großen Ebenen durchzogen, die einen Ueberfluß an Dörfern, Vieh, Fruchtfeldern und Weinpflanzungen enthalten. Die Sitten der Einwohner stehen in Einklang mit dem romantischen Lande. Der Reisende erzählt, wie freundlich er in Lopenitza aufgenommen wurde:

"Man kommt in dieses Dorf, wenn man den Balkan ganz herunter ist und freut sich hier, daß man endlich das Gebirge im Rücken hat. Wir hatten noch mehr Ursache

uns zu freuen; wir waren durchnäßt, erfroren, müde, hungrig. Wir traten in den Hof einer Pachtung, die mit einer Mauer aus Flechtwerk umgeben war. Ein einzeln stehendes Gebäude sah hier ganz einladend aus; es war neu, reinlich und frisch hellgrau angestrichen. Es war indessen bereits voll Menschen, auf einmal aber kam Alles in Bewegung, der Boden wurde gefegt, dicke Teppiche ausgebreitet, im Kamin ward großes Feuer angezündet, und als ich die kleine Vorhalle betrat, war es mir, als habe ich in ganz England nie eine so reinliche, so malerische, so comfortable Hütte gesehen. Ich legte meine nassen Kleider ab, streckte mich vor dem Heerde auf den Boden und überließ mich ganz dem neuen behaglichen Gefühl. Nun sah ich unter der Halle mehrere junge Mädchen erscheinen und nach einigen Zurüstungen in's Zimmer treten. Die größte und schönste ging mit einem weißen Schnupftuch in der Hand voraus, die andern folgten. Sie begannen einen Tanz aufzuführen, den sie mit einem langsamen, harmonischen Gesange begleiteten. Der Tanz bestand in einer langsamen Bewegung, und sie zogen mit Anstand und Ordnung hinter einander her; im Gesange hießen sie den Fremdling willkommen, priesen seine Vorzüge und seine Schönheit. Sie trugen Jacken von blauem Tuch, Röcke vom nämlichen Stoff und große über der Brust und den Armen gefaltete Hemden. An den Enden ihrer Haarflechten hingen Gold- und Silbermünzen; sie trugen lange Ohrgehänge und um die Arme eine oder zwey breite silberne Armspangen. Als Gesang und Tanz zu Ende waren, warf mir die Schönste ihr weißes Tuch auf die Kniee und alle entfernten sich. Ich verstand nicht, was dieß bedeuten sollte, und war daher in Verlegenheit; Mustapha aber sagte mir, es heiße dieß so viel, als sich ein Paar Paras ausbitten. Sogleich steckte ich welche in das Tuch und ging zu den Tänzerinnen unter der Halle, wobey ich mit dem Gelde klingelte; sie theilten es unter sich und gingen ganz zufrieden davon. Ihre Haltung war anständig, ihre Blicke züchtig.

Die Boba schlachtete uns zwey Stücke Geflügel, trug überdieß Kuchen, Wein und Raki auf, und wir speisten vortrefflich zu Nacht. Diese guten Leute halten es für Pflicht, dem Gaste zu Ehren ein ungeheures Feuer anzuzünden; die Flammen lodern bey sechs Fuß hoch. Eine so glühende Hitze scheint ihnen, wie den Russen, sehr zu behagen; ich konnte sie unmöglich aushalten, und bat sie daher das Feuer zu mäßigen, sie thaten es, äußerten aber ihre Verwunderung darüber.

Höchst auffallend ist das vollkommene Stehenbleiben der Türken bey ihren alten Sitten und Gewohnheiten. Vor mehr als vierhundert Jahren kam dieses Volk über den Hellespont, war seitdem in beständiger Berührung mit Europäern und ihren Gebräuchen, drang mehr als einmal selbst bis Wien vor in das Herz der Christenheit. Während alles ringsumher auf diese oder jene Weise fortschritt, blieben sie hartnäckig stille stehen. Mit sehr wenigen Ausnahmen ist die Masse des Volks noch ganz die unwissende, eigensinnige, unbeugsame Horte, die von den Gebirgen Asiens herabkam. Im Großen wie im Kleinsten, im Strich eines Bartmessers und einer Säge, so gut wie in Literatur und Kunst haben sie heute noch ihre alten charakteristischen Eigenheiten. Der türkische Barbier streicht mit dem Messer abwärts von sich, der unsrige zieht es gegen sich; der Zimmermann dagegen zieht die Säge gegen sich, denn die Zähne sind innen, der unsrige stößt sie nach unten, weil die Zähne außen sind; der Maurer sitzt bey seiner Arbeit, der unsrige steht; der Schreiber schreibt auf seiner Hand und von rechts nach links, der unsrige an einem Tisch und von links nach rechts. Diese Dinge möchten höchst unbedeutend erscheinen; es sind aber wirklich eben so viele bezeichnende Charakterzüge.

Die Stadt Schumla liegt im Winkel eines Thals am nördlichen Abhang des Balkan. Balkan bedeutet einen schwierigen Paß. Diese Bergkette beginnt mit einem Zug niedriger Hügel, die sich nach und nach zu Bergen von bedeutender Höhe erheben. Von der Donauseite aus erscheinen sie fast unübersteiglich; sie streichen am Horizont gleich einer mächtigen Mauer hin, die sich stufenweise bis in die Wolken erhebt. Die Kette erstreckt sich vom Golf von Venedig bis an's schwarze Meer etwa 500 (englische) Meilen weit; ihre Breite mit dem hügelichten Land auf beyden Seiten mag hundert Meilen betragen, die obere Kette ist nicht über fünf-und-zwanzig bis dreyßig Meilen breit. In der Gegend von Schumla bilden die Berge ein Amphitheater, von dessen Fuße an sich eine ungeheure Ebene nordwärts gegen die Donau, östlich gegen das schwarze Meer ausbreitet. Der Balkan unterbricht also allein die Ebene zwischen Konstantinopel und der Donau, und hätten die Russen erst das Gebirge im Rücken, so vermöchte sie in ihrem Marsche nichts aufzuhalten als die Streitkräfte des Feindes. Schumla, wo die besten Kupfer- und Blechschmiede des Reichs wohnen, zählt etwa 60,000 Seelen; in der obern Stadt wohnen die Türken, in der untern Juden, Armenier, Griechen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Subscriptionen zur Stiftung einer orthodoxen Londoner Universität belaufen sich bereits auf mehr als 80,000

Pfund Sterling, so daß man erwarten darf, daß die 100,000 Pfund, womit man den Bau zu beginnen beschlossen, bald beysammen seyn werden. Doch ist noch nicht bekannt, wo der Bau aufgeführt werden soll. Indessen geht das Gerücht, daß die alten Unternehmer der Londoner Universität sich mit den Unternehmern des königl. Kollegs vereinigen werden, was ganz und gar nicht denkbar scheint, oder, was wahrscheinlicher, daß die ersteren den lezteren ihren Bau abtreten, und die höhere Erziehung der Londoner Jugend der Kirche überlassen werden. Dieß würde nun freylich ein saurer Apfel für die Herren seyn, wozu sie sich aber werden entschließen müssen, wenn sich nicht eine bedeutende Anzahl Studenten einfindet, da ihr Kapital, welches mit wenigen Ausnahmen von Spekulanten vorgeschossen worden ist, kaum zu mehr als der Aufführung der Gebäude hinreicht. Auch hat einer der Geistlichen der englischen Kirche, welcher eine Professur bey ihnen angenommen hatte, sie bereits verlassen, und zwar ohne einen andern scheinbaren Grund als daß er, wie die Matrosen von den Rayen auf einem Schiffe sagen, daß sie den Untergang desselben im Voraus wittern, den Untergang des Unternehmens fürchtet. Dieß wäre wirklich ein großer Schaden für die Wissenschaften; denn wenn die Geistlichkeit, welche nichts anders weiß und achtet als lateinisch und griechisch, keine wetteifernde Anstalt neben sich, kein Vorbild vor sich hat, so darf man nicht erwarten, daß sie, wäre es auch nur um Oxford nicht in seiner mönchischen Ruhe zu stören, sich weit über den alten Schlendrian erheben, und wissenschaftliche Männer statt Gelehrten bilden werde. Es ist sehr merkwürdig, daß bis jezt der Senat der Londner Universität noch keinen Mann für die Professur der Moralphilosophie hat finden können.

Man arbeitet wieder an dem Gange unter der Themse, aber sehr langsam; troz dem Patronat des Herzogs von Wellington, dem die Schmeicheley vor Kurzem den Beynamen „des Glücklichen“ beygelegt hat, sind von der zur Vollendung erforderlichen Summe von 200,000 Pfund nur erst 10,000 subscribirt.

Die neue Londoner Brücke ist ihrer Vollendung nahe und verspricht ein prächtiges Werk zu werden, das mit den neuen Straßen, die man mitten durch einen Haufen enger Gäßchen der Altstadt dahin zu brechen gedenkt, der Stadt zur großen Zierde gereichen wird. London hat jezt sechs Brücken über die Themse, man gedenkt aber noch eine siebente zu bauen, bey dem erzbischöflichen Palast von Lambeth, welche (wie die sehr schöne Brücke zu Hammersmith) eine hängende Kettenbrücke werden soll.

Der neue königl. Palast nähert sich nur sehr langsam seiner Vollendung, da man einen Theil desselben hat wieder einreißen müssen, ein Verfahren, welches bey allen Regierungsgebäuden in England Mode zu seyn scheint. Die andern Verschönerungen im westlichen Theil der Stadt stocken aus Mangel an Geld. Man hat angefangen, die Bibliothek Georgs III. nach dem brittischen Museum zu bringen, und in ungefähr drey Monaten soll sie zum Gebrauch des Publikums (d. h. desjenigen Theils, welcher Erlaubniß erhalten kann im Museum zu lesen) offen seyn.

Drey Personen, durch deren Mißhandlung Lord Mountsandford zu Windsor so unschuldig das Leben eingebüßt hat, sind des Todschlages (Manslaughter) schuldig befunden worden. Für dieses Verbrechen bleibt es bekanntlich dem Richter überlassen, die Strafe von einem Schilling Buße bis zur lebenslänglichen Verbannung zu erkennen; er verurtheilte demnach Hunt, welcher den Verstorbenen auf dem Boden mit Füßen getreten, zu dieser lezteren, und die zwey andern zu zweyjähriger Einsperrung.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Wallis.

(Fortsetzung.)

Die erste dieser Leitungen geht nach dem etwa sechszig Fuß entlegenen, von der vorzüglich großen Zahl der Kurgäste aus dem Kanton Zürich, die sich ehmals desselben fast ausschließlich bedienten, sogenannten Zürcherbade, mit zwey viereckigten Baderäumen für vierzig bis fünfzig Badende. Die zweyte bringt ihr Wasser zu dem nur wenige Schritte entfernten, ziemlich alten und sehr luftig gebauten Badehaus, dem sogenannten Herren-, oder passender Walliserbad, in welchem sich vier Baderäume mit hinlänglichem Platz für achtzig bis hundert Badende befinden. Eben dahin gehet auch das sogenannte Goldbrünnlein, welches aber darum diesen Namen nicht ausschließlich verdient, weil auch die übrigen Quellen dem einige Zeit in sie gelegten blanken Silbergelde eine ziemlich täuschende Goldfarbe ertheilen. Die dritte Leitung endlich nimmt ihren Lauf von etwa achtzig Fuß in das neuste, größte und in jeder Hinsicht schönste, nach den Edlen von Werra genannte Werrabad, früher auch Junkernbad, welches, seit seinem vor zwey Jahren vollendeten Bau in vier große Quarré's und eben so viele kleine Privatbäder abgetheilt, für 140 Badende hinlänglichen Platz darbietet, und in mancher Hinsicht den Vorzug vor den andern verdient.

Das Zürcher Bad diente seit einiger Zeit als Armenbad, bis endlich nach vielen Jahren ein eigenes Badhaus für diese Bestimmung zu Stande kam. Diesem längst gefühlten Bedürfniß ist nun auf löbliche Weise entsprochen, und der aufmerksame Menschenfreund darf jezt hoffen, daß in Zukunft auch für Wohnung, Unterhalt und ärztliche Pflege der Kranken besser gesorgt werden wird, als es bisher geschah. Ungeachtet der noch mangelhaften Einrichtungen für die Armen, verdient übrigens die polizeyliche Aufmerksamkeit alle Achtung, welche den in manchem Kurort so lästigen Bettel beynahe gänzlich zu verhüten weiß.

Die Trinkkuren in Leuck sind unstreitig nicht minder wichtig als die Badekuren; die ärztliche Würdigung der einen und andern gehört jedoch nicht hieher. Leider ist bis jezt die ganze Trinkanstalt in dem nämlichen, höchst dürftigen Zustand, welcher oft genug schon gerechten Tadel veranlaßt hatte. Noch immer ist derjenige Platz, wo das Wasser geschöpft und getrunken werden soll, weder mit Brettern noch sogar mit Steinplatten belegt, auf welchen man bey nassem Wetter trocken stehen könnte, eben so wenig ist er mit einem vor Wind und Regen schützenden Dache bedeckt. Wie früher, so schöpft jezt noch Jedermann aus dem ganzen Dorfe, mit nicht selten unreinen Händen und den verschiedensten Gefäßen, das Wasser aus der nach vorne weit geöffneten Quelle, und immer noch dient der Ausflußbach auf dem offenen Platze zwischen der Heilquelle und dem nahen kalten Brunnen zu allen Tageszeiten zum Scheuerplatz des Tisch- und Küchengeschirres aller umliegenden Wirths- und Privathäuser; das Gesagte reicht hin, um auch den Fremden, der nie hie war, zu überzeugen, daß es eines ziemlichen Maßes von Selbstverläugnung bedürfe, um sich weder durch die Vernachläßigung der Quelle selbst, noch durch das Eckelhafte der allernächsten Umgebung abschrecken zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 189.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. August 1828.

Dein Troz und deines Herzens Hochmuth hat dich betrogen, weil du in Felsenklüften wohnest und hohe Gebirge innen hast. Wenn du denn gleich dein Nest so hoch machtest als der Adler, dennoch will ich dich von dannen herunterstürzen.

Jeremia. 49. 16.

Reisebilder aus Rumelien und dem Balkangebirge.

(Fortsetzung.)

Als militärischer Punkt ist Schumla von großer Wichtigkeit, denn hier laufen alle Straßen von den Donaufestungen zusammen. Von europäischen Truppen besezt, wären die Werke von keiner Bedeutung, aber von Türken vertheidigt können sie sich halten. Die Erdwälle mit backsteinernen Mauern und starken Wachtthürmen auf den Flanken erstrecken sich auf einem unebenen Terrain drey Meilen in die Länge, eine Meile in die Breite. Hier schlugen die Türken von jeher ihr verschanztes Lager auf, zweymal kamen die Russen nach Schumla, Romanzof im Jahr 1774, Kaminsky im Jahr 1810, und wurden beyde Mal zurückgeschlagen. — Gelingt es den Russen dießmal, diese künstliche Schutzwehr, die in ihren Augen so verächtlich ist, als sie in ihren Händen schwach wäre, zu durchbrechen, so kommen sie an eine zweyte, ungleich furchtbarere, das Gebirge. Ueber diesen ungeheuren Wall führen blos fünf gangbare Wege, einer von Sophia nach Bazargik, zwey von Ternova über Keisanlik und Selymnia, und zwey von Schumla über Carnabat und Haidhos; die drey ersten führen nach Adrianopel, die zwey andern gerade nach Konstantinopel. So schwierig diese Pässe sind, für die türkischen Spahis ist keiner unwegsam. Diese Lebenstruppen *) bilden sechszehn Legionen der besten Gebirgsreiterey vielleicht in der Welt, und doch scheint ihre ganze Ausrüstung auf nichts weniger als auf Freyheit und Haltung in der Bewegung und auf rasche Evolutionen berechnet. Ihre Sättel sind plumpe Holzklötze, vorne und hinten in Spitzen auslaufend, die groben Packsätteln ähneln und durch die Art, wie sie darauf sitzen, noch unbequemer werden. Die Bügel sind sehr kurz, der Fuß ruht auf einer schaufelförmigen Eisenplatte, deren Spitze sie sich als eines Sporns bedienen. Das schwere Zeug ist nicht mit Gurten befestigt, sondern wird blos von ledernen Riemen gehalten, die jeden Augenblick zerreißen und beständig in Unordnung sind. Auf diesem unbequemen, schlecht befestigten Sattel sizt der Türke mit gegen das Kinn heraufgezogenen Knieen, und doch sah ich nie gewandtere, verwegenere Reiter an Abgründen und auf gefährlichen Pfaden. Wenn sie in Haufen beysammen sind, halten sie schlechte Kriegszucht; geht es aber zum Kampfe, so fechten sie so regelmäßig, wirken so gut zusammen, daß man sich wundern muß. Die besten Dienste leisten sie auf durchschnittenem Terrain, in den Pässen und Schluchten des Gebirgs, überall, wohin sich europäische Reiterey nicht wagt. Sie rennen im Galopp durch die Schluchten, durch die Bette der Gießbäche, reiten die steilsten Abhänge hinauf, hinab, und erscheinen plözlich in der Flanke oder dem Rücken des feindlichen Heers, wohin sie auf Pfaden gekommen sind, die, wie man glauben sollte, für Mann und Roß völlig unzugänglich sind. Durch ihre Gleichgültigkeit für die Gefahr, ihre stürmische Hitze haben einige

*) S. Morgenbl. Nro. 133. d. J. d. Art. Türkische Staatsverwaltung.

dieser Schwadronen sich den Beynamen Delbis, die Närrischen, erworben, und sie rechtfertigen ihn durch ihre verwegenen Unternehmungen. Eine solche Reiterey kann in den Pässen des Balkan den besten, disciplinirtesten Truppen mächtigen Widerstand leisten.

Auch die Jahrszeit wird den Russen ungünstig werden. Der einzige für kriegerische Unternehmungen günstige Zeitpunkt ist hier der Frühling; das Land ist in dieser Zeit ausnehmend schön und gesund; Quellen und Flüsse liefern gutes Trinkwasser, an Gras und Futter ist Ueberfluß, die Luft ist leicht und gesund; aber mit vorrückendem Sommer vertrocknen die Bäche, verschwinden die Gewächse; es bleibt nichts als ein dürres, glühendes Erdreich, das bey Tag die Sonnengluth dörrt, und das Nachts der kalte, reichliche Thau ungesund macht. Noch jedes Heer, das in der alten oder neuern Zeit zu dieser Jahrszeit in Bulgarien Krieg führte, hat den verderblichen Einfluß des Klimas empfunden. Die zahlreichen Pässe, die eine Handvoll Menschen gegen ein Heer halten kann, und die ebensoviele Festen bilden, hinter denen die Türken so hartnäkkig und muthig kämpfen, die zerstreuten Dörfer, die weder Schutz noch Hülfsmittel gewähren, dieß alles sind Hindernisse, welche die Russen sehr gut kennen. Im lezten Kriege, wo 100,000 Russen die ganze Ebene besezt hielten, dachte Niemand daran, das Gebirge zu übersteigen, als ein Paar streifende Kosaken, die so schnell wieder herüber als hinüberkamen. Auch scheinen die Türken von dieser Seite für ihre Hauptstadt nichts zu fürchten. Im Vertrauen auf die natürliche Feste des Gebirgs haben sie keinen Paß verschanzt, und ich erinnere mich nicht von Konstantinopel bis Schumla eine einzige Festung gesehen zu haben. Am meisten bange macht ihnen ein möglicher Einfall zur See. Wenn die Verschanzungen am Bosphorus von der Landseite angegriffen würden, wären sie nicht haltbar; die Höhen am Ufer beherrschen sie überall.

An eine Volksbewaffnung, an Bildung von Guerillas darf übrigens der Sultan in Bulgarien nie denken, da die Bevölkerung fast ganz aus Bulgaren besteht, die sich seit zwanzig Jahren über die künstlichen Gränzen ihres Landes hinaus, ja jenseits des Balkan bis tief nach Rumelien hinein verbreitet haben. Sie sind ein friedfertiger, fleißiger Menschenschlag, und ihre Religion, die ja auf den Haß und die Liebe der Menschen so großen Einfluß übt, wird sie eher mit den Russen als mit den Türken gemeinschaftliche Sache machen lassen, wenn sie nicht anders ihr Hirtenleben dem Kriege völlig entfremdet hat. Sie leben in kleinen unregelmäßigen Weilern, und der Hauptgegenstand ihres Gewerbfleißes ist die Bereitung des Rosenöls. Ein weiter Strich in der Gegend von Selymnia besteht aus lauter Gärten für diesen Zweck, und die Menge von Rosensträuchen ist ein charakteristischer Zug dieser schönen Landschaft. Ein großer Theil des Produkts wird nach Europa ausgeführt, und diesen friedlichen Bauern verdanken wir die köstliche Rosenessenz von Konstantinopel.

(Der Beschluß folgt.)

Der erste Brief Mirabeaus an Ludwig XVI.

Ueber Mirabeau fällten seine Zeitgenossen und fällen noch wir die widersprechendsten Urtheile; man spricht über seinen Charakter als Staatsmann und die Motive seiner Handlungsweise ab, wie die Reisenden Stellung und Höhe eines Kolosses beschreiben, der zu drey Viertheilen in Egyptens Sande vergraben ist. Da Alles, was Licht auf den Charakter dieses außerordentlichen Mannes wirft, willkommen seyn muß, so theilen wir den kürzlich in Paris bekanntgemachten Brief mit, der seinen vielbesprochenen, aber bis jezt nicht bekannten Briefwechsel mit Ludwig XVI. eröffnete. So wenig sich die Aechtheit des Briefs verbürgen läßt, so ist doch der Name des Herausgebers, Barbière, der als Herausgeber der interessanten Memoiren des Grafen von Brienne bekannt ist, im Stande Vertrauen einzuflößen.

* * *

So tief mich auch die Noth des Königs rührt, der das Unglück, das ihn selbst trifft, am allerwenigsten verschuldet hat, so überzeugt ich bin, daß, wenn es in seiner Lage einen Fürsten gibt, auf dessen Wort man bauen kann, dieser Fürst Ludwig XVI. ist, so haben doch die Menschen und der Lauf der Welt mein Gefühl für das wechselnde Loos der Menschheit so abgestumpft, daß meinen Widerwillen, in diesem Zeitpunkte der Partheyungen und der Verwirrung eine Rolle zu spielen, nichts zu überwinden vermöchte, wäre ich nicht überzeugt, daß die Wiederherstellung der legitimen Gewalt des Königs Frankreichs dringendstes Bedürfniß ist und das einzige Mittel, es zu retten. Ich sehe aber so klar, daß wir in Anarchie leben, daß wir Tag für Tag tiefer hineingerathen, der Gedanke, ich habe zu nichts als zu einer großen Verwüstung die Hände geliehen, beugt mich so tief; die Aussicht, einen andern als den König am Staatsruder sehen zu müssen, ist mir so unerträglich, daß mein Gefühl mich gebieterisch treibt, wieder zu wirken in einem Augenblick, wo gleichsam Verachtung meine Zunge fesselte und ich meynte, was ich zu thun habe, sey allein, mich zurückzuziehen.

Unter diesen Umständen läßt sich leicht denken, daß die gegenwärtige Stimmung eines guten und unglücklichen Königs, der durch seine Rathgeber, ja sein Unglück beständig daran erinnert wird, daß er sich über mich zu beklagen hat, und doch den edlen, den muthigen Gedanken faßt, sich mir anzuvertrauen, für mich eine Lockung ist, der ich nicht widerstreben mag. Hier ist also das Glaubensbekennt-

niß, das der König von mir verlangt hat; er wird die Gnade haben, selbst zu bestimmen, bey wem es niedergelegt werden soll (denn Vorsicht verbietet ihm, es zu behalten), und dieses Schreiben wird auf ewig mein Richter oder mein Zeuge bleiben.

Ich verpflichte mich, mit meinem ganzen Einfluß das wahre Beste des Königs zu fördern, und damit dieser mein Ausspruch nicht zu unbestimmt erscheine, so erkläre ich, daß ich eine Contrerevolution für so gefährlich und strafbar halte, als es mir eine Chimäre scheint, in Frankreich überhaupt an eine Regierung zu denken oder den Plan dazu zu entwerfen, an deren Spitze nicht ein Oberhaupt steht, das mit der gehörigen Macht bekleidet ist, um mit der vollen öffentlichen Gewalt das Gesetz zu vollziehen. Nach diesen Grundsätzen will ich schriftlich meine Meynung über den Gang der Ereignisse aussprechen, über die Mittel sie zu leiten, ihnen vorzubeugen, wenn sie drohend erscheinen, gut zu machen, was sie gebracht haben; meine Hauptaufgabe aber wird seyn, der vollziehenden Gewalt, die im Vollmaaß, unbeschränkt und ungetheilt in der Hand des Königs seyn muß, ihre wahre Stelle in der Verfassung anzuweisen.

Ich brauche zwey Monate, um meine Hülfsmittel zu sammeln, oder sie, wenn ich so sagen darf, erst zu schaffen, um die Gemüther zu bearbeiten, und verständige Bürger, wie sie der Dienst des Königs fordert, für die Sache der Vernunft zu gewinnen. In jedem Departement unterhalte ich einen Briefwechsel zu diesem Zweck und theile die Resultate mit. Mein Gang wird unmerklich seyn, aber jeden Tag thue ich einen Schritt. Der Empiriker verspricht plötzliche Heilung und tödtet; der wahre Arzt beobachtet, wirkt vorzüglich durch Diät, durch richtiges Maaß, richtige Gabe, und heilt manchmal.

Von dem Gedanken an eine Contrerevolution, wie von den Ausschweifungen, wozu die Revolution in den Händen ungeschickter, verkehrter Menschen die Völker hingerissen hat, bin ich durchaus gleich weit entfernt. Nie darf man meine Handlungsweise nach Einzelnem, nie nach einer Handlung, nie nach einer Rede beurtheilen; man darf allein nach dem Ganzen urtheilen, wie man nur durch das Ganze wirken muß. Die Rettung des Staats Tag für Tag ist eine Unmöglichkeit.

Ich verspreche dem König Treue, Eifer, Thätigkeit, Kraft und einen Muth, von dem man sich vielleicht keinen Begriff macht, kurz, ich stehe ihm für Alles, nur nicht für den Erfolg, denn dieser hängt nie vom einzelnen Menschen ab, und nur ein verwegener, strafbarer Dünkel könnte in der schrecklichen Krankheit, die den Staat untergräbt und sein Oberhaupt bedroht, dafür haften wollen. Das müßte ein ganz eigener Mensch seyn, den der Ruhm, den Einen wie den Andern zu retten, gleichgültig ließe, oder der im Verfolgen desselben erkaltete, und der bin ich nicht.

10. Mai 1790.

Graf v. Mirabeau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Wallis.

(Beschluß.)

Bey der eigentlichen Badekur in Leuck wird durchgehends der Badeausschlag für die Hauptsache gehalten. Man fängt mit einer Stunde an, steigt dann mit der Badezeit täglich um eine Stunde, so daß man mit dem sechsten Tag auf eben so viele Stunden kömmt, die zu zwey Drittel auf den Morgen und einem Drittel auf den Nachmittag vertheilt werden. Späterhin wird die Zahl der Badstunden, zu dem sogenannten Abbaden, wieder im nämlichen Verhältniß, wie man zuvor gestiegen war, vermindert. Von dieser Badeweise werden nur selten Ausnahmen gemacht, vielmehr werden hier weit mehr als anderswo die Baderegeln mit strenger Pünktlichkeit befolgt. Der so überaus lange Aufenthalt im Bade wird durch das hier übliche gemeinschaftliche Baden in großer Gesellschaft gar sehr verkürzt, und es möchten wohl wenige Badende, die einmal an diese gesellschaftlichen Bäder gewöhnt sind, sie mit einzelnen zu vertauschen geneigt seyn.

Die ganze Einrichtung der Bäder und ihrer Ein- und Ausgänge ist, besonders in dem Werrabadhaus, auf eine solche Weise getroffen, daß dabey mannigfach für die Gesundheit sowohl als für den Anstand gesorgt ist. Ueberdieß sind auch noch die durch ein Dekret des Staatsraths der Republik Wallis (vom 5. December 1825) in ein-und-dreyßig Artikeln erlassenen Badeverordnungen vollkommen geeignet, die Ruhe und Bequemlichkeit der Badenden möglichst sicher zu stellen. Die Bäder müssen von Morgen vier bis eilf Uhr, und Nachmittags von zwey bis fünf Uhr zum Gebrauche bereit stehen. Die Anzahl der in jedes Quarré zu weisenden Badenden ist nach Verschiedenheit seiner Größe auf 25 — 35, bey starkem Zudrange aber höchstens 40 bis 45 Personen beschränkt. Vorzüglich für alle Uebertretungen des Anstandes und der Sittlichkeit sind Geldbußen angesezt; ferner sind alle Erörterungen, welche die Religion betreffen, bey zehn Franken Strafe verboten, die ein Jeder, der daran Theil genommen, bezahlen soll. Alle unanständigen Handlungen, ärgerlichen Reden und überhaupt alles, was den guten Sitten und der Ehrbarkeit zuwider läuft, wird mit einer Geldstrafe von vier bis zwanzig Franken geahndet. Alle Geldbußen fallen in die Armenkasse.

Ungeachtet dieser, zu Verhütung jeder offenbaren Unanständigkeit wohl berechneten, und unter täglich zweymaliger Inspektion des Badeaufsehers im Ganzen und wesentlich auch befolgten Badeordnungen, ist dennoch nicht einzusehen, wie der hier sehr alte Gebrauch des gemeinsamen Badens beyder Geschlechter in den nämlichen Baderäumen sich so lange erhalten konnte, da doch weder eine von der Lokalität gebotene Nothwendigkeit, noch auch das Gefühl für Schicklichkeit dafür sprechen, vielmehr gerade in der kürzlich stattgefundenen Vermeh-

rung der Baderäume alle Gelegenheit sich darbieten würde, dieselben verhältnißmäßig beyden Geschlechtern besonders anzuweisen, wie dieß von jeher in Pfeffers und auch in allen andern bedeutenden Bädern der Schweiz der Fall ist. Wirklich hat sich im vorigen Sommer eine bedeutende Anzahl Frauenzimmer aus höhern Ständen (brittische und französische vorzüglich) eines eigenen Quarrés bedient, und damit nicht nur die Anständigkeit, sondern auch die Leichtigkeit einer solchen Trennung auf eine, auch für Deutsche und Schweizer nachahmungswürdige Weise erwiesen.

Noch erwünschter müßte es indessen beyden Geschlechtern seyn, wenn sie Nachmittags nicht wieder in das nämliche Badwasser sich begeben müßten, worin bereits von früh vier bis zehn Uhr zwanzig bis dreyßig Menschen gebadet haben, und auch hier stehen keine unbesiegbaren Hindernisse einer zweckmäßigen Abänderung entgegen. Zwar macht es allerdings die hohe Temperatur des Wassers unmöglich, vor Abfluß von zehn Stunden eines frisch gefüllten Bades sich bedienen zu können; allein wenn für Anlegung großer Reservoirs oder einer größern Anzahl von Bädern gesorgt würde, so dürfte diesem allgemein geäußerten billigen Wunsche recht wohl überall entsprochen werden können.

London, Juli.

(Beschluß.)

Coopers Werk über Amerika, unter dem seltsamen Titel: Notions of the Americans, enthält sehr gesunde und freymüthige Ansichten über ein Volk, oder vielmehr einen Verein von Völkerschaften, den seine Institutionen einzig in der Weltgeschichte machen, und der daher von jeder Seite gekannt zu werden verdient. Die Bemerkungen des Verfassers beschränken sich indessen vorzüglich auf die nördlichen und östlichen Staaten, in welchen, obgleich das Volk in den südlichen oder Sklaven haltenden Staaten geschmackvoller und zierlicher seyn mag, allein die Eigenheit des amerikanischen Charakters ganz zu finden ist. Verstand, Religion, Ordnung, Mäßigkeit und Freyheit haben dort am tiefsten Wurzel gefaßt. Verdienst, Kenntnisse, Reichthum bilden in Amerika wie anderwärts eine Menge Abstufungen in d. bürgerlichen Verhältnissen, die Klassen scheinen eben so streng gesondert, und die Abstände eben so genau beobachtet zu werden, als in unserm aristokratischen Europa. Der Hauptunterschied liegt in den politischen Einrichtungen, aber auch hier meistens nur in der Theorie; jeder Bürger, der sich nur einigermaßen über den Stand des eigentlichen Armen erhebt, ist zu den höchsten Staatsämtern, so wie zum Volksvertreter im Kongresse wählbar, doch fällt die Wahl fast immer auf Personen aus den höhern Ständen. Geschieht es aber einmal, daß ein gemeiner Handwerker gewählt wird, so steht er freylich mit dem vornehmen Kollegen bey allen öffentlichen Gelegenheiten, sey es im Senat oder auf einem Ball beym Präsidenten, auf ganz gleichem Fuße, d. h. der Reiche, der wohl weiß, daß er nur dann Ehre empfängt, wenn er sie selbst gewährt, läßt den Aermeren sein Uebergewicht nicht empfinden; aber diese öffentliche Gleichheit gibt dem Armen keinen Anspruch auf den Zutritt in das Haus des Reichen, und er denkt nicht daran, ihn nachzusuchen. Im Allgemeinen aber scheint jeder des Grundsatzes eingedenk zu seyn, daß einer so viel Recht habe als der andere, und hieraus entspringt ein gegenseitiges Aufmerken und Nachgeben, was eigentlich die wahre Höflichkeit ist, ob man gleich oft nicht die Formen derselben beobachten mag. Die Quelle aller Sitten der Amerikaner ist ein gerader, gesunder Verstand, ihre Frage bey jeder Sache ist immer: „zu was nützt es?“ und zufolge der Antwort, die sie sich auf diese allgemeine Frage haben geben müssen, findet man bey ihnen alles Ceremoniel, das die Bequemlichkeit befördert, während man immer mehr bemüht ist, alle hindernden Kleinlichkeiten zu verbannen; so kommen z. B. Livreen der Bedienten, militärische Titel, „achtbar“ „Excellenz“ und alle andern äußern Auszeichnungen aus der Mode. Die Richter tragen zwar noch seidene Mäntel, aber die Advokaten keine Perrücken mehr. Vor ein Paar Jahren wollte das Militär einen Cincinnatusorden unter sich aufbringen; aber das Volk lachte, und sein gesunder Verstand machte den Plan durch Spott zu Schanden. So ergibt sich die merkwürdige Erscheinung, daß in demselben Maße, in dem Kunst- und Gewerbfleiß Schätze anhäuft, und der Reichthum seinen aristokratischen Einfluß in der That steigert, das Land, dem Ansehen nach, immer demokratischer wird. Die Kälte, die man seinen Landsleuten, und besonders den Frauen vorwirft, läugnet Cooper ganz und gar. Die Weiber, sagt er, sind einfach und natürlich; sie verstehen den französischen, selbst den englischen Komplimentirstyl durchaus nicht, und wenn man sie in dieser Sprache anredet, so werden sie zurückhaltend, selbst scheu. An sich aber sind sie eben so lebhaft, obgleich nicht so leichtfertig, als die vornehmen Europäerinnen. Hinsichtlich der Literatur versichert er, daß es blos an Materialien für den Schriftsteller fehle. Der Geschichtschreiber findet keine Annalen, der Satiriker keine Thorheiten, außer den allergemeinsten und gewöhnlichsten, der Dramatiker keine Sitteneigenheiten, der Romanschreiber keine unbestimmten Fictionen (Cooper hat uns jedoch in seinen Romanen gezeigt, daß es Mittel dazu gibt), der Sittenprediger keine rohen Vergehungen gegen den Anstand. Die Institutionen sind zu einförmig und die Lebensweise zu sehr dem gesunden Verstand gemäß, um große Mannigfaltigkeit hervorzubringen.

Auch im kirchlichen Wesen, so weit wenigstens als die Gesetzgebung sich damit befaßt, zeigt sich dieser gerade Sinn immer mehr. Es gibt bekanntlich keine Staatskirche, und nur in zwey Staaten ist es der Legislatur entweder erlaubt oder anbefohlen, eine Auflage zum Unterhalt der Geistlichkeit (hier der protestantischen) zu erheben, und man erhebt dort wirklich eine Kleinigkeit zu diesem Zwecke. In allen übrigen hat dieser Gebrauch entweder nie bestanden, oder er ist abgeschafft worden, so daß es einem jeden überlassen bleibt hierin zu thun, was ihm gut dünkt. In den meisten Staaten sind die Geistlichen mehr oder weniger von bürgerlichen Aemtern ausgeschlossen, aber nur dann, wenn sie wirklich ihr geistliches Amt verwalten. Der Kaplan des Kongresses wird aus allen Sekten ohne Unterschied genommen, und es soll blos Zufall seyn, daß es bis jezt noch kein Katholik gewesen ist. Doch war Cooper selbst zugegen, als ein katholischer Priester vor dem Kongresse predigte, obgleich sich vielleicht nicht sechs katholische Mitglieder darunter befanden. Da durch Heftigkeit nichts zu gewinnen ist, so leben die Geistlichen in der größten Eintracht unter einander. Der Verfolgungsgeist, welchen die Amerikaner von ihren englischen Vorfahren geerbt hatten, verschwindet sehr schnell, die beschränkenden Gesetze in den ältern Staaten sind schon längst ein todter Buchstabe und werden nach einander abgeschafft. Selbst in Maryland, einer katholischen Kolonie, hat man vor Kurzem den Juden das Bürgerrecht eingeräumt. — In staatsrechtlicher und statistischer Hinsicht ist Coopers Werk unschätzbar.

Beylage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 8. August 1828.

Durch Zigeunermund und Traum
Droht die Hölle mit Gefahren,
Wo sie weiß, daß man ihr glaubt.

Müllner.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

„In mein Gemüth senkte sich damals jener Ernst," fuhr Jayme fort, „den ich nachher, selbst wo Freude und Heiterkeit in vollem Maaße herrschten, nie verbannen konnte. Die Thränen meiner Mutter rührten mich ungemein, und ich kam mir als ein Kind vor, das auf der Welt sey, um seinen Eltern Unglück zu bringen. Die Mutter aber bemühte sich mich zu trösten. Ich hätte in meinem wunderbaren Schlafe, berichtete sie, das künftige Leben so herrlich und reizend geschildert, daß es sie gar nicht bekümmere, ihren Tod nahe zu wissen. Aber das mache sie traurig, daß sie mich noch als ein Kind zurücklassen müsse, mit diesen seltsamen Zufällen, die sicherlich nur die Folge einer böswilligen Verzauberung seyn könnten. Sie hatte deßhalb einen besondern Verdacht auf eine ehemalige alte Dienerin des Hauses geworfen, die einer Veruntreuung wegen bestraft worden und dann entlaufen war. Einige Tage nach dieser Unterredung erschien ein Mönch in unserm Schlosse, den ich früher noch nie bey uns gesehen hatte. Es war ein langer hagerer Mann mit einer weit vorragenden Adlernase und schwarzen blitzenden Augen unter der starkknochigen Stirn. Meine Eltern begegneten ihm mit der größten Ehrerbietung; die Dienerschaft des Hauses betrachtete ihn mit scheuen Blicken und nannte ihn den Teufelsbanner. Für mich hatte die Gegenwart dieses Mannes etwas sehr Drückendes und Unangenehmes. Ich war es, den seine Blicke immer verfolgten und mit einem Ausdrucke zu betrachten schienen, in dem Argwohn, Mißtrauen und Strenge lagen. Ich kann ihn dir nicht besser beschreiben, als wenn ich dir sage, daß er Vieles mit dem Einsiedler Juan Sago gemein hatte. Ich hatte mich in der Ahnung, daß ich die besondere Ursache seiner Anwesenheit sey, nicht geirrt. Als ich wiederum in jenen Zustand verfallen war, der die Besorgnisse meiner Mutter erregte, und im Glanzmeere unbestimmter Wonnen schwamm, ward ich plötzlich durch einen furchtbaren Schmerz erweckt. Dieser Schmerz durchschnitt peinigend mein ganzes Wesen, so daß ich mit einem lauten Wehgeschrey erwachte. Da sah ich den furchtbaren Mönch dicht vor mir stehen, er hatte mich mit den nervigen Armen ergriffen und rüttelte mich gewaltthätig hin und her. Dabey sprach sein Mund mit donnernder Stimme schauerliche Beschwörungen gegen den Höllengeist, der in mir seine Wohnung aufgeschlagen habe, er hielt mir ein Kruzifix vor, er besprengte mich mit Weihwasser. Dieses gewaltsame Herausreißen aus meinem glücklichen Zustande brachte den nachtheiligsten Eindruck auf mich hervor. Mein Wehegeschrey verstummte, aber ich hatte auch zugleich die Sprache verloren. Meine Eltern befiel eine große Angst, und sie fürchteten, ein unrechtes, schädliches Mittel in dem Beystande des Mönchs zu Hülfe gezogen zu haben. Er wurde ungeachtet seiner Einwendung, daß er die Beschwörung mehrere Male wiederholen müsse, aus der Burg geschafft.

Erst einige Tage später, als ich aus einem solchen langen Schlafe ruhig und gestärkt von selbst erwachte, gewann ich das Vermögen der Rede wieder. Meine Mutter war so erfreut darüber, daß sie mich von nun an ruhig gewähren ließ. Sie gewöhnte sich an meine Zufälle, sie war von einem verständigen Doktor aus Salamanka versichert worden, daß es eine besondere Art der Krankheit der Mondsüchtigen sey, die sich bey reiferm Alter von selbst verlieren werde. So gingen einige Jahre hin, ohne daß sich eine Veränderung ereignet hätte. Nun mit einem Male wurde ich durch eine Begebenheit von dieser seltsamen Schlafsucht befreyt, die in der That von einigen wunderlichen Umständen begleitet war."

Jayme hielt einige Augenblicke inne, um neuen Odem zur Fortsetzung seiner Erzählung zu schöpfen. Noch immer sang die Nachtigall in dem Wäldchen, das zur Seite des Weges fortlief. Es war, als ziehe sie mit den Reisenden und klage ihnen in ihrem Liede irgend ein Leid, das sie empfinde.

„Sprich weiter, Jayme!" sagte auffordernd sein Freund. „Du weißt, welchen Antheil ich an Allem nehme, was dich betrifft, und jezt bin ich noch überdem in eine Spannung versezt, der jede Zögerung, wie die Vorenthaltung eines versprochenen, sehr ersehnten Gutes, zur Last fällt. Ich wollte, du wärest so redselig wie ein Marktweib hinter dem Butterschlauche, das einer ehrlichen Bürgersfrau die verdorbene Waare aufhängen will."

„Wir haben gar einen lieblichen Reisegesellschafter an jener Nachtigall," sprach Jayme, der mehr auf diese, als auf die Worte des Freundes gehört hatte. „Es ist eine wunderherrliche Nacht. Der flammende Glanz der Sterne gemahnt mich wie meine goldnen Träume, und die Silberpracht des Mondes spricht mich so traulich an wie noch nie. Aber ich will mein Versprechen lösen und dir weiter erzählen. Es war an einem stürmischen und regnerischen Abende, als eine alte Bettlerin an der Pforte unseres Schlosses um ein Obdach bat. Sie wurde, wie das in solchen Fällen bey uns Sitte war, willfährig aufgenommen und sogleich gespeist und verpflegt. Bald kam die Leibdienerin meiner Mutter mit geheimnißvoller Miene in das Herrengemach und berichtete auf näheres Befragen, daß die Neuangekommene eine Ghitanna sey, die schon dem Dienstgesinde auf die wunderbarste Weise aus den Zügen der Hand und des Gesichtes geweissagt, Dinge an den Tag gebracht habe, welche außer den Einzelnen, die sie betrafen, Niemand wissen könne. Sie schien auch geheime Kenntnisse von wunderbaren Arzneykräften zu besizzen, sie habe der harthörigen Beschließerin ein Amulet angehängt, worauf diese sogleich Erleichterung ihres Uebels empfunden. Meine Mutter ließ die Frau zu sich kommen. Sie schien schon sehr alt zu seyn. Sie schlich gebückt an einem Stabe daher und auf ihrem gelblichen Antlitze hatten die Jahre und die Beschwerden eines kümmerlich gefristeten Lebens tiefe Furchen gezogen. Aber die Augen, die aus diesem verschrumpften Angesichte blickten, hatten etwas ungemein Kluges und Verständiges.

Als sie meine Mutter begrüßt hatte, schien ich sogleich ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Vielleicht hatten die Diener ihr schon von den wunderlichen Zufällen gesprochen, denen ich unterworfen war. Sie rief mich zu sich an's Licht, und ich empfand keinen Widerwillen mich ihr zu nähern. „Du bist mit gar sonderlichen Gaben auf die Welt gekommen!" sprach sie, nachdem sie mir lange in die Augen gesehen und meine innere Handfläche betrachtet hatte. „Dir kann Heil und Unheil daraus erwachsen, je nachdem dir der Gute oder der Böse auf deinen Lebenspfaden begegnet; dir liegt die unbekannte Vergangenheit und Gegenwart offen, du vermagst in die Zukunft zu schauen und sie zu offenbaren, wenn dein wunderbares Stündlein kommt. Denn wisse, du bist ausgerüstet mit der Gabe des innern Gesichts. Eine seltene und gefährliche Gabe! Wer kann absehen, wohin sie führt, wer kann aus dem Saatkorn berechnen, wie die Pflanze gedeihen wird!" Sie machte eine Pause und meine Mutter benuzte diese, um ihr Alles zu erzählen. Sie sah mich mitleidig an und sprach dann weiter: „Du wirst wenig Freude und wenige Freunde gewinnen mit dieser wunderbaren Kraft. Den Menschen erfreut das Glück mehr, wenn es ihm unverhofft kommt, und das Unglück, das er nicht voraus gewußt, dünkt ihm minder herb. Von deiner Kindheit und von einem Theile deiner Jugend vermag ich das unheimliche Geschenk zu nehmen; aber wenn die Zeit kommt, wo das Herz von der mächtigsten Leidenschaft ergriffen wird, dann möchte mein Talisman dir nicht mehr nüzzen, dann muß es deinem Stern überlassen bleiben, ob das innere Gesicht dir wiederkehrt, ob es Glück oder Unglück dir bereiten wird." Sie gab mir einen einfachen Ring von einem unbekannten Metall und ermahnte mich, diesen immer zu tragen. Dann verließ sie, von meiner Mutter reich beschenkt, das Zimmer und in der Frühe des nächsten Morgens auch das Schloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus Rumelien und dem Balkangebirge.

(Beschluß.)

Bevor der Reisende das türkische Gebiet verläßt und wir ihn verlassen, hören wir seine Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des ottomanischen Reichs.

„Ich hatte nunmehr von Konstantinopel aus über dreyhundert Meilen auf türkischem Gebiet zurückgelegt. Betrachtete ich die Größe des Landes, die Fruchtbarkeit des Bodens, den Ueberfluß an Vieh, Getreide, die Leichtig-

keit, diese Hülfsquellen auf's Doppelte zu bringen; sah ich die großen Städte Adrianopel, Schumla, Rustschuck, die Menge Dörfer im Lande umher; erwog ich, daß eine despotische Regierung unumschränkt über alle diese Hülfsquellen gebietet, sie nach Gefallen leiten, nach Belieben vervielfältigen kann, und daß dieß nur ein kleiner Theil eines ungeheuern Reichs ist, das sich über drey Welttheile verbreitet, so dünkte mir, die türkische Macht sey ein schlafender Löwe, der nur aufzuwachen brauche, um seine Feinde zu vernichten. Sah ich aber anderseits, in welchem Zustand dieses schöne Land ist, die Hülfsquellen vernachlässigt, die Felder brachliegend, verödet, die Städte in Trümmern, die Bevölkerung in Abnahme; nicht allein die Spuren menschlichen Gewerbfleißes, das Leben selbst täglich im Hinschwinden; sah ich endlich, wie alle Völker umher in den Künsten der Kultur vorschreiten und allein die Türken stehen bleiben und sich von ihren asiatischen Stammvätern durch nichts unterscheiden, als durch den Mangel an der wilden Kraft, die jene vorwärts trieb: da schloß ich, der Löwe schlafe nicht, er ringe mit dem Tode, ein Paar gräßliche Zuckungen, und er werde nicht wieder aufstehen."

„Was dem Reisenden in der Türkey am meisten auffällt, ist die Entvölkerung. Bey jedem Schritt sieht man Trümmer statt Dörfer, Brachen statt bebauten Landes. In den großen Städten ist dieser Verfall weniger in die Augen springend, wenn gleich die Ursachen desselben hier noch stärker wirken. Seit zwanzig Jahren hat Konstantinopel über die Hälfte seiner Bevölkerung verloren. In drey blutigen Aufständen in anderthalb Jahren kamen zwey Sultane und gegen 30,000 Menschen um. Die Pest raffte im Jahr 1812 nach einigen 200,000, nach andern 300,000 Menschen weg; Thatsache ist es, daß man zu dieser Zeit täglich tausend Leichen zum Thore Kaponsi hinausführte. Der Gärtner der englischen Gesandtschaft erzählte mir, er sey der einzige noch Lebende von einer Familie von dreyzehn Personen; er verfiel in Raserey und Bewußtlosigkeit, und als er wieder zu sich kam, sah er sich allein im Hause mit zwölf Leichen. Im Jahr 1821 brach der griechische Aufstand aus; die Bevölkerung des Phanars und einiger andern Quartiere belief sich auf 40,000 Seelen; Tod und Flucht haben sie auf die Hälfte herabgebracht. Bey der Vernichtung der Janitscharen im Jahr 1827 fielen, nach einer Schätzung, beyderseitig 30,000 Menschen. Rechnet man zu diesen Zufällen noch die Feuersbrünste, deren während meiner Anwesenheit zwey statthatten, die fünfzehntausend Häuser verzehrten, die Kriege gegen Russen und Griechen, die beständige Aushebungen unter den Janitscharen der Hauptstadt nöthig machten, den leisen Gang der Pest, die nie ganz aufhört, wenn ihr Charakter auch nicht immer so beunruhigend ist: so läßt sich behaupten, daß eine europäische Stadt in zwanzig Jahren 200, bis 300,000 Menschen durch Feuer, Pest und Bürgerkrieg verloren hat, durch Ungemach, das bey andern Städten fast gar nicht in Anschlag kommt. Die Türken sind zwar von Natur gesund und kräftig, aber ihre Sitten sind der Bevölkerung durchaus nicht günstig; ihre sitzende Lebensart, die Polygamie, der unmäßige Genuß des Opiums, des Kaffees, des Tabaks und andere Ausschweifungen, dieß alles hemmt das Wachsthum der Familien, und zwar in solchem Grade, daß die Geburten gerade blos den gewöhnlichen Ausfall an Todten ergänzen, unvorhergesehene Verluste aber nicht zu decken vermögen. Also wird beständig das Land umher in Anspruch genommen, um die Lücken in der Hauptstadt zu füllen, aber dessen ungeachtet gibt es fast ganz menschenleere Quartiere. Sezt man voraus, daß diese Ursachen im ganzen Reich mehr oder weniger wirken, so wird man ohne Uebertreibung behaupten können, der Aufwand an Menschenleben sey hier größer, und habe ein schlechteres Gegengewicht, als irgend anderswo. So gehen die Gaben der gütigen Mutter Natur für dieses Volk verloren; umsonst gab sie ihnen ein schönes Land, einen fruchtbaren Boden, ein mildes Klima; im schönsten Theile Europas schwindet das Leben mit jedem Tag dahin, und dem Menschengeschlechte droht Vernichtung unter einem Himmel und auf einem Boden, wo die allergrößte Bevölkerung leben könnte."

Der Wunderthäter.

Es war ein Mann voll Heiligkeit,
Von also sel'gem Wesen:
Wer ihm den Saum berührt am Kleid,
Von Schmerzen mußt' genesen.

Längst ist des Mannes Lebensblut
Am Kreuz dahingeflossen;
Durch Erd' und Himmel hat er nun
Sich mächtig ausgegossen.

Durch Himmel und Erd' im weiten Raum
Wallt noch sein selig Wesen;
Wer anrührt seines Kleides Saum,
Wird noch von Schmerzen genesen.

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Bilden Sie sich ja nicht ein, Sie hätten in Deutschland allein Leute, die das Gras wachsen sehen. Auch wir sehen dergleichen bey uns herumgehen mit und ohne Haarbeutel. Kaum hatte der Bareuther Anfangs Juni die große Russen- und Türkenschlacht bey Silistria verkündet, so trat ein Professor hier auf, der ein grundgelehrter Mann seyn soll, und stieß, da man nichts von der Nachricht glauben wollte, folgendermaßen ins Horn: Ich kann bezeugen, daß es mit der Schlacht seine Rich-

tigkeit hat, denn seit einigen Tagen kommen eine Menge Vögel hier an, die nur an den Ufern der Donau zu Hause sind. Dergleichen kamen nie zu uns an den Genfersee, es ist also klar, daß sie durch ungeheuren Kanonendonner von den Donaugestaden weggescheucht worden sind. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, ich danke Gott, daß dergleichen hier gesagt worden ist, denn wäre die Vogelentdeckung in Deutschland gemacht worden, so hätte ich von Jung und Alt viel auszustehen gehabt, es war so arg genug wegen der Bareuther Mystifikation.

Es ist mir neulich durch Zufall wieder C. A. Fischers Schrift über Genf und den Genfer See, Berlin 1796, unter die Hände gekommen. Das Buch hat zwar sehr bedeutende Mängel und Fehler, aber der Zeitpunkt, in dem es geschrieben ist, macht es anziehend, und es gibt uns Gelegenheit, zwischen jener Zeit und der unsrigen, welche Jahrhunderte zu trennen scheinen, und doch nur dreyßig Jahre trennen, einige Parallelen zu ziehen. Fischer findet, daß die Genferinnen eine so große Kunst hätten sich geschmackvoll und passend zu kleiden, daß er sie seinen deutschen Landsmänninnen zum Muster vorstellen zu müssen glaubt. Ich kenne nun zwar den Geburtsort des Verfassers nicht; da er aber von Deutschen redet, so kann man ihm für 1828 zur Beruhigung bemerken, daß sich unsere deutschen Frauen in größern Städten weit geschmackvoller kleiden als die Genferinnen, die gerade in dieser Beziehung, ja überhaupt in aller natürlichen und künstlichen Aeußerlichkeit und gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit nicht allein hinter den Französinnen, sondern auch hinter ihren Nachbarinnen, den Damen von Lausanne, weit zurückstehen. Darüber ist Jedermann einverstanden. Einzelne Ausnahmen bestätigen nur die Regel; Geschmack haben sie gar nicht.

Der Abschnitt über die Revolution (1792) hätte jezt wenigstens noch historisches Interesse, wenn er mit mehr Gründlichkeit und Ruhe geschrieben wäre. Wenn der Verfasser zu seiner Zeit sagen konnte: „Genug, mein Freund, in Genf ist jezt das große Reich der Kanaille,“ so muß der wahrheitsliebende Beobachter von Genfs politischen Zustand im Jahr 1828 rühmen: zwar haben Konstitution und Administration ihre Mängel, demungeachtet besizt Europa kein Land, wo Gesez und Obrigkeit und Verwaltung im Allgemeinen weiser, besonnener, milder und klüger wären als hier, und wo es sich darum so leicht athmet und lebt.

Aus dem Abschnitt: Nationalversammlung, eine Nachäffung der Pariser, lernen wir manches Interessante. Sie war im sogenannten Auditoire neben der St. Peterskirche. Die Herrn deliberirten vierzehn Tage lang über den Begriff des Gesezes. Bey der Strafgesezgebung behauptete einer, es müsse doch zwischen Genfern und Nichtgenfern unterschieden werden. Bey jenen müsse das Gesez nothwendig gemildert werden, „denn ein Genfer ist bey seiner trefflichen Erziehung, bey der hohen Bildung, die der Staat ihm gibt, bey seinem Zartgefühl für Ehre gegen die kleinste Strafe empfindlich, während ein Fremder von alle dem keinen Begriff hat.“ Es wurde auch im ganzen, vollen Ernst dekretirt, „daß die Genfer Republik — $3\frac{1}{52}$ Quad. Lieues, mit 35,000 Einwohnern — in der jezzigen Krise von Europa vollkommene Neutralität beobachten solle.“

(Die Fortsezung folgt.)

Rom, Juli.

Das Petersfest ist dieses Jahr mit dem gewöhnlichen Pompe und bey besonders günstigem Wetter gefeyert worden. Das dem Anscheine nach sehr gesunde Aussehen des heiligen Vaters hat viele Freude im Publikum erregt. Die Feyer beginnt bekanntlich am 28. Juni, als am Tage vor dem Feste (Vigilia), mit der ersten Vesper, welcher der Pabst, von seinem sämmtlichen geistlichen Hofstaate umgeben, in der Peterskirche beywohnt, und wo daher auch nicht die Sänger dieser Kirche, sondern die päbstlichen Kapellsänger singen. Die erste Vesper wird (bey diesem Feste sowohl wie bey allen übrigen) so genannt, weil am folgenden oder dem eigentlichen Festtage noch eine zweyte stattfindet. Im Augenblicke, wo der Pabst, um die erste Vesper zu besuchen, in feyerlicher Prozession und auf dem Tragsessel sizend, vom königlichen Saale und die königliche Treppe herab, auf dem Absaz der leztern angelangt war, hielt der Zug an, und die gewöhnliche Protestation gegen Neapel, wegen verweigerter Anerkennung der römischen Oberlehnsherrschaft und Leistung des Tributs, in einem weissen Zelter und siebentausend Golddukaten bestehend, begann. Ich führe diesen Umstand darum an, weil der Artikel im hiesigen Diario di Roma, in welchem vom Peterstage gesprochen wird, diese Protestation nicht, wie sonst, ausdrücklich erwähnt, sondern nur am Ende und ganz im Allgemeinen sagt, gegen die säumigen Zinspflichtigen sey wie gewöhnlich verfahren worden. Ob dieß zufällig oder absichtlich geschehen ist, wage ich nicht zu entscheiden; einige wollen aber darin die gemäßigtern Grundsäze des neuen Staatssekretärs, Kardinals Bernetti, erkennen. In der Vesper habe ich Gelegenheit gehabt, mich in zweyen meiner musikalischen Meynungen von Neuem zu bestärken. Die erste ist, daß Kirchenmusik, im ältern oder Palestrinaschen Style geschrieben, ihrer Natur nach gar keine Instrumentalbegleitung zuläßt, und die zweyte, daß der Gesangsvortrag der hiesigen päbstlichen Kapelle immer noch der vollendetste ist, welchen sich ein Musikverständiger denken kann.

Die päbstliche Messe am folgenden, dem eigentlichen Festtage, fand, wie gewöhnlich, unter einem ungeheuern Andrange von Menschen aus allen Ständen statt, unter denen aber, wie immer, die Landleute aus den umliegenden Orten den größten Theil ausmachten. Denn wer auch unter diesen das ganze Jahr nicht nach Rom kömmt, würde sich unglücklich fühlen, wenn er nicht am Peterstage der päbstlichen Messe beywohnte, dem heil. Petrus nicht den Fuß küßte, und am Abende nicht der Illumination der Kuppel und dem Feuerwerke an der Engelsburg zusähe. Wem die ungeheure Größe der Peterskirche nicht auffällt wann sie leer ist, was in der Regel jedem Fremden begegnet, der sie zum ersten Male betritt, der erstaunt, wenn er sieht, daß sie, obgleich überfüllt, noch immer leer ist. Wie dem Blicke, so geht es auch dem Gehöre. Troz des ungemeinen Geräusches, das an diesem Tage darin herrscht, weil ein jeder so laut redet, als er außer der Kirche zu thun pflegt, hört man dennoch zum Beyspiele an jedem, selbst dem entferntesten Orte den Gesang der päbstlichen Sänger so vollkommen, als stände man unmittelbar neben ihnen. Ueberhaupt ist diese vortreffliche Leichtigkeit des Hörens, welche bey dem Bau der Kirche und ihren unzähligen Hervorragungen, Einsprüngen, Nischen, Kapellen, Kuppeln u. s. w. allen Regeln der Akustik Hohn spricht, nebst dem Mangel an allem Echo oder sonstigem Wiederhalle, unter den vielen Wundern, welche sie besizt, nicht das kleinste. Eine andere Eigenthümlichkeit, obgleich nicht unerklärbar, besteht in der Kühle, welche im Sommer (selbst an den Tagen, wo sie überfüllt ist, wie am Peterstage) und in der warmen Temperatur, welche im Winter darin herrscht; es gibt Fremde, welche bey der schneidenden, kalten Luft, welche hier gegen Ende des Januars auf einige Wochen einzutreten pflegt, in die Peterskirche gehen, blos um sich zu erwärmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. August 1828.

> Die nie gescheut der Waffen schwere Bande,
> Selbst nicht das Schwerdt, zu ihrem Tod gezückt,
> Sie liegen jezt, vom heißen Sonnenbrande
> Fast aufgelöst, durch eigne Last erdrückt.
> Verborgnes Feuer schleicht durch alle Röhren
> Und scheint sie leis' und leise zu zerstören.
>
> Torquato Tasso.

Die peruanische Wüste.

Die Küste von Peru läßt sich als eine Sandwüste von 150 Seemeilen Länge betrachten, deren Breite, je nachdem die Andes sich bald dem stillen Meere nähern, bald sich davon entfernen, sich zwischen 1 und 15 Seemeilen hält. Ihre Oberfläche ist sehr uneben, und scheint ehemals Meeresgrund gewesen zu seyn. Stünde nicht die hohe Gebirgskette im Hintergrunde, vor der alles Andere klein erscheint, so könnte man manche der Sandhügel Berge nennen. Die lange Wüste wird von zahlreichen Flüssen und Strömen durchschnitten. Die schmalen Landstriche an beyden Ufern sind je nach der Menge des Wassers mehr oder weniger bevölkert. Während der Regenzeit im Innern oder des Schmelzens des Schnees auf den Anden, schwellen die großen Flüsse an der Küste ungeheuer an, und man kann alsdann nur mittelst einer Balsa darüber kommen, welche aus einem Floß besteht, das auf vier Ochsenhäuten befestigt ist, die wasserdicht zusammengenäht und mit Luft gefüllt sind. Einige größere Flüsse erreichen die See, die meisten kleinern aber werden zur Wässerung der Felder verbraucht, oder von der Wüste verschlungen, in der es niemals regnet, wo man nie einen Vogel oder ein Insekt sieht, und wo noch nie ein Grashalm gewachsen ist. Hier und da sprudelt eine Quelle hervor, welche sich ein Paar Hundert Ellen weiter wieder in den Sand verliert. Kein Fremder kann ohne einen Wegweiser von Thal zu Thale reisen, wie man sehr uneigentlich die bewohnten schmalen Streifen nennt, denn die einzige Spur, daß die Wüste früher bereist worden, ist hier und da ein Haufen Knochen von einem gefallenen Lastthiere. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß selbst die erfahrensten Vaquianos oder Wegweiser den Weg verfehlen. Dann macht sie die Angst bald wahnsinnig, und finden sie nicht zufällig den Pfad wieder, oder sehen andere Reisende in der Ferne hinziehen, so sind sie unvermeidlich verloren. In der Wüste verweht ein einziger Windhauch die Spur eines Heeres.

Als im Jahr 1823 die Ueberreste der Armee des Generals Alvarado sich zur See von den Puertos intermedios nach Lima begaben, scheiterte ein Transportschiff mit 500 Reitern am Ufer, zwölf Stunden südlich von Pisco und vierzehn westlich von Ica. Alle wurden gerettet; aber auf dem Wege nach Pisco zu Lande gingen sie sechs-und-dreyßig Stunden in der Irre. Inzwischen hatte man zu Pisco von dem Unfall des Schiffes gehört und ein Regiment mit Wasser ausgeschickt, um die Verunglückten aufzusuchen. Der Befehlshaber der Gescheiterten, Obrist Lavalle, hatte einen Ordonnanzsoldaten bey sich, der an seiner Seite in den meisten Schlachten gefochten und einmal mit Gefahr seines eigenen Lebens das Leben seines Obristen gerettet hatte; dieser treue Mensch war jezt so gleichgültig gegen die Gefahr seines Herrn als gegen die Noth seiner Kameraden. Von Ermüdung überwältigt, fielen die Unglücklichen hier und da auf den brennenden Boden nieder und wühlten wüthend in dem glühenden Sand, um Wasser zu suchen. Endlich entdeckten sie in der Ferne einige Dattel-

bäume, an deren Fuß man immer Wasser findet. Ein schwaches Freudengeschrey entfuhr den Vordersten. Alle verdoppelten jezt ihre Schritte; aber Viele sanken leblos nieder, ehe sie den ersehnten Ort erreichen konnten. Die, welche dahin gelangten, fingen an den Boden aufzuscharren und fanden Wasser, aber es war kothig und sparsam. Auch machte es anfangs das entsetzliche Gedränge Vielen unmöglich, den schmachtenden Gaumen zu laben, und nachher hatte keiner den Muth weiter zu gehen, Alle blieben in stummer Verzweiflung in der Umgebung der freundlichen Palmen liegen. Endlich erschienen die von Pisco abgeschickten Husaren. Alle fühlten das unbeschreiblichste Entzücken, aber keiner vermochte es auszudrücken, denn sie hatten beynahe alle die Sprache verloren. Dabey verbitterte die schreckliche Angst, daß die Reiter ihren Weg vielleicht nicht auf die Palmen zu nehmen dürften, ihre Freude; aber nicht Einer vermochte es aufzustehen, um ihnen ein Zeichen zu geben; sie konnten nichts als ihre Augen in sprachloser Hoffnung auf die Kommenden richten. Doch sie wurden erlöst; die Reiter fanden sie und gossen ihnen das labende Getränk in die brennende Kehle, ohne daß sie selbst darum bitten oder dafür danken konnten. Aber nicht alle wurden errettet; die Gebeine von hundert unbegrabenen Leichnamen werden noch künftigen Geschlechtern die Spur jenes unseligen Marsches zeigen.

Nichts vermag vielleicht einen deutlicheren Begriff von der Entfernung zwischen einem bewohnten Fleck und dem andern und der erstaunlichen Unebenheit des dazwischen liegenden Bodens zu geben, als die Sage, daß es zwischen Atico und Chaparra ein Thal geben soll, welches, wie man vermuthet, von Nachkommen der alten Peruaner bewohnt wird. Ein gewisser Navarro von Chaparra, welcher seinen Weg verloren hatte, wollte des Nachts darauf gestoßen seyn, Stimmen gehört und Lichter gesehen haben; aber alle Mühe, die man sich nachher gab, dasselbe wieder zu finden, blieb fruchtlos. Ein anderes unbekanntes Thal soll zwischen Chorounga und Majes liegen und auch einmal zufällig gesehen worden seyn, ohne daß man es hatte wieder auffinden können. Welch trefflicher Stoff zu einem Roman für einen künftigen peruanischen Cooper! Freylich werden diese Sachen nicht allgemein in der Gegend, wo sie verbreitet sind, geglaubt; dennoch zeigt schon der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Daseyns unter einem Volke, das die kühnsten Streifereyen zur Aufsuchung von Metalladern zu machen pflegt, was Peru für ein außerordentliches Land seyn müsse, ein Land, in dem alle Werke der Natur in einem gigantischen, schreckhaften und erhabenen Styl erscheinen.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

„Ich blieb nun in der That befreyt von meinen goldnen Träumen," sprach Jayme weiter; „ich wurde jezt wie andere Knaben meines Alters, ich trieb mich auf dem Felde und im Walde umher und du weißt ja am besten, wie es mir dann ergangen, denn du kamst damals zu mir als ein lieber Spielgefährte, aus dem mir ein treuer Freund für das ganze Leben geworden ist. Sonderbar, daß ich den Ring der Ghitanna seit heute Morgen vermisse, seit jenem Schlummer am Henares, wo sich zuerst wieder das innere Gesicht mir offenbarte!"

Jayme sprach diese lezten Worte nachdenklich und sinnend für sich hin. Er schien an sie eine weitere Gedankenreihe knüpfen zu wollen, allein sein Freund störte ihn hierin, indem er mit ungeduldigem Tone einfiel:

„Und deine Eltern? Wie ging es mit der Prophezeihung, die ihren Tod betraf?"

„Sie starben Beyde an den Tagen, die ich in jenen Träumen bestimmt hatte!" antwortete Perdone und seine zitternde Stimme verrieth das schmerzhafte Gefühl, das ihm diese Erinnerung verursachte. „Du warst damals bey deinem Oheim in Toledo und ich war ganz meinem Schmerze überlassen. Ich stand schon in einem Alter, wo ich den großen Verlust, den ich erlitten, in seinem ganzen Umfange ermessen konnte. Was aber am schwersten auf mir lastete, war das Bewußtseyn, vielleicht durch meine unwillkührliche Vorhersagung den Tod der ohnehin schwächlichen Mutter beschleunigt zu haben. Ich klagte mich als ihren Mörder an, ich betrachtete diese Weissagung als das erste Unglück, das mir das innere Gesicht zugeführt hatte. Erst die Zeit konnte meine Schmerzen lindern, aber nie ganz tilgen. Daher kommt jener Ernst, jene Schwermuth, die du oft an mir getadelt. Mit heute aber ist mir ein neues glückliches Leben aufgegangen. Ich trage nun die Ueberzeugung in mir, daß ich der lieben Mutter kein Unheil, daß ich ihr das Herrlichste verkündigt. Sie selbst hat es mir gesagt im wieder erstandenen goldenen Traume. Aber sie sprach auch noch anders, sie warnte mich vor dem häßlichen Alten, der jenen Himmelsengel begleitet, und dennoch fühle ich mich ihm wunderbar geneigt, obschon ich erkenne, daß sein Wesen nicht gemacht ist, um Zutrauen einzuflößen."

„Das ist wunderliches Zeug!" versezte Tenori und sah bedenklich nach seinem Freunde hin, auf dessen Antlitz ein leichtes Lächeln schwebte. Dieses Zeichen innerlicher Zufriedenheit beruhigte Ramiro nicht, denn im Scheine des Mondes erkannte er, daß Jaymes Züge von einer Leichenblässe bedeckt waren. „Wenn mir ein Anderer diese Dinge erzählt hätte," fuhr er fort, „so würde ich glau-

ben, er wolle seinen Spott mit mir treiben und mir Mährchen aufheften. Du aber bist die Wahrheit selbst, und ich muß wohl meinen Unglauben gefangen geben."

Die beyden Freunde befanden sich nun schon in einer bedeutenden Entfernung vom königlichen Hoflager. Sie holten mehrere kleine Abtheilungen von Reiterey ein, die zu dem Heere des Großmeisters von Alcantara gehörten und sich durch ihre rothen Kreuze kenntlich machten. Auch diese Leute befanden sich in einem Zustande künstlicher, durch starke Getränke hervorgebrachter Begeisterung; allein bey aller Rohheit, die sie in ihren Gesprächen an den Tag legten, ließen sie doch merken, daß sie gediente, kriegserfahrne Soldaten waren, und sich in dieser Hinsicht vortheilhaft von dem zerlumpten Haufen des Einsiedlers Juan Sago unterschieden.

Die Nacht war so schön, wie sie unter einem Himmelsstriche, wo man die Hitze des Tages zum Reisen scheuet und gern vermeidet, nur gewünscht werden konnte. Unsere Freunde hielten sich nicht lange in der Nähe der Kriegsmänner auf, wie große Lust diese auch zu haben schienen, ihre Gesellschaft ihnen aufzudrängen. Don Jayme fühlte sich von der Sehnsucht, die in seinem Herzen lebte, immer vorwärts getrieben auf dem Wege nach Granada. Er glaubte noch immer die Nachtigall zu hören, die wehmüthig zu ihm rief und in deren Ruf er so viel Aehnlichkeit mit der Stimme des reizenden Wesens fand, von dem er alles Heil seiner Zukunft erwartete. Ramiros Versicherung, daß nirgends eine Nachtigall zu hören sey, verwirrte ihn nur einen Augenblick.

„So habe ich nicht allein das innere Gesicht, sondern auch das innere Gehör," sagte er dann und nöthigte den Freund durch sein Beyspiel, den Weg eiliger zu verfolgen. Eine Unruhe, die ihm selbst unerklärlich war, peinigte ihn. Es war ihm, als müsse er alle Kräfte zur schleunigen Reise aufbieten, um irgend etwas Entsetzliches von dem Haupte der Geliebten abzuwenden. Sie ritten jezt im Dunkel eines Waldes, durch dessen Dickicht der Mond nur seltene Strahlen herabsandte. Ringsum herrschte eine vollkommene Ruhe, die nur durch das Geräusch, das sie selbst verursachten, unterbrochen wurde. Keiner von Beyden sprach. Don Ramiro dachte den seltsamen Eröffnungen nach, die er von seinem Freunde erhalten hatte; dieser wurde von der quälenden Unruhe in seinem Innern zu sehr beschäftigt, um eine Unterhaltung anzuknüpfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Paul Friedrich Richter an Emanuel.

Hof, den 7. Mai 1795.

Mein lieber Emanuel!

Dieses eilige Briefchen thut nur eine kleine Frage, außer der, ob Sie die Hundsposttage bekommen haben, und diese ist: ob ich eine andere thun darf an Schäfer? Sie wissen, daß eine Studierstube nichts ist als ein Kaufladen voll Manuscripten, und daß der Autor darin steht und mit seinen Ladenkunden, den Verlegern, handelt, zankt, schreiet und so fort — dazu taugt nun Niemand weniger als ich; zumal da man bey diesem merkantilischen Hochamte seine Waare (d. h. am Ende seine Person) vorrühmen muß. Daher bin ich auf der einen Seite allemal um etliche Hundert Gulden zu kurz gekommen, auf der andern hab' ich allemal durch Gelehrte, z. B. bey den Mumien durch den sel. Hofrath Moriz in Berlin, meine merkantilische Wenigkeit und Nichtsheit repräsentiren lassen. Dießmal möcht ichs bey einem kleinen Werkchen nun wieder, und zwar bey dem Bayreuther Buchhändler. Würde es also, Herrn Schäfer nicht kompromittiren, ein solcher literarischer Chargé d'affaires zu seyn, und wär es nicht zu kühn, den jungen, blühenden Sprößling unserer Freundschaft schon mit einer Last zu behängen, so würd' ich ihm die Bitte und das Buch schicken; und an Sie thu' ich die, mir meine Frage bald aufzulösen. Leben Sie wohl, mein Lieber, und vergeben Sie diesen in der Eile und im Arbeitshause gemachten blos merkantilischen Brief

Ihrem Freund
Richter.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Hinsichtlich der Staatsabgaben wäre Fischer sehr im Irrthume, wenn er sie jezt drückend nennen wollte. Wohl bestehen noch die Abgaben von Fleisch, Getreide, Salz, Brennholz, Wein u. s. w., sie sind aber sehr gering. Gleiches läßt sich von der Grund- und Personensteuer sagen. Demungeachtet übersteigt jährlich die Einnahme die Ausgabe um mehrere Tausende; dabey sind unsere Schulden in einem Jahr gänzlich bezahlt, und dann werden die geringen Abgaben noch vermindert. Schon streitet man sich darüber, was künftig mit dem Ueberschuß angefangen werden soll, da man die Anhäufung eines Schatzes für gefährlich hält. Für alle großen, außerordentlichen Ausgaben, für Anlagen, wohlthätige Institute u. s. w. soll der Reichthum des Landes in den Geldkasten der guten Bürger seyn, deren Genf in der neuesten Zeit vielleicht mehr hat als je. Sie sind aber auch reicher als zu irgend einer Zeit, und dabey immer sparsam.

Wenn wir in dem heutigen ruhigen, gesicherten, sittlichen Zustand von Genf lesen, was der Verfasser in den Abschnitten Club und Marseillois von dem damaligen öffentlichen Treiben in der Stadt und von der herrschenden Menschenart erzählt, so meynt man, es liege eine lange Reihe von Generatio-

nen dazwischen, und doch geben noch eine Menge von den Männern jezt ganz still und bescheiden herum, die damals eine große Rolle spielten und es arg trieben. In der heutigen, ganz andern, himmelweit verschiedenen Gestaltungen ist es wirklich recht interessant, sich einige Züge aus dem damaligen Leben zurückzurufen. Dieß ist hier weit anziehender als in Frankreich selbst, wo der Abstand von 1795 und 1828 lang nicht so groß ist, da sich dort weit mehr Elemente und Formen aus jener Zeit erhalten haben, die aber in Genf bis auf die geringste Spur verschwunden sind. Der Club fraternel des revolutionnaires Génévois hielt seine stürmischen Zusammenkünfte im Theatergebäude an der Porteneuve. Man kann sich unmöglich das Interesse und den Eifer denken, mit dem der Club gehalten und besucht ward. Die Zuschauer, besonders die Weiber, versammelten sich zwey bis drey Stunden vorher am Eingange, um nur Pläze zu erhalten. Die schönsten Spaziergänge waren an Clubtagen leer. Alles eilte dahin; Reden folgten auf Reden, lauter Philippiken wider Despoten, Vorschläge, Anträge, Bemerkungen, Aufforderungen in der possierlichsten Mischung. Ein Schuhflicker, ein kleines verwachsenes Männchen, steigt auf die Tribüne, räuspert sich und hebt mit einer kreischenden Stimme an: „Citoyens! ich schlage vor, daß zwey von uns den Souterrain visitiren. Ihr wißt, daß die Aristokraten ihre Tücken nicht lassen; könnten sie also nicht den Plan haben uns in die Luft zu sprengen? Darum visitirt! visitirt! das Vaterland ist in Gefahr!" Man erwählt also zwey sichere Männer, sie untersuchen das Gewölbe, finden aber natürlich nicht ein Körnchen Pulver. Weitläufiger Bericht; der lobenswürdige Eifer des Citoyens soll indessen mention honorable erhalten. Lange Debatten über den Aufenthalt der Fremden: ob Spione darunter sind, ob sie die Sitten verderben helfen? Eine Parthey nimmt sich ihrer an, sie bringen doch Geld in den Staat. Hierauf antwortet ein junger Springinsfeld: „die Spartaner hatten kein Geld; die Tugend ist der größte Reichthum!" und dergleichen Sächelchen mehr. Nichts als kindische Nachäffung der Pariser Clubs, wichtige Untersuchungen über Nußschalen, zerbrochene Scheiben, Unsauberkeiten aller Art, Sterben fürs Vaterland bey englischem Bier, Verschwörungen aus der Luft gegriffen, Motionen von Tollhäuslern, kurz der ganze Sanskülotismus auf die lächerlichste Art. Jede Versammlung wird durch das Ausstecken einer dreyfachen Fahne angedeutet, die, wie die Kokarden, roth, gelb und schwarz ist. Unten ist ein Kaffeehaus, und das Ganze ein wahres tragikomisches Schauspiel. — Was ist nun heute statt alle dem und an derselben Stelle zu sehen? Ein hübsches Theatergebäude. Hier vereinigt sich zu heiterer Freude ein gesittetes, gebildetes Volk. Bey allem herrscht Anstand; Schönheit, Kunst und Geschmack walten überall. In dem eleganten Gesellschaftssaal haben sogar Männer nur dann Zutritt, wenn sie in Begleitung von Damen kommen, und allerdings wird der Ton dadurch sehr rein und gut, und alles Kaffeehausartige schwindet. Dieß ist nur unten in dem eleganten Saal von Pavon zu finden. Das Schicksal der Fremden liegt nicht mehr in den Händen roher Menschen. Wenn sich Ausländer anständig aufführen und keine gegründete Ursache zu Klagen geben, finden sich neben großer Liberalität auch Höflichkeit und feine Behandlung bey den Behörden. Manche haben der menschlichfühlenden Polizey sogar Rettung vor fremder Verfolgung zu verdanken.

Hören wir nun, was Fischer von den Genfer Marseillois erzählt. Die lächerlichste Nachäffung hat diesen Namen auch hieher verpflanzt, und der Auswurf der Revolutionnärs, eine Rotte von höchstens fünfzig bis sechzig nichtswürdigen Wichten, ohne Arbeit und Brod, nennt sich Marseillois. Wie ihre Namensvettern, machen auch sie die ganze Stadt zittern, und selbst der Club und die Nationalversammlung und die Komités, alles hängt von ihrer Laune ab. Sie sinds, die ihre Wuth gegen die wohlhabenden, besser gekleideten Bürger durch die schimpflichste Behandlung auslassen; sie sind es, die auf Unkosten des Ganzen die lächerlichsten, indezentesten Aufzüge halten; sie sinds endlich, die nicht nur die bessere Parthey, die selbst die Komités schon mehr als einmal zum Aeußersten getrieben haben. Von zwey Monaten zu zwey Monaten, bey besonders traurigen oder besonders freudigen Kriegsnachrichten durchlaufen sie die Stadt mit Ochsenziemern. Unter dem Vorwand aristokratischer Gesinnungen kühlt sich dann ihr Privathaß an allen den Unglücklichen ab, die ihnen, besonders Abends, in die Hände fallen. Mehrere Personen sind an diesen Mißhandlungen gestorben. Meuchelmörderisch lauern sie wohlgekleideten angesehenen Männern in den Durchgängen und den Gassen auf. Umsonst sucht der erschrockene Mann sich durch die Flucht zu retten. Die großen englischen Hunde, die sie bey sich haben, holen ihn nur zu bald ein, werfen ihn nieder, und der Bube fällt über ihn her und schlägt tapfer auf ihn los, bis die Ermüdung seines Arms ihn aufzuhören zwingt. Man spottet der Befehle der Komités, und ihre Schwäche und Nachgiebigkeit verderbt alles. Nach der Einnahme von Lyon brach ihre Freude und ihr wüthender Haß ärger als jemals aus. Es war des Morgens um neun Uhr, als in den Rues basses eine der blutigsten Prügeleyen ausbrach. Augenblicklich versammelten sich die Komités, zogen, zwey Huissiers an ihrer Spitze, in ihren Staatskleidern daher, und baten die Unruhstifter auf das Beweglichste, Friede zu machen. Allein diese kehrten sich nicht daran, sondern übten denselben Abend noch an mehreren Personen ihre Rache aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 185:
Fluß.

Räthsel.

Die Dienerin und ihr Herr.

Mir ward zu Theil ein schönes Loos,
Bin meines Herren Ehrenhold;
Auch steh' ich gern in seinem Sold,
Er mag nun klein seyn, oder groß.

Doch handl' ich oft an ihm so schlecht;
Sein blindes Zutrau'n täusch ich oft;
Denn selten, was er stets doch hofft,
Bewahr ich sein Geheimniß recht.

Mein Fleisch hat festen Wurzelgrund;
Doch oft dem weiser Herrn voraus
Lauf ich; dann schilt er zwar mich aus
Mit mir, doch freut ihn unser Bund.

Ich bin nicht seine rechte Hand,
Sein Schreiber nicht sein Dollmetsch nur;
Doch brächte nicht ich euch auf die Spur,
Nichts hörte von ihr das ganze Land.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. August 1828.

Die du dich mit Aehren kränzest,
Blonde Ceres, habe Dank!
Wir, und die die Garben binden,
Rufen alle: Habe Dank!

Gerstenberg.

Sommerlieder.

Von Karl Felder.

Sommers Anfang.

Frühling, willst du schon ersterben?
Schallt nicht mehr der Minne Werben
Aus der Vögel frohem Sang?
Ihre Stimmen, zärtlich bang,
Sorgen um das Nest der Jungen?
Holder Leichtsinn ist verklungen?

Ja, dieß sind des Sommers Thaten!
Gelbend stehen schon die Saaten.
Daß du ganz zu leben lernst,
Weckt er dir des Lebens Ernst.
Folge denn der neuen Führung,
Folg' in andachtsvoller Rührung!

In einer Sommernacht.

Wenn nächtlich ferner Donner rollt,
Im Blauen winkt der Sterne Gold,
Dann, Erdensommer, fülle nur
Mit Duft und Segen die Natur;
Der Geist belauscht des Himmels Mahnen
Und schwebt in hoher Räume Bahnen.

Sommerbild.

Weiße Tauben,
Grüne Wiesen,
Rosenlauben,
Bachesfließen,
Sommerbild,
Wie strahlt es mild!
Nachtet wo ein mattes Herz,
Oeffne sich es himmelwärts,
Und dieß Bild als dunkle Kammer
Spiegl' es ein in seinen Jammer!

Erntewunsch.

Durch der Zweige grünes Gitter
Schau' ich drüben braune Schnitter,
Stillversteckt und ungesehn.
Schweigend wünsch' ich euch zur Seite:
Bleibe, wie kein Hälmchen heute,
So euch keine Sorge stehn!

Erntelied.

Von Lerchen tönt der Himmel,
Von fleißigem Gewimmel
Sind alle Felder reg;
Gesänge schallen oben,
Die Sicheln sind gehoben
Und keine Hand ist träg.

Uns wehrt der Arbeit Ringen
Für nun emporzusingen
In frommer Dankbarkeit;
Ihr Lerchen laßt indessen
Die Erde nicht vergessen,
Wer Füll' und Segen streut.

O singt, o jubelt weiter;
Die Arbeit fließt so heiter
Bey eurem Lied dahin!
Selbst in der Mühe munter,
Lobsingt ihr so herunter,
Erweitet sich der Sinn.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Schon war Mitternacht vorüber und ein schwaches Licht in Osten verkündigte den Anbruch des Tages. Er dämmerte nur erst empor, wie eine leise Ahnung in der Brust des Menschen. Noch war keine Stimme im Walde laut geworden, noch lag ein heiliger Friede auf der Natur. Da wurde diese feyerliche Ruhe plötzlich durch lautes Waffengeräusch und durch das Hülfgeschrey einer weiblichen Stimme gestört.

„Meine Nachtigall!" rief Jayme in kreischendem Ton und das entblößte Schwert glänzte in seiner Hand. Mit Sturmeseile flog er dem Orte zu, wo der Angstruf und der Waffenklang ertönten. Ramiro blieb an seiner Seite. Sie hatten bald eine lichtere Stelle des Waldes erreicht, einen offenen Raum, wo sich ihnen ein überraschender Anblick bot, der sie zu augenblicklicher, thätiger Theilnahme aufforderte.

Jener unbekannte Sieger im Ringelrennen lag knieend auf der Erde und bot alle Gewandtheit eines geschickten Fechters auf, um sich des meuchlerischen Angriffs von vier Männern zu erwehren, die mit dem rothen Kreuze bezeichnet waren und zugleich auf ihn einstürmten. Die Larve war von seinem Gesichte gefallen und Jaymes Vermuthung, daß er ein Araber sey, wurde zur Gewißheit. Er kämpfte mit verzweifelter Tapferkeit, und bey dem zunehmenden Lichte des Tages konnte man bemerken, daß schon aus mehreren Wunden sein Blut herabströmte. Aber auch seine Gegner waren verwundet. Man sah, daß es ihnen Mühe kostete einen Kampf fortzusetzen, in dem sie jedoch bey ihrer Uebermacht des Sieges gewiß waren. Im schlimmsten Falle konnten sie überdem noch von drey andern unterstützt werden, die indessen den bärtigen Alten und die schöne Verschleyerte bedrängten. Die Wuth, in die sich Jayme versezt fühlte, als er diese von rohen Fäusten mißhandelt sah, welche sich bemühten, ihr den Schmuck von Kopf und Gewand zu reißen, ist unbeschreiblich.

„Zurück, ihr elenden Meuchelmörder, wenn euch euer Leben lieb ist!" schrie er mit halberstickter Stimme. Die Räuber stutzen und waren überrascht. Diese augenblickliche Verwirrung unter seinen Gegnern benuzte der kämpfende Maure so gut, daß er einen von ihnen zu Boden streckte. Als aber die Räuber sahen, daß die Herannahenden Landsleute von ihnen waren, ging ihre Bestürzung bald vorüber.

„Es sind Heiden, Mohamedaner und Juden!" rief einer von ihnen. „Sie sollen getauft werden in ihrem eigenen Blute und uns tüchtig für die Mühe ihrer Bekehrung zahlen mit ihrem Golde und ihrem Geschmeide! Helft uns ihnen den Garaus machen, und Alles soll zu gleichen Theilen gehn!"

Da traf aber schon Jayme mit dem Knaufe seines Schwertes denjenigen, unter dessen Händen sich die geliebte Unbekannte wie die Taube gegen den Geyer sträubte, so gewaltig, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. Da griff Tenori, den die Ungleichheit des Kampfes empörte, die Gegner des knieenden Arabers mit gefällter Lanze so stürmisch an, daß ein panisches Entsetzen über sie kam und sie, mit Schelten und Verwünschungen auf die treulosen Landsleute ihr Heil in der Flucht suchten und bald im nahen Gebüsche verschwanden. Da ließen jene, die den häßlichen Alten am Boden hielten, ohne den Angriff zu erwarten, von ihm ab und folgten ihren flüchtigen Genossen.

„Weh mir! Wehe dem ganzen Geschlechte Ruben Zephanja!" klagte dieser, indem er mühsam sich aufraffte, „sie haben mir mein Bestes geraubt, den Rubin, den mir Esther am Hochzeitstage geschenkt!"

„Schweig, Jude!" herrschte der Araber, der sich ebenfalls wieder vom Boden erhoben hatte, dem Alten zu. Sein Blick schweifte mit dem Ausdrucke ungemeiner Kühnheit nach der Gegend hin, wo die Flüchtlinge verschwunden waren. Er knirschte mit den Zähnen, er stellte mit roher Siegesfreude den Fuß auf den Leichnam jenes Spaniers, der unter seinen Streichen erlegen war. Ramiro wurde durch die Entstellung eines sonst edel gebildeten Angesichtes auf das Unangenehmste berührt.

Es war der ungestillte Blutdurst eines Raubthieres, der aus der verzerrten Geberde sprach, es war das erbitterte Gefühl eines Rachsüchtigen, das nicht befriedigt worden, weil das Opfer sich ihm entzogen hatte. „Bring den Balsam aus Mekka herbey!" fuhr er gegen den Alten gewandt fort. „Bestreiche meine Wunden. Den elenden Ring ersetze ich dir hundertfach."

Mit kriechender Geberde schlich der Alte, den wir nun unter dem Namen Ruben Zephanja und als einen Anhänger des mosaischen Gesetzes kennen, zu dem jungen Araber und that nach dessen Befehl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige galvanische Wirkung des Eisens auf das Kupfer.

Der Galvanismus oder die sogenannte Berührungselektricität hatte das Schicksal der meisten großen Entdeckungen. Er bemächtigte sich der Phantasie der Menschen, die gigantische Resultate träumte; bald, als diese nicht erfolgten, wandte sich die Aufmerksamkeit der Menge davon ab; Elektrisirmaschine und galvanischer Apparat stehen staubbedeckt in den Bibliotheken der Kuriositätenliebhaber,

aber in der Werkstätte des Naturforschers schafft leise und sicher ihre Wunderkraft an Umgestaltung unserer Chemie und Physik, und während sie die Wissenschaft fördert, bringt sie uns für Industrie und zur Verschönerung des Lebens manches Schöne, Nützliche. Zu den interessantesten neuen Beobachtungen im Gebiete der galvanischen Elektricität gehören die des holländischen Naturforschers Van Beek. Aus Gelegenheit von Versuchen zu Verwahrung des Beschlags der Schiffe vor dem Rosten überzeugte er sich, welch mächtigen Einfluß die Berührung verschiedener Metalle auf ihre chemischen Eigenschaften hat, und zugleich, wie wenig die alte Lehre von den chemischen Verwandtschaften zu Erklärung dieser Erscheinungen hinreicht. Von den häufigen Vergiftungen her, zu welchen kupferne Gefäße Anlaß geben, ist es allgemein bekannt, daß Kupfer in Berührung mit einer sauren oder salzigten Flüssigkeit sehr schnell rostet oder, wie man sagt, Grünspan zieht. Ein Kupferblatt, das man in ein Gefäß mit Meerwasser sezt, rostet bald und das Wasser wird dunkelgrün. Befestigt man an dieses Kupferblatt ein kleines Blatt von Eisen, Zinn oder Zink, so bleibt es blank und völlig unversehrt, das Eisen, Zinn und Zink dagegen werden schnell und stark angegriffen. Ein kleines Glimmerblatt, das man zwischen Eisen und Kupfer bringt, vernichtet die schützende Kraft des erstern plötzlich, das Kupfer oxydirt sich. Verbindet man dagegen Kupfer und Eisen, zwischen welchen sich ein Glimmerblatt befindet, mittelst eines Platinadrahts, so wird das Kupfer wieder vollkommen geschüzt. Das Eisen braucht also, um das Kupfer zu schützen, nicht einmal dasselbe unmittelbar zu berühren. Dieß bewies Van Beek noch vollständiger dadurch, daß er ein Kupfer- und ein Eisenblatt durch einen Platinadraht verband, jedes Metall in ein besonderes Gefäß mit Meerwasser sezte und beyde Flüssigkeiten durch benezte Baumwolle oder einen Heber in Verbindung sezte. Auch in diesem Fall blieb das Kupfer ganz verschont, das Wasser ganz klar, während das Eisen stark rostete. Diesen Apparat ließ Van Beek siebenundvierzig Tage stehen wie er war; da fiel es ihm ein, den Platinadraht abzuschneiden, und er erwartete nun das Kupfer, wie es denn im Meere gleich am ersten Tag angegriffen wird, alsbald rosten zu sehen; er sah sich indessen zu seiner Verwunderung getäuscht; das Kupfer blieb vollkommen blank, das Wasser rein und klar. Am vierten Tag nahm er die verbindende Baumwolle weg; dieß äußerte durchaus keinen Einfluß, das Kupfer blieb wie es war. Man konnte denken, das Meerwasser im Gefäße habe durch den in demselben vorgegangenen chemischen Prozeß die Eigenschaft verloren, das Kupfer zu oxydiren; er nahm daher etwas davon heraus, legte ein anderes Stück Kupfer hinein, und dieses wurde sogleich angegriffen. Anderseits aber hatte das bisher geschüzte Kupfer durchaus nicht im Allgemeinen die Eigenschaft verloren, sich im Meerwasser zu oxydiren, denn wenn man dasselbe in ein anderes Gefäß mit Meerwasser stellte, rostete es sogleich. Diese merkwürdige Erscheinung, daß das Kupfer, auch nachdem die Verbindung zwischen beyden Metallen aufgehört hat, fortwährend geschüzt bleibt, rührt demnach wahrscheinlich daher, daß durch die Wirkung der beyden Metalle aufeinander dem Kupfer, wie dem Wasser, Eigenschaften ertheilt worden sind, die nun gegenseitig aufeinander wirken. Diese eine Zeit lang fortdauernde Wirkung scheint die Elemente des Kupfers und der Flüssigkeit in eine gewisse dauernde elektrische Spannung zu versetzen, welche die sonst so rasche Verbindung des Sauerstoffs mit dem Metall durchaus hindert. Die Metalle müssen eine gewisse Zeit lang in Verbindung seyn, wenn das Kupfer nach Aufhebung derselben geschüzt bleiben soll; denn hebt man die Verbindung schon nach wenigen Tagen auf, so wird das Kupfer sehr schnell angegriffen.

Diese interessante Beobachtung läßt uns ahnen, wie sehr noch in Zukunft die Naturforschung die wichtigsten Werkzeuge des Gewerbfleißes, die Metalle, zu seinem Dienste modificiren kann; sie gibt uns die Hoffnung, daß uns gelingen könnte, was uns bisher nur theilweise und sehr unvollständig gelang, manchen Metallen ihre Untugenden, d. h. ihre Eigenschaften, die uns schädlich und hinderlich sind, zu benehmen. Wie schön wäre es z. B., um beym Kupfer stehen zu bleiben, wenn Regierungen ihre Sous, Kreuzer und Kopeken, Schiffbauer den Beschlag ihrer Schiffe, Hausmütter ihre Kuchenschüsseln, Fabrikanten ihre Branntweinhelme gegen den Grünspan mit Eisen *impfen* könnten!

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juli.

(Beschluß.)

Bey der unmittelbar auf die Messe folgenden Segenssprechung auf dem äußeren Balkon der Peterskirche hat wieder, wie allemal, der unanständige Jubel stattgefunden, den die Menge anhebt, wann die Birbaccioni, die sich zu dem Ende unter den Balkon stellen, an den Säulen der Façade hinaufkletternd, mit einander ins Handgemenge gerathen, und sich um die beyden, vom Balkon herabgeworfenen Abschriften des Segens in italienischer und lateinischer Sprache balgen. Dieser Skandal, mehr noch aber das unanständige Gejauchze des über den Platz verbreiteten unzählbaren Pöbelhaufens macht auf alle Fremde, die noch durch keine langjährige Gewohnheit gegen die Wirkung dieser Scene abgestumpft sind, den allerwidrigsten Eindruck. Dem Uebel wäre nur durch die Abschaffung des Gebrauchs des Herabwerfens der Kopien abzuhelfen, aber dieß kann aus dem Grunde nicht wohl geschehen, weil diese Handlung die Aussendung des Segens in alle Welt und unter alle Völker symbolisch darstellen soll.

Unter den Stücken, welche herkömmlicherweise in der zweyten Vesper gesungen zu werden pflegen, steht das in Rom für klassisch gehaltene Laudate, pueri, Dominum von Guglielmi oben an, ein Stück, welches, nebst dessen in der Charwoche in der Peterskirche gesungenen Miserere für die beste Kir-

chenkomposition dieses Meisters gehalten wird. Das Herz jauchzt einem vor Freude, dieses Stück, zu welchem jeder einzelne Sänger Liebe und Achtung mit in die Kirche bringt, und es also auch mit Liebe und Achtung ausführt, besonders wenn unter den vier Solostimmen der Sopran erträglich ist, von hundert römischen Kehlen, von zwey vortrefflichen Orgeln und von sechs eben so vortrefflichen Kontrabässen vortragen zu hören. Dieses Jahr war die Wahl des Sopranisten auf den natürlichen Diskantsänger der Peterskirche gefallen. Dieser junge Mann, der jezt sechs-und-zwanzig Jahre alt ist, einen Bart und Weib und Kinder hat, ist ein Phänomen, wie es die Natur vielleicht nur alle Jahrhunderte, oder auch noch seltener hervorbringt; er singt mit natürlicher, keineswegs Fistelstimme bis ins zweygestrichene C, ohne daß sich in seinem Organe, welches überhaupt mehr den Klang einer weiblichen als Castratenstimme hat, in der Tiefe ein anderes, etwa Alt-, noch weniger Tenorregister verspüren ließe.

Seit vier Wochen erhält sich die Hitze stets zwischen 25 — 27° R., eine Temperatur, welche, da sie bisher auch von steter Trockenheit begleitet gewesen ist, in die Länge schädlich werden muß; besonders unter den Garten- und Weinbergsarbeitern werden schon aus dem Grunde allein, weil sie sich mit den unreifen Früchten vom Baume herab den Durst zu stillen suchen, die Fieber nicht auf sich warten lassen; solche Personen jedoch, die eine regelmäßige, nicht zu karge Lebensart führen, haben sich bis jezt fortwährend wohl befunden; ja die Hitze scheint sogar den Appetit zu befördern. Wenigstens habe ich diese Wirkung nicht allein an mir, sondern auch an vielen Personen von meiner Bekanntschaft, Fremden und Einheimischen, beobachtet. Alles dieß zerstört, wenigstens in mir, das lächerliche Vorurtheil von der ungesunden Luft während der drey heißen Monate immer mehr. Alle Arten von Obst sind, eben der starken und anhaltenden Hitze wegen, ungemein gut gerathen, und in überwiegender Menge vorhanden. Der Wein gibt in und um Rom die beste Hoffnung. Rechnet man zum Genuß des unreifen Obstes — überhaupt liebt der Römer keine reife Frucht, von welcher Art sie auch sey — noch das unmäßige Wassertrinken, welches natürlich wegen der jezt herrschenden Hitze und des hohen Weinpreises, da der Wein in den lezten zwey Jahren allenthalben mißrathen ist, noch ärger getrieben wird als sonst, so begreift sich, daß der Gesundheitszustand Roms auch ohne den Einfluß der geträumten *aria cattiva* für den Herbst wenig Erfreuliches verspricht.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

„Den ganzen Sommer 1792 zogen sie jeden Sonntag, selbst in der ärgsten Hitze, nach eilf Uhr durch die Straße und auf irgend ein benachbartes Dörfchen, wo sie schmaußten und um sechs Uhr meistens betrunken zurückkamen. Ihre lächerlichen Kleider (Mohren, Türken u. s. w.), die tobende Musik, ihr Geschrey, ihr Schießen mit Pöllern und Karabinern, die Unanständigkeiten, die Zügellosigkeiten aller Art machten diese Tage nicht zu den angenehmsten für die übrigen Mitbürger. Indessen gaben aus Politik mehrere der hier wohnenden Vornehmen, z. B. Saussure, ihre Campagnen zu dieser Feyerlichkeit her.

Einen besondern Haß hegen sie gegen die Freunde und Anhänger der Aristokraten, d. h. ihre Bedienten und alle die Personen, die oft mit ihnen umgeben. Diese werden durch den Namen englués (angeleimt) bezeichnet, und auf alle Art und Weise verfolgt. Sie kommen zu einem in die Häuser und begehren, ohne dazu bevollmächtigt zu seyn, überall herumgeführt zu werden, und verborgene Emigrirte zu suchen. Sie überfallen euch des Abends um zehn Uhr, um zu sehen, ob ihr keinen Fremden bey euch habt. Sie insultiren euch, wo und wie sie nur können; ein solcher Kerl in seiner schmutzigen Matrosenjacke, mit verwilderten Haaren, eine Kokarde, eine kleine rothe Freyheitsmütze am Hute, eine dito im Knopfloche, einen großen Knüttel in der Hand, seinen Hund neben sich, ein solcher Cyclope sizt auf der Treille. Gehen ein Paar artige junge Leute vorbey, so spuckt er ihnen an das Kleid!“ — Wer Genf am heutigen Tage sieht, muß meynen, daß jene scheußliche Zeit vor langen Jahrhunderten gewesen sey. Wollte sich einer, auch der Vornehmste, wenn es hier dergleichen gäbe, eine geringe Mißhandlung in Wort und That gegen den Geringsten und Aermsten erlauben, so würde ihn so wenig das Volk als die Obrigkeit schützen und aufrecht halten. Ein junger Mensch aus einer der ehemaligen Patrizierfamilien gesellte sich neulich Abends zu einem armen, aber sehr hübschen Taglöhnersmädchen, die aus dem Laden, wo sie diente, nach ihrer Wohnung in der Vorstadt Rive gehen wollte; er redet sie einige Mal zutraulich an, sie antwortet ihm aber nicht, darauf faßt er sie leise beym Arm, sie aber erwiedert ihm kurz: **Monsieur, passez votre chemin.** Er geht jedoch nicht von ihr, redet ihr immer zu, erlaubt sich aber weiter keine Unanständigkeit. Endlich kömmt das Mädchen zu Hause an, und der junge Mensch wagt nicht ihr in das Haus nachzugehen. Am folgenden Tag erhält er eine Ladung vor die korrektionelle Polizey. Das Mädchen und ihr Vater hatten gegen ihn geklagt, er selbst konnte die Sache nicht läugnen, erhielt daher, der Sohn eines Syndiks, einen ernsthaften Verweis, mußte zwey Tage ins Gefängniß gehen, und dem Mädchen fünfzig Gulden zahlen, die sie, wiewohl selbst arm, und von ihrer Hände Arbeit lebend, dem Hospital überließ. Dieß nur als ein kleiner Beweis, daß bey uns die Sittlichkeit von großem Werth ist, und in niedern Sphären so geachtet wird wie von der Obrigkeit. Alles empört sich gegen den, der ihr entgegen handelt, und die Behörden haben Mühe, ihn vor Mißhandlungen zu schützen. Davon hatten wir vor einigen Wochen ein wahrhaft schlagendes Beyspiel. In Lancy, einem reizenden Dörfchen, eine halbe Stunde westlich von der Stadt gelegen, lebte Henriette F., das schönste Mädchen des Orts. Alle liebten sie wegen ihrer freundlichen Gutmüthigkeit und Heiterkeit. Unglücklicherweise macht sie Bekanntschaft mit einem jungen Mann des Dorfs, der ihr die Heirath verspricht. Henriette bringt, da sie sich Mutter fühlt, bey François auf ungesäumte Vollziehung der Heirath. Er aber verschiebt diese immer aus hundert unzureichenden Gründen, und als Henriette ihm erklärt, sie ziehe den Tod der Entehrung vor, lacht er sie aus. Dem ungeachtet wird für den folgenden Spätabend eine Zusammenkunft im Freyen, nahe bey der Arve abgeredet. François, der nur auf Mittel dachte das Mädchen loszuwerden, um ein reicheres zu heirathen, macht einen alten, liederlichen Kerl des Dorfs betrunken, führt ihn dann an die Stelle der verabredeten Zusammenkunft, und sagt ihm, als er Henrietten durch das Gebüsche erblickt: „Siehst du dort das Mädchen? fallen wir über sie her, sie ist allein!“ Der rohe Mensch läßt sich das nicht zweymal sagen, stürzt auf Henrietten zu, die ihn im ersten Augenblick und in der Dunkelheit für François hält und nicht gleich zurückstößt. Diesen Moment benuzt der junge Mensch um hervorzutreten und ihr die schimpflichsten Vorwürfe zu machen. Der halbtrunkene Mensch will auch einige Worte reden. Henriette hört ihn aber nicht an, sondern stößt ihn weit von sich weg und läuft der Arve zu, deren kalte, trübe Wellen sie im nächsten Augenblick schon verschlangen. Am andern Morgen fand man sie nicht weit davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



Nº. 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. August 1828.

Wie schön ist diese Welt, wie frisch, jungfräulich hold!

Delavigne.

Skizzen aus Brasilien*).

1. Die Jagd im Sertão.

Wir befanden uns in dem weiten Gebiete, das die Portugiesen den Sertão, die Wüste, nennen, zu Contentas, das wir längst zum Standquartier ausersehen hatten, um die Produkte des Sertão zu sammeln, im Hause des würdigen Pfarrers Snr. Antonio Nogueira Duarte, den sein Eifer für Naturgeschichte und seine vielseitigen Kenntnisse zu einem thätigen Gehülfen in unserer Unternehmung und zum angenehmsten Gesellschafter machten.

Die Umgegend von Contentas wird mit dem Namen der Campos geraës de S. Felipe bezeichnet; in diesem hügeligen Gebiete bieten die Catingaswaldungen, die Fluren mit einzelnen Zwergbäumen und die sumpfigen Niederungen drey verschiedene Arten von Jagd dar. In den Waldungen suchten wir mit Hülfe einiger Jagdliebhaber und ihrer gut abgerichteten Hunde das Hochwild, Schweine, Rehe, Unzen und den Tapir auf. Die Jagd auf den letzten ist besonders angenehm, weil sie zugleich gefahrlos ist. Mehrere Jäger stellen sich in den Niederungen des Waldes auf, durch welche die Tapire aus den benachbarten Sumpfwiesen zu wechseln pflegen. Ein jeder nimmt seinen Stand an einem starken Baume, um sich, wenn das Thier gerade auf ihn zulaufen sollte, dahinter verbergen zu können, und erwartet hier das Wild, welches, durch einige Treiber und die Hunde aufgescheucht, die gewohnten Wege durch den Wald einschlägt. In den Stunden der Erwartung, welche der europäische Jäger an solchen Plätzen zubringt, kann er sich den Eindrücken des Stilllebens in einer brasilianischen Waldung überlassen. Seine Augen schweifen an den ungewohnten Formen der Bäume, des Laubes und der Früchte umher, er beobachtet die Neugierde der Affen, welche an die äußersten Aeste herabkommen, um die fremde Erscheinung zu betrachten, den stillen Krieg der Insekten, die Geschäftigkeit großer Ameisen; bisweilen tönen die Hammerschläge der Spechte oder das Gekrächze der Araras durch die ruhige Einsamkeit; doch plötzlich wird der Wald lebendig: der Tapir erscheint, von den klaffenden Hunden verfolgt, und bricht mit vorgestrecktem Kopfe und geringeltem Schwanze in gerader Linie durch das Dickicht, alles vor sich niederwerfend, was ihm in dem Wege steht. Der Lärm ist so groß, daß selbst der geprüfte Jäger scheu hinter den Schutz seines Baumes tritt, um von hier aus das Wild in Hals oder Brust zu treffen. Die Brasilianer bedienen sich auf dieser Jagd sehr langer Kugelflinten. Kühne Jäger wagen wohl auch, dem vorüberrennenden Tapir ein breites Messer in die Brust zu stoßen; dieß ist jedoch immer gefährlich, denn obgleich das Thier weder durch Zähne, noch durch Klauen verwundet, so kann es doch durch den gewaltigen Stoß, welchen es mit seinem Rüssel ausübt, bedeutend verletzen. Wir waren so glücklich, an einem Tage zwey alte Tapire

*) Aus dem zweyten Theile von Spix und Martius Reise nach Brasilien. München 1828.

zu erlegen und einen jungen zu fangen, welcher gezähmt werden sollte. Lezteres geschieht ohne Mühe, und der Tapir wird so zahm wie ein anderes Hausthier.

Nicht so angenehm, schwieriger und gefährlicher ist die Jagd auf die Onzen, welche in diesen, an Hornvieh reichen Gegenden ziemlich häufig sind. Man findet, da sie weniger, als die Tapire, über feuchte Gegenden zu wechseln pflegen, und überhaupt viel unsteter umherschweifen, ihre Fährten minder leicht und begegnet ihnen oft nur zufällig, wo dann die Gefahr um so größer ist. Hat man eine Gegend erkundet, in welcher die Onze nach dem Wasser geht oder die Heerden beschleicht, so legt man sich mit den Hunden in Hinterhalt und greift sie an, nachdem diese gepackt haben. Nach dem Schusse pflegt der Jäger augenblicklich seinen Stand zu wechseln, weil die Onze nach dem Rauch springt; ist er nicht so glücklich, dem wüthenden Thiere auszuweichen, so wird er mit einem Streiche der Vordertatzen zu Boden geschlagen, worauf ihn die Onze, nachdem sie sich, über ihm stehend, der Beute versichert hat, eine Weile ruhig betrachtet. Mehrere Jäger sind in diesem Momente der Todesgefahr durch die Geistesgegenwart und Geschicklichkeit ihrer Gefährten gerettet worden, welche die Onze auf den Gefallenen erschossen. Unsere Versuche, eines dieser Thiere zu erhalten, waren vergeblich, um so häufiger fanden wir Schweine und Coatis. Leztere trieben wir mittelst Rauch aus den Felsenlöchern, worin sie sich verbargen, da es keine Art von Hunden gab, welche die Dienste unserer Dachshunde hätten versehen können. Die Fluren durchstreiften wir zu Pferde und hier erlegten wir das Cuendu, eine Art Stachelschwein, welches die Bäume besteigt und sich mittelst des Wickelschwanzes, wie manche Affen, an den Aesten festhält, den großen Ameisenfresser, dessen abenteuerliche Gestalt die Pferde scheu zu machen pflegt, und das Stinkthier, Jaratataca oder Maritataca, welches uns einige Mal durch seine heftig stinkende Exkretion zwang, von der Verfolgung abzustehen.

In den sumpfigen Niederungen, an stehenden Gewässern und schmalen Bächen findet der Naturforscher minder edle Gegenstände für seine Jagdlust, nämlich die großen Amphibien, Riesenschlangen und Kaimans. Wie sehr waren wir aber überrascht, als diese Jagd uns in eine der anmuthigsten Gegenden führte, welche wir in Brasilien sehen konnten! Wo sich die trockenen Campos unmerklich absenkten, erblickten wir vor uns saftige Wiesen, durch deren Mitte sich ein lichter Wald majestätischer Palmen hin erstreckt. Diese Palmenwälder sind eine eigenthümliche Zierde des Flußgebietes des Rio de San Francisco und ausgedehnter Landstriche im Innern unter gleicher Breite. Die Buriti- oder Brutipalme, wohl eines der schönsten Produkte der Pflanzenwelt, richtet ihren einfachen, mit einer Krone großer wallender Fächerblätter geschmückten Stamm, gleich einer Säule, hundert bis hundert-und-zwanzig Fuß hoch in die Luft. Sie liefert den Einwohnern Faden und Bast von der zähen Oberhaut ihrer Blätter, ein Dach auf die Hütten von den ganzen Blättern, Latten und Sparrwerk von dem peripherischen Theil ihres Stammes, Ruder in dem Blattstiel, einen sehr angenehmen, dem Birkensafte ähnlichen und der Weingährung fähigen Trank aus dem im Stamme enthaltenen Safte, und ein wohlschmeckendes Gericht von dem mit Zucker eingemachten Fleische der Beeren, welches unter dem Namen Sajetta ein beliebtes Konfekt und ein Handelszweig des Sertão von Minas nach der Küste hin ist. Dieser vielartige Nutzen hat den edeln Baum in den Augen der Sertanejos gleichsam geheiligt, und es ist in einigen Gegenden herkömmlich, daß der Aussteuer eines Mädchens auch eine gewisse Anzahl solcher Bäume beygefügt werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Während Ruben Zephanja mit Bestreichung der Wunden beschäftigt war, fielen die Blicke desjenigen, den wir wohl als den Gebieter des Juden ansehen dürfen, auf den jungen spanischen Ritter, der ihm Hülfe gebracht in der höchsten Noth. Sogleich veränderten sich seine Gesichtszüge gänzlich. Jene wilde Rohheit verschwand und an ihre Stelle trat ein angenehmes Lächeln in einem so raschen Uebergange, daß dieser nur einer vollkommenen und sehr geübten Verstellungskunst zugeschrieben werden konnte. Er ließ langsam, und ohne daß es ein auffallendes Ansehn gewann, den Fuß von dem gefallenen Spanier herabgleiten und sagte mit einer sehr verbindlichen Neigung des Hauptes und in dem gefälligsten Tone:

„Euch bin ich mein Leben schuldig, edler Don, und Ihr habt über meine ganze Dankbarkeit zu gebieten. Ihr habt den spanischen Namen, den diese Meuchelmörder befleckt, wieder gereinigt von dem entehrenden Makel. Ihr seyd eine Blume der Ritterschaft und Euer Waffenbruder, der meiner Schwester gleichen Dienst geleistet, nicht minder. Jezt vermag ich nicht, Euch zu lohnen, wie Ihr es verdient. Doch führt Euer Geschick Euch einst nach Granada, so nennt nur den Namen Almansors als den Eures Gastfreundes in dieser Stadt, und man wird Euch zu mir führen, und mir wird dann das Glück zu Theil, meinen besten Freund unter meinem Dache zu besitzen. Sagt das auch Euerm edeln Waffengenossen; er sey mir willkommen wie Ihr! Vielleicht gibt es dann die Gunst

des Zufalls, daß ich Euch einigermaßen vergelten kann, was Ihr großmüthig an mir gethan."

Dem geradsinnigen Ramiro mißfiel diese plötzliche Umwandlung in dem Wesen des Arabers auf das Aeußerste. Hatte jene thierische Rohheit schon einen übeln Eindruck auf ihn gemacht, so wurde dieser durch die spätere ungemeine Freundlichkeit noch um Vieles vermehrt. Er sah darin nur eine Falschheit, die ihm im tief Innersten zuwider war. Er würde seine Gedanken hierüber in sarkastischen Worten laut gemacht haben, wenn nicht sein Erstaunen noch seinen Unwillen übertroffen hätte. So war denn doch Jaymes Gesicht am Henares etwas mehr als ein gewöhnlicher Traum gewesen, so kam es doch ganz mit der Wahrheit überein, wenn jene Offenbarung die Verschleyerte dem Freunde als die Schwester des jungen Mauren genannt hatte! Jezt erst fühlte sich Tenori gestimmt, an alle Wunder zu glauben, die ihm Perdone entdeckt. Er sah ein, daß diesen nicht blos die Phantasie mit leeren Trugbildern geneckt habe, daß er in der That jene Wundergabe besitze, die von der Ghitanna mit der Benennung des innern Gesichts bezeichnet worden war. Eine gewisse Scheu vor dem Freunde bemächtigte sich seiner; er gelobte sich aber zugleich, ihm fort und fort in jedem Unheile, das die verhängnißvolle Eigenschaft veranlassen könne, getreulich zur Seite zu stehen.

Jayme hatte indessen, zwischen Furcht und Entzücken getheilt, seine Sorgfalt der Jungfrau gewidmet, die ihm als der gute Engel seines Daseyns erschienen war. Sie lag ohnmächtig auf dem Wiesengrunde. Ihr Schleyer war zerrissen, ihr Angesicht lag frey und offen vor den Blicken des Liebenden. Da fand er jeden Zug, da fand er alle Reize, alle Anmuth wieder, die ihm aus dem Bilde im goldenen Traume entgegengestrahlt. Aber die Purpurlippen waren bleich, weiße Rosen blühten statt der zarten rothen auf den Wangen, und die herrlichen Augensterne, die beseligend in sein Herz geblickt, waren geschlossen.

Eine furchtbare Angst bemächtigte sich seiner. „Wenn sie todt wäre," dachte er, „wenn Schreck und Entsetzen den zarten Faden ihres Lebens zerrissen hätten?" Aber ihre Brust hob sich, das Herz schlug noch, eine leise Röthe kehrte auf ihre Wangen zurück. Von tödtlicher Angst zum Entzücken erhoben, eilte Jayme zu einem Bächlein, das den Wiesengrund durchfloß. Hier schöpfte er mit seinem Helme Wasser. Er flog zurück zu der schönen Unbekannten, er benetzte ihr Antlitz und ihre Hände. Da schlug sie die Augen auf, da schwebte ein mildes Lächeln auf ihren Zügen, und melodisch lispelte sie jene Worte, die ihm, als er ihr die Preise im Ringelrennen geboten, schon die innere Stimme zugeflüstert: „Sey mir gegrüßt, mein Geliebter! Dich habe ich mir erwählt zur bessern Hälfte meines Selbst, als ich dich schlummernd fand am Ufer des Henares. Du bist das Urbild meiner Liebe, nach dem ich mich lange gesehnt. Ich lebe in dir und du in mir. Nichts kann uns trennen!"

Sie sagte dieses wie in halber Schlaftrunkenheit. Sie hatte die Augen nicht ganz geöffnet, sie war in einen glücklichern Zustand entrückt. Jayme konnte nichts erwiedern. Er war der Seligkeit zu voll, um ihr Worte leihen zu können. Aber seine Blicke wichen nicht von den theuern Zügen, und was aus ihnen sprach, war mehr, als Worte auszudrücken vermögen.

Eine Wolke des Unmuths flog über die Stirne des jungen Arabers, als er jezt, nachdem das Blut seiner Wunden gestillt war, zu der Gruppe trat; gleich aber zeigte er wieder gegen Perdone dasselbe geschmeidige und höfische Wesen, wie früher gegen Tenori, und wiederholte ihm dieselben Versicherungen des Dankes, die er an jenen gerichtet hatte; der alte Jude stand hinter ihm und sah mit starren Blicken auf die Jungfrau, die, wie frisch belebt durch dieses Anstarren, nun ihre volle Besinnung wiederfand, und, die Wangen in ein plötzlich eintretendes dunkles Roth getaucht, sich mit sittigem Anstande aufrichtete. Sie schlug die Augen nicht wieder zu Jayme empor. Es war, als scheue sie sich vor der Gegenwart ihres Bruders und des Alten.

Mit festerm Schritte, als man nach dem schreckenvollen Vorgange ihr zutrauen konnte, folgte sie ihren Begleitern zu den Pferden, die am Rande des Bächleins weideten. Auf diesem Gange war sie bemüht, den zerrissenen Schleyer so zu ordnen, daß, wie es die Sitte des Orients erheischte, ihr Antlitz verborgen wurde. Erst als Jayme ihr den Ritterdienst leistete und sie auf den zierlich gebauten Zelter hob, kam ihm die Sprache zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis Juli.

Das Unerhörte ist geschehen. Von fünf Theatern sind drey, und darunter selbst beyde Stadttheater geschlossen, und wir leben noch. Was sich unsere Schaulust kaum möglich geträumt, ist da; sie ist auf den Besuch zweyer, und noch dazu Vorstadtbühnen, von welchen die eine, die in der Leopoldstadt, ziemlich von der Stadt entfernt ist, beschränkt. Mit dem Hoftheater nächst der Burg ging dieß ganz natürlich zu. Es ist nur zeitweise, für die Dauer des Julius geschlossen, in welchem Monate die Schauspieler Ferien haben, welche sie der Mehrzahl nach zu Kunstreisen verwenden. Anders aber ist es mit dem Kärnthnerthor- und dem Josephstädtertheater. Sie sind geschlossen, und wir haben wenig Hoffnung, sie bald wieder geöffnet zu sehen. Barbajas Pacht ging mit dem April zu Ende, und noch hat sich kein neuer Pächter gefunden. Graf Gallenberg, der bekannte Kompositeur, und Schmidt, der ehemalige Direktor der Brünner Bühne, stehen wohl in

Unterhandlungen, die sich aber zu sehr ins Weite ziehen, um uns die Hoffnung einer baldigen Wiedereröffnung zu geben. Für jeden Fall wird die italienische Oper hier nicht wieder gehört werden, und jede neue Entreprise hat es nur mit der deutschen Oper und dem Ballete zu thun; damit aber hört die Schwierigkeit des Unternehmens nicht auf, da wir an Vorzügliches jeder Art gewöhnt sind, gute Sänger und Tänzer jedoch sich nicht nur übertheuer bezahlen lassen, sondern gar nicht zu haben sind, wenn ihnen nicht Pensionsversicherungen gemacht werden, auf welche sie bey dem leicht möglichen Verluste ihrer Stimme oder sonstiger körperlicher Eigenschaften bedacht seyn müssen. Ein Pächter aber kann für die geringe Dauer der Dienstleistungen während seiner Pachtzeit solche Verpflichtungen nicht eingehen. Das Josephstädter Theater, welches, wie ich Ihnen in früheren Berichten gemeldet habe, unter einer Direktion mit dem Wiedner-Theater stand, ist gleichfalls geschlossen. Diesem Theater haben seine grössere Entfernung von der Stadt, und die in den Sommermonaten in dessen Nähe befindlichen Hütten zweyer Kunstreiter, Constant und Porte, empfindlichen Schaden gethan. Die schaubegierige Menge zog es vor, in diesen geräumigen kühlen Orten der Augenlust zu fröhnen, welcher dort viel geboten wird; Kunstreiterey, dressirte Pferde, welche nach Befehl ihres Herrn sich auf die Erde legen, Tücher und Geldstücke aufheben, wie Hunde apportiren, kleine Hundekomödien, Kraftproben, Alles wechselt dort bunt durch einander. Constant gibt Darstellungen von Jagden, Turnieren, Schlachten, Karreussels und dergleichen. Porte tanzt, wie unglaublich die Sache auch scheinen mag, eine Menuette auf dem Plafond seines Circus, während Kopf und Arme zur Erde hängen. Dieser Tage produzirte sich bey ihm auch eine Dem. Hahn aus Norwegen, welche mit den Haaren ein vollkommen ausgewachsenes Pferd emporhebt. Damit konnte nun das Josephstädter Theater freylich nicht auf den Kampfplatz treten, und die Pantomime, dasjenige, in welchem sie bisher excellirte, sieht nur ärmlich dagegen aus, wie lebendig sich auch Harlekin darin bewege, oder wie mühsam und blöde Pierrot auch Gesichter schneide. Zugleich war dieser Bühne die Vereinigung mit der Wiedner nicht gedeihlich; es waren nicht so viel Talente vorhanden, um beyde Bühnen versehen zu können, und durch ihre Theilung mußten beyde empfindlich leiden. Auch wurde die Wiedner Bühne, als die, von welcher man sich einen grösseren Nutzen versprach, vielleicht von der Direktion auf Kosten der Josephstädter begünstigt. Gegenwärtig ist ein Unterpacht vom Direktor an den Schauspieler und Regisseur Fischer im Werke. Immer aber muß das Publikum dabey gewinnen, wenn beyde Theater unter verschiedene Direktionen gesetzt werden, da der Wetteifer, der bey einer gemeinsamen Direktion wegfiel, wieder hergestellt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

François hatte wohl gethan noch in der Nacht flüchtig zu werden, wozu ihm auch der nüchtern gewordene Kerl rieth. Als dieser den ganzen Hergang der Sache angezeigt, und man den Leichnam des unglücklichen Mädchens gefunden hatte, liefen unaufgefordert, und ehe die Gensdarmen in Bewegung kamen, Weiber und Männer nach allen Seiten aus, um den Flüchtling einzuholen und einzubringen; hätten sie ihn gefunden, so wäre er vielleicht nicht lebend zurückgekommen, so empört waren alle gegen ihn. Er aber hatte sich schon auf fremdes Gebiet gerettet. Einer der vielen savoyischen Rabulisten soll ihm gerathen haben, ganz ruhig in sein Dorf zurückzukehren, da die von keinem Zeugen bestätigte Aussage eines schlechten, immer betrunkenen Menschen nichts gegen ihn vermöge. Ich rathe ihm aber nicht zurückzukommen. Die Familienväter und die jungen Bursche im Ort dürften leicht da eintreten, wo die Obrigkeit die Hand niederlegt. Das wäre nicht das erste Mal.

Mit den beyden Exempeln aus den jüngsten Tagen will ich nur die jetzige Macht der Sitte bey uns darthun, und daß sich keiner etwas gegen sie erlauben darf. So ist es auch nicht Sitte, daß sich ein Genfer Graf oder Baron nennt, wenn er es von einer fremden Macht ist. Zwar hat er nichts von Marseillois zu fürchten, aber die öffentliche Meynung ist dafür desto stärker. Sie veranlaßte vor Kurzem einen hiesigen Grafen, diesen Titel nicht mehr vor seinen Namen zu setzen, sein Wappen vom Kutschenschlag wegnehmen zu lassen, und seinen Bedienten die bunten Livreen auszuziehen. Dadurch stieg er aber unendlich in der allgemeinen Achtung und Liebe der Mitbürger. Sie zeigte sich wahrhaft rührend bey einer Feuersgefahr, die seinem Haus drohte.

Werfen wir nun einen Blick auf das, was Fischer über den Abbé Soulavie, damaligen Résident de la république française auprès de la République de Genève sagt: Er ist der bekannte Herausgeber mehrerer Memoiren, namentlich derer des Herzogs von Richelieu, ein Erzjakobiner; ein kleiner, hagerer Mann, aber mit einer Physiognomie voll Geist und Leben. Soulavie imponirt weder durch seinen Anstand, der ziemlich mönchisch ist, noch durch seine quickende, schneidende Stimme, aber er kann aus seinen Augen einen so hämischen, durchdringenden Judasblick schießen, daß einem dabey angst und bange wird. Der Abbé hat ein kleines, niedliches Weibchen. Sie scheint ihren Mann recht herzlich zu lieben, hegt die höchste Meynung von seiner Gelehrsamkeit und seinen Verdiensten, ist ziemlich lebhaft, stillt ihre Kinder selbst, und trägt sich fast unter ihrem Range. Ein leichter, gemeiniglich schmutziger Schleuder von weißem Linnen, ein Strohhütchen mit einem dreyfarbigen Nationalbande, das Wappen der Republik von Messing auf der Brust, das ist ihr ganzer Putz. Wenn sie bey schmutzigem Wetter über die Straße ging, so pflegte sie sich bis an die Strumpfbänder aufzuschürzen. Der Citoyen-Resident trägt sich noch einfacher, oder, welches hier ziemlich einerley ist, noch schmutziger; halb abgelaufene Schuhe, unausgekämmte Haare, einen groben, verschabten Tuchrock, schwarze Zeugbeinkleider, schmutzige Wäsche, einen alten runden Hut, bisweilen einen Knotenstock, le voilà! Er fährt selten aus, und dann immer in einer Miethkutsche. Seine Residenz ist ein schönes, edles Gebäude, aber die Thüren sind mit den Bulletins des Konvents, mit den neuesten Stücken des Moniteurs und hundert andern Affichen beklebt; der Pförtner ist ein ehrsamer Schuhflicker. In dem Vorzimmer des Residenten herrscht die äußerste Eleganz, gebohnter Fußboden, prächtige Porzellanaufsätze, vergoldetes Schnitzwerk an den Wänden, zwey herrliche Uhren; in seiner Wohnstube, welche Audienzzimmer, Arbeits-, Kinderstube und alles zugleich ist, sieht es dafür desto unordentlicher aus. Schmutzige Vorhänge, zerrissene Tapeten, ein schwarzer Fußboden, ein elender Tisch von weichem Holze, ein gesprungener Spiegel, ein Alkoven mit Vorhängen von grobem, grünem Damast versehen, ein Bureau, mit Schmutz bedeckt, ein altes Klavier, ein Paar geflickte Scheiben, das ist die Verzierung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 194.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. August 1828.

Unter Tiefen und Seen,
In der Abgründe Steg,
Ueber Felsen und Höhen
Find't Liebe den Weg.
Herder.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

„Wo finde ich dich wieder, reizendes Wesen," flüsterte Jayme, so daß es weder der Araber noch Ruben Zephania vernehmen konnte, „wo leuchtet der Stern, der in meine Brust Glück und Hoffnung herniederstrahlt?"

„Im Pallaste Alhambra!" erwiederte leise die Verschleyerte.

„Adonaide!" rief mit Entzücken Jayme. Doch schon waren die leichten Araberrosse hinter dem Waldgebüsche verschwunden, und Niemand hatte seinen Ruf vernommen, als der treue Freund, der neben ihm stand.

„Sie war es!" sagte dieser jezt mit sanftem Ernste. „Ich sah sie in Granada, als ich im vorigen Jahre zum feyerlichen Turniere dort war. Ich habe sie wieder erkannt."

„So hat mich auch dießmal die innere Stimme nicht getäuscht!" rief in heftiger Bewegung Perdone, indem er die Hand seines Freundes leidenschaftlich ergriff; „nach Granada, nach Granada!"

Wir finden die zwey Freunde in den Bergen von Guadalcanal, einem Zweige der weiten Sierra Morena, wieder. Sie hatten am Abende ein reizendes Thal verlassen, das, wie eine Oase in der Wüste, ihnen in dieser rauhen Gebirgsgegend Erquickung und einen friedlichen Aufenthalt gewährt, um in der lauen Nacht ihren Weg weiter fortzusetzen. An dem sanften Abhange, der sich von den Felsengipfeln in das Thälchen herabsenkte, zogen sie zwischen wild wachsenden Reben, Myrthen und blühenden Kastanien immer gen Süden hin. Die untergehende Sonne beleuchtete mit rosigem Glanze die seltsam geformten Klippen auf den Bergen, die vor ihnen lagen. Während die blätterreiche Olive zierlich zwischen den Reben auftauchte und ihr Auge ergözte, bot ihnen die herrliche Feige der Sierra und die süße Damasquinacitrone stärkende Labung. Sie kamen höher und fanden sich nun in einem jener lieblichen Wäldchen, die der Sierra Morena eigen sind und die verschiedenartigsten Laubschattirungen im Abendsonnenstrahl zeigten. Hier rauschte die Luft, die in dieser höhern Gegend wehte, durch die Zweige des gewürzigen Mastix, dort zitterten die Blätter des lilienweißen Lotos, dort hauchten die füllereichen Blüthen der Garovas süße Düfte aus. Die Sonnenstrahlen spielten anmuthig mit den Blättern; indem sie schieden, war es, als erglänze das Rosenlicht noch einmal heller auf den Wipfeln, dann senkte sich, wie ein plötzlicher Kummer in ein eben noch freudenbewegtes Herz, der Schatten der Abenddämmerung auf sie herab.

Wie der Sonne Abendstrahlen
Glänzen Isabella's Blicke,
Und die Zähren darin malen
Ihrer Liebe Mißgeschicke.



Thau, von Blumen aufgesogen
Bey des Sonnenstrahles Scheiden:
So dem Auge angeflogen
Thräne zeigt ein tiefes Leiden.

Aber nichts ist zu vergleichen
Ihres Freundes bittern Schmerzen,
Stummseyn ist das öde Zeichen
Von Corins gebrochnen Herzen.

„Lebe wohl, wir sehn uns wieder!"
Also scheidet Isabelle.
Vor dem Liebsten schwindet nieder
Sonnenlicht und Liebeshelle.

Doch er schweigt! Mit jedem Tage
Sieht er neu die Sonne scheinen,
Mit den Augen, die nur klagen,
Aber keine Thräne weinen.

„Sonne, du bist treu geblieben,
Ob ich trübe dich nur sehe!
Anders ist's mit meiner Lieben,
Denn sie meidet meine Nähe!"

Ach, es kehrt noch oft die Sonne
Wieder zu dem Gramgeneigten;
Aber Liebe, Glück und Wonne
Sich ihm nimmer wiederzeigten!

Die vom Himmel niederschauen,
Sonn' und Sterne lieben Treue.
Aber nicht die schönen Frauen,
Und der Liebe folgt die Reue."

So sang Don Ramiro, indem er mit seinem träumerischen Freunde durch jenes Wäldchen zog, dessen Ende mit dem Schlusse seiner Romanze erreicht war. An dem dämmernden Himmel zeigten sich einzelne dunkle Wolken und das frische Lüftchen, das sie in den niedern Gegenden erquickt hatte, ging bey ihrem Eintritt in das eigentliche Berggebiet in einen rauhen Wind über. Die Reize der südlichen Vegetation waren hinter ihnen zurückgeblieben. Sie geriethen in ein Labyrinth von nackten Felsenschluchten, wo sie bald keinen gebahnten Weg mehr fanden und dem Zufalle die Lenkung ihrer Reise überlassen mußten. Bergströme rauschten tosend an der einen Seite des Weges im tiefen Abgrunde hin, an der andern erhoben sich steile Klippen himmelan, die weit überragten und die Schlucht mit Dunkel bedeckten. Nur mit der äußersten Vorsicht konnten die Freunde einige sehr gefährliche Stellen zurücklegen. Aber das störte weder Don Jayme in seinen beseligenden Gedanken an die Geliebte, noch Don Ramiro in den Gesängen, die ihm in der reichhaltigen Quelle seines Gedächtnisses zu Gebote standen.

So waren sie sinnend und singend einige Stunden lang fortgezogen, als sie eine jener Ebenen erreichten, deren sich viele auf den Gebirgen der Sierra Morena finden.

Der oft von Gewölk verhüllte Mond zeigte in seinen lichten Zwischenräumen einen öden Grund, der durch keine Abwechslung das Auge erfreute. Ein Sturm hatte sich erhoben und heulte über die Fläche hin. Bald trieb er das Gewölk dichter zusammen, Blitze leuchteten durch die Nacht, das Gebirg gab in schaurigem Wiederhalle das Rollen des Donners zurück. Die Wolkendecke öffnete sich mit einem Male, und Ströme von Regen ergossen sich über die Reisenden, die in dieser Einsamkeit kein schützendes Obdach zu finden hoffen durften.

Da schwieg Don Ramiros Gesang, da mußten die jungen Männer von ihren Pferden steigen und sie führen, die von der ungewöhnlichen Erscheinung der in dieser Höhe niederfallenden Blitze geblendet und zu wilden Bewegungen gereizt wurden. So hell es nun auch durch das fast immer dauernde Leuchten der Blitze um sie war, so konnten sie doch nichts auf der weiten Ebene wahrnehmen, als weißes Steingeröll, das die Beschwerden ihrer Wanderung vermehrte.

„Ich fürchte sehr," hob endlich in unmuthigem Tone Tenori an, „auf diesem Wege kommen wir nimmer zum Pallaste Alhambra. Ich wandere wohl gern und getreulich mit dir, aber in diesem Unwetter kann ich mich des Unmuthes nicht erwehren, besonders wenn ich bedenke, daß deine bezaubernde Schöne doch nur eine Ungläubige ist, die einem guten Christen ein Gräuel seyn soll und als eine gute Ungläubige auch vor dir einen Abscheu haben muß."

„Sie eine Ungläubige?" erwiederte feurig Jayme. „Meynst du, sie könne mir im Herzen wohnen und von dort aus mein ganzes Wesen mit unendlicher Seligkeit erfüllen, wenn nicht auch ihr das wahre Heil offenbar wäre? Harre nur, Ramiro! seltsame Wunder muß die nächste Zukunft bringen, das sehe ich im Geiste, obschon ich sie nicht deutlich erkenne. Aber müssen nicht die Wunder, die wir schon erlebt, uns wieder neue erwarten lassen? Mögen die Stürme wüthen, mögen die Elemente uns Hindernisse entgegen stellen, wir überwinden sie alle. Eins steht fest in meiner Seele, und das ist meine Liebe, deren Gebot ich folgen muß nun und immerdar!"

„Es hieße Oelbäume in diesem Felsengrunde erziehen wollen, wenn ich dir noch widerspräche!" versezte, ohne seinen Verdruß zu verbergen, Ramiro.

Er redete auch nun nicht weiter, sondern schritt rasch über Steine und Ungleichheiten des Felsengrundes schweigend neben dem Freunde hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Brasilien.

(Fortsetzung.)

So reizend auch die Burtipalme die Landschaft macht, in welcher sie zu lichten Wäldern beysammen steht, so gefährlich ist es, sich den tiefsten Punkten dieser Gegenden zu nähern, denn sie sind der Wohnort jener Riesenschlangen, welche nach der Versicherung des Senhor Duarte bisweilen eine so ungeheure Größe erreichen, daß sie, im Grase ruhig liegend, auf den ersten Blick mit einem umgestürzten Stamme der Palme verwechselt werden können. Die Riesenschlange, die nicht durch Gift, sondern durch ihre große Stärke gefährlich ist, stützt sich beym Angriffe durch einige Windungen des Schwanzes an einen Baum oder Felsen und wirft sich in einem weiten Sprunge auf die Beute, der sie durch mehrfaches Umschlingen die Knochen zerbricht, bevor sie sie durch einen eigenthümlichen Akt des Saugens langsam verschlingt. Im Hunger fallen die alten Schlangen wohl Reiter und Roß oder einen Ochsen an, den sie bis auf die Hörner, welche sie abfaulen lassen, ganz hinabschlingen. Auch Riesenschlangen von geringerer Größe vermögen unglaublich große Massen zu verschlingen; so wurde uns von mehreren Sertanejos erzählt, daß sie im Magen einer, etwa vierzig Fuß langen Schlange ein Reh und zwey wilde Schweine gefunden hätten. Daß die Riesenschlange die Beute zuerst mit Geifer überziehe, ist keine Fabel. Wir hatten öfters Gelegenheit, solche Schlangen zu sehen, welche sich am Ufer der Teiche, gleich einem Ankertau zusammengerollt, sonnten; doch glückte es nicht, ein größeres derselben zu erlegen, da sie bey unserer Annäherung mit Blitzesschnelle in das Wasser hinabschossen. Die Jagd auf dieselben ist nicht gefährlich, weil sie dumme, träge und furchtsame Thiere sind, und nach Verwundungen, wahrscheinlich wenn diese das Rückenmark verletzen, alsbald starr und bewegungslos werden. Am sichersten bekriegt man sie, wenn sie nach verschluckter Beute mehrere Wochen lang unbehülflich daliegen. Es ist übrigens nichts Seltenes, daß die Sertanejos ein solches Unthier, wenn es im Wasser zu entfliehen sucht, schwimmend verfolgen, in der Nähe des Kopfes umklammern und mit einem langen Messer tödten. Das Fleisch ist ungenießbar; das Fett wird gegen manche Krankheiten, namentlich gegen Schwindsuchten und zu erweichenden Salben gebraucht. Die Haut, welche mit zierlichen rhomboidalischen Schuppen bedeckt ist, wird gegerbt und zu stattlichen Satteldecken verarbeitet.

2. Die Sertanejos.

Wenn die Natur den Bewohner des Sertão mit mancherley Feinden, von der Riesenschlange an bis zu der Ameise, umgeben hat, so scheint sie ihn dadurch zu entschädigen, daß sie ihm die Bedürfnisse eines einfachen Lebens mit Freygebigkeit darreicht, und ihn mit einer überaus zahlreichen Nachkommenschaft segnet. Die Fruchtbarkeit der Frauen ist hier unglaublich groß, und die Zunahme der Bevölkerung in dieser Gegend gehört unter die wundervollsten Erscheinungen. Nach den Versicherungen unseres kenntnißreichen Wirthes hatte die Gegend um Contendas vor vierzig Jahren nur drey Frauen aufzuweisen, und gegenwärtig soll der Landstrich zwischen dem Rio Verde Grande und dem Rio de S. Francisco fast zehntausend Einwohner zählen, wovon viertausend von Zeit zu Zeit nach Contendas zur Kirche kommen können, die übrigen aber entfernter angesiedelt sind. Eine Frau von Contendas von einigen fünfzig Jahren zählt zweyhundert und vier lebendige Abkömmlinge, eine andere, welche schon siebenzig Jahre alt einen gleich alten Mann heirathete, gebar ihm Drillinge, die alle noch leben. Es ist keine Seltenheit, eine Mutter von acht bis zehn Kindern zu sehen, welche erst zwanzig Jahre alt ist. Man hat kaum ein Beyspiel von einer unglücklichen Geburt. Zwar verblühen die Weiber schnell, und ihre feinen, lebendigen Züge verändern sich bald bey der häufigen und durch warme Bäder vermehrten Disposition zum Fettwerden, aber erst spät verlieren sie ihre Lebenskraft und die dem andern Geschlechte eigenthümliche organische Thätigkeit.

Unter den Männern findet man riesige Gestalten und starke, gewandte Greise, welche allen Humor der Männerjahre erhalten haben. Die Sterblichkeit ist so gering, daß jährlich nur drey bis vier Personen sterben, während siebzig bis achtzig geboren werden. Da jeder Familienvater in seinen Kindern Gehülfen für seine Arbeiten erzieht, so ist der Kindersegen nicht, wie in unsern civilisirten Ländern, ein Gegenstand der Noth und Klage, sondern der Stolz der Eltern. Diese Verhältnisse dürften die Regierung bestimmen, den Sertão von Contendas zu einer Pflanzschule von Menschen zu benützen. Das Land belohnt überdieß den Fleiß des Feldbaues reichlich, namentlich gedeiht der Mais vortrefflich. Nicht ohne Grund behaupten die Sertanejos, daß der Kalkboden ihres Landes sehr geeignet für den Weinbau sey, denn die Trauben reifen hier jährlich zweymal, im Julius und November. Auch alle andern Früchte, wie die Orangen, die Pinha, die Jaca, die Melonen und Wassermelonen gedeihen ganz vortrefflich. Ohne Zweifel wirkt hierauf das trockene, beständige Klima des Sertão eben so sehr, als der fruchtbare Kalkboden. Die beyden Jahreszeiten der trockenen und nassen Monate finden sich mit großer Regelmäßigkeit ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Nun gehe man einmal Nachmittags zum Residenten, wenn Alles voll ist. Da sitzt die Citoyenne-Residente und stillt ihr Kind, ohne sich nur im Geringsten zu geniren; neben ihr stehen

zwey Sanskulotten-Offiziere und pfeifen dem Kinde vor; dort im Fenster dispuriren drey andere zusammen, in einem andern Winkel giebt's eine geheime Unterredung. Hier lacht, dort singt einer, der spaziert herum, jener ist eingeschlafen, der trommelt auf dem Tisch, der spielt auf dem Klavier, der rumort mit dem Säbel herum, ein anderer zwickt den Hund, der füttert den Kanarienvogel und der liest die Zeitungen; mitten darunter steht der Citoyen-Resident im Schlafrock, perorirt und gibt Befehle; das schreyt und lärmt und alle haben die Hüte auf. Uebrigens ist der Citoyen ein Enragé, hält die wüthendsten Reden, läßt die Kapelle in der Residenz zerstören und auf den Altar die rothe Mütze pflanzen, hilft den arbre de fraternité mit setzen und läßt seine Frau mit den Sanskulotten im Kreise herumspringen. Bald sollen zwey Reiter mit schwarzen Kokarden durch die Stadt passirt seyn, bald hält sich ein französischer Prinz als Bedienter hier auf, in allen Kaminen, in allen Feueressen, in allen Kisten und Kellern stecken Aristokraten; das ist ein ewiges Visitiren und Inquiriren; kurz, der Resident behandelt Genf ärger als eine französische Munizipalstadt.

In dem schönen Haus, wo dieser Resident vor dreyßig Jahren mit den Seinigen sein Wesen trieb und wo später die französische Präfektur war, wohnt jezt nur die Wissenschaft mit ihren Schätzen. Die von eckelhaftem Franzosenthum wiederhallenden Säle sind nun Hörsäle für philosophische und naturhistorische Vorlesungen. Hier hören wir unsern Decandolle, de la Rive, Choisy und andere. An der Stelle der Madame Soulavie, mit messingenem Schild vor der Brust, wandeln hier wohlgekleidete, sittige Frauen aus und ein, die den Vorlesungen beywohnen. Oben ist das geräumige Lokal der Société de lecture mit ihren Lese- und Konversations-Sälen, Bibliothek u. s. w. Alles ist hier besonnen, still und würdig, und wenn ja einmal ein Schrey laut wird, so ist's von dem schönen weissen Arrab mit großem gelbem Federbusch, der im Hofe oder auf dem Balkon des Museums zu Haus ist.

Fischer ist ein großer Bewunderer des gesellschaftlichen Tons in Genf. Dazu ist ihm Glück zu wünschen, denn er muß in dieser Beziehung angenehmere Erfahrungen gemacht haben, als die meisten Fremden, die darin alle übereinstimmen, daß die Gesellschaft bey uns sehr kühl, gemessen und trocken ist. Damit sind selbst alle Genfer einverstanden, die länger im Ausland gelebt haben, und es ist unangenehm auffallend, wenn man von Frankreich, Savoyen oder aus dem Waadtland kömmt.

Nichts ist wunderbarer als Rousseau's Schicksal in seiner Vaterstadt Genf. Wohl ward er da geboren, es war aber nichts Genferisches an ihm, weder im Guten noch im Bösen, und seine entscheidende Erziehung, die den Menschen erst zu dem macht, was er im reifen, besonnenen Alter ist, diese Erziehung erhielt Rousseau auch nicht in Genf, sondern in Frankreich. In dieser Heterogenität mit dem Denken, Fühlen und Treiben seiner Vaterstadt suche ich auch den Grund der widersprechenden Art, wie man im Leben und Tod mit ihm verfuhr und wie die Tremblay, Senebier und Prevost gegen ihn sprachen. Wie konnte den immer gleichen, rechtlichen, arbeitsamen, rechnenden, spekulirenden Leuten, denen aber Wohlthun und die Sorge für ihre Kinder über Alles geht, wie konnte diesen der glühend dichterische, aber excentrische und launenhafte Rousseau recht zusagen, der seine Kinder ins Findelhaus schickte, statt sie zu erziehen? Es läßt sich sonnenklar nachweisen, daß er ihnen nie behagt hat, und daß sie sich zu gewissen Zeiten nur darum seiner annahmen, um ihrer Eitelkeit durch die Landsmannschaft mit einem Manne zu schmeicheln, der zu seiner Zeit einen viel zu großen Ruf in Europa hatte. So begann denn Genf damit, Rousseau aus seinen Mauern zu verweisen. Im Beginn der Revolution wurde seine Büste mit Fluch und Spott zertrümmert. Am 28. Jun. 1796 war aber ein großes Volksfest, bey dem unter Sang und Klang, mit Blumen und Gedichten, Rousseaus Büste fast vergöttert und nach dem kleinen Haus getragen wurde, das jenseits der Rhone in der Rue Chevelue lag, die nun Rue Jean Jaques Rousseau genannt wurde. Unter neuen Festlichkeiten und Gesängen befestigten sie über die Thüre des Hauses die goldene Inschrift auf marmorner Tafel: Ici est né J. J. Rousseau, 1712, 28. Juin. Mit dem Revolutionssinn legte sich auch der gemachte und auf Stelzen gehende Enthusiasmus. Auf einen vor zwey Jahren bey der Staatsbehörde gemachten Antrag, Rousseau ein öffentliches Denkmal zu errichten, antwortete diese sehr richtig: „In Republiken schicken sich keine Denkmale. Der Verdienteste lebe in dem Andenken und in dem Dank seiner Mitbürger. Ueberdieß habe die Republik keinem der Männer ein öffentliches Denkmal gesezt, die sich um ihr Vaterland verdienter gemacht hätten als Rousseau.“ Voriges Jahr kaufte ein Genfer jenes kleine Haus des Citoyen de Genève, riß es mit dem daran stoßenden nieder, und baute ein neues und großes auf. Wenn der Spaziergang auf der Ile des Barques zu Stande kömmt, so errichtet man dem berühmten Genfer vielleicht eine Büste wie im Pflanzengarten, wo sie mit den übrigen ganz an ihrer Stelle ist.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, Mai bis Juli.

(Fortsetzung.)

Die beyden dermalen eröffneten Bühnen an der Wien und in der Leopoldstadt stehen auf schwachen Füßen. Obschon das Publikum auf ihren Besuch beschränkt ist, werden sie doch nur schwach besucht. Beyde fehlen darin, daß sie zu wenig Neues liefern. Das Wiednertheater hat sich durch Darstellung schlechter Bearbeitungen alter, unbedeutender Stücke ziemlich um den Kredit gebracht; das Leopoldstädter Theater gibt immer nur „Sylphide.“ und das „Mädchen aus der Feenwelt“, welches bereits seine Jubeldarstellung erlebt hat. Vor einiger Zeit wurde es nämlich zum hundertsten Male gegeben, ein Fall, der in der heutigen deutschen Theatergeschichte ziemlich selten ist. Zugleich trifft diese Bühne der Unfall, daß der beliebte Lokalschauspieler Korntheuer bedeutend krank ist. Dem. Krones aber, mit deren Gesundheit es gleichfalls bedenklich aussieht, und der Director Raimund in den Ferien sind. Vor einiger Zeit wurde dessen „gefesselte Phantasie“ wieder neu in die Scene gesezt, und erhält sich fortwährend in der Gunst des Publikums; außerdem hat nur eine Pantomime; vom Pantomimenmeister Rainoldi: „die Fahrt nach dem Nordpole.“ Glück gemacht. Bäuerle gab zu der ihm jährlich bewilligten Einnahme ein von ihm verfertigtes Lustspiel: „Alles à la Girafe,“ welches bey der ersten Vorstellung auf eine fast beyspiellose Weise ausgepocht wurde, bey der zweyten gefiel, seither aber nicht mehr wiederholt wurde. Daß ohne Rücksicht auf den Werth oder Unwerth des Stückes die Aufnahme desselben am ersten Abend in einer Gehässigkeit gegen den Autor ihren Grund hatte und vorbedacht war, geht klar daraus hervor, daß der Lärm mit der dritten Scene anfing, und dergestalt bis zum Ende währte, daß Niemand im Stande war, den Zusammenhang des Ganzen auch nur zu errathen. Es ist kein Meisterwerk, aber dabey doch ein recht verständig gearbeitetes Stück, nicht ohne Wiz, und verfolgt die löbliche Tendenz, die Thorheit der Zeit, die Nachahmungssucht, lächerlich zu machen. Da der Verfasser der Mode zu Leibe ging, hatte er freylich schon deshalb einen schweren Stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 195.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 14. August 1828.

— Mit Wehmuth sieht der Blick
Der alten Schönheit immer schöne Trümmer.
V. Hugo.

Der Grieche aus Albanien.

Wir sahen schon gar manche Griechen bey uns, abgeschliffene, feine Phanarioten, leichtsinnige Inselgriechen, Kaufleute, Diplomaten; aber die Rumelioten, jene Krieger des innern Landes, halb Albaneser, halb Griechen, ein ganz eigenes, kräftigeres, jüngeres Geschlecht, kennen wir noch sehr wenig.

Seit kurzer Zeit hält sich in Paris ein Grieche aus Grammena, einer kleinen Stadt einige Stunden von Albaniens Hauptstadt, auf; er will sich hier von seinen siebzehn Wunden heilen lassen, und das griechische Komité um Unterstützung bitten, um seine Familie, die ganz in die Hände der Türken gefallen ist, loskaufen zu können.

Es ist ein großer Mann von herrlicher Gestalt, mit schwarzen, kühn gezeichneten Augbraunen, großen Augen, deren Blick in raschem Uebergang zwischen strengem, hartem Ausdruck und verschmiztem Blinzeln wechselt, oder in schläfriger Wollust verschwimmt; er hat eine Adlernase, seine Züge sind edel, etwas viereckig; die Stirne ist hoch und frey, der Schädel über den Ohren ziemlich breit; der Mund groß, aber schön und ausdrucksvoll, und vom lieblichen, kindlichen Lächeln verzieht er sich leicht zu einem grimmigen, ja wilden Ausdruck; bis auf den dichten schwarzen Schnurrbart ist der Bart geschoren und spielt in's Bläuliche. Seine langen schwarzen Haare fallen unter der rothen Mütze vor in dichten Locken den Hals hinab und fassen ein röthlich braunes Gesicht ein; er ist gut gewachsen, von starkem, männlichem Bau; seine Hand ist schön, kräftig, seine Stimme troz des Nasenlauts wohltönend; sie geht öfters zu den obern Tönen hinauf, und dann klingen die Laute kosend, scherzend, wenn man gleich seine raschen Worte nicht versteht. Sein Aufzug ist sehr einfach, wie sich Bozaris trug, dessen Grammatikos oder Schreiber er war; an seinen Waffen ist kein silberner oder goldener Nagel, und die Kleidung ist schwarz.

Seit dem Sturze Alis, Bassas von Janina, ficht Vasilios mit den Sulioten. Seine Vaterstadt wurde, weil sie zu Ali hielt, verheert, Vasilios ganze Familie, eilf Personen, in die Sklaverey geführt. Bozaris, der ihn bey Ali kennen gelernt hatte, kam durch Grammena, nahm ihn mit und machte ihn zu seinem Schreiber. Seitdem wich er nicht von den Sulioten, und in Missolonghi fand nach ihrem Beyspiele sein Muth ein edleres Ziel, er kämpfte nicht mehr für einen Herrn, für Löhnung, um Beute, um einen Winkel der Erde, er weihte seinen Arm dem Vaterland und der Freyheit. Vasilios Familie befindet sich in den Händen eines seiner alten Bekannten, des Albanesers Tahir-Abas, eines vormaligen Ministers Ali-Paschas. Dieser kaufte sie aus Rücksicht für seinen alten Freund, und liefert sie aus, sobald ihm das Lösegeld bezahlt wird. Ich wunderte mich über dieses Verhältniß und daß es so freundschaftlich fortgesezt wird, denn der Albanese schreibt dem Griechen von Zeit zu Zeit und gibt ihm Nachricht von seiner Familie. Dieß ist aber, wie die Griechen versichern, etwas ganz Einfaches, Gewöhnliches. Albaneser,

Griechen, Türken, Sulioten, die Pallikaren von Epirus in Alis Sold schlugen sich und blieben dabey gute Freunde; sie schwatzen mit einander vor und nach dem Treffen, und rufen einander zu: „Achtung! ich schieße." Auf diese Art sprach einmal Vasilios mit einem Albanesen; sie warnten einander und schossen; der Grieche wurde verwundet und vom Schlachtfeld getragen. Während man ihn verband, vernahm er mit Schmerz und Zorn, sein Gegner sey getödtet worden, denn er hatte viel auf ihn gehalten. „Wie," fragte ich, „Ihr liebt also Eure Feinde?" — „Wenn sie brav sind, ja; aber wenn sie in der Dunkelheit angreifen und tödten, wenn sie sich nicht frey gegenüberstellen, da möchte ich sie umbringen; ich hasse die, welche wie Diplomaten fechten."

Er besuchte das Museum im Louvre; sichtbar war hier sein Bestreben zu thun, als überrasche ihn nichts, als finde er nichts bewunderuswürdig. Er zog durch alle Säle kalt, mit Würde. Die Bilder aus der griechischen Geschichte schmeichelten ihm weder, noch machten sie überhaupt Eindruck auf ihn; nur vor der Niedermetzlung der Janitscharen, von Champmartin, blieb er stehen und freute sich sehr, Yataghans zu erblicken. Er verlangte Aufschluß über die Gruppe von Theseus und dem Minotauren; man sagte ihm, es sey ein Paramuthia, eine alte Sage aus seinem Vaterlande; „ja, ja," erwiederte er in kindischem Tone, „so wie ich Euch Abends welche erzähle, damit Ihr mich nicht zu frühe allein laßt." Sich über etwas wundern mag er nun einmal nicht; die schönen Denkmale, die er da sieht, sind ja auch in Janina und Grammena oder werden einmal hinkommen. Um geneigt zu seyn etwas zu bewundern, muß man schon auf einer gewissen Kulturstufe stehen; zu jedem Fortschritt in menschlicher Intelligenz gehört ja das Geständniß der eigenen Inferiorität; aber zu Geständnissen der Art ist Vasilios ganz und gar nicht aufgelegt. Er schreitet voran, damit die, welche ihn begleiten, sein Gefolge bilden mögen; äußert man gegen ihn die Besorgniß, die Neugier des Publikums möchte ihm zur Last fallen, so antwortet er: „In Griechenland bezahlte ich Soldaten dafür, daß sie mir folgten, hier folgt man mir umsonst." — Es ist interessant, auf diesem Gesicht, auf dem beym ersten Blick ganz die orientalische Ruhe und Majestät thront, den Geist sich lebendig bewegen, in regem Spiele Leidenschaften und Eindrücke wechseln zu sehen, und zwar in einem Grade, wie wir es kaum bey Italienern und Südfranzosen beobachten. — Einmal waren Griechen aus verschiedenen Theilen des Landes bey ihm. Ein Rumeliote höhnte einen Chioten, der sich verschiedene Prahlereyen erlaubt hatte; der Chiote wurde hitzig und von Schimpfreden kam es endlich dahin, daß er erklärte, der andere müsse ihm im „Bois de Boulogne" Genugthuung geben. Dieß war das erste französische Wort, das gesprochen wurde, und Vasilios verstand es nicht. Als man ihm seine Bedeutung erklärt hatte, lachte er, wandte sich gravitätisch an den Chioten und sprach: „Als eurer Hunderttausend waren, konntet ihr keinen Türken umbringen, wie kommst du dazu, jetzt allein einen Rumelioten umbringen zu wollen?" Auf diese Rede, die ihm das Unglück und die Schmach seines Vaterlandes vor Augen führte, zerfloß der arme Chiote in Thränen, und damit war der Sturm vorüber.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Die beyden Freunde waren noch nicht weit von der Stelle entfernt, wo das kurze Gespräch vorfiel, als plötzlich der Ton einer schneidenden Weiberstimme zu ihrem Gehör drang, die ein Lied angestimmt hatte und mit diesem in den Augenblicken, in denen der Donner schwieg, das Getöse des Sturmes übertönte. Die Stimme war kreischend und die Weise, die sie sang, hatte etwas Schauriges. Die Worte des Liedes konnten die Freunde nicht verstehen.

„Das ist eine Stimme in der Wüste," sagte Jayme mit bewegtem Tone, „die bis in das tief Innerste meiner Seele dringt. Ich weiß nicht, wer die Sängerin seyn kann, aber diese Melodie wird von einem Echo in mir wiederholt, das aus frühen Tagen der Kindheit heraufzuklingen scheint. Komm mit, Ramiro, wir müssen die Sängerin aufsuchen; ich muß sie sehen und sprechen! Die Macht, der ich nicht widerstehen darf, treibt mich hin zu ihr. Dort links schimmert ein schwaches Licht herüber, dort werden wir sie finden."

„Meinetwegen!" antwortete Ramiro; „ich empfinde zwar diese wunderliche Sehnsucht nicht zu der unbekannten Sängerin, und gestehe offen, daß diese Stimme keinen angenehmen Eindruck auf mich macht. Leicht möchten wir in der Sängerin ein altes Weib von hexenartigem Aeußern finden, eine Gestalt bis zum Boden gekrümmt, ein Gesicht voll unzähliger Runzeln, mit rothen Augen und spitzer Nase. Aber wo sie ist, wird wohl auch ein Obdach seyn, und das könnte mich versöhnen mit ihrer Häßlichkeit und ihrem Geheul." Er folgte seinem Freunde, der bereits von der bisher eingeschlagenen Richtung abgelenkt hatte, und sich dem matten Lichtschimmer näherte. Das Gewitter war im Abnehmen, auch der Sturm fing an sich zu vermindern. Immer deutlicher hörte man die schneidende Weiberstimme. Sie klang in der That, wie Tenori schon bemerkt hatte, nicht angenehm, aber in der Melodie ihres Gesanges lag etwas Alterthümliches und Fremdartiges, das ihn, als einen besondern Freund alter Lieder und Romanzen, mit Theilnahme erfüllte. Sie

konnten jezt bey dem matten Lichte einzelner Sterne, die durch zerrissene Wolken brachen, ihre Umgebungen genauer erkennen. Sie waren eben im Begriff einen Raum zu betreten, dessen seltsame, ohne Zweifel durch Menschenhände geordnete Ausschmückung ihnen an diesem abgelegenen Orte höchst auffallend erscheinen mußte. Viele große, viereckig zugehauene Steine standen nahe nebeneinander in einem symmetrisch abgemessenen Bezirke. Sie waren mit Blumengehängen verbunden, aber die Blumen waren größtentheils welk und viele Blätter, vom Sturme abgestreift, lagen am Boden umher. Sie sahen das jezt deutlich, als nicht weit von ihnen, da wo sie bisher den Lichtschein bemerkt hatten, eine helle Flamme aufloderte und einen röthlichen Glanz über die nächsten Gegenstände verbreitete.

„Das ist ein Begräbnißplatz," sagte Jayme mit ernstem Tone zu seinem Freunde. „Wir wollen die Pferde zurücklassen und still nach jenem Feuer gehen! die Ruhe der Todten darf nicht gestört werden."

Sie thaten, wie Jayme gesagt. Sie schritten leise und vorsichtig zwischen den Gräbern hin und standen bald vor einem kleinen verfallenen Häuschen, einem jener Kapellchen ähnlich, die in der Sierra Morena sich oft vereinzelt finden, um vorüberziehende Wanderer zur Andacht einzuladen. Das Häuschen stand offen und statt des Heiligenbildes sahen sie darin neben einem hochflammenden Reisigfeuer die Sängerin am Boden gekauert, deren gellende Stimme jezt in einer Stärke ertönte, welche die gewöhnliche Kraft einer weiblichen Brust weit übertraf. Was Ramiro vermuthet, fand sich nun erfüllt. Es war eine alte Frau von abschreckender Häßlichkeit; ihr kahles Haupt zeigte sich in seiner ganzen Nacktheit, nur ein breites rothes Band war um die Stirn gewunden. Tiefe Furchen lagen auf dem Antlitze, aus dem zerrissenen weiten Gewande wagten zwey dünne Knochenhände hervor, die beschäftigt waren, aus Lotosblättern und Blüthen frische Gehänge, wahrscheinlich zu einem neuen Schmucke der Gräber, zu winden. Die beyden Freunde glaubten sich ungesehen von ihr, denn sie stimmte nach einem kurzen Schweigen, während dessen sie das Reisigfeuer schürte und dann einige Augenblicke nachdenkend in die Flammen sah, ein neues Lied in einer sonderbaren, traurigen Weise an:

„Es sizt in finstrer Mitternacht
Die Wächterin bey den Gräbern;

Die Leichen der Eltern hält sie bewacht,
Die Wächterin bey den Gräbern.

Ein Stern aus Wolken blickt sie an,
Die Wächterin bey den Gräbern;

Sie sieht die Gräber aufgethan,
Die Wächterin bey den Gräbern."

„Don Jayme, Don Jayme," schrie sie, ihren Gesang unterbrechend plözlich auf, „tritt heran, denn ich habe dich lange erwartet, aber laß den zurück, der in deinem Geleite ist! Ich kenne ihn nicht und bin zu alt geworden, um mich noch umzuschauen nach neuen Freunden. Aber du bist mir nicht fremd und du gedenkst auch meiner noch, obschon es viele Jahre her sind, seitdem wir uns gesehen, und dein Vater und deine Mutter noch lebten auf dem schönen Schlosse am Tajo."

Da war es dem Angeredeten, als flüstere ihm ein Wesen aus seinem Inneren Worte zu, die er sprechen müsse, und er versezte mit einer ungewöhnlichen Eintönigkeit, die seinem Freunde auffallend und fremd an ihm erschien:

„Freylich kenne ich dich! du bist ja die Ghitanna, die damals eingekehrt auf unserer Burg und mir den wunderkräftigen Ring geschenkt gegen das innere Gesicht. Es liegt eine lange Zeit zwischen jenem Abende und dieser Nacht, allein ich würde dich auch später wieder erkannt haben, obgleich deine Gestalt eine andere geworden ist, als damals."

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Brasilien.

(Fortsetzung.)

Der hochliegende Theil des Sertão ist weit gesünder, als die unmittelbare Gegend des Rio de S. Francisko. Eine Krankheit findet man jedoch sehr verbreitet, während sie am Flusse fast gar nicht bemerkt wird, ich meyne den wilden Appetit der Kinder nach Erde. Dieser Zustand ist um so seltsamer, als er von den Thieren auf den Menschen übergegangen zu seyn scheint. Das Rindvieh und die Pferde im Sertão lecken mit Begierde Salz; oft aber gehen die Thiere weiter, und schlingen die Salzerde wirklich hinab. In den trockenen Gegenden verderben sie sich dann die Zähne durch den harten, steinigen Boden so sehr, daß sie das Gras nicht mehr kauen können, und langsam Hungers sterben. Die Fazendeiros sind dann wohl genöthigt, solche Thiere in die feuchten Waldungen zu treiben, wo der Boden weicher ist. Aber auch Schlangen, Eidechsen, ja sogar die Onzen fressen bisweilen Erde. Bey der Allgemeinheit dieses sonderbaren Appetits darf man sich nicht wundern, wenn Kinder sich demselben überlassen. Knaben und Mädchen pflegen die mergelichte, oft salpeterhaltige Erde, jedoch ohne Steine, bisweilen die Kalkbekleidung der Wände, seltener auch Holz, Kohlen oder Tuch zu essen. Nur die strengste Aufsicht kann sie von dieser Unart zurückhalten, welche um so schädlicher und gefährlicher wirkt, als sie bey allmähliger Angewöhnung, bis ins höhere Alter getrieben wird. Da ein Theil dieser unverdaulichen Stoffe nicht wieder abgeführt wird,

und Anschwellung der Unterleibsdrüsen eine unmittelbare Folge ist, so verräth sich das Uebel alsbald durch einen ungeheuren Bauch der Kinder; die Gesichtsfarbe wird fahl, die Züge werden schlaff und aufgedunsen, das Wachsthum wird gänzlich unterdrückt, und die unglücklichen Opfer sterben, unter dem Eintritte heftiger Krämpfe oder allgemeiner Wassersucht frühzeitig dahin; andere behalten für das ganze Leben einen siechen bleichsüchtigen Körper, und eine stumpfe träge Gemüthsart. Wir haben, während wir den Amazonenstrom beschifften, sehr häufig Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Indianer den rohen Letten am Ufer des Flusses verzehrten, selbst wenn ihnen Nahrungsmittel nicht mangelten, und wir sind geneigt, anzunehmen, daß diesem sonderbaren Heißhunger auch eine klimatische Ursache, vielleicht die Hitze und die Rarefaktion der Atmosphäre, zu Grunde liegen möchte, indem solche Einflüsse eben so sehr ein eigenthümliches Gefühl von allgemeinem Mißbehagen zu erregen vermögen, als der verminderte Druck der Luft auf hohen Gebirgen. Uebrigens mag auch die schlechte rohe Kost der Sertanejos und der häufige Genuß von Obst den Unterleib zu diesem ungeregelten Hunger disponiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Beschluß.)

In einem Abschnitt über das gesellschaftliche Leben weiß Fischer nicht genug von den männlichen Cercles und den weiblichen Sociétés zu rühmen. Hätte er aber nur ein wenig hellsehen wollen, so hätte er darin gerade einen der Hauptgründe erkannt, warum unser gesellschaftliches Leben so armselig und spröde ist. Cercles und Sociétés bilden den Selten- und Coteriengeist, das Abschließen und Trennen von Andern, die nicht dazu gehören. Es klingt freylich ganz artig, wenn man ihn von diesen weiblichen Sociétés folgendermaßen sprechen hört: „Die Societé besteht gewöhnlich aus zwölf, sechszehn, zwanzig Personen, und wird der Reihe nach herum gehalten, heute bey Madame S., das nächstemal bey Madame oder Mamsell R. u. s. w. Man kommt um vier Uhr zusammen, trinkt Milchkaffee, ißt Kuchen, Biscuit und Obst, plaudert und strickt, singt und näht, liest und erzählt, spielt oder guckt zum Fenster hinaus. Von der Dame bis auf die Hausmagd, alles hat seine Sociétés. Oft ist Madame A. bey Madame C., und die Köchin von ersterer bey der Köchin der lezteren in der Societé; dann bedient man sich des Zimmers der Herrschaft und ißt auf dem guten Porzellain ꝛc. Von der sechzigjährigen Matrone bis auf ihre achtjährige Enkelin, alles hat seine Sociétés, und unmöglich kann es bey jenen wichtiger und feyerlicher hergehen als bey diesen. Hier kann der junge Fremdling Delikatesse und Grazie, Leichtigkeit und Freyheit im Umgang lernen, und indem er diese schönen Muster weiblicher Liebenswürdigkeit unaufhörlich beobachtet, die rauhen Ecken seines männlichen Charakters unvermerkt abschleifen." Der Verfasser scheint diese günstigen Aeußerungen über die Sociétés und Cercles gleich darauf selbst zu bereuen, denn er widerspricht ihnen durch folgende Bemerkungen: „Wer übrigens in allen diesen Gesellschaften deutsche Herzlichkeit und Freundschaft sucht, der wird sich getäuscht finden. In den weiblichen Sociétés und unter den Weibern mag das noch eher der Fall seyn, indessen doch nur einigermaßen, aber in den männlichen Cercles erstickt die kalte Höflichkeit alles. Der Genfer sieht alles als Genfer an, sein Egoismus verschließt sich in sich selbst, die Dinge werden ihm nur nach dem Vortheil wichtig, den sie ihm jezt oder künftig bringen." Von den allen findet nun fast das Gegentheil statt; die weiblichen Sociétés können zuweilen sehr angenehm, unterhaltend und geistreich seyn, aber nur selten und nicht ihrer Natur nach, deren erster Grundsaz abschließen und isoliren ist. Alles, was nicht in einiger Verbindung mit dem Kränzchen und seinen Mitgliedern steht, wird schief angesehen. Fremde Mädchen und Frauen, die nur für einmal eingeladen werden, haben Gelegenheit sich über die Unart und Unhöflichkeit der ordentlichen Mitglieder zu wundern. Man will sie dadurch recht fühlen lassen, daß sie nicht hergehören. Man spricht, man zischelt sich in die Ohren. Kaum werden einige allgemeine kalte Worte gewechselt. Bisweilen lachen die Eingeweihten über Ton, Sprache, Kleidung oder Haltung der Fremden. In diesen Kränzchen wird überhaupt von den weiblichen Zungen scharf geschnitten. Dagegen sind die Männer in den Cercles lange nicht so unangenehm. Ich für mein Theil habe darin viel Gefälligkeit und Gutmüthigkeit gefunden, freylich Genferische, die wenigstens in der Farbe etwas dunkler ist, als die deutsche.

Leider sind Fischers Bemerkungen über den blühenden Handel, die rege Industrie, über bedeutenden Transit und lukrative Spedition heut zu Tage nicht mehr wahr! Alles dieses ist seit dreyßig Jahren weit über die Hälfte herabgekommen. Darüber ist hier allgemeine Klage. Im Jahr 1796 konnte Fischer wohl sagen: „Wie mag der Staat heißen, dessen ganze Macht in klingender Münze besteht? Ich rathe richtig: es ist Genf." Im Jahr 1828 müßte er die öffentliche Meynung hinzufügen, die jezt stark und herrschend bey uns geworden ist.

Ich habe dieses Büchlein nur der schlagenden Kontraste wegen mit einiger Ausführlichkeit in einem Blatte besprochen, das wahre und umfassende Darstellungen von Genfs Natur, Kunst und Leben von mir erwartet. Diese heben sich jedoch durch Zusammenstellungen verschiedener Zeiten um so richtiger heraus, als die großen Abweichungen Tagen angehören, welche die mehrsten von uns erlebt haben.

Wien, Mai bis Juli.

(Fortsezung.)

Das Wiedner-Theater strebt beständig sich bedeutender zu erheben, kommt aber zu keinem bleibenden Resultate. Der Wille und die Kenntnisse des Direktors Carl sind hinlänglich bekannt. Demungeachtet bleiben, wenn er selbst nicht in Staberliaden auftritt, die Häuser meistens leer. Ein Hauptgrund mag wohl darin liegen, daß das Theater keine eigentliche bestimmte Farbe hat, und die Direktion zu sehr mit den Engagements wechselt. Kaum haben wir uns an irgend einen Schauspieler gewöhnt, so sehen wir schon einen andern an seinem Plaze, und nicht selten einen schlechtern. Damit geht die nothwendige Einheit des Ganzen und das harmonische Zusammenspiel verloren, welches nur dann erfolgen kann, wenn die Mitglieder an einander gewöhnt sind. Auch ist es ein Vortheil für die Bühne, wenn das Publikum die Art und den Grad der Vorzüglichkeit des Schauspielers kennt; es bringt dann nur immer so viel Erwartungen mit, als jener zu befriedigen vermag. Gegenwärtig ist die Bühne auf einem Standpunkte, auf welchem sie Bedeutendes leisten könnte. Sie hat zwar durch den Abgang bedeutender Mitglieder, als des Hrn. Rott, der Frauen Brede und Pan, Manches verloren, dafür aber wieder durch das Engagement der Mad. Birch-Pfeiffer, welche von ihren Kunstreisen zurückgekehrt ist, bedeutend gewonnen. Nur mit der Oper, gerade dem Kunstzweige, welcher hier einträglich werden könnte, besonders gegenwärtig, da das Kärnthnerthortheater geschlossen ist, sieht es mißlich aus.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 15. August 1828.

Welch ein Geräusch, welch ein Gegaker,
Welch ein Gequiek, welch ein Gequaker!
Alle Bäume, alle Büsche scheinen lebendig zu werden.

Goethe.

Skizzen aus Brasilien.

(Fortsetzung.)

3. Der Vogelteich und der Teich der Kaimans.

Wir waren in das Stromthal des S. Francesco hinabgestiegen; hier glaubten wir uns in ein ganz fremdes Land versezt. Statt der dürren, blattlosen Waldungen oder der Campos des hochliegenden Sertão sahen wir uns rings umgeben von saftig grünenden Wäldern, welche ausgedehnte Fischteiche umsäumen. Als wir gegen Abend einen dieser Teiche beschlichen, welch sonderbares Schauspiel stellte sich da unsern Blicken dar. Hunderte der rosenfarbenen Löffelgänse standen in langen Reihen, gleichsam kompagnienweise vereinigt, längs den Ufern hin, und waden, mit dem Schnabel emsig im Sumpfe umhersuchend, langsam vorwärts. Tiefer im Wasser schritten gravitätisch einzelne große Störche, die Jaburus und Tujujus, einher, mit ihren langen Schnäbeln die Fische verfolgend. Auf einer kleinen Insel inmitten des Teiches waren dichte Schwärme von Enten und Wasserhühnern gelagert, und zahlreiche Kibitzen umkreisten im schnellen Fluge die Ränder des Waldes, auf der Jagd nach den Insekten geschäftig. Hier herrschte endloses Geschnatter, Geschrey und Gezwitscher der mannigfaltigsten Vögelgeschlechter, und je länger wir das seltsame Schauspiel betrachteten, worin die Thiere mit aller ihnen inwohnenden Selbstständigkeit und Lebendigkeit allein die Rollen ausfüllten, um so weniger konnten wir es über uns gewinnen, durch einen feindseligen Schuß die Behaglichkeit dieses Naturzustandes zu stören. Wir sahen hier gewiß mehr als zehntausend Thiere nebeneinander, welche, jedes nach seiner Weise, den angebornen Trieb der Selbsterhaltung verfolgten; das Gemälde der ersten Schöpfung schien vor unsern Blicken erneuert, und dieses so überraschende Schauspiel hätte noch angenehmer auf uns wirken müssen, wäre nicht das Resultat unserer Betrachtungen der Gedanke gewesen, daß Krieg und ewiger Krieg die Losung und die geheimnißvolle Bedingung alles thierischen Daseyns sey. Die unzählbaren Arten von Sumpf- und Wasservögeln, welche hier, unbekümmert um einander, ihr Wesen treiben, verfolgen jede ihre eigene Beute an Insekten, Fröschen und Fischen, so wie jede von einem andern Feinde heimgesucht wird. Den mächtigen Störchen, welche sich als die Könige dieses Wasserreiches betrachten, stellen die großen Adler und die Onzen nach, den Enten und Löffelgänsen die Fischotter, Vielfraße, Tiegerkatzen und Geyer, den kleinen Wasservögeln stärkere Nachbarn; allem diesem beweglichen Gefieder aber wird die Herrschaft über die abgelegenen Gewässer durch die Kaimans, die Riesenschlangen und den fürchterlich gefräßigen Fisch, die Piranha, streitig gemacht. Diese Vögel wohnen in der Nähe des Flusses, sie nisten im Schilfe und im sumpfigen Ufer der Teiche, oder auf den überhängenden Zweigen des Alagadisso, vollenden ihre Blüthezeit während der trockenen Monate, und ziehen, wenn die Ueberschwemmung eintritt, nach den hö-

bern Gegenden des Ufers, zum Theil auch, gleich Zugvögeln, gegen die Meeresküste hin.

Wir vertieften uns in das Dickicht eines verwachsenen Waldes und waren kaum eine Viertelstunde lang darin fortgegangen, als sich die Aussicht auf einen andern Teich eröffnete, der, von dichtem Gebüsche überhangen, vom Schein der untergehenden Sonne geröthet, still und melancholisch vor uns lag. Während das grelle Geschrey jener geselligen Bewohner der Luft noch in unsern Ohren tönte, waren wir, wie durch Zauberey, in ein Land des Todes versezt. Kein Vogel zeigte sich, die Gegend schien wie ausgestorben, selbst die schwüle Luft, welche geheimnißvoll über der Tiefe des dunkeln Gewässers ruhte, bewegte keinen Zweig, kein Blatt.

Verwundrungsvoll an unsern Führer gewendet, wurden wir von ihm bedeutet, dieß sey blos der Aufenthalt zahlloser Kaimans und der gefräßigen Piranha. Indem wir diesen grauenvollen Ort mit Dantes Höllensee verglichen, streckten mehrere jener geschuppten Ungeheuer schnarchend und spritzend ihren Rachen aus dem Gewässer hervor, und es fielen uns die Worte des Dichters ein:

Che sotto l'acqua ha gente che sospira
E fanno pullular quest' acqua al summo.

Wir zählten mehr als vierzig solcher Kaimans (Jacaré), die theils am Ufer lagen, theils allmählig, wahrscheinlich durch unser Geräusch veranlaßt, auf die Oberfläche des Wassers kamen, wo sie sich entweder bewegungslos, einem Stücke Holz ähnlich, schwimmend erhielten, oder mit hervorragendem Kopfe in allen Richtungen durcheinander fuhren. Die größten dieser Thiere hatten acht bis neun Fuß Länge, einen gräulichen Panzer und eine stumpfe Schnauze. Keiner Kreatur hat die Natur einen gleich scheußlichen Anblick verliehen, als diesem Thiere, das manche Maler nicht mit Unrecht zum Bilde der niedrigsten Bosheit und Verworfenheit benuzt haben. Die Kaimans leben fast immer gesellschaftlich in diesen Teichen und vermehren sich außerordentlich. Während der Regenzeit legt das Weibchen sechszig bis achtzig Eyer, von der Größe eines Hühnereyes und von biegsamer, grubiger Schale, in den Sand des Ufers, mehrere Weibchen schleppen diese zusammen, schichten sie abwechselnd mit Lagen von Teichschlamm in sechs bis acht Fuß hohen Pyramiden auf, und überlassen nun der Wirkung der Sonne und der Gährung das Ausbrüten. Schon Plinius bemerkt, daß die Krokodile Aegyptens ihre Eyer stets an die Gränze der Ueberschwemmung legen, und es verdient deßhalb erwähnt zu werden, daß auch in Brasilien der Ort dieser Eyerhaufen als Maaßstab für die Ausdehnung der Hochwasser angenommen wird. Ein Weibchen pflegt abwechselnd in der Nähe der unentwickelten Nachkommenschaft Wache zu halten, und mancher Sertanejo, der sich nahte, mußte die Unvorsichtigkeit mit dem Verluste eines Fußes bezahlen. Bey Annäherung eines Feindes erhebt sich die sonst träge Wächterin mit Schnelligkeit, die Nasenlöcher erweitern sich, die kleinen glühenden Augen rollen, der blaßrothe Rachen gähnt weit auf, und mit einer schnappenden Bewegung erreicht sie die Beute, welche sie nicht eher losläßt, bevor sie nicht mit den mächtigen Zähnen unter heftigen Windungen ein Glied abgebissen. Pferde und Rindvieh, welche das unterste Fußgelenke, den Schwanz oder die Lippen auf diese Weise verloren haben, sieht man deßhalb hier ziemlich häufig. Die Hunde täuschen die Kaimans, indem sie schnell die Stelle verlassen, wo sie das Wasser bewegten, um an einer andern zu saufen. Selbst die Onze wird, wenn sie, um zu saufen, an das Wasser kömmt, bisweilen von dem Jacaré besiegt, und alle Thiere scheinen diesem Ungeheuer furchtsam auszuweichen, nur die Piranha nicht, welche dessen gefährlichster Feind ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

„Die Gestalt ist wandelbar, die Seele bleibt!" sagte feyerlich die Alte. „Ich habe dich immer gesehen, wo du auch warest; denn das Auge des Geistes sieht weiter, als das des Leibes. Du hast den Ring nicht mehr, der dich schüzte gegen eine fremde Gewalt, und du treibst nun im Leben, wie das Schifflein auf dem Meere, das der Sturm bewegt oder die Windstille fesselt, wie es kommt. Ich kann dir nun auch nicht anders helfen, als durch guten Rath; denn ich habe abgesagt den eiteln Künsten und meine lezten Jahre sind einem ernsten Geschäfte gewidmet. Dein Fuß ist gewandelt zwischen den Ruhestätten derer, die da schlafen den langen Schlaf bis zur Stunde des Gerichtes. Ich hüte ihre Gräber. Der Tod weilt unten, ein blühendes Leben erhalte ich oben. Sie waren meine Voreltern, ein vernichtetes Volk, das Christen und Mohamedaner mit Füßen treten. Sie waren Juden, sie mußten in dieses unwegsame Gebirg flüchten, um ruhig sterben zu können, um ungestört im Todesschlafe zu bleiben. Esther zählt hundert Jahre und ist die älteste ihres Stammes. Bald wird auch sie hier schlafen und ihr Schlaf wird dann von einer andern bewacht werden." Don Jayme, höre wohl auf mich, obschon ich voraus sehe, daß nach dem Verluste des Ringes Glück und Unglück gleiche Macht über dich haben! Durch dich wird sterben, den du am höchsten hältst auf Erden, aber indem du seinen Tod bereitest, spinnst du an dem Gewebe deines Glückes; doch kann es auch anders ausschlagen, und er wird gerettet und du gehst unter. Die Königstochter ruht im Wellengrabe; die

Jungfrau am Throne muß Gift trinken, um dir Freuden zu bringen. Der Mörder schleicht bey Nacht durch geheime Thüren und Gänge, er steht am Lager des sorglos Schlummernden, ob da der gute oder der böse Engel wacht; wer kann das voraussehen? — Ruben Zephanja, warum bist du abgefallen von dem Geiste deiner Väter? Esther, deine Schwester, muß dich beklagen, denn du hast sie verhöhnt und schmähend zurückgewiesen, als sie den bessern Engel in dir wecken wollte. Du wirst nicht ruhen unter den Seligen des auserwählten Volkes des Herrn, dein Leib wird an der Straße von Raubthieren zerstückelt, von Sonne und Regen vernichtet werden! Ziehe fort, Don Jayme! Alles ist gesagt, was ich zu sagen hatte. Schon zu lange habe ich den Todten meinen Dienst entzogen; sie sind unwillig darüber, ein Schauer zieht aus den Grüften hervor, es regt sich darin. Eilt, eilt, ihr jungen Leute, daß sie euch nicht erfassen. Ihr liebt noch das Leben und es liebt euch wieder! Fort, fort! das Feuer verlöscht. Wenn es erstirbt, so seyd ihr gebannt auf dieser Stätte, denn in dieser Stunde ist die Macht der Unterirdischen groß!"

Diese Worte, welche die alte Jüdin mit großer Aengstlichkeit sprach, erfüllten die beyden Freunde mit einem nie empfundenen Entsetzen. Es dünkte ihnen, der Boden zittere unter ihren Füßen, es rassele und rege sich in der Tiefe, es werden dumpfe verwirrte Stimmen laut, und die Grabsteine beginnen sich langsam zu erheben.

„Fort, fort!" schrie Jayme; „wir haben die Ruhe der Todten gestört. Sie fordern Rache, sie wollen uns zur Sühne, nicht den Leib, sondern das unsterbliche Theil, über das ihnen der Tod Macht gegeben!"

Er riß den bestürzten Ramiro mit sich fort, zwischen Grabmale und Grabhügel hin. Die Stimme der Alten ertönte dringend und mahnend. Es war ein Schrey der Angst aus gepreßter Brust, nicht mehr jenes schaurige Lied. Sie erreichten ihre Pferde, sie schwangen sich auf und stürmten fort in die Nacht, ohne zu wissen, wohin ihre Flucht sie führe. Es war ihnen, als klinge ein vielstimmiges dumpfes Hohngelächter ihnen nach. Die gereizte Einbildung zeigte ihnen, wohin sie blickten, Todtenlarven, lange Knochengebeine, die nach ihnen reichten, halbverweßte, entsetzliche Gestalten.

In dieser Verstörung ihres Innern fand sie der Morgen. Sie sahen sich am Rande des Gebirges, eine entzückende Aussicht auf die Ebene eröffnete sich vor ihnen. Da zog ruhig der herrliche Guadalquivir durch reich bebaute Fluren hin. Da senkten sich die Vorhügel des Gebirgs mit dem südlichen Reichthum von Wäldern und Wäldchen fruchtbringender Bäume in die Thäler hinab, da zeigte sich im fernen Hintergrunde wie ein zarter blauer Nebelstreif die Sierra Nevada.

Alle stürmischen Empfindungen entwichen bey diesem Anblicke aus Jayme's Brust, und süße Hoffnungen von Liebe und unbeschreiblichem Glück senkten sich in sie herab. Mit einem Male kam wieder über ihn die Wundergabe des innern Gesichts. Er mußte die Augen schließen, und sprach nun in einem seltsam veränderten Tone zu seinem Freunde, der auch so eben erst seine Fassung wieder gewonnen hatte:

„Siehst du das schöne Granada, wie es daliegt in der reizenden Ebene de la Vega? Nein, du Armer, du siehst es nicht, denn es liegt noch viele Stunden weit von hier, und es ist nur meinem Innern aufgethan, das es auf goldenem Grunde im herrlichen Glanze zeigt. Fünf Ströme und unzählige Bäche ziehen ihre Silberfäden durch die liebliche Vega. Die Bäume sind mit Knospen, Blüthen und Früchten zugleich bedeckt, die mannigfaltige Pracht der Eichenwäldchen, der Orangengebüsche, der Oliven und Reben, die eine Himmelsmacht reizend durch einander gemischt, vermag ich nicht dir zu schildern; dort aber, weit weit von hier, wo zwey Nachbarströme in traulicher Umarmung zu eins verschmelzen, da ragt sie selbst empor mit ihren tausend Thürmen, die wunderbare, die Stadt Eben=Sayds.*) Keine ist ihr gleich von allen, die ich gesehen! Wie wimmelt es in den Straßen von einer freudig bewegten Volksmenge, wie herrlich treten Palläste und Tempel aus dem Goldgrunde hervor! Aber was ist das? Ein Feenschloß steigt auf einer Anhöhe empor, von wunderbaren Gärten umgeben. Gold und Edelstein glänzen von den Wänden des Schlosses, unzählige Springbrunnen senden ihre silbernen Strahlen aus den Gärten in das Blau des Himmels empor. Du bist es, du bist es, Alhambra, und in dem Laubschatten deiner Gärten wandelt sie, die in mir lebt, und in der ich lebe, Adonaide.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Mahomet Eben Sayd, aus dem Stamme Alhamar, gründete die Stadt Granada.

Korrespondenz=Nachrichten.

Wien, Mai bis Juli.

(Fortsetzung.)

In lezter Zeit sahen wir auf jener Bühne auch zwey durch ihre Körperkraft und Geschicklichkeit ausgezeichnete Künstler, Mathewet aus Paris, und Rappo, welcher sich den deutschen Herkules nennt. Beyde sind in hohem Grade bedeutend. Mathewet stemmt sich mit den Füßen an eine freystehende Säule, dergestalt, daß der ganze Körper in diagonaler Richtung schwebend erscheint, und hebt in dieser Lage einen Mann mit den frey schwebenden Armen in die Höhe. Schade, daß er seine Kraftäußerungen nicht als Situationen in einer kleinen Pantomime anbringt, sie würden dadurch viel mehr Wirkung thun, besonders auf die Menge. Nun dauert eine derley Kraftäußerung einige Sekunden, und die Inter=

valle zwischen mehreren dauern immer einige Minuten, wodurch das Ganze ermüdend ist. Ergözlicher ist Rappo, ein noch junger Mann, seines Gewerbes ein Bäcker, der früher die indischen Gaukler Morte und Same auf ihren Kunstreisen begleitete. Von anscheinlich nicht sehr kraftvollem Aeussern, entwickelt er doch eine fast unglaubliche Stärke, die mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit gepaart ist. In der ersten Abtheilung seiner Darstellungen zeigt er das Spiel mit den Messern, Kugeln, Tellern, welche er auf die verschiedenartigste Weise in die Luft wirft und wieder auffängt, so, daß sie im Fall Springbrunnen, Leuchtkugeln und dergleichen bilden; in der zweyten spielt er mit dreyßig-pfündigen Kanonenkugeln, wie mit Bällen, wirft eine davon bis an die Decke des vier Stockwerke hohen Theaters, und fängt sie mit dem Arme, dem Kopfe und der Brust wieder auf; lezteres ist ihm nach der zweyten Vorstellung von der Polizey untersagt worden; zum Schlusse stellt er auf eine vier-und-zwanzig Pfund schwere Keule, mit welcher er zuvor Schwingungen vornimmt, eine vierzig Pfund schwere Kanonenkugel, auf diese ein Glas, und balancirt alles dieß auf der Nase, bis der Vorhang fällt.

Das Hoftheater nächst der Burg gab seit meinem lezten Berichte nur den zweyten Theil von „Heinrich IV.“ von West, der eben so musterhaft bearbeitet, sich einer zwar allgemeinen, aber nicht ausgezeichneten Theilnahme erfreute. Außerdem sahen wir nur Reprisen von klassischen und guten alten Stücken. Von Gastspielern erschienen Mad. Binder aus Prag, und Hr. Rott, von einer Kunstreise zurückkehrend. Erstere ist eine ausgezeichnete Schauspielerin, durch Jugend und Anmuth unterstüzt. Besonders gefiel sie im „Mädchen von Marienburg,“ im „Manuscript,“ und im „Sachs,“ in welchen Rollen sie zweymal gerufen wurde. Besonders führte sie die Rolle der Kunigunde im lezten Stücke auf eine eigenthümliche Weise durch; den Schluß des zweyten Akts, in welchem Sachs sich von ihr trennt, stellte sie auf eine ergreifende Weise dar. Ihr Spiel ist wahr; der Ausdruck der Empfindung tief und rührend. Rott ist ein denkender Künstler, aber, wie es scheint, noch nicht recht mit sich im Reinen. Uebermaaß seiner körperlichen Kraft schadet ihm zuweilen, weil er sie bald zu sichtlich und damit zu störend niederkämpft, bald zu ungestüm vorwalten läßt.

Das Theater nächst dem Kärnthnerthore verschaffte uns vor seinem Schlusse noch viele Genüsse. Von italienischen Opern hörten wir nach Lablache's Ankunft, welcher Tamburini ablößte, außer der in meinem lezten Berichte genannten Oper, auch Gazza ladra von Rossini, zum Vortheile des Hrn. Rubini gegeben, welcher zwischen den Akten Adelaide von Beethoven meisterhaft vortrug. Mit den Sängerinnen wollte es uns nicht glücken. Mad. Favelli, sehnlich erwartet, befriedigte die Erwartungen nicht. Die Heiserkeit, welche man anfänglich für eine Folge der Reise hielt, verläßt die Sängerin nie. Die qualvolle Anstrengung bey Bravourpartien bringt eine unangenehme Wirkung hervor, welche vom Anblick der wirklich wunderschönen Gestalt der Sängerin nicht vertilgt werden kann. Das Theater schloß seine Darstellungen mit Webers „Euryanthe,“ in welcher Mad. Devrient-Schröder die Titelrolle sang. Das Haus war sehr gefüllt und der Beyfall stürmisch. Man sieht daraus, daß wir für das Gute hinlänglich empfänglich sind, wenn es uns nur geboten wird. Alles, was man hin und wieder von der verminderten Theaterlust und dergleichen liest und hört, ist unwahr. Die Wiener haben viel des Guten und Vortrefflichen gesehen, und lassen, da sie sehr zum vergleichen aufgelegt sind, sich nicht leicht von etwas minder Gutem befriedigen. Deshalb haben allerdings die Theater schweren Stand, sie dürfen aber dabey doch überzeugt seyn, daß sie gute Rechnung finden, und müssen besonders, was die Vorstadttheater betrifft, so viel möglich Neues geben. Es kam nicht selten vor, daß alle fünf Theater Wiens an demselben Abende überfüllt waren. Es ist aber ein komisches Begehren, das Volk einer Residenz, wie Wien, soll sich mit der Darstellung hundert Mal gesehener, schlecht besezter oder mangelhaft ausgestatteter Stücke zufrieden stellen, weil es der Laune der Direktion gefällt, diese und keine andern darzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neu-London, im Staate Connecticut.

Da siz ich nun in London und an der Themse! Mit demselben Rechte, mit welchem diese Stadt Neu-London heißt, nennt sich auch der persische Schach Sohn der Sonne. Ich dachte, als ich hier ankam, über den übeln Eindruck nach, den unwillkürlich ein grobes Mißverhältniß zwischen dem Namen und dem Benannten auf uns macht, wie z. B. die Sklavenbesitzer ihre armen Schwarzen Epaminondas, Apollo, Bella, Venus, Here nennen, was früher sehr häufig geschah und nicht selten noch vorkommt. Auf mich machte dieser freche Hohn immer einen üblen Eindruck. Ich fand sogar einmal einen Schwarzen, der mir sagte, er heiße Spartacus. Die Viehmagd meines Braunschweiger Wirthes nannte sich, troz ihrer plumpen Füße, Laura. Die europäischen Namen der Städte in den V. St. haben übrigens eine ganz natürliche Quelle. Die ersten Kolonisten, die sich hier ansiedelten, hatten ihr Mutterland, das sie grausam wegen anderer Meynung in der Religion verfolgte, geflohen, aber, in zärtlicher Erinnerung an das immer noch geliebte Vaterland, wollten sie wenigstens die Klänge ihrer Geburtsstädte wieder hören, wenn sie nichts anders mit hinübernehmen konnten; sie haben aber so viel mit herübergenommen, daß der gewöhnliche Saz: „Amerika hat keine Geschichte,“ doppelt unwahr ist. Amerika hat eine Geschichte in zweyerley Hinsicht, die englische vor den Niederlassungen, die in hundert Anstalten lebendig fortlebt, und eine innere Entwicklungsgeschichte. Wenn wir in dieser Hinsicht Geschichte das fortlebende und fortwirkende Zeitalter der Vorfahren nennen, hat Nordamerika mehr Geschichte als viele Länder des europäischen Kontinents. Ein freyes Land, wo jeder Bürger sich als integrirenden Theil des Ganzen und lebendigen Theilnehmer an jedem Bedeutenden, was von vielen oder einzelnen gethan wird, ansieht, muß auch mehr Geschichte als ein anderes haben, wo immer für die Bürger gehandelt wird. Ich stehe nicht einen Augenblick an zu behaupten, daß das ganze Leben in Nordamerika weit historischer ist, wenn man mir den Ausdruck erlaubt, als z. B. in Deutschland, wo jede Generation von der andern historisch getrennt ist. Man glaube mir, daß die Namen der bedeutenden Amerikaner von den ersten Ansiedlern bis zu den braven Kämpfern des lezten Krieges so lebendig in den Bewohnern dieses Landes fortleben, wie, allgemein gesprochen, nicht einmal mehr die Namen der Feldherren von 1813—15 unter den Deutschen. Ich bin über viele Schlachtfelder der denkwürdigen Kriege gegen Napoleon gewandert, und mußte sehen, wie an manchen dieser Stätten kaum noch die flüchtige Sage haftete. Man nehme dagegen die Wärme, mit der ein Amerikaner Washington, Jefferson, Hamilton nennt. Ich weiß sehr wohl, daß sie ihre Männer oft überschäzen, aber ist denn überall bey der Masse etwas anders als Gleichgültigkeit oder Ueberschäzung möglich? und bey allen freyen Völkern war dieß ohnehin immer und überall der Fall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 197.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 16. August 1828.

Sein Auge flammt, berauscht von Zorn und Blut.
Die furchtbare Geberd' haucht Todesgrauen,
Und Todesdrohn haucht seiner Blicke Wuth.

Tasso.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

„Dort,“ sprach Jayme weiter, „wo jener Balkon, mit einer reizenden Blumenpracht geschmückt, aus der Marmorwand des Pallastes hervortritt, wo blühende Rosen seinen Sitz beschatten, wo über dem Balkon in goldner Schrift der Spruch des Korans erscheint: „Himmlische Fröhlichkeit, ein erleichtertes Herz und Wonne der Seele ist das Erbtheil der wahren Gläubigen,“ dort, Adonaide, ist dein Ruhegemach, dort hast du oft meiner gedacht und von mir geträumt, noch ehe du mich gesehen mit dem lieblichen Auge. Aber warum weilst du dort, Adonaide? Ich sehe, wie in Nebelferne, ein anderes Haus, wo deine Heimath ist. Noch erkenne ich es nicht deutlich, aber auch die Zeit wird kommen. Ueber dem Hause strahlt ein heiliges Zeichen: es ist das Kreuz. Du bist keine Ungläubige, Adonaide! Du gehst ein in den Himmel der Gerechten dermaleinst. Noch schwebt Nacht auf diesem Räthsel, aber die Nacht wird entfliehen, alle Räthsel müssen —“

In steigender Begeisterung hatte Jayme diese Worte gesprochen. Sein Freund war in Erstaunen versenkt, denn obgleich Perdone noch nie das ferne Granada gesehen, so hatte er es doch ganz richtig geschildert. Ein Waffengeräusch wurde in diesem Augenblick in der Nähe laut und schien Jayme in der Fortsetzung seiner Rede zu stören. Seine Hand zuckte nach dem Herzen, er hob mühsam die Augenlieder und sah verwundert um sich, wie einer, der plötzlich aus einem tiefen Schlafe erweckt wird. Mit einer fragenden Geberde wandte er sich zu Ramiro. Ehe er aber an diesen noch die beabsichtigte Frage richten konnte, sahen sich die beyden Freunde von bewaffneten Reitern umringt, deren Annäherung sie nicht bemerkt hatten und an deren Spitze sich der Großmeister von Alcantara, Don Yanez de la Barbuda, befand.

Das große blutrothe Kreuz auf seinem schwarzen Gewande gab dem Manne ein furchtbares Ansehen. In den Zügen des bleichen, hagern Antlitzes, in der dunkeln Gluth der unsteten Augen konnte der Menschenkenner den innern Sturm der Leidenschaften leicht auffinden, der alle seine Gedanken, alle seine Handlungen auf ein einziges blutiges Ziel, auf die Vernichtung der Sarazenen in Spanien richtete. Der finstere Ernst dieses Antlitzes schien unwandelbar. Kein Lächeln, kein Hauch der Sanftmuth, keine Röthe der Freude waren seit vielen Jahren hier eingekehrt. „Ich lächle nur noch einmal in meinem Leben,“ hörten seine Anhänger ihn oft sprechen, „wenn ich mein Schwert in die Brust des lezten Mauren auf Spaniens Boden stoße!“ Seine Begleiter schienen von demselben trüben Ernste beseelt wie er. Eine Todtenstille herrschte unter ihnen. Sie sahen auf den Anführer, sie schienen nur Augen für ihn zu haben und ehrerbietig zu erwarten, was er verfügen werde.

„Don Jayme Perdone und Don Ramiro Tenori, was führt Euch hierher?“ sagte er endlich, nach-



dem seine wilden Blicke einige Mal versucht hatten, auf den zwey Reisenden zu haften, aber immer, von der ihnen eigenen Unruhe beherrscht, wieder auf andere Gegenstände übergegangen waren; „doch was frage ich noch?“ fuhr er fort; seyd ihr nicht gute Christen und edle Kastilianer? habt ihr nicht oft schon unter meinen Augen gefochten gegen die Ausgeburt der Hölle, gegen jene heidnische Rotte, auf welcher der Fluch des Himmels ruht und die ich berufen bin, durch sein heiliges Gebot, mit Feuer und Schwert zu vertilgen, daß keiner übrig bleibt, der sich dereinst rühmen könnte, wir waren es, die den Halbmond nach Spanien übergetragen, damit er verdunkle das Licht des Kreuzes! Hinab mit ihnen zum Abgrunde, dem sie entstammen! Ja, ihr seyd gekommen, um eure Schwerter zu röthen in dem Blute der Verdammten. Schonet keines dieser Belialsgenossen, nicht des Kindes, nicht des Weibes, nicht des Greises! denn alle sind verflucht, und wenn sie geopfert werden, so ist es ein gottgefälliges Werk. Nehmet hin den Schmuck des Kreuzes und zeichnet euch damit, daß ihr kennbar seyd als heilige Streiter Gottes! Wenn Granadas Thürme niedergestürzt sind, wenn der lezte Laut einer maurischen Zunge in seinen Straßen verstummt ist, wenn eine flammende Lohe die teuflischen Moscheen, die sybaritischen Palläste in Asche verwandelt hat, dann, ihr jungen Helden Kastiliens, dann ist jeder Fehl, jedes Verbrechen gesühnt, womit wir früher im Angesichte des Himmels uns beluden, dann ist das Gebot des Herrn erfüllt und wir sind Heilige geworden, eine große Schaar von Auserwählten!“

Die bleichen Wangen des Don Yanez hatten sich während dieser Rede nach und nach geröthet und flammten zulezt in einer dunkeln Glut. Er hatte wild sein ungeheures Schwert, dessen Griff ein großes Kreuz bildete, entblößt und hoch über sein Haupt erhoben, als sähe er schon den Feind vor sich, dem es Tod und Verderben bringen sollte.

Ein Mönch, der sich in seiner Begleitung befand, näherte sich den beyden Freunden, um ihnen mit dem heiligen Zeichen den Segen der Kirche zu dem bevorstehenden Kampfe zu ertheilen. Fragend sah Ramiro Jaymen an, dieser aber war schon mit ehrfurchtsvoller Geberde vor dem Mönche auf die Knie gesunken.

„Ich habe gelobt, ihm treu zu seyn in Allem,“ sagte Ramiro bey sich selbst, „sein Wesen ist mir unbegreiflich geworden; aber der treue Freund soll ihm nicht fehlen!“

Er kniete neben Perdone nieder. Nach wenigen Augenblicken trugen sie Beyde das rothe Kreuz und folgten nun dem Paniere des Großmeisters von Alcantara, das dieser auf den Ruinen des Pallastes von Alhambra aufzupflanzen hoffte.

(Ende des ersten Abschnitts.)

Skizzen aus Brasilien.

(Fortsetzung.)

Als wir in eine abgelegene Bucht des Teiches, die von Schwärmen des Fisches wimmelte, ein rothes Tuch hingen, konnten wir zwey dieser Fische daran herausziehen, welche, von der Farbe getäuscht, augenblicklich angebissen hatten. Die Piranha ist ein Fisch von der Größe eines Karpfen und mit einem Rachen der schärfsten Zähne bewaffnet. Im höchsten Grade gefräßig und nach Fleisch lüstern, und immer in zahlreichen Haufen versammelt, wird sie auch den größten Thieren gefährlich; diese erscheinen, von einem Schwarm der Piranha angegriffen, noch einen Moment brüllend an der Oberfläche des Wassers, und sind darauf, indem jeder Fisch einen Biß thut, augenblicklich das Opfer von tausend Feinden geworden. Die Thiere des Sertão kennen die Gefahr, welche ihnen dieses blutgierige Geschlecht bereitet, und meiden sorgfältig die Teiche, worin es sich aufhält. Pferde und Rinder schlürfen in der Tränke das Wasser nur von der Oberfläche, und senken den Rüssel nicht tief ein; dessenungeachtet wird er ihnen nicht selten abgebissen; selbst der Kaiman flüchtet vor diesem grimmigen Feinde, und wendet dann den unbewehrten Bauch an die Oberfläche des Gewässers; nur die Fischotter, dessen filziger Pelz die Kraft des Gebisses abstumpft, ist vor ihnen sicher. Die Piranha ist übrigens einer der schmackhaftesten Fische.

4. Eine Horde wilder Botocudos.

Als wir nach der Villa di Bom Successo durch dichtes Gebüsch dahinritten, wurden wir plötzlich durch einen Trupp nackter Indianer, Männer und Weiber, in Erstaunen gesezt, welche in dumpfem Schweigen ihre Straße zogen. Sie waren von dem Stamme der menschenfressenden Botocudos. Wie alle Indianer, welche wir bis jezt gesehen hatten, waren auch sie von hell zimmtbrauner Farbe, mittelmäßiger Größe, untersezter Statur, von kurzem Halse, kleinen Augen, plattgedrückter kurzer Nase und wulstigen Lippen. Die pechschwarzen, straffen, glänzenden Kopfhaare hingen einigen wild herab, die meisten jedoch trugen sie rings um den Kopf, von unten bis einen Zoll hoch über den Ohren, glatt abgeschoren. Ihre verwilderten Gesichtszüge waren durch Holzscheiben von mehreren Zoll Durchmesser, welche sie in der durchbohrten Unterlippe und in den Ohrlappen trugen, auf das Entsetzlichste entstellt. So sehr uns auch die trostlose Physiognomie der Coroados, Puris und Coropó's mit Bedauern und Mitleiden erfüllt hatte, so machte doch jezt einen viel schrecklichern Eindruck der Anblick von Menschen, die fast keine Spur von Humanität in ihrem wüsten Aeußern trugen. Indolenz, Stumpfsinn und thierische Rohheit waren in ihren viereckigen, plattgedrückten Gesichtern, in ihren klei-

nen und furchtsam stieren Augen, Gefräßigkeit, Trägheit und Schwerfälligkeit in den wulstigen Lippen, in dem Hängbauche, wie in dem ganzen torösen Körper und dem trippelnden Gange ausgeprägt. Das gräßlichste Bild aber bot ein Weib dar, welches bedeckt mit Wunden an den Armen, Beinen und Brüsten, blutig und geschwollen, der Horde langsam nachwankte. Sie war von ihrem Gatten in Uebertretung der ehelichen Treue betroffen, in der Wuth der bey den Indiern so herrschenden Eifersucht an einen Baum gebunden, mit Pfeilschüssen durchbohrt und so verlassen worden, folgte aber jezt im Gefühle ihres Fehltrittes reuig dem Zuge nach, so gut sie konnte. Gerührt und voll Schauders reichten wir der Hülflosen Maismehl und sezten unsern Weg in traurigen Betrachtungen über diese Halbmenschen fort. Diese Horde ging zum Theil ohne Waffen, mit einem Bündel Kleider von weißem Baumwollenzeug oder Kattun, die sie von dem Direktorium der Indianer oder von mitleidigen Einwohnern auf ihrer Wanderung erhalten hatten, und mit ihrer Mundprovision, einem Bananenblatt voll Mandiocca unter dem Arme. Die Waffen, welche die bejahrten Männer trugen, waren starke Bögen von dem rothen Holze des Pao d'arco oder Tapicurú, und ein Bündel Pfeile. Mehrere hatten ein kurzes Messer an einem Faden um den Hals gehängt, und waren im Gesichte roth bemalt mit einem schwarzen Striche unter der Nase, quer von einem Ohre zum andern. Wie wir später erfuhren, waren diese halbunterjochten Botocudos von dem Rio Doce in die Niederlassungen am Rio Grande oder Belmonte in der Absicht versezt worden, um in ihren ursprünglichen Wohnorten weniger gefährlich zu werden, und um, nachdem sie die Lebensart der Kolonisten und deren Einrichtungen selbst in der Nähe gesehen hätten, bey der Rückkehr vortheilhaft auf ihre Stammgenossen zu wirken; aber eben jezt waren sie im Begriff, sich wieder in ihre ersehnten heimathlichen Wälder zurückzubegeben. Die Botocudos am Rio Belmonte haben sich der Civilisation geneigter gezeigt, als die am Rio Doce, welche durch die noch immer im Schwange gehende Sitte, Menschenfleisch, besonders das ihrer Feinde zu essen, und durch die Hinterlist und Grausamkeit, womit sie bis jezt sich dem Eindringen der Portugiesen entgegenstellen, und die Schiffahrt auf dem Rio Doce unsicher machen, ein Schrecken der Nachbarn sind.

Merkwürdige Gesichtsfehler.

Jeder Gegenstand, der in das Auge fällt, malt sich nach optischen Gesetzen im Hintergrunde der Camera obscura, welche der Augapfel bildet, auf der Nervenhaut als ein kleines, verkehrtes Bild ab. Längst schon bemühten sich Physiker und Physiologen zu erklären, wie die Seele dieses Bild wieder umdreht, denn bekanntlich sehen von jeher die Menschen die Gegenstände in der mit dem Ergebniß des Tastsinns übereinstimmenden Stellung; ein Fall, wo die Seele diese Operation nicht machte, ist daher interessant, wenn gleich die Ausnahme so unerklärlich ist wie die Regel. Ein Künstler fing an, seinem siebenjährigen Sohn Unterricht im Zeichnen zu geben; wie erstaunte er aber, als der Knabe alles umdrehte! sollte er ein Licht zeichnen, so kam die Flamme beständig nach unten, der Leuchter nach oben zu stehen; seine Tische und Stühle streckten die Beine in die Höhe. Der Vater hielt dieß für Eigensinn, und strafte ihn für diese Bosheit eigener Art; der Knabe aber versicherte, er zeichne alles, wie er es sehe, und seine Zeichnungen waren auch im Uebrigen vollkommen richtig; drehte man den Gegenstand um, so zeichnete er ihn in der natürlichen Stellung. Dieser Zustand dauerte jedoch blos bis ins achte Jahr, und der Knabe gewöhnte sich an die Sehweise anderer Menschen. Ein Advokat sah auch eine Zeitlang alles verkehrt, die Häuser standen ihm auf den Dächern, die Menschen gingen auf den Köpfen; der Physiker Wollaston bemerkte in einem Zustand von körperlicher und geistiger Erschöpfung einmal plötzlich, daß er von den Menschen, denen er begegnete, überhaupt von jedem Gegenstand, auf den er das Auge heftete, blos die Hälfte sah. Eine Frau wurde an der linken Seite vom Schlage gerührt, und sah von Stunde an blos die rechte Hälfte der Gegenstände, und doch hatte sie den Gebrauch ihrer Gliedmaßen wieder erhalten. Es ist ein Glück, daß diese Regelwidrigkeiten des körperlichen Gesichtsorgans sehr selten sind; daß das Auge des Geistes desto häufiger verkehrt oder halb sieht, ist ein Unglück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis Juli.

(Fortsetzung.)

Von Balletten sahen wir „das befreyte Jerusalem.“ vom Balletmeister Samengo. Es ist ein gutes Stück Arbeit, in welchem, bis auf die tanzenden Kreuzritter im ersten Akt, sich alles schön ausnimmt. Der vierte Akt, welcher in Armidens Zauberpallast vorgeht, in welchem sie Ritter Rinaldo fest zu halten droht, ist die Krone des Ganzen. Was den Sinn nur befriedigen kann, wird darin wahrgenommen, und selbst der Verstand geht nicht ganz leer aus. Mad. Brugnoli-Samengo war unübertrefflich, nicht nur im Tanz, sondern auch im mimischen Ausdrucke, der leider sonst so wenig im Ballette beachtet wird, und doch allein ihm höhere Bedeutung zu geben vermag.

Von Konzertisten hörten wir seit meinem lezten Berichte Niemanden außer Paganini; denn diese Freude des Publikums und dieses Schrecken aller Konzertgeber ist noch in unsern Mauern. Ich kann Ihnen weder von der besondern und sonderbaren Eigenthümlichkeit seines Spiels, noch von dem Grade der Theilnahme, welche er findet, einen hinlänglichen Begriff geben. Noch nie hat die Wiener irgend ein Künstler

so mächtig und so bleibend enthusiasmirt wie Paganini, selbst nicht die Catalani oder irgend ein wälscher Sänger, für welche sie doch bedeutende Vorliebe hatten. Immer noch ist er der Held des Tages, und seine Konzerte sind immer noch übervoll. Nachdem er mehrere derselben im Redoutensaale gegeben hatte, erhielt er die Erlaubniß, im Hofburgtheater zu spielen. Obschon die Darstellung erst um sieben Uhr begann, war das Theater schon um fünf Uhr dergestalt überfüllt, daß Niemand weder aus noch ein konnte. Man mußte Militär vor die Thüre des Parterres stellen, um den Andrang unschädlich zu machen. Der Hof beehrte die Darstellung mit seiner Gegenwart. War nach den ersten zwey Stücken (Paganini spielt immer drey in einem Konzerte, zwischen welchen Mad. Bianchi singt oder Ensemblestücke vom Orchester ausgeführt werden) der Beyfall schon stürmisch gewesen, so hat die Sprache keinen Ausdruck, das Brausen desselben zu beschreiben, als der Künstler, ohne daß es angekündigt worden war, nach dem lezten Stücke Variationen über Heydns Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ spielte. Nach einigen Tagen ließ ihm der Kaiser ein kostbares Geschenk zusenden, und ernannte ihn zu seinem Kammervirtuosen. Noch spielte er ein zweytes Mal im Hofburgtheater, und einige Mal im Kärnthnerthortheater, immer mit gleichem Erfolge. Er spielt in der Regel nur eigene Kompositionen, worunter Variationen mit der Glöckchenbegleitung und sein leztes Werk, die Variationen über das Volkslied, die beliebtesten sind. Ein Stück unter den dreyen, welche er spielt, exekutirt er auf der G Saite allein, die er so behandelt, daß man nicht im geringsten wahrnimmt, ob er auf ihr allein oder auf allen Saiten spielt. Die Kühnheit seines Spiels ist einzig. Er vollendet Dinge, von welchen selbst Kenner nicht einsehen, wie sie vollbracht werden. Dabey ist sein Aeußeres von der auffallendsten Art. Man denke sich einen mittelgroßen, ungewöhnlich hagern Mann, mit einem ausdrucksvollen, aber tiefgefurchten und fast leichenblassen Gesichte, und schwarzem, klein geringeltem Haar, welches ihm bis auf die Schultern hängt. Diese sonderbare Aeußerlichkeit unterstüzt er durch einen ungewöhnlichen, altmodischen Schnitt seiner Kleider, alle Kleidungsstücke sind lang und weit. Im linken Knopfloche trägt er das Band der Ehrenlegion. Sein Betragen ist artig und zuvorkommend, man könnte fast sagen demüthig, welches besonders in der Weise seines tiefen Verbeugens auffällt. Und dennoch trat, kaum glaublich, eine Künstlerin auf, welche man mit Paganini in Vergleich brachte, Dem. Bertrand, erste Harfenspielerin des Königs von Frankreich. Sie ließ sich zum ersten Male in Paganinis angeblich leztem Konzert im Kärnthnerthortheater hören, indem sie von ihr komponirte Variationen über das Thema: nel cor piu non mi sento spielte. Dem. Bertrand hat im Harfenspiele, sowohl was die Bravour als was die Lieblichkeit und Anmuth betrifft, keinen ihr gleichen Künstler zu schenen. Sie, welche man sich vorher höchstens als erträglichen Lückenbüßer dachte, um die Pausen zwischen Paganinis Tonstücken auszufüllen welche nur mit mäßiger Theilnahme empfangen wurden, ward nach ihrem Musikstücke zwey Mal nach einander stürmisch gerufen. Sie hat seitdem zwey Konzerte im Kärnthnerthortheater gegeben, und so bedeutend wie das erste Mal gefallen; dazu kommt noch die Schönheit der Gestalt und die Grazie des Benehmens der Virtuosin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neu-London, im Staate Connecticut.

(Fortsetzung.)

Washington ist es vorzüglich, der mit jedem Jahre, das ihn ferner rückt, mehr der Heros dieses Landes wird. Immer mehr verlieren sich seine speziellen Züge, und immer idealer stellt sich sein Bild dar. Mir gibt Washington ein recht deutliches Beyspiel, wie in alter Zeit nur gute, edle, tapfere, kühne, schöne Menschen Heroen und Halbgötter wurden, wie mit jedem Jahre das Zufällige und Einzelne mehr und mehr abfiel, und die Idee immer geistiger hervortrat. Washington tritt mit jedem Jahre mehr als das Bild eines guten Bürgers, der unverlezlichen Vaterlandstreue, strenger Redlichkeit und fester Standhaftigkeit, und als der Repräsentant und Stolz des Landes dem Ausland gegenüber hervor. Was geht es die jezige Generation an, ob er ganz so war, wie sie ihn glaubt? Der Historiker hat den Eid der Treue in die Hand der Wahrheit abgelegt, aber dem Volke ist es gut und höchst wünschenswerth, daß es Bilder der Tugend verehre. Wenn die verehrten Jefferson, Hamilton, Franklin in politischer Hinsicht immer noch zu Partheyen gehören, so steht Washingtons Name schon außer dem Bereiche derselben, und wird von allen der Vater des Landes genannt.

Hier gegenüber, am linken Ufer der Themse, liegt der kleine Ort Groton, des kühnen Ledyards Geburtsort.

Widriger Wind hält mich ab mit dem Dampfboote nach Neu-York meine Reise fortzusetzen, und da plagt mich nun die Langeweile. Neu-London ist ein häßliches Nest. Ich könnte mir zwar wohl die Zeit vertreiben mit meinen Hausgenossen, einem Kapitän der Flotte, einem alten Wallfischfänger. Neu-London, so klein es ist, beschäftigt zwölf Schiffe im stillen Ocean mit Wallfischfang, und einem alten, reichen Herrn, der sein Geld an amerikanischem Mehle zur Zeit der französischen Revolution gewann. Jeder kann erzählen, und ich soll immer von Belleallianee auftischen, ich bin aber weder zum Hören noch zum Sprechen aufgelegt. In solcher Stimmung gehe ich immer, wenn ich nichts anders habe oder weiß, in Buchläden und krame in den alten Schätzen. Man hat mich noch in jedem Lande Europas und Amerikas, wo ich dieser Regel folgte, höflich aufgenommen, und ich habe oft interessante Dinge gefunden. Heute fand ich denn ein Buch, das ich schon lange suchte: The blue laws of Connecticut, die blauen Gesetze von Connecticut. Blue heißt im Englischen in vielen Verbindungen düster, sombre, daher he has the blue devils etc. er fängt Grillen, daher man auch so oft in englischen Karrikaturen die kleinen Plagegeister blau gemalt findet. Woher nun Blau im englischen diese Bedeutung bekommen hat, da es den andern Völkern weit mehr die Farbe der Heiterkeit ist, weiß ich nicht. Warum ist grün, der Brautschmuck der Natur, die Trauerfarbe der Türken?

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 191:

Die Zunge und der Verstand.

Logogryph.

Seufzt Liebe von der Trennung Plagen,
Wird sie vier Zeichen stets verklagen,
Und singt doch: „keinen gibt's für mich,
Sey noch so groß, ich übersliege dich!“
Und will der Flug nicht ganz gelingen,
Mehrt um ein Zeichen sie das Wort,
Da nimmt ein Gott mit goldnen Schwingen
Sie sanft in Arm und führt sie fort.

F. H.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. August 1828.

Unterm Himmelsdach,
Auf der Erde Flur
Ist der Harfe Schlag
Lohn dem Skalden nur.

Mohnike nach Nicander.

Die Glückseligkeitsinsel.

Sagenspiel in fünf Abenteuern von D. A. Atterbom,

im Auszuge mitgetheilt von A. v. Helvig.

Wenn ich bis jezt über eine Dichtung geschwiegen, welche bereits am Schluß des Jahrs 1824 in Schweden erschien, so geschah es lediglich in Erwartung des zweyten Theiles, um dadurch im Stande zu seyn, den Lesern eine befriedigende Uebersicht des Ganzen darzubieten. Endlich trat dieser Band, durch mannigfache Störungen und Berufsgeschäfte des Verfassers, gegen seinen Wunsch, verspätet, im Laufe der leztverwichenen Monate an's Licht, und ich säume nicht länger, wenigstens die Umrisse einer Dichtung hier zu geben, welche, sowohl ihrer Tendenz als ihrer Form nach, wesentlich von den Leistungen verschieden, die bisher dem deutschen Publikum von Schwedens neuesten Dichtern bekannt geworden, vielleicht vor Allen geeignet seyn dürfte, die geistige Verwandtschaft zwischen uns und dem germanischen Norden darzuthun.

Dieß wird um so begreiflicher, wenn unsere Leser in des Dichters Namen denselben muthvollen Vorkämpfer erkennen, welcher in einem Alter, wo noch mancher Jüngling kaum zur Erkenntniß seiner eigenen Geistesrichtung gelangt ist, bereits mit eben so klarem Blick als kühner Begeisterung, durch die Weihrauchwolke verjährter Vorurtheile hindurch, die falschen Götzen einer Afterbildung erkannte und angriff, deren Priester durch ein den Franzosen nachgeahmtes Institut zu officieller Bedeutung erhoben, den schutzlosen Gegner vermöge literarischer Anathemas vernichten konnten, den im entgegengesezten Fall zahme Unterwerfung unter deren Machtspruch mit Vortheil und Ehre zu belohnen versprach. — Es verdient in der That der Erwähnung, daß Daniel Amadeus Atterbom niemals eine der Aufgaben, welche die schwedische Akademie alljährlich für die Preisbewerbung gibt, bearbeitet, und, obwohl in höchst beschränkten Vermögensumständen, nie den Blick verlangend nach dem vergoldeten Lorbeer erhoben hat, den jener Areopag je nach Gefallen den bescheidenen Jüngern einer nach dem französischen Geschmacke gemodelten Schule darzureichen befugt war. Für gegenwärtigen Bericht genüge die Bemerkung, daß zuerst unser Dichter, im Vereine mit gleichgesinnten Männern und Jünglingen, einige Jahrgänge einer Monatsschrift herausgab, welche, in Upsala gedruckt, den Namen Phosphorus, als verkündenden Boten des Lichtes, an der Stirne, neben wohlgelungenen Uebersetzungen aus alten und neuern Sprachen, auch kritische Beurtheilungen meist schwedischer Werke enthielt, welche ästhetische Ansichten zur Sprache brachten, die größtentheils dem damals herrschenden Geschmack widerstrebten, vor allen aber den Grundsätzen jener Akademie sich geradezu entgegengesezt erklärten. Fast zugleich (vom Jahre 1812 an) erschien ein poetischer Almanach, worin Atterbom als Herausgeber zuerst die lyrische Gabe entfaltete, welche noch jezt die schönste Blüthe in dem Kranze bildet, den die Musen ihm geflochten. Einige Gedichte, die Blumen in ihrer höheren symbolischen

Bedeutung schildernd, mehrere Sonnette, durch den Namen „Krankenbetrachtungen" unter sich verbunden u. a. m. gewannen dem Dichter alle jugendlichen Herzen. Das in seinen Einzelnheiten so reizende als sinnvolle Fragment einer dramatischen Bearbeitung des bekannten Feenmährchens, Vogel Blau, verbürgte dessen Talent für Dichtungen von grösserem Umfang, als Atterbom sowohl den noch unreifen Lobpreisungen seiner Bewunderer, als nicht minder den gehässigen Anfällen der durch seine kühne Polemik gereizten Gegner sich auf einige Zeit durch eine Reise entzog, die er im Jahre 1817 nach Deutschland antrat, wo der junge Dichter, von den bedeutendsten Männern unserer Zeit freundschaftlich, ja väterlich aufgenommen, hinlänglichen Lebensmuth und Lust gewann, um seine Wallfahrt nach Italien, und zwar bis nach Tasso's Heimath auszudehnen, wo des unsterblichen Dichters noch vielbesuchtes Asyl in Sorrento einige der schönsten Stanzen, in der Sprache des Nordens jenem Geiste verwandte Anklänge aushauchend, veranlaßte. In Albano und während des freundlichen Landaufenthalts in jener herrlichen Gegend war es, wo Atterbom den Plan zu seinem jezt vor uns liegenden Gedichte mit heiterem Fleiß ausarbeitete. Durch den vertrauten Umgang mit zwey Dichtern, Fr. Rückert und W. Müller, vielseitig aufgeregt und gemeinsamer Erholung sich erfreuend, drückte er auch seiner Arbeit schon im ersten Entstehen den Stempel idealisch erhöhter Seelenstimmung auf. Keinen passenderen Gegenstand konnte er unter diesen Verhältnissen wählen, als das liebliche Mährchen, das unter dem Namen der Glückseligkeitsinsel wohl dem größten Theil unserer Leser, wie der Schreiberin dieses, bereits aus den Kinderjahren bekannt ist. Ob es wirklich eine Erfindung der Madame d'Aulnoy (in deren Werken es vorerst nachzuweisen), oder bereits von dieser aus älteren Sagen aufgenommen und bearbeitet worden ist, weiß ich so wenig als der Dichter selbst zu bestimmen, welcher an den buntfarbigen Fäden jener gefälligen Sage ein, theils mährchenhaft heiteres, theils poetisch-tiefsinniges Gewebe angeknüpft, und im Gefühl, daß es an die scenische Aufführung keine Anforderung zu machen habe, dasselbe ein Sagenspiel in fünf Abenteuern genannt hat.

Wenn die dramatische Form dem Talent überhaupt die größten Schwierigkeiten darzubieten scheint, so muß man hier die Leichtigkeit des Dialogs mit Recht bewundern, welcher den Anfänger nicht errathen läßt und die verschiedenen Personen in gehaltener Charakterzeichnung durch das Gedicht hindurchführt, dessen Gang wir wohl am besten ohne weiteres hier Schritt vor Schritt berichtend verfolgen.

In rauher, winterlicher Gegend sehen wir uns zuerst von munterm Jagdgetümmel umgeben. Der König, Astolf genannt, hat so eben hinter der Scene einen Bären erlegt; seine kecke Jägerschaar eilt lustig zum Kampf gegen die, eben auf Eisinseln zum Ufer getriebenen Spitzbergern mit Klau'n und weißen Pelzen, und so den Schauplatz im höchsten Norden bezeichnend. Fröhlich läßt der Schützenchor den vom Süden hierher verschlagenen Südländer, Florio, die Sangesweise vernehmen, welche dieser den rauhen Söhnen der Wildniß gelehrt; das Gedicht stehe gleich hier, als für sich selbst von glücklichem Versmaaß und heiter-sinnvoller Bedeutung.

Jägerlied.

Wilde, mächtige
Lust genieß!
Schau das prächtige
Ziel und schieß!
Bellt, ihr Hunde, dort
Tief im Grunde fort.
Vor dringt der Jäger mit blankem Spieß.

Schmettr', erweckender
Hifthornschall,
Triff, erschreckender
Büchse Knall!
Färbe muthiges
Hochwild blutig, es
Künd' es dem Felsen der Wiederhall.

Spätsonn' senkt sich zum
Schneegefild,
Herze lenkt sich zum
Traumgebild'.
Weit über Torf und Moor
Eilet der Luchs hervor,
Flieh'n Wölf' und Bären so scheu und wild.

Heimwärts gehet der
Schütz zu Thal,
Perlend stehet der
Goldpokal.
Hochher blinkende
Stern' als winkende
Augen leuchten im Liebesstrahl.

Die lustige Figur eines Gesandten, der sein Leben bey den abwechselnd waghalsigen Vergnügungen des königlichen Hofes gefährdet hält, scheint gewisse Dichter einer benachbarten Nation zu ironisiren, die mit allzuvollen Backen die nordische Kraft auszuposaunen pflegen. Nur indem er sich an dem Rockschooß des rüstigen Hofmarschalls Florio festhält, gelangt er über die Eisebene zum gemeinschaftlichen Sammelplatze, wo jedoch der junge Herrscher umsonst erwartet, und bey immer zunehmender Unruhe vergebens von seinem Gefolge gesucht wird.

Astolf, der indeß eben so fruchtlos sich bemüht, die Gefährten durch sein Hifthorn herbeyzurufen, dringt immer weiter nach dem im Osten sich dehnenden Waldgebirge vor, von welchem die Jäger vorhin allerley Gespenstiges zu erzählen wußten. Unruhe und schwärmerische Naturbetrachtung wechseln in seinem Gemüth, als der schon

fast Erschöpfte jenseits eines öden Schneefeldes das gastliche Licht einer, zwischen steilen Felsen eingeklemmten Behausung erblickt, und, neu ermuthigt, seine Schritte dahin richtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Marocco.

Um zwey Uhr Nachmittags, so erzählt Kapitän Beauclerk in seiner unterhaltenden Reise nach Marocco, wurden wir der Mauern der Stadt ansichtig; die Ebene vor derselben ist in Folge der Menge des ausgegrabenen Salpeters sehr uneben. Der Anblick der Stadt, der sich uns darbot, als wir durch das aus rothem Sandstein erbaute und mit eingehauenen und gemalten Arabesken bedeckte Thor gegangen waren, läßt sich kaum beschreiben. Die Menge der wilden schönen Gesichter, der starke Körperbau der Bergbewohner, welche sich herzudrängten, um die Nazaräer zu sehen; das Erstaunen, welches sich auf einigen Gesichtern malte, und die Gleichgültigkeit und Verachtung, die sich auf andern blicken ließen; die schlaffe Trägheit der gutgekleideten, auf dem Boden sitzenden Männer, (es ist der Gebrauch der vornehmsten Personen, ohne Beschäftigung stille zu sitzen), und der listige Blick des braunen Arabers waren für uns lauter neue, interessante Gegenstände. Der Volkshaufe ließ sich nur mit Mühe zurückhalten, und ihre Begierde, unsere Kleider und besonders unsere aufs Höchste beneideten Waffen zu befühlen, war so groß, daß sie sich dafür den härtesten Schlägen blosstellten. Halb von Staub erstickt, von der glühenden Sonne versengt, zogen wir unter dem Pöbelhaufen durch die Straßen. Wir kamen bey dem Richtplatze vorüber, wo wir drey Köpfmänner unter kleinen Schuppen sitzen und gleich nach Mord dürstenden Bluthunden in der Mittagshitze ruhen sahen. Nachdem wir durch sehr große, mit Trümmern bedeckte und von Erdwällen durchschnittene wüste Strecken gegangen waren, kamen wir zu der großen Moschee, einem schönen Gebäude im maurischen Geschmack. Hier betraten wir aufs Neue einen bewohnten Theil der Stadt, deren Häuser meistentheils niedrig und klein, und deren Strassen so außerordentlich mit Unrath angefüllt sind, welcher nie weggeschafft wird, daß in manchen derselben die Flur der Häuser mehrere Fuß unterhalb des Weges liegt, so daß die Bewohner genöthigt sind, in diese ihre Höhlen aus und ein zu kriechen. Nachdem wir ungefähr vier englische Meilen durch diese ungeheure, halbzerstörte Stadt zurückgelegt, erblickten wir die grünen Dächer der königlichen Wohnung (denn grüne Ziegel sind eine Auszeichnung für königliche Gebäude) aus den großen ummauerten dunkeln Oliven- und Pomeranzengärten hervorragen; auf einmal traten wir in einen großen, mit einer Mauer umgebenen viereckigen Hof und befanden uns innerhalb des kaiserlichen Harems. Dieser Platz war mit einer Menge blaugestreifter Zelte bedeckt, unter welchen des Kaisers Wache in maurischer Trägheit schlummerte, während die Pferde, mit den Beinen an ein Seil gebunden, der brennenden Sonnenhitze ausgesezt, um die Zelte herstanden. Der Siroccowind, der sich inzwischen erhoben, machte jezt die Hitze ganz unerträglich, und unbeschreiblich war daher unsere Freude, als wir endlich gegen vier Uhr unter einem von Pfeilern und Schwibbogen getragenen Wachthaus abstiegen, das mit militärischen Caids angefüllt war, welche ihr Causcassau aßen, Karten spielten oder den Rosenkranz beteten. Hier streckten wir uns auf das bloße Estrich hin, und suchten nun unsern fürchterlichen Durst zu stillen. Umsonst tranken wir ein Glas kaltes Wasser und verschlangen ein Stück Melone nach dem andern; denn kaum waren sie durch die Kehle gegangen, als auch der Mund schon wieder trocken war, und die Zunge, wenn wir zu sprechen suchten, gegen den Gaumen klebte. Wir waren unglücklicherweise zu einer ungeschickten Stunde angekommen, denn es ist der Gebrauch des Sultans, von zehn bis vier Uhr bey seinen Weibern zuzubringen, während welcher Zeit Niemand es wagt ihn zu stören, und da man keine Vorkehrungen zu unserem Empfang getroffen hatte, so wußte man nicht, in welches Haus man uns bringen sollte. Alle Geschäfte, wie wichtig sie auch seyen, stehen um diese Zeit stille. Wir fuhren indessen fort kaltes Wasser zu trinken und den Despotismus zu verfluchen; auf diese Art brachten wir fünf bis sechs der peinlichsten Stunden unseres Lebens zu. Endlich ertönte die sanfte, gedehnte Stimme des Muezzin von dem Thurme der königlichen Moschee zum Abendgebete, welchem der Sultan immer beywohnt, wenn er von seinen Frauen kommt, worauf er sich an die Geschäfte begibt oder in dem Garten spazieren geht.

Der Abendstern.

Wie heiter blickst du, Abendstern,
Aus klarem Blau herab,
Und strahlest doch wohl nah und fern
Auf manches frische Grab!

Das kommt, weil du im Himmel bist
Dem Erdendunst entrückt,
Wo sich ein jeder Gram vergißt,
Der uns hier unten drückt.

Und Ruhe strahlt dein heller Blick
In meine wunde Brust,
Sie fühlt der Erde reinstes Glück
Und athmet Himmelslust.

Es liegt die Welt mit Tiefen, Höh'n
So still und friedensreich,
Und deutlich spricht ein sanftes Wehn:
„Der Himmel ist in euch!“

Alfrid.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neu-London, im Staate Connecticut.
(Beschluß.)

Jene Blue Laws sind so genannt, weil sie mit höchster Strenge, viele sogar wirklich aus den Gesetzen Mosis entnommen, alles noch in israelitischem Sinne bestraften. Sie sind das Gesetzbuch, das sich die Ansiedler Connecticuts, wenigstens eines Theils desselben in ihrem puritanischen Eifer, der sie aus England vertrieben, in Ermanglung von etwas Besserem, selbst gegeben hatten. Im Jahr 1631 siedelten sich die ersten Engländer in Connecticut an. 1639 kamen die Pflanzer von New-Haven, welches sich aber erst später mit Connecticut vereinigte, zusammen, „um ein bürgerlich Regiment zu stiften,“ und die Protokolle dieser Versammlung sind sehr interessant. Es ist ein reiner Kontrat sociale, wie er nur in der Geschichte vorkommen kann; aber die armen Leute wissen nicht, wie sie es angreifen sollen, obgleich sich vom ersten Augenblicke an ein lebendiger Freyheitssinn auch in politischen Angelegenheiten äußert, und so nehmen sie denn ihre Zuflucht zur Bibel. Wie seltsam, in Amerika nimmt ein Völkchen guter, düstrer, phantastischer Christen im Jahre 1639 Zuflucht zu Gesetzen, die vor mehr als 2000 Jahren einem asiatischen Hirtenvolk und Juden gegeben wurden! Ich theile ein Paar Sätze aus dem Protokolle mit. Nachdem einen Tag lang gefastet und gebetet worden war, kamen am 4ten Juni die Pflanzer zusammen, beteten rc., dann wurde, nachdem man übereingekommen, daß ein bürgerliches und ein kirchliches Regiment nöthig sey, Robert Newmann gebeten „mit Buchstaben“ zu schreiben und laut zu lesen, was vorgeschlagen und angenommen werden würde. Die erste Frage ist, ob die heilige Schrift als vollkommene Regel für die Regierung aller Menschen und für alle Pflichten gegen Gott und Menschen gelte, was einstimmig bejaht wird. Zweytens, ob für alle Fälle, Erbschaften u. s. w. die Bibel als Gesetz hinreiche, und ob alle Pflanzer einem Vertrage (Covenant) Folge leisten wollen, der ein aus der Bibel gezogenes Gesetzbuch feststelle; einmüthig angenommen. Eine fernere Frage war, welche Personen tüchtig für die Regierung seyen, und Davenport fragte, ob die Beschreibung solcher Männer hinlänglich in Exod. 18. 1. Deuter: 1. 13. Deut. 19. 15. 1 Cor. 6. 1 — 7 zu finden sey. Nach einigem Stillschweigen wurde dieß bejaht. rc. Selbst im Codex von 1650 für Connecticut, der schon in Kapitel, Paragraphen rc. getheilt und ein wirkliches Gesetzbuch ist, weht noch ganz der alttestamentarische Geist. Das Kapitel von Todesverbrechen ist wörtlich aus der Bibel genommen, wonach selbst das Kind, welches seinen Eltern flucht, sterben soll. Ein Gesetz bestimmt, daß Tabakskauen allen verboten ist, die es sich noch nicht angewöhnt haben, und der neue Herausgeber dieses Buches hat nicht übel zum Titelkupfer einen Constable gewählt, der einem Manne Tabak aus dem Munde nimmt. Unter den Protokollen der Gerichtshöfe (Records) kommt z. B. vor, daß zwey Eheleute bestraft werden, weil sie in Gegenwart der Kinder am Sabbath sich geküßt haben. Später, 1662, erhielt Connecticut wie Rhode Island eine Karte von Karl II, von England, und regierte sich nach dieser bis 1818, wo sich der Staat eine liberale Konstitution gab. Indeß dauert noch der alttestamentarische Geist in manchem fort. So ward ein Bekannter von mir vor etwa fünf Jahren in Connecticut angehalten, weil er am Sonntag reiste, und wegen Breach of Sabbath verklagt. Der Gerichtshof sprach ihn nicht positiv frey, sondern nach der schlauen Ausflucht, daß nach englischem Gesetz kein Mann an einem Sonntage anders als wegen eines Verbrechens verhaftet werden kann; am Sonntage zu reisen, ist aber kein Verbrechen, also der Arrest ungültig und die Anklage nichtig; nun verklagt der Angehaltene den Constable wegen gesetzwidriger Verhaftung, und dieser wird bestraft. Die Karte, welche Karl II. gegeben hatte, wurde bald hoch geachtet, und als auf Befehl Jakobs II. Sir Edmund dieselbe aus Hartford (1686) abholen wollte um sie zu vernichten, zankten sich die Bürger mit demselben bis Abend, da wurde endlich die Karte hervorgebracht, plötzlich aber alle Lichter ausgelöscht, und das Dokument verschwand. Kapitän Wadsworth versteckte das Kleinod in einen hohlen Baum, der noch gezeigt wird. Connecticut mußte indessen Sir Edmund doch gehorchen, wurde wieder frey mit Wilhelms Thronbesteigung, sollte aber später wieder vom Gouverneur von Neu-York zu strengem Gehorsam gebracht werden. Oberst Fletscher kam 1692 von dieser Stadt, und verlangte, die Miliz solle sich versammeln. Als dieß geschehen war, befahl er seinem Adjutanten den Befehl des Königs zu lesen. So wie dieser anfing zu lesen, rief Kapitän Wadsworth: Tambour! Dieser rührte die Trommel. Oberst Fletscher befahl Ruhe, der Adjutant las wieder. Wadsworth rief: Getrommelt! und als der Adjutant zum dritten Mal lesen wollte, der Trommelschläger aber zögerte, Wadworths Befehl zu folgen, rief der Kapitän: Trommle, sag ich, trommle! und wenn mein Tambour wieder unterbrochen wird, so will ich die Sonne durch Euren Leib scheinen lassen. Oberst Fletscher mußte abziehen, und die halsstarrigen, übrigens bis zu einem gewissen Grade sehr loyalen Bürger waren sich selbst überlassen.

Der Nachbarstaat von Connecticut, Rhode Island, zeichnet sich seit seiner Stiftung durch Roger Williams, einen Geistlichen, der aus Massachusets vertrieben worden war, weil er allgemeine Gewissensfreyheit verlangte, durch seinen höchst liberalen Sinn aus. In einem Zeitalter, wo man nur in wenigen Städten, wie in Venedig, alle Religionen duldete, aber in keiner jeder Religion freye, gleiche Bürgerrechte gab, war Providence, die erste Niederlassung in Rhode Island, der einzige Ort in der Welt, der vom hergebrachten Grundsatz der Intoleranz abwich, und dieser liberale Geist ist noch jezt kenntlich. Der Sonntag wird in diesem Staate nicht so jüdisch-englisch steif gefeyert als in den andern Nordstaaten und in England, und noch vor Kurzem erklärte die Legislatur, daß es ungesetzmäßig sey, auf irgend eine Art nach dem Glauben eines Menschen bey bürgerlichen oder gerichtlichen Verhandlungen zu fragen, wozu sie sich aufgefordert fühlte, da der Richter Story bey seinen Sitzungen für die vereinigten Staaten (circuit courts of the U. S.) nach englischen Gesetzen einen Zeugen hatte verwerfen müssen, weil dieser früher vor andern Zeugen geäußert hatte, daß er an Gott zweifle. In England hätte jeder Richter eben so entschieden. Künftig kann aber nichts der Art mehr vorfallen, weil die Gerichtshöfe der vereinigten Staaten sich in den äußeren Regeln nach den Gesetzen der Staaten, wo sie gehalten werden, richten müssen. Rhode Island hat noch keine Verfassung, und regiert sich nach der Karte, welche es von Karl II. 1663 erhielt, und die der alten Connecticuter gleich ist.

Beylage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. August 1828.



> Ein Bürger-Krieger naht, den Boden tritt sein Fuß,
> Auf dem er mit befrey'nd, als junger Held, gestanden.
> Er weint, und Liebe grüßt und Ehrfurcht leitet ihn.
> Vor einem Menschen liegt ein Volk auf seinen Knie'n,
> Doch der geliebte Gast, auf diesem Strande stehend
> Für heil'ge Freyheit hat gekämpfet immerdar,
> Und dieß gebückte Volk, sein Ehrenfest begehend,
> Hat sich vor nichts gebeugt, was nicht die Tugend war.
>
> Gustav Schwab,
> nach Delavigne.

Das große Ballfest in New-York zu Ehren Lafayettes.

Von Cooper.

Wie wenig kennen wir noch das Volk, dessen erstaunlichen Entwicklungsgang die monarchische Einbildungskraft der Völker der alten Welt kaum zu fassen vermag! Wer könnte uns aber sein Vaterland in sittlicher Hinsicht besser kennen lernen, als der Mann, der durch seine romantischen Schilderungen in uns ein so lebhaftes Interesse für die Geschichte seiner Nation rege gemacht hat? Cooper richtet seine Briefe über die Sitten und Institutionen der Vereinigten Staaten von Nordamerika an drey Freunde, einen Holländer, einen Engländer und einen Franzosen, und spricht nicht selbst, sondern läßt einen Engländer sprechen. Einige Proben aus diesem interessanten Werke werden willkommen seyn.

* * *

Bey Lafayettes Rückkehr von seinem Ausfluge nach Boston beschlossen die Bürger von New-York ein allgemeines Fest zu veranstalten, viele Korporationen hatten ihm bereits für sich welche gegeben. Dießmal wurde der Ball auf Subskription veranstaltet und eine Menge Personen von allen Klassen sollten daran Theil nehmen. Zum Ort des Festes wählte man die alte verlassene Festung, woselbst er bey seiner Ankunft in Amerika an's Land gestiegen war, Castle-Garden mit Namen. Das Fort liegt auf einer künstlichen Insel, ein Paar hundert Schritte vom Spaziergang, die Batterie genannt, entfernt. Es ist aus rothbraunem Stein gebaut, ist fast kreisrund und wird wohl gegen 200 Fuß im Durchmesser halten. Den größten Theil des Raumes nimmt der mittlere Hof ein, denn das Fort besteht aus nichts als einer Art Batterie, die nach verschiedenen Abänderungen jezt in eine Menge kleiner Zellen oder Behälter abgetheilt ist. Darüber empor ragt eine hohe Terrasse, die ein Belvedere bildet. In der Mitte dieses großen Hofs errichtete man einen Mast und breitete darüber ein großes Zelt von den Segeln eines Kriegsschiffs. Die Spitze des Zelts wurde mit Fahnen behängt; ein Dach, das von den Wällen aus ein wenig nach innen lief, war mit Stufen besezt, die eine Art Amphitheater bildeten. Das Innere zerfiel demnach in mehrere Abtheilungen: den großen Saal, der sich im Hofraum gebildet hatte, den ungeheuren kreisförmigen, gewölbten Korridor, der das innere Fort bildete, sodann die Stufen, die sich etwas unter dem Belvedere befanden und von Säulen getragen wurden, sodann das Belvedere selbst; über Alles her breitete sich das erwähnte Zelt.

Cadwallader hatte sich Billets für sich und mich verschafft, und um zehn Uhr machten wir uns auf den Weg. Zwey Hauptstraßen der Stadt laufen gerade Castle-Garden gegenüber zusammen, durch die eine fuhren die Wagen auf die Batterie, durch die andere zurück; man hatte für diesen Tag Pallisaden errichtet, damit die Kutscher in der Richtung bleiben mußten. Ich darf wohl sagen, nie sah ich noch einen so mächtigen Zug sich leichter und in größe-

rer Ordnung bewegen, denn man muß nicht vergessen, daß gegen 6000 Personen eingeladen waren, eine Zahl, die bey einem europäischen Feste wohl selten überschritten wird. Die Ruhe, welche herrschte, beweist, daß es zu Aufrechthaltung der Ordnung nicht immer bewaffneter Macht bedarf. Man sagte mir, es seyen wohl einige Polizeybeamte zugegen, aber keine Gensd'armen, und doch fiel es Niemand ein aus der Reihe zu lenken. Da war nichts von eiteln Unterscheidungen zu bemerken; Niemand meynte, seine Ehre erfordere es, den Vortritt vor andern zu haben. Auch überzeugt mich die Erfahrung immer fester, daß es, um den Qualen der Eigenliebe ein Ende zu machen, kein besseres Mittel gibt, als die Gebräuche, die sich auf den Unterschied des Rangs gründen, abzuschaffen. Ich weiß es wohl, das menschliche Herz ist überall so ziemlich dasselbe, und allerdings kennen Republikaner den Neid so gut, als andere Völker; sie machen aber wenigstens bey ihren verschiedenen Ansprüchen das Publikum nicht zum Vertrauten. Wer offen damit herausrücken wollte, würde bald inne werden, daß kein Mensch irgend ein Vorrecht anders genießen kann als durch die Duldung Anderer, und daß man sich das Vorrecht ruhig und bescheiden gelten machen muß, wenn es nicht streitig gemacht werden soll. Im Geheimen mag man sich daher wohl um Vorrechte streiten, es wird aber nichts davon bekannt.

Wir stiegen an der Brücke, die von der Batterie auf die Insel führt, aus. Sie war in eine herrliche mit Blumen und Teppichen geschmückte Gallerie verwandelt. Hier strahlte ein gemäßigtes, sanftes Licht, und dieß gab dem Eingang etwas Geheimnißvolles, das einen herrlichen Eindruck machte. Hier und da erblickte man das Meer und das dumpfe Brausen der Wogen stach angenehm gegen die Musik ab, die aus der Ferne herübertönte. Von allen Seiten kamen Dampfschiffe an, und man landete an der schmalen Terrasse, welche die Feste umgibt. Eine Menge elegant gekleideter Frauen glitten im Dunkel dahin, dem ungeheuren Thore des Forts zu, von woher uns ein Lichtmeer entgegenstrahlte und uns als Pharus diente. Du kannst dir denken, daß ein solcher Anblick seine Wirkung auf mein reizbares Gehirn nicht verfehlen konnte. Ich blieb ein wenig stehen, um des ganz eigenthümlichen Eindrucks zu genießen, den man erhielt, wenn man diesen festlichen Raum zum ersten Mal betrat, und dann stürzte ich mich in den Strudel. Du weißt, ich bin bey manchem öffentlichen Feste in Europa gewesen, aber ich meyne keines gesehen zu haben, das einen so interessanten Anblick darbot. Ich weiß nicht, rührte die Wirkung, die er auf mich machte, vom schönen Kontraste zwischen dem geheimnißvollen Zwielicht in der Gallerie und dem Lichtglanze des Ballsaals, oder von dem Umfange des leztern oder vielleicht daher, daß ich fühlte, wie Alles dieß meine europäischen Vorurtheile Lügen strafte; gewiß ist es einmal, ich war sehr angenehm überrascht. Während ich so mit der Menge hinzog, kam mir wohl ganz natürlich die Besorgniß, ich werde da am Ende doch nur unter einen Menschenhaufen von feinem Ton gerathen, wo man sich nicht sehen, nicht verstehen, nicht werde tanzen können; kurz ich machte mich darauf gefaßt, fast zu ersticken, mich zu langweilen und die ganze Geschichte mit einem Kopfweh zu bezahlen. Aber kaum hatte man den Versammlungssaal betreten, so war von dem Gewühle, das sich gleich einem Strome, der durch eine enge Straße bricht, hinwälzte, nichts mehr zu spüren, gleichwie ein brausender Strom sich glättet, sobald er sich frey ausbreiten kann. Es waren hier vielleicht fünftausend Personen beysammen, und, so zahlreich auch die Versammlung war, Jeder schien sich behaglich zu fühlen. Vierzig bis fünfzig Quadrillen waren gebildet, Hunderte von Menschen bewegten sich um die Tanzenden her, während tausend andere von den Stufen und dem Belvedere wie aus den Wolken herabblickten. Ich gestehe dir, ich und Cadwallader waren bey diesem Anblick so überrascht, daß wir eine Zeitlang am Eingang stehen blieben und um uns her und in die Höhe blickten. Zu unserem Troste bemerkten wir übrigens, daß Jedermann unser Staunen theilte; Tausende von Rosenlippen öffneten sich zum Rufe der Ueberraschung, mit jedem Augenblicke nahm das Gedränge an dem Platze, wo wir Halt gemacht hatten, zu; Erstaunen, Bewunderung hatte Alles gleich uns gefesselt. Drauf machten wir uns daran, Alles der Reihe nach zu betrachten.

(Der Beschluß folgt.)

Die Glückseligkeitsinsel.

(Fortsetzung.)

Der nächste Auftritt führt uns in die Felshöhle, wo Anemotis, die Mutter der Winde, ein uraltes, riesiges Weib, am Spinnrocken sizt, von dessen wild kreisendem Rade wechselnd Funken und Schlossen umhersausen, welche scherzende Irrlichter sich aufzufangen mühen. Eine Schwalbe, sonst die Botin ihres Sohnes, Zephyr, bringt ihr Kunde von Astolfs Nahen, der sich alsbald kühn, doch bescheiden, darstellt, und die Gunst der Matrone gewinnend, von ihr mit den etwas scharfen Eigenheiten ihrer Söhne bekannt gemacht, zugleich aber auf Zephyr, ihren Liebling, vertröstet wird, welcher später als seine älteren Brüder erscheinend, der Mutter Vorwürfe durch die Schilderung des Vergnügens beschwichtigt, welches er auf der geliebten Insel in den Scherzen mit den Nymphen der Königin Felicie, und diese selbst umgaukelnd, genossen.

In ahnungsvoller Neugier nähert sich Astolf dem Zephyr, in dessen Bericht er die Bilder eines Traumes wiedererkennt, der ihm früher jene Gestalten in wunderbarer

Beziehung zu dem eigenen Schicksale gezeigt hat. Nur ein Wunsch bewegt seine Seele jezt: jene Insel und deren Königin zu schauen. Unempfindlich für die rohen Scherze der übrigen Winde ziehen Zephyr und Astolf sich in die innere Grotte zurück, dort ihr leichtes Mahl mit Champagner, Zephyrs Lieblingstrank, zu würzen, indeß Anemotis ältere Söhne sich um die Tafel sammeln, auf welcher die Speisen geordnet, welche sie selbst und ihre dienenden Winde an Kokosnüssen, Kastanien u. a. m. unterwegs geschüttelt und der Mutter mitgebracht haben.

Von dem Gespräche zwischen Zephyr und Astolf stehe nur die Stelle hier, wo dieser die Eigenthümlichkeit seines menschlichen Empfindens im Gegensatze zu dem heiter dämonischen Daseyn seines Freundes hinstellt, wie anderer Seits aus dem wüsten Treiben in Anemotis Grotte nur die Erzählung der drey Winde auch ihren Platz finden mag, um von des Dichters Anschauungsweise Kunde zu geben, wobey die verschiedene Form des Versbaues als höchst charakteristisch nicht zu übersehen ist.

Astolf spricht zu Zephyr:

Du Glücklicher! — ein fein und flüchtig Blut
(Dafern man diesen Namen auch dem Saft
Aus Blumenthau und Blüthenduft kann geben)
Strömt durch dein Geistesherz von Tag zu Tag,
Gleich ungestört, mit ewig leichtem Schlag.
Du ahnest nimmer, wie getrübt und wild
Der Strom ist, der durch meine Adern rollt;
Nicht, wie das Leben in der Menschenbrust
Sich zwischen trägem Staub und glüh'nder Lust,
In unbarmherz'gem Wechsel kämpfend, wandelt.
Dir ist der Schmerz nur ein Gewölk, ein Flor,
Dünn vor der Sonne oder'm Mond gespannt,
Von deiner Rosenlippen leichtem Hauch
Alsbald hinweggeathmet. — Uns ist Schmerz
Ein grimmer Geyer, zehrend spät und früh
An seinem Raub, in den er tief sich einfrißt
Bis in des innern Lebens edlen Sitz,
Und nie läßt er hinfort ihn los. — Erscheinet
Die Freude selbst als Wahnsinn, doch — gewaltsam
Geraubt vom Augenblick, dem Rausch vergleichbar,
Strenger Nothwendigkeit stets wache Unruh'
Durch falscher Bilder luft'gen Dunst betäubend. . . .

. . . .

Die drey Winde erzählen also:

Südwind.

Von Gift und Qualm und würzigen Düften schwer,
Schwebt' ich von Ceylon längs Sahra's Wüste her.
Dort zog im heißen Sande schon manchen Tag
Die Karavane schmachtend der Quelle nach.

Verzehrt vom Durste, getäuscht durch luft'gen Schein,*)
Wähnt blanker Fluth und Büschen sie nah zu seyn:
Wohin sich kehrt doch müder Kameele Lauf,
Nimmt fahlgebrannte Fläche sie höhnend auf.

*) Es ist bekannt, daß die Wüste auch ihre Fata Morgana hat und seltsame Gebilde der atmosphärischen Luft die Wanderer oft grausam täuschen.

Zulezt erreicht der Zug doch die Dattelpalm'.
Ein Quell singt dort im Schatten den Abendpsalm;
Die klugen Kaufherrn streichen den langen Bart,
Im Zelt bequem sich streckend, nach Moslim-Art.

Mit Muth nun prahlt ein jeder und Wissenschaft,
Mit Vorsicht, Wegekund' und der Kameele Kraft.
Dann überschlug man den Gewinnst, der baar
An Gold, an Elfenbein und Sklaven war.

Da sandt' ich heiß erstickende Wirbel her,
Und bald vom langen Zuge sieht man nichts mehr,
Ein Haupt nur aus dem Sande ragt dort und hier,
Doch daß es ferner rechne, bezweifl' ich schier.

Nicht über blaue Lippen geht mehr ein Eid. —
Der Mond scheint bleich herunter, als seys ihm leid;
Empfindsam doch dem Schakal zeigt er den Ort,
Der müht beym leckern Mahle sich bestens dort.

Wenn bald der klugen Schädel kreidweißer Schein
Nicht minder prunkt, als früher ihr Elfenbein,
Will ich von den Gesellen den Staub verwehn,
Ob hirnlos sie noch grübeln, mir dort besehn.

Anemotis.

Das sieht dir ähnlich! — wirst du nimmer lernen,
Was Bildung ist — Humanität und Sitten?
Lach immerhin! nur Kummer machst du mir.
(Der Hahn kräht außerhalb der Höhle).
Horch, dieß der erste Ruf! — nun Nord, mein Lieber?

Nordwind.

Du schiltst mit Recht, o Mutter, des Bruders Bubenstreich;
Wär' sterblich er, ihn fällte mein gutes Schwert sogleich.
Mein Meer mir rein zu halten ganz andre Müh mir gab,
Von Thoren, die da suchen, wo Wohnung mir und Grab.
Sie spähen alle Pfade, gebrauchen jeden Kniff,
Auf Schlitten fahren dort sie, hier segeln sie zu Schiff.
Bald wähnen sie, ich hause in ew'gem Eisgefild',
Bald, wo in offnen Fluthen ein Eiland sonnig, mild.
Du, Mutter, kennst mein Schloß ja, so sage selbst wohlan,
Ob's solcherley Gewürme zur Herberg dienen kann?
Wenn meiner Festung Thorwall, d'ran Eisbergs Thürme stehn,
Sie zu der Burg auch einließ, was wär' damit geschehn?
Auf den granitnen Stützen aus bläulich blankem Eis
Wölbt' ich mir hohe Säle nicht ohne Kunst und Fleiß.
Doch durch die weiten Räume der freye Luftzug wallt
Um mich und meine Diener, das nenne Menschlein kalt.
Wenn Nordscheins Funkeln leuchtet auf Fenstern von Krystall,
Da spielen Krieg wir drinnen, der edlen Helden Fall,
Und, schlagen unsre Klingen auf Schilder von Magnet,
Zieht durch die Welt ein Laut hin, den keiner doch versteht.
Wer fänd' auch meine Wohnung sonst traulich wohl als wir? —
Umringt sie gleich ein Garten, reift nichts doch eßbar hier.
Aus Schnee blüht jede Blume, die Frucht aus Bernstein lacht —
Erz sind die blanken Stämme, von Greifen streng bewacht.
So tadelst du, o Mutter, wohl mein Beginnen nicht?
Mit einem Menschenhäuflein hielt nochmals ich Gericht.
Es fror am äußern Thore der Helden Schifflein fest —
Die piepten gleich den Mäusen im wohlverwahrten Nest;
Ich sah's, wie zwischen Klippen von Eis es sitzen blieb,

Da mit ihm flugs mein Hofnarr, der Eisbär, Kurzweil trieb.
Ich lie fvorwitz'ge Mannschaft dran üben ihren Muth,
Bis Frost und Hunger kühlte das allzuheiße Blut, —
Da stieg empor zum Wall ich und brüllt' — es flog mit Knall
Dahin der Thürme Bollwerk, frey war der Wogen Schwall.
Ob ganz an Arm und Bein auch den Strand kaum Einer grüßt,
G'nug ging die Reise hurtig und ward die Lust gebüßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis Juli.

(Fortsetzung.)

Paganini wird in allen seinen Eigenheiten von den Wienern sorgfältig nachgeahmt, und alles angewendet, um an ihn zu erinnern. Man verkauft Paganinikappen, nach der Art wie der Künstler eine zu tragen pflegt, Paganinistöcke, in den Gasthäusern und bey den Zuckerbäckern werden Speisen und Naschwerke à la Paganini verkauft. In jedem Gasthofe hört man einen Geiger, der seine Weise nachzuahmen sucht; die Melodie des Themas der Variationen der Glöckchenbegleitung, die er vorträgt, hört man auf allen Drehorgeln. Im Wiednertheater wird ein Stück: „der falsche Virtuos, oder das Konzert auf der G Saite" gegeben, in welchem Scholz mit vieler Laune den Künstler darstellt. Nur eine Stimme, aber eine ziemlich energische, hat sich gegen das zu übertreibende Lob in einem hiesigen Unterhaltungsblatte hören lassen, in einem Gedichte, in welchem der Dichter an die Theilnahme und die Belohnungen erinnert, welche von Homer an bis zur gegenwärtigen Zeit andere Künstler, besonders aber Dichter, Tonsetzer und Maler gefunden. Wenn ich aufrichtig meine Meynung bekennen soll, glaube ich, daß jener ungemessene Beyfall, welchen Paganini findet, wie wohlverdient er auch von Seite des Künstlers seyn mag, mehr aus dem Uebel der Zeit, dem Hinneigen zu allem Sinnlichen, welches möglichst vom Geistigen befreyt ist, und in dem Wohlgefallen am Sonderbaren, als in der reinen und aus Ueberzeugung seines Werthes hervorgehenden Anerkennung der Verdienste des Künstlers zu suchen sey.

Außerdem nimmt noch manches unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch, obschon in einem mindern Grade. Eine Zeit lang unterhielten uns die auf der Simeringer Haide von den Kavalieren veranstalteten Preiswettrennen, unter welchen das Bauernwettrennen das interessanteste war. Der Preis war sechszig Dukaten für das erste, zwanzig für das zweyte, und zehn Dukaten für das dritte Pferd aller in der österreichischen Monarchie durch Bauern gezogenen Pferde, die das Eigenthum eines Bauern waren. Die Pferde mußten durch die Eigenthümer, ihre Söhne, oder durch einen Einwohner desselben Dorfes, der nie als Reitknecht gedient hat, geritten werden. Da mehr Pferde erschienen als die Bahn halten konnte, so wurden sie durch das Loos abgetheilt, und die zwey ersten Pferde jeder Abtheilung hatten später unter sich um die Preise zu rennen. Die dritten Pferde jeder Abtheilung erhielten zwey Dukaten. Die Bahn war zwey englische Meilen lang, eine Meile zu 866 Wiener Klafter gerechnet, und wurde vom Pferde, welches den Preis gewann, zwey Mal in 4½ Minuten zurückgelegt. Darauf folgte die Blumen- und dieser die Kunstausstellung, welche leztere dießmal mehr multa als multum enthielt. Die vorzüglichsten Gemälde waren ein Christus von Kuppelwieser, ein Paar Landschaften von Rebell, Bödelberger und Olivier, eine heilige Familie von Rear, zwey Situationsstücke von Waldmüller, und zwey historische Gemälde von Petter, die Stoffe aus Pyrkers herrlicher Rudolfiade behandeln. Unter den Miniaturgemälden waren die von Agricola die vorzüglichsten.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

Man hatte angekündigt, das Gaitétheater wolle ein Melodram aufführen, „die Pest" betitelt, worüber eins der kleinen Journale die beißende Bemerkung machte, daß andere Theater die Hungersnoth einstudirten. Wirklich sind einige Theater in großer Geldnoth, und können sich kaum aufrecht halten. Das Odeon, welches doch das zweyte Théâtre français hieß, ist geschlossen, und scheint gewißermaßen bankerot zu werden. Dieß war eine auffallende Erscheinung in Paris, wiewohl dasselbe Theater schon mehrmals geschlossen worden ist. Die Schauspieler und das Orchester waren schon seit einiger Zeit nicht bezahlt, sie murrten, fuhren den Direktor hart an, und drohten nicht mehr zu spielen, wenn man ihre Besoldung noch länger vorenthielte. Allein der verlegene Theaterdirektor, der seiner Behauptung nach eine beträchtliche Summe Geldes vorgeschossen hatte, war nicht im Stande den Forderungen von 200 Menschen (denn so viel sollen vom Odeontheater besoldet werden) Genüge zu leisten. An einem Abende vereinbarten sich also die unzufriedenen Schauspieler und Tonkünstler, und ließen dem Direktor, Namens Sauvage, durch eine gerichtliche Ladung zur Zahlung mahnen, widrigenfalls sie am folgenden Tag nicht spielen würden; dieß kündigten sie auch in den Zeitungen an. Man denke sich die Verlegenheit des Direktors: am Abende sollte gespielt werden, und am Morgen war das Personal der Schauspieler und Tonkünstler im Aufruhr! Am klügsten wäre es gewesen, sogleich das Theater zu schließen und dem Publikum irgend einen Vorwand wegen des einstweiligen Einstellens der Vorstellungen zu geben. Allein der Direktor fürchtete, daß, wenn er das Theater schlöße, die Regierung ihm sein Privilegium abnehmen würde; er wollte also, ungeachtet des Aufruhrs seiner Untergebenen, das Schauspiel fortsetzen. Zu solch einem kühnen Entschlusse gehörte ein guter Kopf, und dieser Streich, wenn er nicht aus Verzweiflung herrührte, gibt einen hohen Begriff von der Direktionskunst des Hrn. Sauvage. Einige wenige Schauspieler waren ihm getreu geblieben, diese gehörten freylich nicht zu den besten. In der Noth greift man zu allem, was sich darbietet. Daher suchte dann der Direktor auch noch einige Dukaten, und sogar einige Dorfschauspieler aus der Umgegend von Paris zusammen. Dieß gab die sonderbarste Gesellschaft, die man sich nur denken kann. Das Parterre belustigte sich herzlich über ihr Spiel, lachte und pfiff; dennoch wollte der arme Direktor am folgenden Abend es eben so machen; allein die Polizey befahl ihm den Saal zu schließen, und so ist dann das Odeon zu Grabe gegangen. Es ist jedoch etwas seltenes in Paris, daß ein Schauspiel ganz zu Grunde geht; gewöhnlich steht es verändert wieder auf. So ist jezt schon die Rede von dem baldigen Wiederbeginnen der Darstellungen im Odeontheater. Ein neuer Direktor soll dasselbe leiten, und mit größerer Vollmacht ausgestattet werden als der vorige.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. August 1828.

Drunten werden in dem Thale
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Goethe.

Die Glückseligkeitsinsel.

(Fortsetzung.)

Anemotis.

Wie hart du bist und scharf! — Sagt' ich nicht oft dir,
Daß etwas Milde nimmermehr uns schadet?
Man sey nicht nur gerecht, — auch liebenswürdig!
Wohl weiß ich, daß die Warnung du verschmähest,
Doch sag' ich darum minder nicht die Wahrheit.
Der zweyte Hahnenruf! — Hast, Ost, du nicht
Erfreulichere Botschaft als die Beyden,
So sitz' nur still auf deiner Bank und schweig.

Ostwind.

Nein, laß, Mutter, mich erzählen! — Heitres hörst du nur von mir.
Jüngst durch Iran längs dem Ganges, nahm ich meinen Weg zu dir.
Doch bey Schiras, als die Sonne sank in gluthentbrannter Luft,
Hielt ich an vom schnellen Ritte, stieg herab in Ambraduft.
Bleibt auf weitem Erdenringe Persis doch mein Lieblingsort,
Ganze Tag' in Palmenhainen tumml' ich meinen Schecken dort.
Wo den leichten Huf er aufsezt, wo den Fittich leis ich schwang,
Duftet Balsam, Naphta leuchtet, tönet muntrer Wellensang,
Wie am Mandelbaum die Bienen, nach der Königin Gebot,
Schwärmen honigsüße Lieder durch die Au' von Rosen roth.
Dämm'rung, Heroldin der Nacht, schon trug herbey ihr dunkles Zelt,
Abendtrunk im Silberkelche des Jasmin war mir bestellt.
Heiß vom Scheidekuß der Sonne, trunken in verschämter Lust,
Bebten volle Purpurtrauben auf der Marmorklippe Brust.
Thau, gleich zitternden Juwelen, dunklen Myrtenhain bekränzt,
Wie ein glücklich Aug' die Erde süß in Freudenthränen glänzt,
Blickt im dunkelblauen Raume nach den goldnen Schwestern auf,
Die, bey luft'gen Sphärenklängen, ordnen ihrer Tänze Lauf.

Eben, da von zweyen Palmen ich besorgt das Hochzeitfest,
Jenseits über'm Strom ein Anblick mich mit Staunen weilen läßt —
's war ein Sultan, der, o Wunder! der geliebten Schönheit Grab
Noch gedenk, mit wenig Dienern sich zur Wallfahrt hinbegab.
Auf des Tigerrosses Rücken stumm der bleiche Herrscher sprang,
An des Bügels Gold die Scheide seines krummen Säbels klang;
Grimm riß er am sammt'nen Zügel, stieß mit Spornes Diamant,
Und im brausenden Galopp ging's über Strom und Uferwand.
Vor der weißen Grabmoschee hielt die reichgeschmückte Schaar,
Welch Entsetzen! — hin auf's Antlitz fällt der Fürst und rauft sein Haar.

Sieh, der üpp'ge Rosengarten, den er pflegt' mit eigner Hand,
Stand, ein Dorngestrüpp, verzehret schier von Bruder Südwinds Brand.
„Allah!" rief er, „kannst du's dulden, spottest so du meiner Qual?"
Gleich aus Mitleid ich zur Hecke mich auf luft'gen Zehen stahl,
Haucht' auf Zweig' und Blatt, da drangen Knosp' auf Knospen bald zu Hauf,
Frisch, wie der Beweinten Wangen, schloß sich Ros' an Rose auf.
Einen Springquell ließ ich steigen perlend aus verborgnem Grund,
Mächtige Cypressen schlossen drüber schützend ihren Bund.
Und jezt klagen Nachtigallen dort den Rosen ihre Glut,
Die Gazell' und Turteltaube trinken aus der klaren Fluth."

Der Raum verbietet, das hierauf folgende, an reizenden Bildern wie nicht minder an humoristischen Zügen reiche Gespräch Astolfs mit Zephyr wiederzugeben, dessen Hauptinhalt Astolfs ahnungsvoller Traum ist, und welches damit schließt, daß Zephyr unter folgenden Worten den neuen Freund in seinen Armen mit sich empor, der aufgehenden Sonne entgegen schwingt:

„Wohlan, so komm! daß ich im Arm dich schwinge,
Kühn wie der Wünsche, wie der Hoffnung Flug;
Gleichwie auch Psychen einst mit leichter Schwinge
Zu Amors Schloß auf sein Gebot ich trug.
Schön lächl', o Tag! von Neuem schließ die Erde,
Ein Jüngling, liebend an die Königsbrust!
Eilt, goldne Stunden, daß vollendet werde,
Was ich gewagt zu meines Lieblings Lust."

Indeß versezt sich der Dichter nach Astolfs Heimath zurück, und läßt uns dort mit einem Blick in die Königsburg die tiefe Trauer der fürstlichen Jungfrau Svanhvita sehen, welche, als Astolfs nächste Anverwandte und Jugendgespielin, harmlos bisher eine Neigung genährt, deren sie sich jezt erst bewußt wird, da sie den Gegenstand derselben auf immer verloren geben muß. Alle Wehmuth eines einfach treuen Gemüthes verschließt sich in dem schönen Monologe, der zugleich neue Züge zu Astolfs Charakterbild liefernd, uns dessen ideale Richtung in dem tiefen, aber bis dahin dunklen Gefühl erkennen läßt, daß er die ihm angewiesene Stelle in der Wirklichkeit nicht auszufüllen vermöge.

Auch diesen Prolog schließt ein wundersüßes Lied voll rührender Schwermuth, welches wir nach der Uebersetzung eines Freundes und Dichters (Freyherrn von La Motte Fouqué), in seiner innern Bedeutung und elegischen Harmonie treu aufgefaßt, hier beyfügen.

Schneeglöckchens Tod.

Stille, o stille!
Ruh' schnee- und sturmbefreyt!
Kleine, du Stille,
Ist ja nun Sterbenszeit!
Meer friert und Land so weit.
Stille, o stille!
Stunde hat Flügel!
Bald kommt die lezte her.
Schlaf du im Hügel!
Welke, wie andre mehr!
Herz, o was willst du mehr?
Schlaf du im Hügel!

Ob dir verblühe,
Was einst erschafftest du;
Glüh', o verglühe!
Sonn' eilt dem Meer so zu,
Birg dich in nächt'ge Ruh!
Glüh', o verglühe!

Schlafen mußt! schlafen!
Schlummer ist Trost und Glück.
Süß ist's zu schlafen,
Lenz kehrt doch nie zurück;
Herz, hoffst du noch auf Glück?
Schlafen mußt! schlafen!

Schweigen mußt! schweigen!
Lös' dich im Seufzen sacht,
Lausch nicht nach Reigen,
Leben sagt dir gut' Nacht;
Arme, schlaf wohl! Gut' Nacht!
Schweigen mußt! schweigen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Das große Ballfest in New-York zu Ehren Lafayettes.

Von Cooper.

(Beschluß.)

Siebzig Fuß über dem Saale wehten Bündel von Fahnen mit allen Farben des Regenbogens. Der ungeheure Mast, der diesen kriegerischen Dom stüzte, trug auch einen herrlichen Kronleuchter aus Tausenden von Kandelabern. Dieß war der Hauptheerd des Lichtes, während eine unzählbare Menge farbiger Lampen über die Theile des Raums, die nach den Regeln des Geschmacks und des Kontrastes mäßiger erleuchtet seyn sollen, ein sanftes Licht verbreiteten. Gerade dem Eingange gegenüber befand sich eine doppelte Treppe (eine der auf das Belvedere führenden Treppen); unter der Stelle, wo sie zusammenläuft, erhob sich eine Estrade von der Größe eines mittleren Zimmers, die für den Helden des Festes eingerichtet war. Sie war mit Kronleuchtern, Sophas und einer Tafel für das Souper versehen. Die Vorhänge ringsum waren so zurückgeschlagen, daß Jedermann hineinsehen konnte. Diesem Platze gegenüber, gerade über dem Eingang, war das Orchester.

Lafayette kam bald nach uns. Auf einmal stimmte das Orchester eine Nationalmelodie an, alle Kontretänze brachen ab, und die Gruppen, welche bisher den Saal gefüllt hatten, bildeten auf einmal wie auf einen Zauberschlag eine Doppelreihe von Menschen, deren Blicke sämmtlich Einem Gegenstand zugewandt waren. Der Greis schritt langsam durch die festlich geschmückte Menge, er

grüßte bey jedem Schritt und wurde aufs Herzlichste wieder gegrüßt. Es war, als sehe man das ehrwürdige Haupt einer zahlreichen Familie, wie es eine Stunde in ihrer Mitte zubringen und ihre unschuldigen Freuden theilen will.

Die Versammlung bestand aus Leuten von allen Ständen, mit Ausnahme derjenigen, die von Handarbeit leben. Dessen ungeachtet schien sich jeder an seinem Platze zu fühlen; da sah man keine Grobheit, keine Unbeholfenheit auf der einen, keinen Hochmuth, keine Anmaßung auf der andern Seite; alles einfach, überall Eintracht, und die Lust allgemein. Mein Freund, den, wie es scheint, Jederman kennt, wurde bey jedem Schritt von Männern und Frauen, die, wie ich meinte, den vornehmsten Ständen angehörten, begrüßt. „Wer ist der Mann, der Sie eben gegrüßt hat?“ — „Mein Hutmacher, wirklich ein sehr guter Hutmacher. Dieser Mann läßt es sich im gewöhnlichen Leben so wenig einfallen, daß ich ihn an meinen Lustbarkeiten werde Theil nehmen lassen, als ich Anspruch machen kann, mich an der Tafel eines Königs niederzusezzen; er ist indessen verständig, bescheiden, ja ziemlich unterrichtet, er besitzt aber zu viel gesunde Vernunft, um des Abstands zu vergessen, der zwischen den Stufen liegt, auf denen wir beyde in der Welt stehen. Er weiß, unsere Gewohnheiten sind nicht dieselben, er weiß, daß ich so gut wie er das Recht habe, in einer Gesellschaft, wie sie mir anständig ist, das Leben zu genießen. Sie sehen, wir sind dem Anschein nach sehr gute Freunde, und doch finden wir uns vielleicht zum ersten Mal in derselben Gesellschaft zusammen.“ Unter solchen Gesprächen drängten wir uns durch die Menge und erstiegen die Terrasse; hier standen wir stille, um der Uebersicht über das Ganze zu genießen. Die ungeheure Größe des Saals gab dem Anblick wirklich einen Anstrich von Zauberey. Noch nie hatte ein Fest einen solchen Eindruck auf mich gemacht. Die dunkeln Vertiefungen, aus denen einst die Blitze des Krieges schossen, gaben diesem Schauspiele einen ganz eigenthümlichen Charakter. Die Vorhänge des Zelts waren geöffnet, um Luft in den Saal zu lassen, und wandte man nun den Blick von der blendenden Feenscene ab, so konnte er auf den ruhigen Wassern der Bay, welche die Mauern des Forts bespülten, ausruhen. Ueber eine Stunde blieb ich hier, in träumerisches Entzücken versunken; tausendmal fragte ich mich, ob, was ich sah, Wirklichkeit sey, ob ich mich denn wirklich auf dem Kontinent befinde, den Christoph Columbus entdeckt? Diese reizenden, anstandsvollen Frauen hier vor meinen Augen, konnten sie die Töchter und die Weiber von Fabrikanten und Kaufleuten einer Provinz von Nordamerika seyn?

Jean Paul Friedrich Richter an Emanuel.

Hof, den 5. Juni 95.

Mein Theuerster,

Hier ist endlich das Ende Ihres Exemplars und das ganze für H. Sch.

Meine Seele hat Ihnen schon lange nicht auf dem Briefpapier, dafür desto mehr auf Druckpapier die Hände reichen können; und am Ende ists auch einerley, ob man einen gedruckt oder geschrieben lieset. Aber für den, der nichts kriegt, weder Gedrucktes noch Geschriebenes, wie ich, ists zweyerley. Schreiben Sie mir recht bald, und zwar einige Empfindungen oder Urtheile über mein Buch.

Sie schreiben mir, es stünde darin: Gott denkt nur unser, wenn wir seiner denken. Nein, ich habe gesagt: Gott denkt sich nur uns, wenn wir ihn denken, d. h. unsere Idee von ihm ist so klein, daß die, die er von uns hat, gerade die ist, die wir von ihm haben. oder unser Bild von Gott sieht in den göttlichen Gedanken seinem Bilde von uns gleich. Ihrem Namensvetter durft' ich schon diesen kühnen Gedanken in den Mund legen.

Gewisse feurige Kapitel lesen Sie in einem Sitze, weil die Theilung so viel ist, als besucht' ich heute den ersten Akt einer Tragödie und am fünften Tag den fünften. Solche sind das 28 — 31 — 33 — 34 — 35 — 36 — 38 — 42. Auch blättern Sie nicht voraus, Sie zerstören sich die ganze Täuschung.

In wenig Wochen wird Ihr Strichvogel, ich, wieder sein wärmeres Klima aufsuchen, Bayreuth.

Ich habe noch immer so viel zu machen, daß ich keinen Brief machen kann. Auch wirbeln mich die Strudel des neu aufquellenden Frühlings umher, und die Natur bindet einem mit ihren langen Blumenketten die Hände zum Schreiben.

Ich suche mich noch immer bey meinem Gefühle zu entschuldigen, daß ich von der Freundschaft des H. Sch. einen so eigennützigen Gebrauch gemacht, und auf Sie leg' ich die halbe Schuld, da Sie meine blose Frage so schön und so gütig in eine Bitte verwandelt haben.

Leben Sie wohl, Lieber, übermachen Sie Ihrem und meinem Freunde auch Grüße von

Ihrem

Freund Richter.



Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis Juli.

(Beschluß.)

Gegenwärtig zeigen Van Aken und Van Dinter zahlreiche Sammlungen von lebenden Thieren. Die erstere Sammlung ist an vierfüßigen Thieren reicher, die leztere an Schlangen; besonders ist ein schönes Exemplar der Klapperschlange merkwürdig. Das Thier wird in einem sorgfältig vergitterten Behältnisse gehalten, welches wieder in einem Kasten verschlossen ist, zu welchem Van Dinter selbst den Schlüssel verwahrt, und das er nur zuweilen den Zuschauern öffnet. Es ist von besonderer Lebhaftigkeit und rasselt mit der Klapper sehr vernehmlich in einem fort. Das bedeutendste Thier in Van Akens Sammlung ist das Lama. Die Löwenfamilie ist noch immer bey guten Kräften. Eine Löwin hat gegenwärtig Junge geworfen, welche, an der Mutter saugend, ein interessantes Schauspiel bieten. Auf der Bastei hat Conus ein sogenanntes physiko-pittoreskes Theater eröffnet, und zeigt darin optische Darstellungen und Taschenspielerkünste. Man kann die leztern ausgezeichnet nennen. Besonders erregt Aufmerksamkeit die sogenannte große Escamotirung oder Verwandlung eines Huhnes in einen lebendigen Menschen. Conus stellt auf einen, in der Mitte des Theaters befindlichen Tisch, von welchem er den Vorhang hebt, um bemerkbar zu machen, daß keine Verbindung mit unten stattfinde, ein großes, leeres Behältniß, welches er früher untersuchen läßt, und welches einer der Anwesenden fest an den Tisch hält, der von jeder Wand weit entfernt steht, hebt es etwas in die Höhe, steckt ein Huhn darunter, läßt es wieder emporheben, und an der Stelle des Huhnes steht ein lebender Mensch da. Ein Herr Cowacz hat ein mechanisch-physikalisches Kabinet eröffnet, in welchem er, Ergötzen mit Unterricht verbindend, Versuche aus allen Theilen der Naturlehre vornehmen und sie erklären will. Der Apparat ist vorzüglich, der Zuspruch gering. Erwartet werden von uns das Lustlager und die Ankunft der Giraffe.

Von literarischen Erscheinungen ist die bedeutendste Castellis Volkslieder in niederöstreichischer Mundart. Das zierlich ausgestattete Buch ist dem Erzherzoge Johann zugeeignet. Es ist ein sehr achtbares Werk, durch welches Castelli nach Art des unsterblichen Hebel die Denk- und Empfindungsweise des sogenannten gemeinen Mannes der Nation, welcher er angehört, in der jenem eigenthümlichen Mundart zu versinnlichen versuchte. Dem Charakter des Oesterreichers getreu, herrschen Witz, Fröhlichkeit und eine gutmüthige Laune vor. Es wird nun weniger bey uns geschrieben als sonst, aber dafür wird die bessere Wahl mit Vergnügen bemerkt. Wir sind aus der Gefahr gekommen, von einer Sündfluth von Romanzen, Sonneten, Liedern, Erzählungen und Dramen schreibsüchtiger Jünglinge überschwemmt zu werden. Die Kritik liegt freylich noch ziemlich im Argen, aber wo liegt sie nicht darin, da Lessings Richterstuhl immer noch nicht besezt ist, da man Lob und Tadel überall um Geld und gute Worte haben kann, wie es bestellt wird, und man Sonntags besorgen muß, in einem der hundert Tag- und Zeitschriften einen Richter literarischer Erzeugnisse anzutreffen, der die Weme durch hinter der Bude steht, oder unter der Ruthe des Schulmeisters stöhnt?

Von Verlusten, welche die Kunst erlitt, war der des Hofschauspielers Krüger einer der empfindlichsten. Er war ein würdiger Priester früherer Tage, welche noch Wahrheit und Darstellung der Natur als oberste Gesetze künstlerischer Leistung erkannten. Auch der pensionirte Hofsänger Steinmüller und die Sängerin Buchwieser gingen zu Grabe. Sie erinnerten uns an eine bessere Zeit, in welcher man noch das hören konnte, was in den Kunstbüchern mit dem Ausdrucke dramatische Musik bezeichnet wird.

—st—

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die Regierung war bisher ihrer alten Gewohnheit, alles zu beschränken, treu geblieben, und hatte dem Odeon nur erlaubt bestimmte Schauspielgattungen aufzuführen. So z. B. durfte es wohl Opern längst verstorbener Tonkünstler, so wie auch Operetten von fremden Theatern, für die französische Bühne eingerichtet, darstellen, aber keine neuen Singspiele von noch lebenden Künstlern, weil man nämlich der komischen Oper oder dem sogenannten Feydeautheater keinen Abbruch thun wollte. Nun liegt aber das Odeon eine halbe Meile weit vom Feydeautheater, es ist das einzige große Theater in dem geräumigen und beträchtlichen Stadtreviere auf dem linken oder südlichen Seineufer. Dieses Stadtrevier bildet sozusagen eine eigene Stadt, hier kann also schon ein Theater für alle Gattungen bestehen, ohne den andern Abbruch zu thun. Wahrscheinlich werden von nun an allerley Opern und Operetten dort aufgeführt werden können, welches um so nöthiger ist, da sich jährlich die Zahl der jungen Tonkünstler vergrößert, und diese mehr als ein Theater haben müssen, um ihre Produkte aufführen zu lassen. Dennoch wird das Odeon viele Mühe haben künftighin zu bestehen. Das eigentliche schaulustige Publikum bewohnt das rechte Ufer der Seine, dort ist der Hauptsitz der Schauspiele, dort zieht auch vom linken Ufer die Menge hin, und läßt ihr eigenes Schauspielhaus leer stehen. Zwar befinden sich in demselben Stadtreviere, in welchem das Odeontheater steht, die juristische und medicinische Fakultät; die Gegend ist voll von Studenten, und diese pflegen denn auch einen guten Theil des Parterres auszumachen; allein die Logen bleiben oft unbesezt, und gerade auf die Logen muß die Direktion am meisten rechnen. Daher will es mit dem Odeon nimmer recht fort. Seit wenigen Jahren sind drey Direktoren auf einander gefolgt, die beyden ersten haben sich noch so ziemlich gut aus der Sache gezogen; allein bey dem lezten ist endlich alles gefallen. Direktor und Schauspieler schreiben nun gegen einander in den Tagesblättern; ersterer versichert, er komme mit fünfzigtausend Franken zu kurz, die er aus eigenen Mitteln hineingesteckt habe; die Schauspieler beschuldigen ihn dagegen, daß er nicht allein ihnen den Gehalt seit langer Zeit vorenthalte, sondern nicht einmal das Geld ausbezahlt habe, das sie in der Kasse gelassen hätten zur Befriedigung ihrer Gläubiger. Unterdessen stecken eine Menge Familien im Elende, und wie sehr würde sich nicht ihre Lage verschlimmern, wenn das Stocken des Theaters noch lange dauern sollte! Es heißt jedoch, es sey bereits ein anderer Direktor ernannt, das Theater werde bald wieder geöffnet werden, man wolle sämmtliche Rückstände bezahlen, die Regierung gebe eine beträchtliche Summe zur Unterstützung des Theaters her, u. s. w. Freylich wird in Paris einer Theaternoth gewöhnlich weit eher abgeholfen als irgend einer andern; so wäre es denn auch leicht möglich, daß das Odeon ehestens wieder in Gang käme. Leider ist noch ein anderes großes Theater, die komische Oper, in Stocken gerathen, das heißt stark verschuldet. Wie dieses zugegangen, läßt sich aber nicht wohl einsehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 21. August 1828.

Da wird nicht mehr nachgefragt!
Wein ist ernstlich untersagt.
Soll denn doch getrunken seyn,
Trinke nur vom besten Wein.
Doppelt wärest du ein Ketzer
In Verdammniß um den Kräyer.

Westöstlicher Divan.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung von Nro. 181.)

Als wir bey dem ersten Vezier des Schachs von England zu Mittag speisten, traten wir in ein großes Zimmer, in dessen Mitte eine Tafel stand, die auf eine noch sonderbarere Art geschmückt war, als irgend eine, die wir bis jezt gesehen. Um diese Tafel sezten wir uns herum, doch nicht ohne manche Schwierigkeiten, welche durch die Etikette verursacht wurden. Ich muß gestehen, unsere Bärte ausgenommen, die gegen alle die glatten Kinne abstachen, war der Anblick bezaubernd. Freylich ging es viel geräuschvoller her als bey unsern Mahlzeiten; denn die unaufhörliche Bewegung der Diener mit knarrenden Schuhen, das Geklapper der Teller, das Klingen der Gläser, das Schneiden und Zerlegen mit scharfen Instrumenten, und besonders das allgemeine Gespräch der Versammlung brachte ein Getöse hervor, das uns sehr ungewöhnlich schien und das man in Persien für höchst unanständig gehalten haben würde *). Aber es war ein blendender Anblick, es fehlte nur an einem Hafiz, um die Vortrefflichkeit unseres Weines zu besingen, von der selbst unser heiliger Prophet keine Vorstellung gehabt haben kann, und das Fest war wirklich vollkommen. Woraus die zahlreichen Schüsseln bestanden, gab ich mir nicht die Mühe zu erforschen, und ohne mich bey Fragen aufzuhalten wie, ob der Hammel gehörig geblutet habe, oder das Geflügel den rechten Tod gestorben sey, aß ich, was mir in den Wurf kam. Ich machte freylich eine oder zwey Pausen bey einer neuen Art Fleisch, welches, wie ich dachte, vielleicht von dem unreinen Thiere seyn mochte; allein ich dachte: „in Allahs Namen! wozu soll ich mich um Verunreinigungen bekümmern, da wir nun, seit wir unter den Ungläubigen leben, beständig darin geschwommen haben?“ und so aß ich von Allem, was mir angeboten wurde. Wäre Mohamed Beg bey uns gewesen, er hätte während der ganzen Mahlzeit über seine Schultern geblasen. Der Gesandte schien sich so gut zu Hause zu fühlen, als der versuchteste Esser unter den Engländern. Er bediente sich der Löffel, Messer, Klauen und Zangen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Ich muß gestehen, ich war nicht ganz so glücklich, denn ich machte, von der Macht der Gewohnheit hingerissen, zwey oder drey Mißgriffe, die augenscheinlich eine ungünstige Wirkung auf meine Umgebungen hervorbrachten. Ich nahm von dem Brode meines Nachbars, welches hier für unschicklich, also für das Gegentheil als in Persien gilt. Ich trank aus seinem Glase, und einmal bot ich ihm einen Bissen aus einer Schüssel vor mir mit den Fingern an, worauf er zurückfuhr, als hätte ich ihm Gift gezeigt. Obgleich wir nicht mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden, sondern ganz gemächlich auf Stühlen mit

*) Die persischen Diener, welche bey Tische aufwarten, werden fast niemals gehört. Sie gehen ohne Schuhe, und da es keine Tellern, Messer und Gabeln zu wechseln gibt, so ist das Geräusch gegen das bey unsern Mahlzeiten herrschende unbedeutend.

herunterhängenden Beinen saßen, so brachte mich doch die Länge der Mahlzeit fast um. Endlich entstand eine allgemeine Bewegung, allein zu meinem größten Erstaunen gingen die Weiber allein weg. Dieß war von Allem, was ich bis jezt gesehen, die größte Annäherung an unsere Gewohnheiten, und ich fragte meinen Nachbar, woher dieser Unterschied komme und warum die Frauen allein weggingen. Er schien um die Antwort verlegen. „Ist es so in Euren Gesetzen bestimmt," sagte ich, „oder von Eurem Könige befohlen?" Er konnte immer noch keine Erklärung finden, und ich schloß, daß dieß eine von dem Islam entlehnte Gewohnheit seyn möchte. Mein Nachbar gab zu verstehen, die Abwesenheit der Frauen gebe den Männern größere Freyheit zu sprechen und Wein zu trinken. „Wohl denn," sagte ich, „Ihr müßt jene Regel des Morgenlandes angenommen haben, welche sagt: „erst essen und dann reden;" allein wenn Trinken Euer Zweck ist, so ist das nicht die Art, wie Ihr Euch benehmen müßt. Macht es wie wir in Persien, steht des Morgens früh auf, geht in den Garten, sezt Euch neben einen rieselnden Bach, schmückt Euer Haupt mit Blumen, laßt Sänger und Nachtigallen kommen, trinkt, bis Euch die Sinne vergehen, wartet bis sie wiederkehren, trinkt dann wieder und denkt nicht an die Zeit, laßt Tag und Nacht gleich seyn, bis Ihr Euch so völlig in Wein ertränkt habt, daß es Zeit ist auszurufen: Genug! Genug!"

Ob mein Nachbar meinen Versuch, mich auf Englisch auszudrücken, verstand, weiß ich nicht, allein er blickte mich mit großem Erstaunen an.

Endlich war das Mittagessen vorüber und wir verfügten uns mit ungewaschenen Händen in das Gesellschaftszimmer, wo wir die Gemahlin des Veziers und ihre Khanums zu unserm Empfange bereit fanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Glückseligkeitsinsel.

(Fortsetzung.)

Das zweyte Abenteuer führt uns in die Zauberwelt jener glückseligen Insel ein, deren jungfräuliche Königin, Felicia, in ewiger Jugendschönheit hier alle Genien heiterer Freude um sich vereint. Wir finden ihre Lieblingsgespielinnen beym ersten Morgenschein um den Jugendquell versammelt, dem sie alltäglich, nicht minder als ihre Herrin, frischen Lebensthau entschöpfen.

Sehr glücklich gestaltete der Dichter in diesen sieben holdseligen Wesen die Begriffe der verschiedenen Künste, welche, zum höheren Schmucke des Daseyns bestimmt, hier in ursprünglicher Reine und Freyheit, der irdischen Beschränkung fremd, vereint das Schöne bilden, wie die verschiedenen Farben des Regenbogens das Licht. Der Hymnus an die Jugendquelle, der, dem Strome vergleichbar, in den sich liebliche Bäche ergießen, wachsend anschwillt, trägt so sehr des Dichters Gepräge, daß ich dem Reize nicht widerstand, es hier mitzutheilen, obschon eben dieß Gedicht, sowohl durch seine philosophische Bedeutung, als den Reichthum poetischer Bilder, zu den schwersten Aufgaben für den Uebersetzer gehören dürfte. Die Namen der einzelnen Nymphen bedürfen wohl für den Kundigen keines Kommentars.

Hymnus,

an der Quelle der Jugend von Felicia's Jungfrauen gesprochen.

Laura.

Heilige Quelle, nach der wir verlangen,
Lied und Gesundheit entsprudelt nur dir;
Schon ist das nächtliche Schweigen vergangen,
Länger nicht träumet mehr Psyche gefangen;
Schon naht die Sonn' und die Klänge mit ihr.
Kräuselnd geweckt von des Morgens Erquickung,
Lösch' unsern Durst mit belebender Fluth!
Nektar der Klarheit, der Lust und Entzückung,
Tränk' unsre Sinne, durchström' unser Blut!

Cäcilia.

Ach, doch dem Lichte zu nahe sich wagen
Sieht die Beschwingte man oftmals bedroht,
Hört, zum verzehrenden Feuer getragen,
Bald sie mit bangem Geflüster sich fragen:
Ob in so lockender Flamme nur Tod?
Kühlende Tropfen, dann fallet, o fallet,
Lind auf die Gluth, tief im Busen entbrannt!
Bis jeder Mißlaut des Innern verhallet,
Neu jeder Nerv für das Leben sich spannt.

Ervina.

Ziehn aus der Seele, gleich Lichtern der Nächte,
Schaffende Geister erwachend herauf,
Stärk' ihre Schwingen! unsterbliche Mächte
Weihten dich, Quell, zu dem herrlichen Rechte,
Labsal zu seyn ihrem glänzenden Lauf.
Wölbend ein Abbild des Himmels, erhebe
Kühn der Gedanke den folgsamen Stein,
Daß seine Schöpfung betrachtend, er bebe,
Selig vor Schrecken, so ewig zu seyn.

Niobe.

Und wo von Kühnheit die Kuppel erhoben,
Stelle die Form ihre Bildungen dar,
Daß, gleich der Rank' um die Ulme gewoben,
Wollust, geschmieget an Kraft, sich erhoben,
Ründe zum Körper, so göttlich als wahr.
Herrlicher Quell, zum Genusse gewähre
Stärke, dem schwellenden Maaße vermählt;
Daß man im Marmor das Schicksal verehre,
Doch durch den Namen der Schönheit beseelt.

Lucinda.

Gleich wie die Biene längs blühenden Thalen
Kreuzet nach Honig mit ämsigem Flug:
Rastlos auch schwebet die Seele, zu malen,
Bald hier in Schatten und bald dort in Strahlen
Aller Erscheinung erkennbaren Zug.
Laß vor dem Pinsel die schönsten ersteigend,
Wechseln, wie reizende Willkühr sie weist;

Schimmre, die Farbe der Iris mir zeigend,
Heller, verschönender Trank meinem Geist!

Naidion.

Was spräch' im Bild uns doch, was im Gesange,
Fehlet des Lebens entzündender Blick?
Strahlt in Bewegung nicht, strahlet im Gange,
Schönheit, befreyt aus dem regelnden Zwange,
Siegend ihr lebendes Urbild zurück?
Wie sich auch Lust, nur von Anmuth gezügelt,
Wirble zu lustigen Kreisen im Tanz:
Wogen! zu schwebenden Bildern beflügelt
Heiter den weiten, bezaubernden Kranz.

Theano.

So pflegt ein Tropfen gefangen zu werden
Rings im Demant wohl, durchsichtig und klar,
Als sich in Worten, in Blick und Geberden,
Spiegelt, was Geist ist, im Himmel, auf Erden,
Was in dem Busen lebt ewig und wahr.
Leih' mir, o Quelle, der Bildungen Fülle,
Ist doch veredelnde Täuschung mein Ziel!
Daß ich der Geister Geheimniß enthülle,
Regsam verklärt im bedeutsamen Spiel.

Indessen naht Astolf, von Zephyr getragen, und die Nymphen fliehen erschrocken, da sie Stimmen in der Luft über sich vernehmen, während ein von diesem dem königlichen Jüngling geliehenes Gewand beyde unsichtbar macht.

An der mit Amors Bildsäule geschmückten Jugendquelle von Zephyr herabgelassen, der seiner Liebschaft mit einer jungen Rosennymphe nachgeht, begrüßt Astolf mit ahnungsvoller Sehnsucht die ihn umgebende Natur mit folgenden Worten; unsichtbare Stimmen rufen ihm hinwiederum ihr Willkommen zu:

Astolf.

Nimm denn mich freundlich
In deinen Schooß auf,
Gönne mir Freystatt
Himmlische Welt!
Leuchtender Azur,
Spiegelnde Fluthen,
Glühende Blumen,
Plaudernde Quellen,
Säuselnde Haine,
Seelige Vögel,
Nehmet ihr alle denn freundlich mich auf!

Stimmen von mehreren Seiten.

Sey uns willkommen,
Sehnender Erdensohn!
Klagender Fremdling,
Ruhe nun hier!
Wie in der Kindheit
Als du uns träumtest,
Da noch der Mutter
Schooß war dein Thron,
Wollen wir strahlen,
Wollen wir spielen,
Wollen wir kosen,
Wollen wir singen
Wieder und wieder vertraulich mit dir.

Manches so wohl Erfundene als dichterisch reizend Ausgeführte, in Beziehung auf Astolfs Ankunft in dieser ihm neuen Welt, muß übergangen werden, um uns zu Felicien selbst und ihrer Zusammenkunft mit diesem zu führen, welcher, vermöge seines Zaubermantels unsichtbar, sich im Blumenkorbe verbergend, welchen Spinnrose, Zephyrs Geliebte, bringt, darin zu dem Pallast emporgezogen wird, und, nachdem er Feliciens Gespielinnen durch unwillkührliche Aeußerungen seiner Gegenwart verwirrt hat, endlich vor dieser selbst in dem Augenblick erscheint, als ihn sein Eifer fortreißt, sich als Führer der Salamanderschaar anzubieten, welche diese der klagenden Fee Peribanou gegen die das Feenreich bekriegenden Diven zur Hülfe verheißt. Zephyrs Nebelkappe entfällt bey der raschen Bewegung seinen Schultern, und Felicia, bisher in heiterer Jungfräulichkeit nur von ihren Nymphen umgeben, glaubt in Astolf den Vogel Phönix zu erkennen, wie er sich ihr im Traum gezeigt und in klangvollen Versen sein wunderbares Wesen offenbart hat.

Die an Erfahrung reichere Fee, Peribanou, belächelt diesen unschuldigen Irrthum, worauf dem, von so viel überraschenden Eindrücken überwältigten Astolf alsobald die Nymphe Laura einen Becher Wein, mit wenigen Tropfen Wassers vom Jugendquell gemischt, darreicht. Indem Felicie den Pokal aus Topas ihm selbst kredenzt, fordert sie den Jüngling zum Schwur auf, so lange, als sie es wünsche, bey ihr zu verweilen.

Astolf leistet den verlangten Eid mit folgenden Worten:

O, eines ew'gen Sommermorgens Aussicht
Malst, Königin, du meiner trunknen Hoffnung!
Ja, bey dir weilen will ich, bis die Zeit,
Ein runzelvoller Greis mit Silberlocken,
So müd wird im vergeblichen Bemühen
Mich auszuspähn, daß er vor Mattigkeit
Den kalten Odem aushaucht.
Es vernehme
Denn deine heil'ge Sternenmutter dort,
Und sende rächend ihre dienstbar'n Geister,
Dafern ich je ihn breche, meinen Eid.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 2. August.

Am 31sten Juli ist das Ignatiusfest wo möglich noch unter größerem Zudrange von Vornehmen und Geringen gefeyert worden, als die vorigen Jahre. Dem Phönix gleich, steigt der Jesuitenorden aus seiner eignen Asche hervor und entfaltet ein thätigeres Leben als vor seiner Auflösung. Bleiben wir bey dem stehen, was hier begegnet; während sämmtliche Welt- und Klostergeistliche den Jesuiten ewige Feindschaft geschworen zu haben scheinen, während sie jede Gemeinschaft mit ihnen bis zu dem Grade meiden, daß, zum Beyspiele, bey gelehrten Unternehmungen, die Mitglieder der übrigen Orden dem Unternehmer ihre Theilnahme nur unter der ausdrücklichen Be-

bingung, daß kein Jesuit zugelassen werde, versprechen, hängen ihnen alle Weltleute, dieß Wort im doppelten Sinne genommen, an. Ein hiesiger wohlhabender Bürger, durch Reisen im Auslande gebildet, aber immer noch ein guter Katholik, hatte seinem hoffnungsvollen Sohne eine gute, für Rom sogar glänzende, gelehrte Erziehung geben lassen, und ihn für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmt. Kaum sechszehn Jahre alt, und bis dahin ein Muster von guter Aufführung, Fleiß und Folgsamkeit gegen seine Eltern, beginnt der Jüngling plötzlich von den Mühseligkeiten der bürgerlichen Verhältnisse zu reden und dabey nicht selten das abgeschiedene Leben der Klostergeistlichen mit einer Art von Begeisterung zu rühmen. Kurz darauf kömmt er eines Mittags nicht zu Hause; die Eltern sind seinetwegen in Angst. Gegen Abend erscheint ein Bote mit einem Briefe vom Sohne; er schreibt, er habe dem Drange, sein Leben Gott und der geistlichen Beschauung zu widmen, nicht widerstehen können, und sey als Novize in ein Kapuzinerkloster getreten. Der Vater, im Sinne der römischen Nation erzogen, gab sich bald zufrieden, und bedauerte nur zweyerley, einmal das für den Sohn aufgewandte Geld, und dann, daß dieser nicht zu den Jesuiten gegangen sey, „das seyen doch, meynte er, gescheidte Leute.“ Zu Anfang dieses Jahres haben zwey Söhne aus zwey der vornehmsten hiesigen Familien, der zweyte Sohn des Prinzen Altieri, Senators von Rom, und der älteste Sohn des Prinzen Patrizi, bey den Jesuiten Profeß gethan. Als vor einigen Monaten der Prinz Altieri seinen Geburtstag feyerte, ließ er den General ersuchen, seinem Sohne zu gestatten, daß er an diesem Tag bey ihm speisen dürfe. Die Bitte ward aber abgeschlagen, doch erhielt der junge Prinz die Erlaubniß, gegen die Dessertzeit auf eine Viertelstunde, versteht sich unter Geleit eines älteren Jesuiten, hinzugehen, aber durchaus nichts zu essen oder zu trinken. Einige Tage nachher las der junge Prinz Messe, die Eltern wohnten derselben bey und küßten ihrem Sohne am Altare die Hand. Das Noviziat bey den Jesuiten ist strenger als bey den übrigen Orden, die Trappisten etwa ausgenommen. Die Dauer desselben ist aber nicht bestimmt; es gibt Fälle, wo es, um die Individualität des Subjekts bis auf den innersten Grund kennen zu lernen, bis auf zehn Jahre ausgedehnt wird. Während dieser Zeit muß sich der Novize den härtesten Arbeiten unterziehen, in der Nacht aufs Betteln gehen, am Tage Garten- und Küchenarbeit verrichten, sich ohnedem jeden Augenblick aus dem Schlafe aufwecken lassen, und nicht selten seine Mahlzeit mit Hunden und Katzen aus einem und ebendemselben Gefäße nehmen. Zeigen sie die mindeste Verdrossenheit, so werden sie oft wochenlang, und stets bey Wasser und Brod, eingesperrt. Dieselbe Strafe erleiden sie für jedes unbedachtsame oder nach der Regel des Ordens verpönte Wort, welches ihnen, während sie sich allein glauben, aber dennoch von Horchern umgeben sind, entwischt. Ohne diese Strenge würde halb Rom zu den Jesuiten gehen. Mir allein sind sechs Jünglinge bekannt, die noch vor Ende des ersten Jahres zu ihren Eltern zurückgekehrt sind, sich verheirathet haben, und jezt ein nützliches bürgerliches Geschäft treiben. Diese Strenge wird durchaus gegen Niemanden gemildert. Uebrigens wird aufgenommen, wer will, und hernach auch zum Profeß zugelassen, wenn er die Novizenzeit überstanden hat.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die komische Oper liegt in dem bevölkertsten Stadtreviere, und hat fast beständig großen Zuspruch. Boyeldieu's Operetten müssen ihr ungeheure Geldsummen eingebracht haben, wie kann sie also nothleiden? Das öffentliche Gerücht und die Zeitungen beschuldigen den königl. Intendanten, Herzog von Aumont, und den Theaterdirektor Pixerecourt, daß sie durch ungeschickte und ungetreue Leitung das Theater in Schulden gestürzt haben. Bekanntlich war schon vor einem Jahre eine solche Verwirrung bey dem Theater, daß die Regierung endlich eingreifen mußte, und Pixerecourt durch einen andern Direktor ersezte. Man hoffte bey dieser Gelegenheit auch den Herzog von Aumont loszuwerden, der gewiß noch mehr verschuldet hatte als der Direktor; allein der Hr. Intendant benuzte sein Ansehen bey Hofe dazu, um sich fest im Sattel zu halten, und die Verwaltung des Theaters und seines Geldes nicht aus den Händen zu verlieren. So gerieth denn das Theater, ungeachtet der bessern Leitung eines neuen Direktors, immer tiefer in Schulden, bis zulezt wieder ein Eingreifen der Regierung nöthig wurde. Die Familie von Aumont spielt in gegenwärtiger Zeit eben keine ehrenvolle Rolle; während der Herzog von den Zeitungen und von den Schauspielern beschuldigt wird, die Theatereinkünfte verschleudert zu haben, führt die von ihm geschiedene Frau ärgerliche Prozesse. Die Herzogin stack nämlich vor einiger Zeit dergestalt in Schulden, daß die Gläubiger sich schon anschickten, Beschlag auf all ihr Haab und Gut zu legen, und sie nackt und dürftig aus ihrer Wohnung zu treiben. Während sie in dieser kritischen Lage war, erschien wie ein Schuzengel die Frau des Gerichtsdieners, welcher Beschlag auf ihre Haabe legen sollte, und versprach sie zu retten. Obschon sie nur die Frau eines Huissier war und die Herzogin von Aumont eine Hochadelige, so entstand doch bald eine innige Freundschaft zwischen beyden; die Gerichtsdienerin bezahlte die dringendsten Schulden der Herzogin, besänftigte die andern Gläubiger, und so bekam die Herzogin vor der Hand Ruhe. Allein die Frau Gerichtsdienerin mußte doch auch befriedigt werden, denn eine Herzogin konnte nicht verlangen, daß man ihre Schulden zahle, ohne etwas dafür zu verlangen, so liebenswürdig die Frau Herzogin auch sonst seyn mag; in welchem Welttheile findet man solche verbindliche Leute, die in der höchsten Noth uns erscheinen, uns aus der Verlegenheit helfen, und dann wieder verschwinden, ohne unsern Dank abzuwarten? Also mußte die Herzogin von Aumont auch auf Mittel sinnen, den unerwartet erschienenen Hülfsengel zu befriedigen. Leider war aber kein Geld da, und weil sie von ihrem Manne geschieden war, konnte sie auch keins bekommen ohne einen gerichtlichen Spruch, welcher ihr erlaubte, 50,000 Franken aufzunehmen, vermuthlich auf künftige Erbschaften oder auf sonstige Gelder, die ihr einmal zufallen müßten. Die 50,000 Franken wurden also aufgenommen und der Frau Gerichtsdienerin verschrieben. Wie nun manche Freundschaft bey Geldangelegenheiten zu Ende geht, so geschah es auch dießmal, daß die Herzogin mit ihrer Freundin, der Gerichtsdienerin, zerfiel, gerade als das Schuldverschreiben zu Ende ging. Der Schuzengel wurde nun der Wucherey beschuldigt und vor Gericht verklagt. Undank ist der Welt Lohn. So wurde denn Prozeß geführt zwischen den beyden Damen, die Justiz hat jedoch der Gerichtsdienerin Recht gegeben, woraus freylich noch nicht folgt, daß ihre Absichten lauter waren, sondern blos, daß die Frau Herzogin zahlen muß. Während nun diese mit ihren Gläubigern zu thun hat, streitet der Herzog mit denjenigen des Feydeautheaters und mit den Schauspielern, und will seine Intendantur nicht fahren lassen, obschon man ihm von allen Seiten zuruft, er richte das Theater zu Grunde. Dieß will er aber nicht glauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 202.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freytag, 22. August 1828.

„Fern auf der Spitze eines Riffes
Fand man die Trümmer eines Schiffes;
Dorthin, ihr Segler, nehmt den Lauf!“
Die Schiffe sahen Frankreich wieder;
Der Hoffnung Flaggen sanken nieder,
Die Trauerflagge pflanzt' man auf.

Alex. Dumas.

Kurze Geschichte der zu Auffindung La Pérouses gemachten Versuche.

Es sind nunmehr vierzig Jahre, seit La Pérouse auf seiner Entdeckungsreise in den Gewässern der Südsee mit seinem Schiffsvolke spurlos verschwunden ist. Der Eindruck, den dieser Unfall machte, war so groß, daß selbst die bald nachher ausbrechende Revolution das Interesse, das man an dem Schicksal der Unglücklichen nahm, kaum zu schwächen vermochte. Die Neugierde, was aus ihnen geworden, wurde überdieß fortwährend dadurch gereizt, daß man bald da, bald dort ihre Spuren gefunden haben wollte. Jezt, da Pérouse mit dem größten Theile seiner Gefährten das gewöhnliche Lebensziel des Menschen längst überschritten hätte, theilen wir eine Uebersicht über die Versuche zu seiner Auffindung und ihre Resultate mit.

La Pérouses lezter Brief an den Seeminister war von Botany-Bay den 7ten Februar 1788 datirt; er wollte bis zu den Freundschaftsinseln hinaufsegeln, zwischen Neuguinea und Neuholland durchgehen, den Meerbusen von Carpentaria und die Westküste von Neuholland bis Diemensland untersuchen, und sich dann nach Isle de France begeben, wo er zu Anfang Decembers desselben Jahrs anzulangen gedachte. Er segelte wirklich von Botany-Bay ab, und seitdem hat man nie wieder etwas von ihm gehört. Man vermuthet, er sey zwischen der Küste von Neuholland und den Freundschaftsinseln umgekommen. In diese Gewässer wurde daher Entrecasteaux gesandt mit dem Befehl, den von Pérouse in seinem lezten Brief angegebenen Weg zu verfolgen; dieß that er so viel möglich, aber seine Bemühungen waren bekanntlich fruchtlos. Die Freundschaftsinsulaner wußten von Pérouse's Reise gar nichts; auf den übrigen Inseln, so wie an den Küsten, welche er hatte besuchen wollen, fand man nirgends eine Spur, daß die Franzosen dagewesen. Entrecasteaux nahte sich den Küsten mit Kühnheit und hielt sich, so oft es die Witterung erlaubte, so nahe an's Land, daß ihm kein Signal der Schiffbrüchigen hätte entgehen können. Die Engländer, welche es in Schifffahrtsangelegenheiten genauer nehmen, werfen ihm indessen vor, er habe sich zuviel mit nautischen Beobachtungen abgegeben, sich zu sehr vor den Menschenfressern gefürchtet, und versäumt, die Inselgruppe in Nord und West von Neucaledonien zu besuchen, auch die neuen Hebriden und großen Cycladen, zu denen Malicolo und Paui gehören, zu flüchtig untersucht. — Der schlechte Erfolg dieser Expedition schlug indessen Europas, durch Gerüchte und Mährchen in Spannung gehaltene Hoffnung nicht nieder. Aber erst im Jahr 1825 schien man wirklich auf eine sichere Spur zu kommen. Der Moniteur vom 8ten September 1825 meldete, ein englischer Wallfischfänger habe zwischen Neucaledonien und Neuguinea eine von unzähligen Klippen umgebene Insel entdeckt; ein Häuptling der Eingebornen habe ein Ludwigskreuz im Ohre getragen, bey andern habe man Degen mit dem Zeichen Paris gefunden; auch seyen Münzen von Ludwig XVI. bey ihnen gesehen worden. Ein etwa fünfzigjähriger Häupt-

ling erzählte, in seiner Jugend habe ein großes Fahrzeug auf einem Korallenriff an der Insel Schiffbruch gelitten, und die See habe ein Paar Kisten mit dem Ludwigskreuz und vielen andern Gegenständen an den Strand geworfen. — Auf seiner Reise um die Welt hatte der englische Admiral Mandy verschiedene Münzen von derselben Art gesehen, wie sie Pérouse unter den Eingebornen von Kalifornien ausgetheilt hatte. Das Kreuz konnte von einem andern verunglückten Schiffe herrühren, aber von größerer Wichtigkeit wäre es gewesen, wenn man die Münzen von Ludwig XVI. nach Frankreich geschickt hätte; sind sie wirklich aus dem angegebenen Zeitraum, so wäre dieß ein Grund mehr zu Bestärkung der Vermuthung, das zwischen Neucaledonien und Neuguinea verunglückte Schiff sey La Pérouses Schiff.

Im Jahr 1827 belebte der englische Kapitän Dillon die Hoffnung, endlich etwas Gewisses zu erfahren, aufs Neue. Nach seinem umständlichen Bericht fand man auf Malicolo, einer zum Heiligengeistarchipel gehörigen Insel, ein Degenstichblatt, das, wie man glaubt, dem französischen Befehlshaber gehört hatte. Ja die Eingebornen, unter denen ein alter Matrose, ein geborner Preuße, lebte, erinnerten sich noch an Pérouses Schiffbruch. Diese Nachrichten machten in Indien, wohin Dillon sie brachte, Aufsehen, und die Engländer in Kalkutta, die Franzosen in Pondichery gaben sich Mühe, darüber in's Reine zu kommen; man nahm die verschiedenen Aussagen zu Protokoll, man schickte Agenten nach Malicolo; man brachte daselbst Silber- und Kupferstücke mit Lilien, die Verzierung eines Schiffshintertheils gleichfalls mit einer vergoldeten Lilie, eine Glocke mit französischer Schrift u. dgl. m. zusammen. Aus dem Bericht der Agenten ergäbe sich folgendes: Pérouse scheiterte Nachts an einem Riff bey Malicolo unter dem 11° 4′ Breite und 167° östlicher Länge; das eine Schiff der Ausrüstung schlug unter Segel um, nachdem es an einer Klippe gescheitert, und Alles an Bord wurde von den Wellen verschlungen; das andere Fahrzeug scheiterte gleichfalls, aber mehreren von der Bemannung gelang es, sich zu retten, theils in einem Boot, theils auf Schiffstrümmern; sie landeten auf Paui; einige wurden von den wilden Insulanern niedergemacht, denjenigen, die am Leben blieben, gelang es, sich ein kleines Fahrzeug zu bauen, mit dem sie unter Segel gingen, ohne Zweifel um eine europäische Niederlassung im stillen Meere aufzusuchen. Dieß geschah, wie man behauptet, etwa fünf Monate nach dem Schiffbruch. Nur zwey Matrosen blieben auf Malicolo; der eine schiffte sich später auf einem Kahn ein, man weiß nicht, was aus ihm geworden ist, der andere ist vor vier Jahren gestorben.

Man hat gegen diesen Bericht den Einwurf gemacht, es sey sonderbar, daß die Schiffbrüchigen auf Malicolo verschwunden seyn sollen, ohne Nachricht von sich zu geben; seyen sie wirklich in See gestochen, so hätten sie leicht irgend einen bekannten Hafen erreichen können; den beyden auf Malicolo zurückgebliebenen Matrosen wäre es nicht schwer gewesen, sich mit europäischen Niederlassungen in Verbindung zu setzen, da ja die Wilden auf einer See, wo die Luft heiter, die Witterung gewöhnlich gut ist, leicht von einem Archipel zum andern segeln; die Schiffbrüchigen hätten ohne Anstand in Port-Jakson von ihrem Unfall Nachricht geben und über diesen Hafen Briefe nach Europa senden können. Sie wollten sich aber Allem nach lieber selbst in dem kleinen Schiffe, das sie sich eilig erbauten, auf den Weg machen. Die beyden auf der Insel gebliebenen Matrosen können wohl so sorglos gewesen seyn, daß sie sich gar keine Mühe geben mochten, mit ihrem Vaterlande wieder in Verbindung zu kommen. Findet man ja in allen Weltgegenden europäische Matrosen, die unter den Wilden leben und sich nichts um ihr Vaterland kümmern.

Kapitän Dillons und der Agenten Nachrichten machen also La Pérouses und seiner Gefährten trauriges Loos wahrscheinlich, doch nicht durchaus gewiß. Es kann ja ein anderes französisches Fahrzeug bey Malicolo verunglückt seyn. Gewiß ist nur, daß sie und die Schätze, welche sie gesammelt, für Frankreich und die Welt verloren sind. Schon Tausende hat der Ocean verschlungen, aber kein Schiffbrüchiger hat mehr die Welt beschäftigt als La Pérouse; gerade das spurlose Verschwinden spricht, obgleich an sich durchaus nicht wunderbar, mächtig die Einbildungskraft an, und wenn einst mit der Zeit jene weiten Gewässer genauer durchforscht sind, können noch für unsere späten Enkel unbedeutende Trümmer von den Schiffen Astrolabe und Boussole Gegenstände des Interesses und der Rührung werden.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Wir waren nicht lange bey den Damen gewesen, als die Gemahlin des Veziers, die sich durch ihr angenehmes Wesen völlig in Besitz von des Gesandten Bart gesezt hatte, ihn einlud, ihr an einen allgemeinen Belustigungsort zu folgen, wo sie, wie wir hörten, eine Art von Königin vorstellte, und der, wie wir aus des Mehmandars Erklärung schlossen, ein Versammlungsort aller vornehmen Mirzas, Khans und Begs der englischen Nation mit ihren Weibern und Töchtern war. Man nannte diesen Ort Almacks.

Der Gesandte that auf die gutmüthigste Weise, was man von ihm verlangte, und obgleich wir beyde vor Müdigkeit fast erlagen, schlossen wir uns doch an das Ge-

folge der Gemahlin des Vezirs an, der selbst sammt den meisten seiner Gäste mit uns ging.

Wer würde mir Glauben beymessen, wollte ich getreulich Alles beschreiben, wovon ich in dieser glücklichen Nacht Zeuge war? Würde man mir glauben, wenn ich erzählen wollte, daß ich mehr Diamanten, Rubinen, Smaragden und Juwelen aller Art in diesen Zimmern sah, als der Schach von Iran, oder selbst der Vater des großen Moguls jemals besessen? daß ich mehr Weiber auf einen Blick sah, als in dem Harem des Schutzes des Weltalls gefunden werden, und mehr Schönheiten in einem kleinen Winkel, als jemals in den weiten Regionen Asiens gesehen wurden? Haut, glänzender als die des Engels Gabriel, Hälse, welche die Pfauen beschämten, Augen, die entflammten, und Formen, welche die Derwische, die in den Bergen von Chebeldir leben, hinreißen würden? „Bah! bah! bah!“ sagte ich zu m.* selbst, „was ist Persien, seine Bärte und Schaffelle, und langen Schleyer und verhüllte Weiber, und was ist England, seine Reichthümer, seine anbetungswürdigen Frauen und die Quellen des Genusses und der Geselligkeit, die es seinen Kindern öffnet!“ Dieß war mein erster Eindruck, und ich glaube, er stand mir auf dem Gesichte geschrieben, da mich bald hernach ein Mann von gefälligem Anstand in unserer Sprache anredete und mich fragte, was ich von der Scene vor mir halte. Ich mochte ihn nicht glauben lassen, wir seyen Türken *), die nichts von der Welt gesehen haben, unterdrückte daher mein Erstaunen und antwortete ganz ruhig: „Bad neest, es ist nicht übel.“ Mein neuer Freund, der, wie es schien, in Indien und in den südlichen Theilen von Fars gewesen war, lächelte über meine Antwort und bemerkte: „Ihr werdet zugestehen, daß dieser Anblick angenehmer ist, als wenn die Gesichter der Weiber verschleyert wären, wie sie in Persien sind.“ — „Ja, ja,“ sagte ich; „ich sehe nur einen Fehler, warum gibt es hier eine solche Menge alter Weiber? diese wenigstens sollten verschleyert seyn.“ — „Vielleicht,“ versezte er, „möchte dieß eine Verbesserung seyn; allein in diesem freyen Lande hat Jedermann das Recht, mit seinem Gesicht zu thun, was ihm beliebt.“ Er erbot sich dann mit großer Gefälligkeit, mir manche Dinge zu erklären, von denen er, da er unsere Gewohnheiten kannte, vermuthen mußte, daß sie mir neu seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein Türke bedeutet auf Persisch einen Tölpel, Dummkopf oder bäurischen Menschen.

Mannaregen in Persien.

Der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde in ihrer Sitzung vom 4ten August d. J. eine vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten mitgetheilte Substanz vorgelegt. Diese Substanz fiel zu Anfang dieses Jahrs in einer Art von Mannaregen vom Himmel. Der Boden war in weiter Erstreckung völlig damit bedeckt, an einigen Orten sogar fünf bis sechs Zoll hoch. Den Heerden, vorzüglich den Schaafen behagte diese neue Weide sehr gut, und sie nährten sich reichlich davon; Brod, das man daraus bereitete, war genießbar und nahrhaft. Alles dieß versicherte ein russischer General, der Augenzeuge davon war, den französischen Konsul in Persien. In den vorgelegten Proben dieser Substanz erkannte man eine Flechtenart, die bereits botanisch beschrieben ist. Diese Flechtenart, welche in jenen Ländern außerordentlich häufig seyn muß, ist wahrscheinlich durch den Wind auf die Stellen geführt worden, wo sie sich plötzlich in so ungeheurer Menge vorfand. Im Jahr 1824 hatte man in derselben Gegend von Persien eine ähnliche Erscheinung beobachtet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Schon mehrere Vorschläge sind gemacht worden, um dem Odeontheater wieder aufzuhelfen, die Regierung soll sich sogar erboten haben die Schulden zu bezahlen, unter der Bedingung künftighin solle keine Verpflichtung mehr auf der Regierung haften, und das Theater der Leitung von Privatunternehmern übergeben werden. Auch war schon ein Bankierhaus bereit, die nöthigen Gelder zur Leitung der Theaterfinanzen vorzuschießen, bis jezt soll aber jeder Vorschlag an dem Eigenwillen des vornehmen Hrn. Intendanten gescheitert seyn. Da dieser aber ohne Geld keine Intendantur fortsetzen kann, und die Schauspieler seiner Eigenmacht ziemlich müde sind, so wird er wahrscheinlich bald den Kommandostab niederlegen müssen, der, wie es scheint, außerordentlichen Reiz für den Herzog hat, obschon er ihn nicht zu führen versteht. — Die schönen Tage der italienischen Oper sind vorüber. Die Malibran-Garcia hat ihre Vorstellungen geendigt, und zwar mit einem solchen Beyfalle, daß sie nach Beendigung ihrer lezten Vorstellung beynahe auf der Bühne gekrönt worden wäre. Es ist sonderbar, daß man eine so vortreffliche Sängerin, welche von einem großen Theile des Publikums weit über die Sontag gesezt wird, nicht auf lange Zeit zu behalten gesucht hat; vermuthlich will man der italienischen Sitte treu bleiben, gemäß welcher die Sänger immer nur für eine Jahrszeit bedungen werden. Zwar hat sich eine Adelina Catalani eingestellt, um die Lücke, welche durch den Abgang der vortrefflichen Prima Donna entstanden, auszufüllen; allein man kann Catalani heißen, ohne eben zu singen wie die Angelica; ihres Namens ungeachtet, fand die Adelina nur mittelmäßigen Beyfall, und sie hat es bey dem ersten Versuche bewenden lassen. Bis zur Rückkehr der Dem. Sontag aus London sucht man nun die Dilettanti mit einigen Neuigkeiten zu vertrösten; so gab man neulich ein kleines Stück: „La casa nel bosco,“ Musik von

einem jungen Schweizer Tonkünstler, Niedermeyer, dessen Name in der dramatischen Tonkunst noch ganz unbekannt war. Man hatte das Stück als etwas Unbedeutendes vorbereitet, und als solches wurde es auch vom Publikum aufgenommen. Bleibt die Sontag noch eine Weile aus, so wird man zu etwas Kräftigerem seine Zuflucht nehmen müssen, um die Musikliebhaber vom Theater nicht abzugewöhnen. Ein besonderer Umstand ist es, daß die italienische Oper in Paris und die Londner sich jezt unter der Leitung desselben Direktors, des Hrn. Laurent, befinden. Vor zehn oder zwölf Jahren würde so etwas kaum möglich gewesen seyn, jezt aber ist die Verbindung zwischen Paris und London so enge, und der Verkehr so häufig zwischen den beyden Hauptstädten, daß Jemand ganz bequem diesseits und jenseits des Pas-de-Calais ein und dasselbe Unternehmen besorgen kann. Daher wird es ihm auch leicht, englische Schauspieler nach Paris zu ziehen und französische nach London zu schicken; denn auch dieses gehört mit zu seiner beyderseitigen Direktion. Paris hat fast alle ausgezeichneten Londner Schauspieler auftreten sehen: **Kean, Kemble, Macready, Terry.** Leztere hat von allen den meisten Beyfall eingeerndtet; man schäzt ihn höher in Paris als Kemble, so wie man hier die Miß Smithson als eine überaus vortreffliche Schauspielerin im tragischen Fache anerkannt hat, wiewohl die Engländer sie gering schäzen und von ihrem Rufe nichts wissen wollen; Macready ist zweymal hier gewesen, und jedes Mal nicht allein in Shakespeareschen Stücken, sondern auch in andern Trauerspielen aufgetreten. Im „Virginius“ spielte er meisterhaft; auch in Knowles sonderbarem „Wilhelm Tell“ hatte er einige vortreffliche Inspirationen, besonders in dem Auftritte mit dem Schießen nach dem Apfel. Als Hamlet schien er Kemble nachzustehen, der weit besser das Melancholische und die beißende Ironie dieses Charakters auszudrücken verstand. Aber im „Othello,“ den er zulezt gab, bezauberte er dergestalt Engländer und Franzosen, daß man beschloß, ihm, wie der vortrefflichen Malibran-Garcia, einen Triumph zum Abschiede zu veranstalten. Nach dem Trauerspiele ward er wieder hervorgerufen, um die Gunstbezeugungen der Zuschauer zu empfangen.

(Die Fortsezung folgt.)

Rom, 2. August.

(Beschluß.)

Man will versichern, der Orden schicke Niemanden zurück, sondern begnüge sich, das Subjekt, in welchem sich durchaus keine Brauchbarkeit entdecken lasse, durch übertriebene Strenge so zu quälen, daß er von selbst gehen müsse. Auch das Leben der Professen ist bey weitem nicht so reizend, als es sich die Weltleute wohl zu denken pflegen. Sie sind zwar den Entbehrungen und den Plackereyen der Novizen nicht mehr ausgesezt, können aber dennoch über keinen Augenblick ihres Lebens nach eigner Willkühr gebieten. Im Kollegium selbst müssen die kanonischen Stunden mit der größten Regelmäßigkeit beobachtet werden; ausgehen darf Niemand, außer in Begleitung eines ältern Mitgliedes, und etwa um einen Spaziergang zu machen, ein Buch zu kaufen, oder sonst einen geistigen Auftrag für den Orden zu verrichten. Den Professen ist streng verboten zu Jemanden ins Haus zu gehen, noch weniger dort zu essen; ja sie dürfen nicht einmal mit Jemanden reden. So kömmt es, daß man nie einen Jesuiten auf der Straße oder in einem Hause verweilen und sprechen sieht, eine Freyheit, welche sich dann und wann sogar die Karthäuser nehmen. Bedenkt man nun, daß der Orden nach keinen geistlichen Ehrenstellen strebt, die weltlichen sind ihm ohnehin unzugänglich; daß keines seiner Mitglieder ein kirchliches Amt annehmen darf, daß die Gesellschaft keinen Pabst, keinen Kardinal, überhaupt keinen einzigen geistlichen Würdenträger unter den ihrigen zählt; daß das Loos jedes einzelnen es mit sich bringt, stets in Abhängigkeit zu leben, keinen Augenblick sein eigner Herr zu seyn, dem Generale blinden Gehorsam zu leisten, und sich, wenn es diesem einfällt, tausend Meilen weit senden zu lassen; wenn man endlich bedenkt, daß jeder einzelne von diesem mühseligen Leben nichts weiter hat als mäßiges Essen und Trinken, so muß man sich billig fragen: wonach streben diese Menschen? Nach einer bloßen Idee, nach der Idee der geistigen Herrschaft. Sey der Orden immer überreich, und gebiete er selbst über Throne, was kommt jedem einzelnen davon zu Nuze? Nichts; er kann nach seinem Tode nicht einmal über die Paar armseligen Schuhe, welche er in seinem Leben getragen, zu Gunsten seiner Familie gebieten. Die andern strengen Orden, welche den weltlichen Zwecken entsagt haben, wie zum Beyspiele die Karthäuser, haben wenigstens das Leben nach dem Tode im Auge, und thun demnach, obgleich auf den zeitlichen Genuß verzichtend, alles zur Erlangung des ewigen Genusses. Nicht so der Jesuit; er thut alles für diese Welt, und doch kann er derselben niemals mit Ruhe genießen. Das dießmalige Ignatiusfest hat sich durch eine besondere Ehre ausgezeichnet, welche der heil. Vater demselben erwiesen hat; er ist schon früh um sechs Uhr in der Jesuitenkirche erschienen, hat eine stille Messe gelesen und sich hernach eine lesen lassen, und endlich vor dem Altare die Bulle zur Seligsprechung eines Jesuiten aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts abgelesen.

Mit dem Juli haben im Mausoleum des August (**Palazzo Correa**, denn von einem Mausoleum weiß das hiesige Volk nichts) die gewöhnlichen Thiergefechte (**Giostre**) und Feuerwerke (**Fuochetti**), die einzigen öffentlichen, nicht theatralischen Vergnügungen, welche hier stattfinden, begonnen. Die Erleuchtung bey den Feuerwerken ist vortrefflich, so daß die Reize der Römerinnen, die hier sämmtlich in der gesuchtesten Toilette erscheinen, ganz bey Lichte beschaut werden können. Man denke sich ein Paar Tausend Weiber, die schönsten auf der Erde, im amphitheatralischen Kreise, unten auf sechs steinernen, über einander laufenden Stufen, oben in zwey Gallerien herumsitzend, mit ihren flammenden Augen das Theater noch heller erleuchtend, als es durch die argandischen Lampen und den Mond geschieht, der in diesen Monaten aus stets heiterem, wolkenlosem Himmel darauf herabscheint. Es ist ein Anblick, der in der That etwas Zauberisches hat. Aber der leidige Rauch ist die Schattenseite dieses sonst wahrhaft reizenden Schauspiels; doch sind die Römer so sehr in diese Feuerwerke verliebt, daß sie, wie ächte Liebhaber, keinen Mackel an dem geliebten Gegenstand sehen und den Rauch nicht riechen. Die Stiergefechte dagegen sind das abgeschmackteste Schauspiel, welches gefunden werden kann. Ein Duzend Ochsen, Kühe, Büffel werden losgelassen, laufen im Kreise herum, und werden von eben so vielen Burschen, die weiß mit bunter Schärpe gekleidet sind, und den hochtrabenden Namen Giostratori führen, mit vorgehaltenen Fahnen geneckt; dann wird ein Stier, den der Anschlagezettel für den ungezähmtesten (**il più indomato**) seines Geschlechts ausgibt, der aber das leutseligste Thier von der Welt ist, losgelassen, und ein Bullenbeißer kläfft ihn von Ferne so lange an, bis der Stier ungeduldig ihn auf die Hörner nimmt, einige Ellen weit wegschleudert, ihm den Bauch aufschlizt, und dann voll Schaam davon läuft. Damit hat die „**Giostra strepitosa**“ ein Ende, und die Römer, königlich divertirt, gehen nach Hause, um noch den ganzen Abend von den Heldenthaten, welche Menschen und Vieh verrichtet haben, sich selbst und die ihrigen zu unterhalten.

Beylage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. August 1828.

Die Nachtigall klagt bang im Blüthenschatten,
Wie um den Liebling die verlaßne Braut.

Matthisson.

Die Glückseligkeitsinsel.

(Fortsetzung.)

Die in Astolfs Brust sich zu glühender Leidenschaft steigernde Sehnsucht, wie hinwiederum Feliciens weiches Hingeben an die Liebe, führt in mehrfachen gefälligen Abstufungen uns durch alle Scalen des Gefühls, wobey es an reicher, zauberhafter Malerey des Hintergrundes nicht fehlt, und außer Festen, Tänzen, Geisterchören u. s. w. auch einige liebliche Episoden, mit zarten Fäden an die Haupthandlung geknüpft, gleich einzelnen Vignetten in einer weitläufig reichen Landschaft, den Blick zu sanfter Ruhe einladen. Als eine der anmuthigsten verdient unbestreitbar Zephyrs Liebe zur Nymphe Rosaspina genannt zu werden, und vielfache Beziehungen bietet dessen Eifersucht auf den unscheinbaren, doch von jener gern gehörten Nebenbuhler, die Nachtigall, wobey unser Dichter sehr glücklich des Sängers Verhältniß zur Liebe, sowohl in der Nymphe naiven Geständnissen als in dem Gedichte ausspricht, dessen Sinn wir den Lesern mittheilen, ohne uns der schmeichelnden Täuschung zu überlassen, jenen seltenen Wohlklang wiedergeben zu können, der darin, wie Nachtigallenklage, wächst und hinstirbt.

Lied der Nachtigall.

Thor, der mit melod'scher Kehle
Wähnt zu fesseln ihren Sinn!
Sie ist sonder Ohr und Seele,
Wie ich glanz- und reizlos bin.

Sehnsucht! für ein Glück der Erden
Schlag' dein Auge nimmer auf!
Leiden und vergessen werden,
Das ist Sängers Lebenslauf.

Könnt' ich folgen deinem Pfade,
Hoher königlicher Aar!
Bergen mich im Sonnenbade,
Tauchen mich in Aether klar!
Doch mich hält das Reich der Töne,
Kind der Flur, die mich verschmäht;
Ob mein Lied den Hain verschöne,
Keiner ist, der mich versteht.

Liehst du mir, Natur, den Funken,
Der aus deiner Glut entsprang,
Brich den Kerker, laß mich trunken
Frey erlöschen im Gesang!
Den Atom von Wonn' und Schmerzen,
Dem du gabst des Liedes Lust,
Gieb zurück dem Mutterherzen,
Und begrab' ihn in der Brust!

Ungern nur entsage ich dem Genuß, noch mehrere anziehende Stellen des ersten Theiles wörtlich beyzufügen, worunter das von den Nymphen gesungene Lied, des Schmetterlings Lebenslauf, und die Schilderung von Feliciens Schlafgemach zu dem Gelungensten gezählt werden muß. Bey dem Leztgenannten überbot des Dichters Einbildungskraft, mit Geschmack im Bunde, die meisten uns in Mährchen reich ausgemalten Bilder feenhafter Umgebung.

Hier findet Felicia, von nächtlich träumerischer Wan-

derung wiederkehrend, endlich den Liebenden, welcher in des Pallastes weitläufigen Gängen verirrt, von zärtlicher Ahnung geleitet, sich in dem zauberischen Raum allen Träumen sehnsüchtiger Liebe hingegeben. Nachdem Felicia, in gleichen Gefühlen befangen, sein unbewußtes Eindringen verziehen, ruft sie den Genius der Jugend, der, im Wasserstrahle des hierher geleiteten Quells erscheinend, ihr die Jaspisschale darreicht, und nachdem er auf ihr Begehren sie für den Liebling abermals gefüllt, verschwindet. Neues göttergleiches Leben durchströmt nach diesem Trank Astolfs Adern; jede Erinnerung verschwundener Zustände verschwindet, er gehört nur dem Augenblick an, der ihn mit höchstem Liebesglücke krönt. Ein reizender Wechselgesang Zephyrs und Sylnarosas von der angränzenden Terrasse der Nachtviolen knüpft sich an diese Schlußscene. Feliciens vollendetes Glück begrüßend.

Wenn dieser Theil des Gedichtes, von geistiger Wollust überströmend, aus der ganzen Natur die Bilder zärtlichen Verlangens und seligen Schmerzes zum Brauthymnus verschmilzt, so lag es vielleicht in des Dichters persönlicher Stimmung, daß ein Wehmuthsakkord den Triumphgesang siegreicher Liebe beschließen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Mein Bekannter zeigte mir zuerst einen der Söhne des Königs, einen Prinzen vom Geblüte, der in dem Gedränge wie alle andern Personen herumging, mit Jedermann sprach und von Jedermann angeredet wurde. Die einzige Auszeichnung, deren er genoß, war, daß ihm Niemand den Rücken zudrehte, wenn man es ändern konnte. „O," sagte ich, „unsre Schach Zadehs würden damit nicht zufrieden seyn, sie würden nicht ohne einen Pahendaz *) hieher kommen, und nicht, ohne ein artiges Geschenk an der Thüre zu empfangen. Erhält Euer Prinz nichts für seine Herablassung?" — „Thee und Butterbrod," antwortete mir mein Gefährte, „sonst weiß ich nichts." — „Wunderbar!" sagte ich, „ihr seyd ein unbegreifliches Volk." — „Verdienst," erwiederte mein Freund, „Verdienst, von was für Art es auch seyn mag, ist unser großes Kebleh, das ist der Punkt, dem wir alle unsere Verehrung zukehren." — „Und was ist denn das Verdienst jenes Mannes," sagte ich, indem ich auf einen Herrn mit einem Adlersauge zeigte, „der Jedermanns Aufmerksamkeit auf sich zieht, und dem sich zu nähern als ein Vorrecht betrachtet zu werden scheint? Er muß wenigstens ein König seyn, wenn der andere ein Prinz ist."

*) Shawls und reiche Stoffe, mit denen man den Boden belegt.

„Ihr seyd ein Mann von scharfem Beobachtungsgeiste," sagte mein Gefährte, „denn dieser Herr mag als Beyspiel von dem dienen, was ich so eben gesagt. Er ist kein Prinz; er ist der größte Eroberer des Jahrhunderts, der Friedensstifter der Welt, der Besieger von dem, was für unbesiegbar gehalten ward."

„Aber seht," sagte ich, „was hat er vor? bey Ali's Bart, er schenkt eine Tasse Thee für das älteste aller alten Weiber ein! er verrichtet den Dienst eines unserer Knechte! Was für eine Gewohnheit ist das?" — „Es liegt keine Erniedrigung in einer Handlung der Gefälligkeit," erwiederte mein Freund. „Es ist keine Erniedrigung," rief ich aus, „für den Gründer des Friedens der Welt, alte Weiber zu füttern! Was bedeuten diese Worte? Hätte unser Nadir Schach, von dem Ihr zugeben müßt, daß er wenigstens ein eben so großer Bluttrinker als Euer Ghazi hier war, nicht dafür gesorgt, sich in gehörige Achtung zu setzen, indem er wenigstens zwanzig Köpfe des Tags abschlug, er hätte nicht ruhig schlafen können. Was würde der zu Euren alten Weibern gesagt haben?" — „In diesem Punkt," versetzte mein Gefährte, „müssen und werden unsere Gefühle für immer unvereinbar bleiben. Aber kommt," setzte er hinzu, „kommt und seht dem Tanze zu; dieß, ich bin gewiß, ist neu für Euch, und muß nothwendig Euren Beyfall erhalten."

Wir näherten uns einem Kreise der schönsten jungen Mädchen, so schön wie die Phantasie sie nur erdenken kann, die sich ernsthaft damit beschäftigten, ihrem Körper die verschiedenartigsten Stellungen und Bewegungen, in welche Hände und Füße sich bringen lassen, zu geben, während auf der andern Seite junge Leute ebenfalls eine Menge Verdrehungen machten und sich heftig abarbeiteten. Der größte Anstand ward beobachtet. Wenn ihre Hände sich berührten, so geschah es nur mit den Fingerspitzen; kein Aeugeln, kein Lächeln; sie tanzten wie Derwische tanzen, und es war klar, daß sie ein ernsthaftes Geschäft betrieben. Meinem Gefährten war es bekannt, daß bey uns Niemand tanzt als Leute, die man zu diesem Zweck bezahlt, und deßhalb versicherte er mir, Alle, welche sich hier zur Schau stellen, thuen es zu ihrem eigenen Vergnügen." — „Doch gewiß nicht jener Mann," sagte ich, „dessen Züge Schmerz aussprechen, und an dessen Füßen die Wirkungen enger Schuhe sichtbar sind, von dessen Anstrengung die Ströme zeugen, die von seiner fetten Person rinnen?" — „Auf jeden Fall wird er für seine Bemühung nicht bezahlt, was auch seine Bewegungsgründe seyn mögen," erwiederte mein Freund. „Was bedeutet Alles dieß?" rief ich, als ich auf einmal bemerkte, daß der Tanz sich gänzlich veränderte; denn so viel Anstand ich zuerst hatte herrschen sehen, so erstaunt war ich jezt über den gänzlichen Mangel desselben. Männer und Frauen, zu zwey und zwey gepaart, Auge in Auge, mit den Hän-

den einander umfassend, schwangen sich in schwindelnder Schnelle herum; zuweilen flogen sie von einander, ein andermal stießen sie gegen ihre Nebentänzer, und das Ganze stellte eine Scene dar, die ich unmöglich mit dem Ernst und Anstand vereinigen konnte, die sonst in der Gesellschaft herrschten. „Gewohnheit versöhnt uns mit Allem," sagte mein redseliger Freund; „dieser Tanz ist erst neulich eingeführt worden und fand zuerst einen heftigen Widerstand; allein wir haben einen gewissen Tyrannen unter uns, den man „die Mode" nennt, die weit despotischer herrscht als Euer König der Könige, deren Gesetze stärker sind als Vernunft und Gefühl für Schicklichkeit, und die, wie Ihr seht, selbst den Anstand umstößt und uns zu leichtsinnigen und lächerlichen Nachahmern herabwürdigt." — „Kann ich meinen Augen trauen?" rief ich plötzlich aus, „so wahr, als ich den gesegneten Mahomed verehre, da tanzt Euer Großvezir!" — „Ja," sagte mein Gefährte kalt, „wir tanzen alle; der König und sein ganzer Hof tanzen; der Großvezir, der Kanzler, der Schatzmeister, die Vezire der auswärtigen und innern Angelegenheiten, die Befehlshaber des Heeres und der Leibgarde, die Herrn von der Admiralität und von der Flotte, wir alle tanzen. Es gibt kein Gesetz, das die Häupter unserer Kirche und unsre großen Muftis vom Tanzen ausschließt; unsere jungen Geistlichen sowohl wie unsere jungen Rechtsgelehrten tanzen." — „Bey Eurer Seele und dem Barte meiner Vorfahren schwöre ich," sagte ich, „daß, wenn unser Schach einen seiner Vezire über dem Tanzen ertappte, er ihm die Freude für die Zukunft verderben würde; er ließe ihm eine solche Bastonade auf die Fußsohlen geben, daß alle seine Zehen nach der Reihe ihn an seine Thorheit erinnern sollten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Strauß und der Viscacho in den Pampas.

Die Strauße geben den Pampas ein interessantes Ansehen. Man sieht sie manchmal in Gesellschaften von 20 bis 30 einen halben Pistolenschuß weit von einander über die sanfte Ebene hingleiten. Die Jungen lassen sich leicht zähmen und zeigen Anhänglichkeit für die Personen, welche ihnen liebkosen; sie sind aber unangenehm in einem Hause, da sie Alles verschlucken, Geld, Nadeln, überhaupt jedes kleine Metallstück, dessen sie habhaft werden können. Ihre gewöhnliche Nahrung im wilden Zustande besteht in Gesäme, Kräutern und Insekten; das Fleisch ist von rothbrauner Farbe und nicht schlecht von Geschmack. Der Strauß legt eine Menge Eyer in ein einziges Nest, das er mit trockenem Grase füttert. Einige Züge, welche die Eingebornen vom Strauß erzählen, beweisen, wenn sie wahr sind, daß er den Ruf der Dummheit, in dem sein afrikanischer Bruder steht, nicht theilt oder nicht verdient; so z. B. soll das Weibchen jeden Morgen seine Eyer zählen, und man hat sich hievon dadurch überzeugt, daß man entweder ein Ey hinweggenommen oder eines dazu gelegt hat; in beyden Fällen zerbricht es alle mit den Beinen. Obgleich es keinen heimlichen Ort zum Legen seiner Eyer aufsucht, so verläßt es dieselben, sobald es merkt, daß man sie angerührt hat. Auch versichert man, es rolle einige Eyer eine Strecke von dem Neste weg und zerbreche die Schale; diese Eyer füllen sich, bis ihre Jungen auskommen, mit Maden und Insekten an, welche denselben zur ersten Nahrung dienen. Das Männchen soll die Zucht der Brut übernehmen. Wenn zwey Männchen mit ihren Jungen zusammentreffen, so kämpfen sie um die Herrschaft über beyde Rudel; weßwegen man oft einen Strauß mit Jungen von verschiedenem Alter unter seiner Obhut findet. Die größte Gefahr beym Jagen der Strauße ist, daß das Pferd leicht in einen Viscachobau einbricht. Dieses Thier hat Aehnlichkeit mit dem Kaninchen, ist aber größer; es gräbt seinen Bau in den Ebenen, besonders aber auf Erhöhungen, so geschickt, daß sie nicht überschwemmt werden können. Der Bau ist in mehrere Gemächer getheilt, und gewöhnlich bewohnen mehrere Familien eine Wohnung. In diese führen viele Löcher von oben herab, bey denen gegen Sonnenuntergang eine große Menge dieser Thiere sitzen, aufmerksam auf jedes Geräusch horchen, und die Vorbeyreisenden anstarren. Wenn alles stille ist, so gehen sie auf Beute aus, und thun den Kornfeldern sehr großen Schaden. Man fängt sie so, daß man Wasser in die Höhle gießt und sie todt schlägt, wenn sie aus derselben hervorschießen. Ihr Fleisch ist nicht schlecht. Gewöhnlich sieht man eine kleine Eule am Eingang des Baus sitzen, welche Wache zu halten scheint.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Ein schon seit mehreren Jahren bekannt gemachtes Polizeyreglement, welches durch tumultuarische Vorfälle veranlaßt worden war, erlaubt den Schauspielern nicht, wenn sie vom Publikum gerufen werden, wieder zu erscheinen und Kronen und dergleichen in Empfang zu nehmen. Man hatte mit diesem Hervorrufen solchen Mißbrauch getrieben, daß er keine Ehre für die Schauspieler mehr war. Erst neulich hatte man dieß Reglement verlezt, als die Signora Malibran-Garcia bey ihrer lezten Vorstellung einstimmig wieder hervorkommen mußte, und mit Kronen und Versen überhäuft wurde. Gegen eine Dame war die Polizey galant gewesen und hatte geschwiegen. Dießmal, da das Hervorrufen einen Schauspieler betraf, wagte die Theaterdirektion es nicht, dem Polizeyverbote zuwider zu handeln, und ließ daher durch den englischen Schauspieler Abbot, den gewöhnlichen Sprecher der englischen Truppe, dem Publikum, welches ungestüm den Macready hervorrief, ankündigen, es sey ihr nicht erlaubt, dem allgemeinen Verlangen zu willfahren. Wenn aber einmal die Begeisterung in die Engländer gefahren ist, so lassen sie noch weit weniger nach als

die so leicht aufwallenden Franzosen. Sie holten den Macready hervor, und da er nicht auf der Bühne auftreten konnte, so führten sie ihn vor dieselbe, das heißt ins Orchester. Hier mußte er die Herzlichkeiten und Herzungen der zuströmenden Zuschauer (meistens Engländer) empfangen. Man sah eine eben nicht junge Dame oder Lady, welche dem Schauspieler ohne Weiteres um den Hals fiel und ihn küßte und herzte, daß es eine Lust anzuschauen war. Bald schien das Orchester ein viel zu enger Raum zu dem Ausbruche der englischen Begeisterung. Man hob den weiland Othello auf die Bühne, was keine Verletzung des Reglements war, denn dieses verbietet ja nur wieder aufzutreten, nicht aber sich auf die Bühne niedersetzen zu lassen. Hier ward er nun wieder nach englischer Weise beklatscht, geherzt, gehandhabt, und dann in die Coulissen geführt, wo wahrscheinlich das Herzen und Grüßen noch lange fortgedauert hat. Einige Pariser Zeitungen vermuthen sogar, man habe den Macready noch auf seinem Wege nach Hause gedrückt und umarmt, und er sey halb erstickt in seiner Wohnung angekommen. Freylich müssen es die Engländer ihrem vortrefflichen Landsmann Dank wissen, daß er den Franzosen einen so hohen Begriff von der dramatischen Kunst der Engländer gegeben hat; kaum hat Dem. Mars den Londnern einen höhern von der Vortrefflichkeit der Pariser gegeben. Indessen bleiben manche Franzosen noch verstockt und meynen, Talma sey doch erhabener in seinem Spiele gewesen als alle Kembles, Keans und Macreadys, und die gräßliche Wahrheit der englischen Schauspieler in ihren Trauerspielen werde nimmermehr in den Augen der Franzosen für das Ideal der Kunst gelten. — Bey den kleinern Theatern hat es unterdessen viele kleine Stücke, und mitunter einige Prozesse gegeben. So hatte der Direktor des Vaudevilletheaters einen drolligen Prozeß gegen zwey Vaudevilledichter zu führen, die ihn zwingen wollten, ein von seinem Vorgänger angenommenes Manuscript, das er aber nicht der Mühe werth hielt aufführen zu lassen, sogleich zum Einstudiren zu geben, oder ihnen als Ersatz eine Summe von 1500 Franken zu zahlen. Der Direktor wollte keines von beyden thun. Er behauptete, er dürfe sich nicht erlauben, das Publikum mit einem schlechten Stücke heimzusuchen, und anderseits dünke ihm das Manuscript nicht die Hälfte der verlangten Summe werth. Das Gericht, das in dieser Verhandlung nur einen Vertrag, nicht aber eine das Publikum betreffende Angelegenheit sah, verordnete, das Stück solle in Zeit von vierzehn Tagen aufgeführt werden, wofern der Direktor nicht lieber den verlangten Ersatz zahlen wolle. Das Leztere lag gar nicht in seinem Wunsche; und da er doch nun einmal exekutirt werden sollte, so mochte er lieber die Exekution über das Publikum als über seinen Beutel verhängen. Das Vaudeville wurde aufgeführt, par ordre de justice, wie die Journale scherzend bemerkten; das Publikum urtheilte wie der Direktor, das heißt, fand, daß das Stück höchst mittelmäßig sey, es wurde nur noch einige Mal gegeben und dann vergessen; somit kam der Direktor von der Sache los, wie auch von den Autoren. Um dieselbe Zeit hatte eben jener Direktor mit einer Schauspielerin einen Prozeß, die ihn beschuldigte, daß er sie in der Verborgenheit schmachten lasse, anstatt sie in glänzenden Rollen zu produziren. Der vor Gericht angegriffene Direktor mußte ja wohl alle Galanterie bey Seite lassen, und behauptete, er produzire die Klägerin nicht auf der Bühne, weil das Publikum kein Behagen an ihr finde. Dießmal urtheilte das Gericht weislich, daß ein Theaterdirektor am besten wissen müsse, welche von seinen Schauspielern dem Publikum behagen und zum Anfüllen der Theaterkasse beytragen, und schlichtete den Prozeß zu Gunsten des Direktors.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, August.

Die Letters of Captain Rock to the King enthalten eine grelle Schilderung des Zustandes von Irland; das Buch ist wahrscheinlich vorsäzlich in einem rohen, gemeinen Styl geschrieben, und die Gesinnungen des Verfassers sind nur zu auffallend demagogisch; auch ist den Anekdoten und Nachrichten von dem Ursprung irländischer vornehmer Familien nicht sonderlich zu trauen; doch ist das Werk als ein psychologisches Gemälde merkwürdig.

Die italienische Oper schloß am 24sten Juli mit „Tancred“, und der von Schütz bearbeiteten „Schweizerfamilie.“ Dem. Sontag bewies in dieser lezten Oper aufs Neue, wie sehr sie sich schadet, wenn sie in einer andern als ihrer Muttersprache singt. In allen Rollen, die sie hier in italienischen Stücken gespielt, bewunderte man an ihr nur das herrliche Instrument ihrer Kehle; in lezterem Stücke aber lernte man das reizende, das gefühlvolle Mädchen lieben. Dieß bewies der Ausdruck einer bey Engländern fast beyspiellosen Begeisterung, womit man, so zu sagen, Abschied von ihr nahm, die Blumensträuße und Kronen, die ihr zugeworfen wurden, und der rauschende Beyfall des Publikums, als Schütz eine von den lezteren aufhob und ihr in die Locken drückte. Das übertriebene Lob der Zeitungen hatte ihr im Anfange geschadet; man hatte etwas mehr als Irdisches erwartet und hatte sich getäuscht gefunden; es trat eine Rückwirkung ein, und man ließ ihr weniger als Gerechtigkeit widerfahren. Aber bey längerer und näherer Bekanntschaft war das nicht mehr möglich, und unsere Landsmännin konnte London mit dem Bewußtseyn verlassen, daß sie auch hier die Liebe und Bewunderung, wie allenthalben, geerntet. Laporte hat das Opernhaus auch fürs künftige Jahr gemiethet, und zwar für die ungeheure Miethe von 1200 Pfund Sterling. Er hat dieses Jahr bey der Spekulation Geld gewonnen, und er ist seit Jahren der erste, dem dieß in diesem Hause glückt; aber seine Miethe war früher bey weitem geringer (nämlich 800). Freylich hat der Geschmack für Musik hier bedeutend zugenommen, und während der eben verflossenen Season herrschte eine eigentliche Musikwuth; aber deßhalb ist nicht zu erwarten, daß sie fortdauern werde, und der Geschmack will nur gute Musik, und gute Sänger sind bekanntlich ungeheuer theuer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 197.

Raum. Traum.

Räthsel.

Eine lebend'ge Maschine, womit an Beweglichkeit keine
Sich, noch an Größe vergleicht, oder an Macht des Getriebs;
Tausende kräftiger Hebel und Röhren und Scheiben und Räder
Bilden das künstliche Werk, dienen dem treibenden Geist.
Rasseln hörst du die Räder und Kugeln werfen die Röhren,
Siehst aus den Scheiden hervor glänzenden, schneidenden Stahl.
Ueber Berge, durch Thäler und Schluchten wälzt sie sich frey fort,
Ueber Flüsse sogar rauscht sie und Meere dahin.
Ihres Gleichen begegnet sie nun; es fahren die beyden
Wider einander, und dann hört man sie krachen mit Macht,
Bis, von stärkerm Geiste getrieben, die eine sich Bahn macht,
Und die andre vor ihr schmählich in Trümmer zerfällt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 204.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. August 1828.

Ein schön karfunklet hübsch Gestirn
Ihr Aeuglein seind an ihrer Stirn;
Von ihrer Aeuglein Blitzen
Feur'flammen raußher spritzen.

Paul Melissus.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Ich bemerkte einen sonderbar aussehenden Birisch oder „Ohne Bart*);" seine Kleider schlossen enger an seinem Leib wie die irgend eines andern Mannes, als wäre er in der tiefsten Trauer**); sein Hals war steif und sein ganzer Anstand zeigte, daß er mit nichts als mit sich selbst beschäftigt sey. Bey allem dem schien er ein Betrüger und ein Eberb Goo, oder ein fertiger Redner, ein Mann mit glatten Worten zu seyn. „Wer kann das seyn?" fragte ich meinen Begleiter; „bey uns würden wir seine trippelnden Füße bald bessere Manieren lehren." — „Diese Art Menschen nennen wir heut zu Tage Zierbengel, Stuzzer; in vorigen Zeiten würde man ihn einen „verdammten Bock***)" geheißen haben, so sehr verändert die Mode selbst unsere Art zu reden." — „Dambuck, Dambuck!" sagte ich zweifelnd; „so muß er denn ein Abkömmling von einem der alten Unbekannten, von einem vor der großen Ueberschwemmung — ein Nimser oder Flachkopf seyn. Wie wunderbar ist es, daß unsre Sprachen so nahe verwandt sind!" — „Was!" versezte mein Gefährte, der mich nicht verstand, „er ist der neueste unter den Neuen; es ist kein Tüttelchen von Alterthum an ihm." — „O dann," erwiederte ich, „habt Ihr unsere Geschichte nicht gelesen. Dambuck war nach unsern Tarikhs oder Geschichtschreibern ein flachköpfiger Mann, ein Abkömmling eines Königs der Präadamiten*). Nun, habt Ihr mich verstanden?" Mein Begleiter lachte und sagte: „Ein Hauptspaß, beym Himmel!" und verließ mich sogleich, um die Sache seinen Freunden zu erzählen.

Der Gesandte war die ganze Zeit über in Betrachtung der Schönheit einer jungen Person verloren gewesen, an deren Seite er das Glück gehabt hatte, sich zu setzen.

Wir gingen, aber sobald wir uns in der Kutsche befanden, rief er, unfähig, länger seine Bewegung zu unterdrücken: „Ach, Hajji, bey Eurem Bart, mein Herz ist verloren! meine Seele ist gebratenes Fleisch geworden! Habt Ihr jemals solche Augen, solche Zähne, solches Haar gesehen! Ihre Haut ist so unbeschreiblich fein, daß Ihr die Farbe des Weins hindurchschimmern sehen könntet, wenn er ihren Hals hinuntergleitet. Keine Georgierin ward jemals geboren, welche würdig wäre ihr die Schuhe nachzutragen. Doch wozu nützen meine Gefühle? Wir sind Perser und diese Ungläubigen würden uns ihre Töchter nicht geben, selbst wenn wir einwilligen sollten, uns den Bart zu scheeren und ei-

*) Junge Leute, vorzüglich solche, die ein weibisches Ansehen haben, werden so genannt.

**) Von einem Manne sagen, daß seine Kleider enge an seinen Körper anschließen, ist bey den Morgenländern eine figürliche Redensart um auszudrücken, daß er Trauer angelegt habe.

***) Das Wortspiel im Englischen mit Dambock und dammd buck (verdammter Bock) ist unübersetzbar.

*) S. d'Herbelot und Richardson.

nen Hut zu tragen. Was ist zu thun? Ach Hajji, sprich!" „Wir müssen Verse auf sie machen," sagte ich, „so etwas läßt sich niemals ohne Poesie behandeln." — „Ich habe ihr auch in der Entzückung," versezte der Gesandte, „eine Menge Dinge in Versen vorgesagt; allein wer konnte mich verstehen? Freylich versuchte der Mehmandar ihr meine Ausdrücke zu erklären, allein anstatt ihr Herz zu erweichen, lachten sie, ihre Mutter und Alle um uns her, und baten mich niederzuschreiben, was ich gesprochen habe." — „Und was sagtet Ihr?" — „Ich sagte jene reizende Ode des Hafiz her, welche so anfängt:

„O Zephyr! geh, sage dem zarten Reh,
Warum hast du uns in die Wüsten und Berge vertrieben?"

„Wenn dieß nicht ihr Herz gewonnen hat," sagte ich, „so ist es durch nichts zu gewinnen. Ihr müßt ihr Geschenke senden, einige Shawls, Farbe für ihre Augen, Türkisse, um Euer gutes Glück zu vergrößern. Ihr müßt ihr einen Brief mit rother Dinte schreiben."

„Ach!" sagte der Gesandte, als er aus dem Wagen stieg, „dieß ist ein gefährliches Land für einen Muselmann, die Augen der Weiber sind ohne Schonung; sie schlagen zur Rechten und zur Linken aus, und die Gewohnheiten des Volks sind so verführerisch, daß Alles, was wir thun können, darin besteht, unser Vertrauen auf Allah zu setzen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Glückseligkeitsinsel.

(Fortsetzung.)

Unfern dem vom Mond beglänzten Jugendquell wiegt sich die Nachtigall in einer Cypresse, und die lezten Strophen ihres süßen Liedes mögen hier stehen, ahnungsvoll das Ende jedes Glückes verkündend, gleichviel, ob es flüchtig den Sohn des Augenblicks heimsucht, oder ob Jahrhunderte sich zu seligen Stunden des Genusses zusammendrängen.

Unerhört verschwende
Nicht die Seufzer doch;
Lachte Mai ohn' Ende,
Wär' er reizend noch?

Fluth, die nicht entwiche,
Läge starr und todt,
Ros', die nicht erbliche,
Glühte minder roth.

Weilte, zu beglücken,
Lust uns immerdar,
Flammte Hochentzücken
Nicht so morgenklar.

Zähr' am hellsten blinket,
Wenn sie perlend fällt;
Wenn er Abschied winket,
Lenz uns meist gefällt.

Mächte, streng verschworen,
Nah'n dem Eiland hier;
Wo sie *) hold geboren,
Wein' und stirb mit ihr!

Der Leser, welcher diesem Berichte bisher wohlwollend gefolgt, würde jedoch irren, wenn er, wie es einige Kritiker in Schweden gethan haben, daraus den Schluß zöge, das Gedicht huldige jener einseitig ästhetischen Weltansicht, jener Naturvergötterung und poetischen Schwelgerey, gegen welche dasselbe vielmehr eine sinnvolle Polemik ist. Offenbar wollte der Dichter darin zeigen, daß ein edler Geist, der in solcher Schwelgerey die Befriedigung seiner Sehnsucht zu finden hofft und mit ungebändigtem Triebe nur darauf ausgeht, darüber seinen wahren Beruf und den in dem Zeitflusse ihm bestimmten historischen Moment versäumt, sich selbst aufreibt, vernichtet, zu einem Traumwesen und Gespenst auflöst, und in dieser Auflösung zugleich die unvermeidliche Selbstzerstörung seiner angebeteten Göttin, der gutartigen, aber verführerischen Naturpriesterin, des Genius der sinnlichen Phantasie, beschleunigt. Denn auch diese, d. h. Felicia, ist an die Zeit gebunden, obschon sie es in stolzem, selbstgenügenden Rausche nicht zu seyn wähnt. Scheu abgewandt von der halb geahneten Weisheit ihrer Mutter, der Theophania, oder Phantasie in der höheren Potenz, die mit der ewigen Vernunftanschauung des Göttlichen Eins ist, und in diesem übersinnlichen Wesen nur ein räthselhaftes Dunkel, nur Nacht (Nyx) erkennend, will sie nicht wissen, daß in dem innersten Kern ihrer Schönheit der Wurm der Trauer und des Todes verborgen liegt, bis sie zulezt mit unendlichem Schmerz eingestehen muß, daß ihre Glückseligkeit „nicht Seligkeit" war. Diese, die wahrhafte Seligkeit, läßt sich nicht dadurch erringen, daß man das Gemein-Irdische von sich stößt, nur um sich einem verfeinerten Irdischen hinzugeben, sondern insofern als unsere Erdensphäre überhaupt etwas rein Seliges enthalten kann, wird es sich nur in religiösem Glauben und sittlichem Handeln unserm brünstigen Verlangen mittheilen.

Diese, größtentheils mit des Verfassers eigenen Worten angedeutete Tendenz des Gedichtes dürfte nicht überflüssig am Schlusse der ersten Abtheilung ihren Platz finden, indem die zweyte zwar eben jenen tragischen Charakter als höchste Nothwendigkeit mit sich führt, wir aber gerne schon jezt den Dichter vor dem Mißverstand verwahrten, den er in seinem Vaterlande zu ertragen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Felicia.

Jean Paul Friedrich Richter an Emanuel.

Hof den 11. Juli 1795.

Mein lieber Emanuel!

Seit dem längsten Tage hab' ich Bayreuth und meine schönsten Tage verlassen, und eben so lange hör' und seh' ich nichts mehr von meinen Freunden; sind sie denn Nachtigallen, die auch nach Johannis verstummen? — Gleichwohl, jemehr in Bayreuth mir alle Minuten zu Rosetten und alle Stunden zu Brillanten ausgeschliffen waren, oder vielmehr eben darum, desto mehr stellten sich Abends alle Bilder des entrückten Hofs wie aufgerichtete Gräberbildnisse um mich herum, und gerade die Trunkenheit machte mich durstig nach dem hiesigen Freudenspitzglas und die Freude erzeugte das Heimweh.

Es ist sonderbar, daß der Mensch gerade in der Freude, in der Jugend, in der schönsten Gegend, in der schönsten Jahrszeit mehr zur Schwärmerey der Sehnsucht, zum Blicke jenseits der Welt, zum Gemälde des Todes fähig ist, als im entgegengesetzten Fall, in der Noth, im Alter, in Grönland, im Winter. Daher werden die bessern Menschen nur durch das Glück demüthig, fromm, weich und sehnsüchtig nach dem höhern Glück; das Unglück macht sie fest, trotzig, hart und voll irdischer Plane; bey den schlimmern ist's gerade umgekehrt. Nach einem Lobe ist man zur Bescheidenheit geneigt; dem Tadel bäumt man sich mit Stolz entgegen. Kurz, die Freudenthräne ist eine Perle vom ersten, und die Trauerthräne vom zweyten Wasser. Jeden Ball fang' ich mit Lustigkeit an und beschließ' ihn mit Schwermuth; das lange Umtönen, das lange Vorübertanzen, der Sternenhimmel nach Mitternacht weichen, so zu sagen, das Herz wie einen Melonenkern in süßen Tropfen auf und machen es quellen, und die Trauerweide ist der erste Schößling dieses Saamens. . . .

Ich bitte Sie, Lieber, um eine frühe Zeile, ich sehne mich darnach. Die schöne Stunde rückt immer näher, wo Sie, nicht erst sechs Meilen von hier, in freundschaftliche Arme fallen.

Endigen Sie die Hundspostage früher als die Kalenderhundstage? Wenn mir Schäfer und Ellrodt nicht sogleich antworten, so schreiben Sie mir etwas von Beyden.

Und nun trenn' ich mich wieder von Ihrem Bilde und ich wünsche, daß ein schwacher Wiederschein meiner Liebe, meiner Wünsche und Wärme für Sie auf dieses Blatt gefallen sey. Sie bleiben mein und ich

Ihr Freund
Richter.

Auf der Reise.

Zwischen süßem Schmerz,
Zwischen dumpfem Wohlbehagen
Sitz' ich nächtlich in dem Reisewagen,
Lasse mich so weit von dir, mein Herz,
Weit und immer weiter tragen.

Schweigend sitz ich und allein,
Ich wiege mich in bunten Traumen,
Das muntre Posthorn klingt darein,
Es tanzt der liebe Mondenschein
Nach diesem Ton auf Quellen und auf Bäumen,
Sogar zu mir durchs enge Fensterlein.

Ich wünsche mir nun dieß und das;
O könnt' ich jetzo durch ein Zauberglas
Ins Goldgewebe deines Traumes blicken!
Vielleicht dann säh' ich wieder mit Entzücken
Dich in der Laube wohlbekannt,
Ich sähe Genofevens Hand
Auf deiner Schulter traulich liegen,
Am Ende säh' ich selber mich,
Halb keck und halb bescheidentlich,
An deine holde Wange schmiegen.
Doch nein! wie dürft' ich auch nur hoffen,
Daß jezt mein Schatten bey dir sey!
Ach, stünden deine Träume für mich offen,
So winktest du auch wachend mich herbey!

E. Moerike.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Clappertons Reise soll bald erscheinen. Eine kurze Lebensskizze des merkwürdigen, unglücklichen Mannes wird nicht unwillkommen seyn.

Kapitän Clapperton. Sohn eines Chirurgen zu Annan, in der schottischen Grafschaft Dumfries, war 1789 geboren. Er besaß neben einer kolossalen Gestalt und großer Körperkraft, hohen Muth, Unternehmungsgeist und Beharrlichkeit. Seine Erziehung wurde sehr vernachläßigt, er brachte aber später durch beharrlichen Fleiß die verlorne kostbare Zeit zum Theil wieder ein. Im 17ten Jahr trat er in die Handelsmarine, durchreiste zu verschiedenen Malen das atlantische Meer, gab schon hier Beweise von der Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit, die ihn später auszeichneten, mußte wegen eines Zollvergehens auf einem Kriegsschiffe Dienste nehmen, und wurde durch Protektion, vorzüglich aber durch seine Talente, bald Offizier; i. J. 1813 wurde er dazu ernannt, der Schiffsmannschaft der Marine in Handhabung des kurzen Säbels oder Entermessers, dessen man sich bisher völlig planlos bedient hatte, Unterricht zu geben. Jeder Matrose handhabte beym Entern diese furchtbare Waffe, so gut er konnte und wußte; Clapperton hatte in Folge eines Admiralitätsbefehls bey dem berühmten Fechtmeister Angelo Unterricht genommen, und begab sich an Bord der Asia, um die Mannschaft in der neuen Fechtart zu unterrichten. Beym Ausbruch des Kriegs mit den Vereinigten Staaten verließ er die Asia, ging nach Ober-Canada und wurde Lieutenant. Als Kommandant der Goelette Confiance stationirte er hier auf dem Eriesee. Die weiten, herrlichen Ufer, die ungeheuren Wälder luden den unternehmenden Kapitän zur Jagd ein. Auf den Ausflügen, die ihn oft weit vom Ufer wegführten, machte er bald mit den Eingebornen Bekanntschaft, und so groß war sein Hang zum Abenteuerlichen, daß er bald ihre Lebensweise voll sonderbarer

Zufälle, romantischer Gefahren, mannigfacher neuer Eindrücke liebgewann, und in allem Ernste daran dachte, nach beendigtem Kriege seine Stelle aufzugeben und gleich seinen Gastfreunden in den Wäldern zu leben. Dieser tolle Gedanke wurde indessen bald von vernünftigern Betrachtungen und von dem mächtigen Eindrucke verdrängt, den die Kriegsscenen, an denen er mannigfachen Antheil hatte, auf einen so feurigen Kopf machen mußten. Im Jahr 1817 kam Clapperton wieder nach England, wurde auf halben Sold gesezt, und machte einige Jahre später Bekanntschaft mit dem bekannten Dr. Oudney. Dieser bestimmte ihn, eine Reise nach Afrika zu unternehmen; Clapperton begleitete diesen seinen Freund und Führer, theilte Gefahren und Mühseligkeiten mit ihm, und nur der Tod konnte sie trennen; sein muthiger Gefährte starb in seinen Armen. Nachdem er seine Hülle der Erde übergeben, sezte er ungebeugten Muthes seinen Weg fort; aber auch ihn überraschte der Tod unter den bekannten Umständen im Augenblicke, wo er einem glücklichen Ziele seiner Beharrlichkeit entgegensah. Alle seine Papiere und Urkunden hat sein treuer Diener Sander, sein treuer Begleiter im Leben, sorgfältig gesammelt, und die Früchte der Forschungen des Unglücklichen werden bald dem Publikum bekannt gemacht werden.

Vor Kurzem fand in einer unserer Provinzialstädte ein merkwürdiger Prozeß statt. Man hatte nämlich vor mehreren Jahren den Leichnam einer ermordeten Weibsperson gefunden; Niemand wußte zur Zeit, wer sie war; doch wollte man sie Tags vorher mit einem Manne auf einem benachbarten Jahrmarkt gesehen haben. Man fand endlich diesen Mann in London. Vielerley Umstände machten es mehr als wahrscheinlich, daß es der Leichnam seiner Frau gewesen. Seine Freunde wußten, daß er verheirathet gewesen, daß er aber nicht mit seiner Frau gelebt, und daß er Drohungen gegen sie ausgestoßen habe. Auch hatten sie seit der Zeit des Mordes nichts mehr von ihr gehört noch gesehen. Kurz der Verdacht war bis zur moralischen Ueberzeugung gesteigert, welche durch unbestimmte Zeugnisse, daß der Angeklagte am Tage des Mordes in einer andern Gegend im Felde gearbeitet habe, und daß man seine Frau vor Kurzem in London gesehen habe, nicht geschwächt werden konnte. Dem Richter aber bangte mit Recht vor einer Verurtheilung ohne direktes Zeugniß, ja ohne gesetzliche Gewißheit hinsichtlich des Corpus delicti, d. h. ob der gefundene Leichnam wirklich die Frau dieses Mannes gewesen sey, und empfahl daher der Jury ihn freyzusprechen, was denn auch geschah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Das Ambigu-comique hat sich statt des abgebrannten Schauspielsaals einen schönen neuen bauen lassen, und für die komische Oper, wiewohl sie in Schulden gerathen ist, wird auch ein neuer gebaut, der einer der schönsten Schauspielsäle von Paris werden soll; der Saal steht frey auf einem, rings mit neuen Häusern umgebenen Platze, und hat vorne eine prächtige Façade. Wie aber ein verschuldetes Schauspiel ein so herrliches Gebäude ganz aus Quadersteinen kann aufrichten lassen, läßt sich nicht wohl begreifen. Zwar heißt es, das Haus werde von reichen Kapitalisten erbaut, mit einem Zuschuße der Regierung; allein welches Interesse haben denn jene Kapitalisten bey der Sache? Ueberhaupt ist das Eigenthumsrecht bey den großen Schauspielen in Paris eine so verwickelte Sache, daß man selten daraus klug werden kann. Die Schauspieler haben ein Recht auf das Eigenthum und sind Theilhaber, die Regierung hat auch etwas dabey zu sagen, und dann kommen noch die Aktionairs oder eigentlichen Inhaber; bey so vielen Herren ist es daher kein Wunder, wenn die Leitung der Geschäfte zuweilen schief geht. Die große Oper hat seit einem Monate nichts Neues gegeben, als ein kleines, unbedeutendes Ballet, „Lydie," das blos dazu dienen sollte, die neu angekommene reizende Tänzerin Taglioni in einer Hauptrolle zu zeigen. Es soll die Handlung in der mythologischen Idyllenwelt vorgehen; der Gott Kupido, der in den Balletten der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine so bedeutende Rolle spielte, und an den man auf dem Theater so wie in den Gedichten nicht mehr gewohnt ist, kömmt hier wieder zum Vorschein, mit dem obligaten Gefolge von Faunen, Satyren und dergleichen altem Trosse. Die Tagesblätter haben sich über dieß Hervorziehen des mythologischen Plunders nicht wenig lustig gemacht. Amor mit dem Köcher und den Pfeilen soll den Großmüttern, welche den Vorstellungen des Ballets beywohnen, die süßesten Erinnerungen aus dem vorigen Jahrhundert ins Gedächtniß zurückrufen; denn, wie es scheint, spukte der schalkhafte Amor noch auf dem Theater und in den Gedichten am Ende der wollüstigen Regierung Ludwigs XV.; dann aber wurden allmählig Köcher und Pfeile in die Rumpelkammer verwiesen. Das Théâtre de Madame macht es anders, hier erscheint fast beständig die wirkliche Zeit lebend auf der Bühne. Scribes witzige Zusammenstellung der Vergangenheit und der Gegenwart, oder der vor- und nachrevolutionären Zeit, hat die Pariser außerordentlich belustigt, und fast jeden Abend muß dieses Stück gegeben werden; allein die Zeitungen der Ultraparthey sind gewaltig erbost darüber, daß man gewagt habe, sich über das alte Régime lustig zu machen, und beschuldigen schon das Ministerium einer allzugroßen Nachgiebigkeit gegen die Liberalen. Diesen Ultrazeitungen zufolge, darf sich das Theater wohl mit den Bürgerständen abgeben, und sie zur Zielscheibe des Witzes und der Ironie machen; allein so einen Adelsmann aus der vorrevolutionären Zeit mit allem seinem Leichtsinn, seinen Vorurtheilen und seinem leeren Kopfe und Herzen darzustellen, das ist beynahe Hochverrath. Natürlich kehrt sich das Publikum wenig an die Jeremiaden der Ultrablätter, und beklatscht gerade diejenigen Sätze am meisten, welche die Ultramänner als ganz abscheulich schildern. Indessen haben doch die heftigen Ausfälle der Obskuranten das Ministerium ein wenig scheu gemacht; andere Theater wollten nach Scribes Beyspiele Parallelen zwischen der alten und neuen Zeit auf die Bühne bringen; allein der Minister des Innern soll es nicht erlaubt haben; die liberalen Zeitungen fragen daher mit Recht, ob dasjenige, was an einem Orte von Paris erlaubt ist, nicht auch an einem andern Orte verstattet seyn müsse. Auch in der Provinz soll man den Theatern nicht verstatten, Scribes Stück aufzuführen; es ist, als ob das Ministerium es schon bereute, die Erlaubniß zur Aufführung des Stücks in Paris gegeben zu haben, besonders seitdem ein so außerordentlicher Zulauf zum Théâtre de Madame dadurch erregt worden ist. Das Theater wollte am Ende Juli aufhören zu spielen, und erst im Herbste wieder anfangen. Allein da der Wind so günstig für dasselbe bläst, so hat es kläglich diesen Vorsatz aufgegeben, und spielt einstweilen täglich Scribes „Vergangenheit und Gegenwart." Vermuthlich sind die Herren, welche vom Minister des Innern dazu bestellt sind, die neuen Theaterstücke im Manuscripte durchzusehen, über den Beyfall des Scribeschen Stückes mürrisch geworden, vielleicht weil man wegen ihrer Nachgiebigkeit mit ihnen geschmält hat, und das Vaudeville, welches nach langer Unterbrechung „Fanchon, das Leyermädchen" wieder auf die Bühne bringen wollte, hat es entgelten müssen; denn das arme Mädchen ist von ihrer Feder oder Scheere unbarmherzig behandelt worden.

(Der Beschluß folgt.)

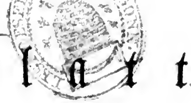
Beylage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. August 1828.



Mit Unrecht tadelst du,
Daß ich mein Vaterland betrüge. Nein,
Ich raub' ihm seines Götzendienstes Schwäche,
Und unter Einem König, Einem Gott,
Vereint es mein Gesetz. Wie es mir dient,
So soll es herrlich werden auf der Erde.

Goethe.

Der Koran und die Bibel.

Macht man nach Duvin'scher Art eine religiöse Topographie Arabiens vor Mahomed, so zeigt sich der Bilderdienst als ursprüngliche Religion des Landes. Ganz rein und ohne fremden Beysatz fand er sich in der Stadt Mekka und in den benachbarten Provinzen Hedjaz und Tehama, im Allgemeinen längs der Küste des rothen Meers. Im nördlichen Hedjaz, besonders aber in Medina und im ganzen nördlichen Arabien wohnten hauptsächlich Juden und Christen. An den Küsten des persischen Golfs war der Magismus zu Haus. Yemen aber oder das mittägliche Arabien war zwischen Sabäern, Juden und ausgearteten, durch Sekten zerrissenen Christen getheilt.

Es wäre aber irrig, wenn man sich den religiösen Zustand dieser Länder abgeschieden von einander denken wollte. Es darf nicht übersehen werden, daß alle Einwohner, welches Glaubens sie auch waren, Einem Volk angehörten und mit geringem Unterschied dieselben Sitten, Gebräuche und Vorurtheile hatten. Die Glaubensverschiedenheit bildete hier nicht wie anderwärts eine Scheidewand zwischen den Religionsbekennern. Sie waren und blieben in steter Berührung, ja es fand sich oft verschiedener Glaube bey demselben Stamm, bey derselben Familie. Dieser Zustand hatte schon mehrere Jahrhunderte gedauert, er bewirkte, wenn nicht vollständige Mischung, doch vielfache Annäherung in den Meynungen. So war denn der Glaube an einen einigen und höchsten Gott, an verschiedene Abstufungen der Engel und an ihren Dienst, es waren die Ideen über ein künftiges Leben, über Wiederauferstehung und jüngstes Gericht fast bey allen Arabern dieselben. Diese Aehnlichkeit fand aber nicht nur in den religiösen Meynungen, sondern auch im Gottesdienst und der religiösen Gebräuchen Statt.

Die Religion hatte bey den Arabern keinen nationellen Charakter, ja religiöse Unabhängigkeit war ein nothwendiger Bestandtheil der Konstitution der Araber als Volk. Jeder Stamm, jede Familie hatte volle Freyheit eine religiöse Form und Meynung nach Belieben anzunehmen. Die Religion war rein individuell. Auch übten die Priester fast keinen Einfluß; die Religion hatte bey den Arabern nichts Kirchliches und Priesterliches. Priester bestanden freylich bey den Christen und Juden; diesen Priestern aber war keiner von den Vortheilen eigen, die in den Priesterreligionen den Einfluß oder die Herrschaft derselben ausmachen; ihnen stand das Monopol der Kenntnisse und des Unterrichts nicht zu.

Religiöse Ueberzeugung war in dem damaligen Arabien nicht vorhanden. Bey wem hätte sie sich auch finden sollen? Die bilderdienenden Araber bekannten keine geschriebene Lehre, kein bestimmtes Lehrgebäude, keine Dogmen; ihre ganz äußerliche Religion hatte keine Glaubensartikel. Gibbon sagt: mehr als Ueberzeugung hielt sie Gewohnheit am Bilderdienst. Nirgends haben selbst die entgegengesetzten religiösen Meynungen leichter festen Fuß gefaßt als in Arabien, und das schnelle, fast launenhafte

Uebergehen der Araber von einer Religion zur andern war zu jener Zeit unerhört und selbst von Mahomed geradelt. Zu seiner Zeit lebte in der Nähe von Mekka der reiche und mächtige Habib, der nacheinander Jude, Christ und Magier gewesen und durch diese häufigen Religionswechsel in seiner Gegend nur immer achtungswürdiger geworden war. Mahomed erkannte wohl diese Veränderlichkeit der damaligen Araber in Religionssachen, deßhalb sagt er im 62sten Kapitel des Korans: der Gewinn geht ihnen über Alles; sie laufen seiner Stimme nach und verlassen darüber den Diener des Herrn.

Bey allen Stämmen herrschte viel Aberglaube. Dieß ist auch mit dem früher Bemerkten nicht im Widerspruch. Denn da der religiöse Sinn keine Nahrung im Glauben fand, so wandte er sich mächtig auf Gestaltungen der Einbildungskraft und der Sinne. So war es mit dem Glauben an den Einfluß böser Engel, mit dem Wahrsagen durch Loos und Träume bey den Bilderdienern; mit dem Glauben an die Macht der Talismane und der Hexereyen bey den Sabäern und selbst bey den Juden, manches Aehnlichen nicht zu gedenken. Dieser Aberglaube ging überdieß aus der Unwissenheit der arabischen Stämme bey lebhafter Einbildungskraft und herumziehendem Leben hervor.

So war der religiöse Zustand Arabiens, als Mahomed erschien. Schon oft ist nach Machiavel gesagt worden, daß Niemand eine große Revolution hervorbringen könne, wenn er nicht mächtig von den Umständen begünstigt werde. Man könnte den Satz umkehren, um ihn ganz wahr zu machen: wenn die Umstände und Dinge auf einen gewissen Grad von Reife gekommen sind, so fehlt selten der Mann, der sie benutzen kann. Schon mehrmals hatten es nach der Ausartung des Evangeliums geschickte Betrüger versucht, als Apostel neuer Religionen aufzutreten und die Vorurtheile und Irrthümer ihrer Zeit zu ihrer Erhebung zu benutzen. Was sie erbauten oder vielmehr erbauen wollten, war freylich von kurzer Dauer, aber es hatte doch einen gewissen Erfolg, und dieß konnte immer zur Nachfolge und Nachahmung einladen. So ging es mit Montanus und Manes. Größere Anlagen als sie hatte Mahomed, und um alle Araber unter einer Religion zu versammeln, trat er als ihr Haupt und Apostel auf. Gerade in jener Zeit war die Sache zwar nicht ohne Schwierigkeiten, aber auch nicht ohne günstig helfende Umstände. Es sollte ja kein Volk konstituirt oder neue Ideen und Institutionen geschaffen werden. Alles nöthige Material war schon vorhanden, es brauchte nur Verarbeitung, und dazu waren die Umstände günstiger als je. Ein neues Religionssystem war leicht zu gründen und auch seine Annahme schien nicht schwer.

Die mehrsten Urtheile über den arabischen Gesetzgeber sind partheyisch und übertrieben. Die alten christlichen Schriftsteller haben ihn meistens in sehr ungünstigem Lichte dargestellt als einen groben Betrüger, einen beschränkten Enthusiasten, und bedachten nicht, daß dadurch Mahomeds Erfolge nur noch unerklärlicher wurden. Andere fanden so viel Größe in dem Unternehmen Mahomeds, daß sie ihm weit aussehende Plane und erhabene Ideen untergelegt, ja ihn deßhalb weit über die berühmtesten Gesetzgeber des Alterthums erhoben haben. Das Maaß seiner Größe liegt außer dem Bereich dieser Bemerkungen, in denen nur dargethan werden soll, daß Mahomed die verschiedenen, damals in Arabien vorhandenen Religionen sehr gründlich studirt und für seinen Zweck erwogen hatte, und daß er daraus sein neues Religionssystem nahm. Er war im Bilderdienst geboren und aufgezogen worden. Seine Familie gehörte zu den angesehensten von Mekka, war seit geraumer Zeit im Besitz der Caabaschlüssel und stand unter den Hütern des Tempels oben an. Von den Reisen, die er schon in der Jugend gemacht haben soll, spricht die Geschichte nicht. Höchstens kam er bis zu den Gränzen Syriens und zwar das erste Mal als Knabe von dreyzehn Jahren mit seinem Oheim Abutaleb, hernach aber im fünf- und-zwanzigsten Jahre in Handelsgeschäften für den reichen Cadijah. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß der junge, arme und verwaiste Kameelführer damals schon so große, ausgebreitete und philosophische Ansichten hatte. Mahomed brauchte auch wirklich Arabien nicht zu verlassen, um mit Juden, Christen und Persern in genaue Verbindung zu kommen, weil sie in bedeutenden Niederlassungen in allen Theilen Arabiens, ja bis an die Thore von Mekka und Medina wohnten.

Es war selbst zu Mahomeds Lebzeiten in Mekka bekannt, daß er Gehülfen und Mitarbeiter hatte. Dieß geht aus mehreren Stellen des Koran hervor. Man streitet sich darüber, wer diese seine Gehülfen waren. Aus Allem aber ergibt sich nichts, als daß Mahomed viel mit Leuten andern Glaubens umging und sich ihre heiligen Bücher vorlesen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Des Gesandten gewöhnlicher Belustigungsort war ein Haus, das zu nichts als zu Musik und Tanz eingerichtet war. Am ersten Abend, den wir dort zubrachten, konnten wir in der That vor Staunen kaum zu uns selbst kommen. Man schloß den Gesandten in eine kleine Zelle, wie eine Biene in eine Scheibe Honig ein, wo sich auf einmal eine Scene vor uns öffnete, die sich mit Worten nicht beschreiben, und die sich keinem Perser, der sie nicht gesehen, jemals begreiflich machen läßt. In allen Theilen eines unermeßlichen Hauses, das größer als unsre weitläufigsten Moscheen ist, saßen in Zellen, gleich der des Ge-

sandten, Männer und Weiber öffentlich und ohne einen Schatten von Verborgenheit; unter ihnen war ein Meer von Köpfen; der ganze Platz war mit Lampen und Kerzen in größerer Anzahl erleuchtet, als sich jemals in der glänzendsten Schaustellung am Hofe des Schach finden. Die Musik war für uns ganz unverständlich; tausend Instrumente brachten einen Wirrwar von Tönen hervor, der den Engländern vollkommen himmlisch erschien, uns aber gänzlich neu und betäubend vorkam. Wir wünschten ihnen eine Probe davon zu geben, was unsere Spieler auf dem Kamouncho zu leisten vermögen, und sie mit einem Tusch von des Schachs Nakara Khaneh, seinen messingenen Trompeten und seinen herzbewegenden Trommeln zu bewirthen. Plötzlich flog ein ungeheurer Vorhang auf, und nun sahen wir eine Reihe von Scenen vor uns, die keine Feder zu beschreiben vermag. Zuerst kam eine betrübte Geschichte, die uns fast zum Weinen brachte, und dann Tanzkünste, deren Wunder Niemand, selbst nicht im Traume, zu begreifen vermöchte. Die ganze Geschichte ward von Anfang bis zu Ende gesungen, und wahrlich, wären die Stimmen, die wir an Männern und Weibern hörten, im Singen unserer Lieder unterrichtet worden und hätten sie sich dann vor dem Schach hören lassen, er würde, von Entzücken überwältigt, von seinem Throne gefallen seyn. Das Tanzen war in jeder Rücksicht so erstaunenswerth, daß die Meinungen unter uns getheilt waren, ob die vor uns tanzenden Gestalten lebendig oder Automate seyen. Wir sprachen viel über diesen Gegenstand und einige unter uns konnten sich nicht überreden, daß unsre Sinne uns nicht täuschten, bis ein gutmüthiger Franke sich erbot die Schwierigkeit aufzulösen. Er führte zwey von uns durch viele lange, enge und krumme Gänge nach dem Platze, wo sich die Tänzer befanden, und überzeugte uns hier endlich, daß die Figuren, welche wir aus der Entfernung gesehen, wirklich Männer und Weiber seyen. Zu unserm Erstaunen fanden wir, daß die Genien und Peris, die wir hatten hin und her schweben sehen, nichts als bemalte Sterbliche waren, welche bey näherer Besichtigung mehr Dämonen als Bewohnern des Paradieses gleichsahen.

Es war da ein Gelehrter, der den Gesandten in der Oper besuchte und nicht aufhörte, die schönen Stimmen der europäischen Sänger zu rühmen. Freylich waren nur wenige unter ihnen Engländer, allein wir wurden es müde, immer und ewig von Catlani und Trimzani zu hören, als ob sie allein in der Welt seyen, und als ob wir nicht auch das Recht hätten, auf unsere Sänger und Tonkünstler stolz zu seyn. An einem Abende endlich, wo der Gesandte seine Seele durch diese unaufhörlichen Lobpreisungen ausgetrocknet fühlte, sagte er: „Ihr möget von Euren Catlanis und Euren Trimzanis reden, so viel es Euch beliebt, Herr, allein Ihr habt vielleicht niemals von unserm Barbut gehört; das war Euch ein Sänger, Herr!“

Der Gesandte fuhr fort, diesen Ort zu besuchen, bis er eines Abends gewahr ward, daß man einen Versuch machte, seine eigenen Landsleute darzustellen, was er als ein Zeichen der Geringschätzung betrachtete. Er versicherte uns, sie haben nicht allein den Schutz des Weltalls und sein ganzes Harem unverschleiert tanzen lassen, sondern seyen so verwegen gewesen, ein pas de deux, wie sie es nennen, zwischen unserm gesegneten Propheten und einer Königin der Franken aufzuführen. Von nun an begann der Gesandte sich vor dieser Art von Unterhaltung zu scheuen, besuchte aber gelegentlich andere Schauspiele.

Als wir einmal den Abend in einem großen Schauspielhause zubrachten, sahen wir eine Geschichte vorstellen, die wohl darauf berechnet war uns zu rühren. Wir verstanden zwar die Worte nicht, doch war das Spiel für sich schon verständlich. Ein Schach, grau und gebrechlich vor Alter, ward von seinen eigenen Kindern aus seinem Reiche vertrieben und an den Rand der Verzweiflung gebracht.*) Wir alle vergossen Thränen und gedachten, was vielleicht das Schicksal unsers gesegneten Schachs, der von einer so zahlreichen und feindseligen Familie von Söhnen umgeben ist, in seinem Alter seyn möchte. Wir befragten neugierig den Mehmandar, wie es möglich sey einen so alten Mann zu finden, der diese Person vorstellen könne, da ließ sich gleich darauf ein junger, schöner Mensch Mirza Firouz, als der unglückliche König vorstellen, der so eben aus seinem Reiche vertrieben worden war. Wir konnten uns kaum enthalten ihn zu berühren, und riefen alle einstimmig aus: „La Illaha, Illallah!“ Er schien ganz entzückt über unser Erstaunen und versicherte den Gesandten, daß sein Beyfall das größte Lob sey, das seiner Darstellung werden könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) König Lear.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Der lustige Abbé la Taignant ist in Fanchon zum Conseiller-Clerc des Parlaments geworden, und darf nicht mehr von der Langeweile sprechen, die ihm eine Jesuitenpredigt verursacht habe, und es wird in dem Vaudeville nicht mehr das Lied abgesungen, worin gesagt wird, Liebe und Natur kennen nicht den Unterschied der Stände; vermuthlich haben sie jezt diesen Unterschied kennen gelernt? Die Zeitungen halten sich mit Recht über diese Verhunzungen auf, die desto ungeschickter erscheinen, da das Stück in seiner alten Form so populär geworden war, daß Jedermann es kannte, beynahe auswendig wußte. Die „Wilhelm Tells,“ „Figaros Hochzeit“ und an-

dere Stücke, die unter dem jetzigen Ministerium gespielt werden dürfen, haben den Diensteifer der Ultrascribenten so aufgeregt, daß sie allerley Unglück prophezeyen, das daraus entstehen soll, daß sich das Publikum an jenen Stücken belustigt. Darüber werden denn die Minister zuweilen irre in ihrem Gange, und lassen wieder manches verfügen, was die entrüsteten Ultras besänftigen soll; von der Art scheinen denn auch die kleinen Verstümmelungen zu seyn, welche der armen Fanchon widerfahren, und die im Grunde unbedeutend sind; auch hat man dem gedruckten Texte nichts anhaben können, der längst in aller Welt verbreitet ist. Dieses Stück ist schon fünf-und-zwanzig Jahre alt, und mehrere Schauspielerinnen haben sich in der Rolle Fanchons nacheinander ausgezeichnet; jedoch wird das Vaudeville nicht mehr so gut gespielt als im Anfange, da es so großen Zulauf hatte; wahrscheinlich trug damals das vortreffliche Spiel zu jenem Zulaufe viel bey. Die beyden Verfasser, Bouilly und Pain (Fleisch und Brod, sonderbare Zusammenfügung zweyer Dichternamen) leben noch; ersterer ist reich geworden, und der zweyte, der sich voriges Jahr, als zum lezten Male die Censur über die Tagesblätter verhängt wurde, zum Censor hat brauchen lassen, ist beynahe ein armer Tropf geblieben, den aber Niemand bedauert, eben weil er auf Villèles Befehl die Censurscheere ergriffen hatte, was beynahe alle andern Schriftsteller verschmäht hatten, um sich nicht zu entehren. Bouilly hat kürzlich das Unglück gehabt seine Tochter zu verlieren, deren Bildung ihm so sehr am Herzen gelegen, und für welche er die Erzählungen geschrieben, die so vielen Beyfall gefunden haben, wiewohl man sie, genauer betrachtet, vielmehr ihrer Darstellung halber, als wegen des Inhalts loben kann. Der Dichter war dieser Tochter mit seinen Erzählungen in ihren Lebensepochen gefolgt, er hatte ihr Erzählungen für junge Töchter, dann Erzählungen für junge Frauen und für junge Mütter geschrieben, nachdem sie einen Advokaten Namens Rochelle geheirathet hatte und selbst Mutter geworden war. Allein Mutter und Kind starben, und Bouilly, der Wittwer, ist allein geblieben; kurz vor diesem Verluste hatte der Dichter noch Erzählungen für kleine Kinder geschrieben; dieses lezte Werk hat aber wenig Aufsehen erregt, so wie denn auch die Erzählungen für die jungen Prinzen weniger Beyfall gefunden haben als diejenigen, die er für seine geliebte Tochter geschrieben hatte. Bevor ich den langen Theaterbericht schließe, muß ich noch eines neuen Stückes erwähnen, das neulich auf einem der kleinen Theater gegeben worden ist, und Zulauf hätte erregen können, wenn der Dichter seinen Stoff besser zu behandeln gewußt hätte. Es hieß „le Garçon de caisse, und sollte ein Gegensatz seyn zwischen dem Aufwande eines vornehmen Beamten und dem sparsamen Leben eines geringen. Im ersten Aufzuge bewohnt der vornehme Beamte das Hauptstockwerk eines Hauses, und der Garçon de caisse das vierte und oberste. Dieser hat eine Tochter, der Vornehme einen Sohn; die beyden jungen Leute lieben sich, allein der Abstand der Familien ist zu groß, als daß an eine Heirath zu denken wäre. Unordnung im Hauswesen zwingt jedoch den vornehmen Beamten, seine Ausgaben einzuschränken, und sich mit einer Wohnung im zweyten Stocke zu begnügen, indeß der fleißige und sparsame Kassenpedell ein Stockwerk hinuntersteigt. Dieß geschieht im zweyten Aufzuge; im dritten muß der vornehme Verschwender wieder ein Stockwerk höher steigen, und der Sparsame kann sich im zweyten Stocke einmiethen. Zulezt im vierten Aufzuge bleibt der verschwenderischen Familie kein anderes Hülfsmittel übrig, als die ärmliche Wohnung im vierten Stocke, welche zuvor der Garçon de caisse inne hatte, zu miethen, indeß dieser ein begüterter Mann geworden und im Stande ist, den ersten Stock zu miethen. Da er aber eine ehrliche Haut ist, so gibt er gerne seine Einwilligung zur Heirath seiner Tochter mit dem Sohne des verarmten Vornehmen, und will, daß beyde Familien zusammen das erste Stockwerk bewohnen sollen. Es kommt in dem Stücke ein lustiger Gesell vor, welcher gern bey den Bewohnern des ersten Stockwerks zu Mittag ißt, und ihnen ungern in die höhern Geschosse folgt, wo die Küche magerer ausfällt. Scribe hätte aus diesem Stoffe wahrscheinlich etwas recht Witziges gemacht. Unter den Händen des oder der unberühmten Verfasser ist die Bearbeitung aber verfehlt worden; das Stück hat daher wenig Beyfall gefunden, und die kleinern Journale haben prophezeyt, der Garçon de caisse oder Kassenpedell werde die Theaterkasse wohl nicht anfüllen.

D g.

London, August.

(Fortsetzung.)

Der Prozeß eines gewissen Corders, welcher beschuldigt ist, seine Geliebte in einer Scheune erschossen und begraben zu haben, wird diese Woche stattfinden. Nach der von einigen hiesigen Zeitungen eingeführten Mode, sind die Zeitungen der Grafschaft Sussex voll von Anekdoten von dem Manne und seiner Familie, und von Erzählungen von dem Interesse, das einige Beamte an ihm nehmen, die ihn sogar gewarnt haben, er solle in seinem Umgange mit den Geistlichen ja nichts aussagen, was zu seiner Ueberführung dienen könne. Dergleichen Besorgniß für die Wohlfahrt eines schwarzen Verbrechers, ist mehr als lächerlich, ist höchst verdammenswerth; ja sie ist beynahe ein eben so großes Verbrechen gegen die Sicherheit des Publikums, als es ehemals das Foltern gegen die Person war. Fängt ein armer Teufel einen Hasen in einer Schlinge, wäre es auch in seinem eigenen Gärtchen, so bieten Edelmann und Pfarrer alles auf, um ihn zu überführen, und verdammen ihn, ohne Gewissensskrupel, zum Gefängniß, wenn auch sein Haushalt dadurch zerrüttet würde, und eine ganze Familie an den Bettelstab käme. Begeht er aber einen Mord, so wird er gleich ein Gegenstand der Aufmerksamkeit; er heißt dann ein unglücklicher Mann, und alle Gefängnißverbesserer beeifern sich, ihm seine Lage zu erleichtern.

In Irland hat das Gesetz, welches alle politischen Vereine verbot, aufgehört, und Katholiken und Protestanten haben sogleich wieder angefangen ihre alten Vereine ins Leben zu rufen, so daß man erwarten darf, in Kurzem das ganze Land, in zwey ungleiche Hälften getheilt, regelmäßig einander gegenüber stehen zu sehen, während die Regierung ihren geringen Einfluß und ihre Truppen dazu verwenden muß, die Kampflustigen auseinander zu halten.

In Folge einer neulichen Entscheidung des hiesigen obern Gerichtshofes, daß Sklaven, die von den Kolonien nach England gebracht, und während ihres hiesigen Aufenthaltes frey geworden sind, deßwegen nicht frey bleiben, wenn sie nach der Kolonie zurückkehren, sollten neunzehn Personen, die sich zu Antigua in diesem Fall befanden, nach der Entscheidung des dortigen Richters ihren vorigen Herrn zurückgegeben werden, als der Gouverneur dazwischentrat, und eigenmächtig oder, wie man vermuthet, auf Befehl unseres Ministeriums, die Ausführung des Dekrets hinderte. Der Richter legte deßwegen seine Stelle nieder, und die Sache wird nun vors Parlament kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. August 1828.

Möge[st] du den Geist der Ueberredung und er die Ohren der Lernbegierde haben, damit das, was du sagst fruchten, und das was er hört, Glauben finden möge; — denn die betrübten Mißbräuche der Zeit brauchen Ausbesserung.

Shakespeare.

Die Kunst zu stehlen.

Von Pater Antonio Vieira.

Pater Antonio Vieira, von der Gesellschaft Jesu, geboren zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, war einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Wir sehen ihn in seinem vielbewegten Leben noch jung als Professor zu Fernambuko und als eifrigen Verbreiter der Civilisation unter den Indiern, dann als Hofprediger Dom Joaõs IV. von Portugal, bey dem er sehr in Gunst stand, als politischen Unterhändler für seinen Herrn an den Höfen von Frankreich, England, Rom, Neapel, sodann wieder als Prediger des Evangeliums unter den Indiern und beredten Kämpfer für ihre Freyheit, später im Vaterlande in den Klauen der Inquisition wegen seiner Schriften. Er hatte sich zum Dienste des Vaterlandes sechs-und-dreyßig Mal eingeschifft und starb 1697 im hohen Alter in Bahia. Der geistreiche, freymüthige, unerschrockene Mann ist Verfasser vieler theologischen, moralischen, politischen Schriften, aber sein interessantestes Werk ist wohl die, König Johann IV. zugeeignete, im Jahr 1652 verfaßte Schrift: „Kunst zu stehlen, Spiegel der Betrügereyen &c., Hauptschlüssel der Königreiche Portugals, unserm Herrn, dem König Dom Joaõ IV. zur Einsicht dargereicht.“ In diesem Buche schildert er die Mängel der Verfassung Portugals, das, wie er sagt, vor allen Nationen sich in Spitzbübereyen auszeichnet, in einer Menge von Beyspielen, die er wohl auf seinen Reisen zu Wasser und Land, „den beyden großen Hörsälen der Dieberey,“ selbst gesammelt hat. Er geißelt in dem Style seines Zeitalters die Betrügereyen der Beamten und Nichtbeamten vom Vicekönig an bis zum Alguazil und gemeinen Banditen oft mit dem treffendsten Witze und dem beissendsten Spott, und seine Unpartheylichkeit wird nur dann etwas wankend, wenn er von seinem eigenen Stande spricht. In der Vorrede sagt er hergebrachtermaßen, das Gesagte dürfe kein Einzelner auf sich beziehen; die Fälle, die er anführe, seyen wie Kugeln in der Schlacht, die ungezielt auf den großen Haufen abgeschossen werden; er entschuldigt sich, daß er keinen Autor citire, diejenigen, die sich mit dieser Kunst abgeben, haben nie etwas darüber drucken lassen; von ihrer ganzen Wissenschaft seyen nur zwey Buchstaben L. F. (Ladrooira, Furto) auf den Rücken Einiger abgedruckt.

In den ersten Kapiteln beweist er in der sophistischen Manier seiner Zeit, daß das Stehlen wirklich eine Kunst sey und zwar eine edle Kunst, nicht nur wegen der edlen und köstlichen Gegenstände, an denen sie sich mit Vorliebe übt, sondern auch wegen der vornehmen Meister und Professoren derselben. Letzteres belegt er statt vieler Beyspiele mit Einem. „Es ging einmal ein römischer Kaiser in den Tempel, um Apoll seine Ehrfurcht zu beweisen, da sah er auf dem nämlichen Altar dessen Sohn, Aeskulap, mit einem großen Barte stehen. Da der Kaiser bemerkte, daß der Bart von Gold und nur angeheftet war, gelüstete ihn darnach, und er nahm ihn ab mit der Bemerkung, es sey nicht anständig, daß der Sohn einen Bart habe und

der Vater keinen. Trotz dem verlor der Kaiser nichts von seiner Größe, nein, er wurde größer dadurch, denn nun hatte er mehr Gold als zuvor.“ In mehr als sechzig Kapiteln folgen nun die Arten der Betrügerey nach eigener Klassifikation.

Je kraftvoller und erschöpfender dieser Theil erscheint, desto schwächer und kürzer ist der Abschnitt von der Abhülfe und Zurechtweisung, und das Verhältniß, in dem diese beyden Theile zu einander stehen, bezeichnet ganz richtig, wie viel leichter es ist, Mißbräuche an's Licht zu ziehen und zu rügen, als ihnen abzuhelfen.

Der Verfasser wiederholt sich zwar oft und hört sich zuweilen über triviale Gegenstände gerne sprechen, im Ganzen ist aber das Buch interessant und unterhaltend; Auszüge, die wir von Zeit zu Zeit daraus mittheilen, werden daher nicht unwillkommen seyn, wenn gleich die Corregidors, Alcaden, Alguazils, und wie sie alle heißen, von Cervantes und Lesage her unsere alten Bekannten sind, und die gelobte Halbinsel jenseits der Pyrenäen von jeher für das Land galt, das die Ideale von schlechten Beamten herbergt, wogegen fast alle civilisirten Länder blos mehr oder minder schwache Nachbilder aufzuweisen haben. Jene Muster sollen übrigens durchaus nicht Gegenstand des Studiums, bey einer Kunst, in der man an einem Tage Anfänger und Meister seyn kann, bedarf es desselben nicht — sondern blos Gegenstand der Unterhaltung seyn.

* * *

Von denen, welche Spitzbuben sind, ohne zu wollen, daß Andere es seyn sollen.

Vom Löwen sagt man, daß er seine Beute so vertheidigt, daß kein Thier, und wenn es noch so reißend ist, ihr beykommen kann; der Adler in Norwegen pflegt den lezten Vogel, den er an einem Wintertage fängt, jedesmal lebend zu erhalten, damit er ihm des Nachts die Füße wärme. Des Morgens schenkt er ihm die Freyheit und gibt Acht, wo er hinfliegt, um nicht in derselben Gegend zu jagen und ihm, seinem Wohlthäter, vielleicht ein Ende zu machen, oder um nicht Zeuge zu seyn, wenn er die Beute anderer Adler wird. Es gibt Spitzbuben, die viel schlimmer und eben so mächtig als diese Thiere sind.

Keine Gemeinschaft haben zu wollen in einem Handel, aus welchem man Nutzen ziehen kann, ist Geiz und Habsucht, welchen man den Namen Diebstahl beylegen kann. Dieß ist zwar der Natur der Spitzbuben sehr entgegen, die sich lieber zusammenrotten, Helfershelfer haben und in großer Anzahl seyn mögen, um sich gegenseitig beyzustehen. Doch dieses sind gemeine Spitzbuben, die ihr Handwerk mechanisch treiben; es gibt aber vornehme und anständige Diebe, die blos für sich handeln, neben welchen Niemand aufkommen kann, wie man sowohl hier im Reiche, als auf den Inseln und in den Kolonien sieht. So gibt es z. B. an einem gewissen Orte gewisse Artikel, die von den Ausländern sehr gesucht werden, und von welchen sie zu gewissen Zeiten große Ladungen abholen. Was thut nun der Mächtige? er kauft Alles vorläufig auf für den geringsten Preis, indem er den Landmann nöthigt, ihm den Artikel in's Haus zu bringen; sobald er sich alleiniger Herr desselben sieht, verschließt er sich damit, sezt einen beliebigen Preis, so daß der Ausländer ihn entweder annehmen oder die Sache aufgeben muß. An dem Färbewald, der von den Inseln kommt, sehen wir dieses oft, an den Häuten von Kap Verde, dem Brasilienholze, dem Zimmet von Ceylon, dem Bezoar und andern Waaren.

Nur Könige können Privilegien geben; deßhalb ist es auch nur Königen erlaubt, so sehr an Fett zuzunehmen. Daß nun Privilegien statt finden für Sublimat, Spielkarten, Tabak, Diamanten, daran liegt wenig, denn wir können ohne diese Gegenstände uns behelfen; aber wie ist es damit, daß man die Erlaubniß ertheilt, Korn aufzukaufen, und daß sich die Reichen damit einschließen, um es, wenn das Volk darnach schreyt, vierfach wieder zu verkaufen? Von allen Aufkäufern kann man sagen, daß sie schlimmer als reißende Thiere sind, denn sie nehmen die Vortheile für sich, und entziehen sie denjenigen, welche doch zuerst die Beute packten. Bey dem Löwen geschieht solches aus Großmuth, bey ihnen aber aus Niedrigkeit oder Heimtücke. Schlechter sind sie wie der Adler, denn dieser befreyt seinen Raub für andere; sie aber bemächtigen sich des Ganzen nur ihres eigenen Vortheils wegen, ohne Andern etwas davon zu gönnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Koran und die Bibel.

(Fortsetzung.)

Aus dem Koran selbst, weniger aus den Dogmen und Lehren als aus einer Menge Einzelnheiten, besonderen Umständen, Ausdrücken und Gleichnissen geht hervor, wie genau Mahomed mit dem alten Testament bekannt war, wiewohl er nur die fünf Bücher Moses und die Psalmen davon anführt. So sagt er im 21. Kap.: „Ich habe, so läßt er Gott reden, in Moses Büchern und in den Psalmen versprochen, daß meine tugendhaften Diener die Erde zum Erbtheil haben sollen.“ Besonders oft werden die Bücher Moses angeführt. Die Geschichte der Patriarchen, die Abraham gemachten Versprechungen, die Zerstörung von Sodom und Gomorrha, die Wunder Arons und Moses am egyptischen Königshof, der Gang durch das rothe Meer, die häufigen Empörungen der Juden und ihre ganze Geschichte in der Wüste kommen ihm immer wieder in den Mund; oft fügt er aber fremdartige Dinge bey. Die andern Bücher des alten Testaments nennt er nicht, spielt

aber oft darauf an. So läßt sich im 38. Kap. troß ihrer Entstellung die Parabel von Nathan erkennen. Darin ist auch von Job und Elisa die Rede. Im 37. Kap. findet sich Jonas Geschichte im Auszug, so wie seine Voraussagung von Ninives Untergang, und in demselben Kapitel kömmt der Name des Propheten Elias mehrmals vor. Aus einer Menge anderer Stellen des Korans geht hervor, daß Mahomed auch die Sagen der Rabbiner gut kannte; so kömmt oft der Thron Gottes vor; hieher gehören auch seine Fabeln über Adam vor seinem Fall, über die Umstände seiner Versuchung und seiner Strafe; ferner seine Meynung über die sieben Himmel, die sieben Höllenpforten, den Todesengel, die Geißelnng am heiligen Grabe u. s. w. Ganze Fragmente aus der Evangeliengeschichte stehen im Koran, z. B. daß Zacharias die Geburt eines Sohnes versprochen wird, daß ein Engel Marien ihre Niederkunft verkündigt, daß der Messias geboren wird. Eine Menge einzelner Stellen, Ausdrücke und Vergleichungen stammen aus dem neuen Testament. So nennt Mahomed Christum nach St. Johannes das Wort; Abraham heißt er nach St. Jakob den Freund Gottes; da wo die Antwort der Jungfrau auf die Verkündigung des Engels gegeben wird, findet sich Wort für Wort die Stelle St. Lukas II. 34. Die sprichwörtliche Redensart im 7. Kap. des Korans: der Gottlose wird nur dann in's Himmelreich kommen, wenn ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, ist offenbar aus dem Evangelium St. Matthäus XIX. 24. genommen; eben so die Worte der Verdammten zu den Seligen im 7. Kap.: gebt uns einen Tropfen von diesem Wasser, und im 46. Kap.: „man wird zu den Ungetreuen sagen, ihr habt euer Gut auf der Erde zerstreut, und ihr habt dort genossen, jezt aber empfangt ihr den Lohn eurer Frevelthaten", erinnern lebhaft an St. Lukas XVI. 25., wo er das Gleichniß von dem ungerechten Reichen macht. Oft kömmt im Koran der Ausdruck vor: hättet ihr ihnen auch Engel gesendet, und hätten es ihnen die Todten selbst zugerufen, so hätten sie es doch nicht geglaubt. Im 49. Kap. findet sich das Gleichniß von dem Weizenkorn, um die Frömmigkeit der Gläubigen anzudeuten. Man vergleiche noch, was der Koran Kap. 7. und 20. offenbar nach 1 Joh. 2. 18. und 1. Korinth. XV. 52. vom jüngsten Tag und von der Posaune sagt, die alle Todten aus ihren Gräbern erwecken soll.

Wie Mahomed trefflich die Bibel alten und neuen Testaments kannte, so war er auch wahrscheinlich mit den heiligen Büchern und Traditionen der Sabäer und Magier vertraut. Wären sie auf uns gekommen, so würden sie gewiß ein großes Licht auf die Stellen und Sagen des Korans werfen, die uns jezt dunkel vorkommen.

Aus alle dem läßt sich schließen, daß Mahomed sich durch das Lesen der fremden Religionsbücher und durch den Umgang mit Christen, Juden, Sabäern und Magiern vorbereitete und die ihm nöthigen Kenntnisse schöpfte, als in ihm einmal der Gedanke an die Gründung einer neuen Religion aufgestiegen war. Niemand weiß, was er in den fünfzehn Jahren seines Lebens zwischen seiner Verheirathung mit Cadijah und dem Beginnen seines Predigerthums gethan hat. Blos Abulfeda hat darüber eine merkwürdige Stelle: „Gott hatte ihm, Mahomed, eine große Neigung zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit gegeben, und jedes Jahr brachte er einen vollen Monat in einer Höhle des Bergs Hera bey Mecca zu." Wahrscheinlich sammelte und ordnete er in jenen fünfzehn Jahren in der Einsamkeit die zu seinem Werk dienlichen Materialien. Bis dahin sieht man in ihm weniger den begeisterten und in eigenen Täuschungen lebenden Mann, als einen Ehrgeizigen, der mit Klugheit und Geschicklichkeit alles für ein künftiges Unternehmen vorbereitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Thomas Moore.

Uebersezt von J. F. Bach.

When through the Piazetta (Nat. airs.)

Umhaucht die Piazetta
 Der nächtliche Wind,
Dann komm' ich, Ninetta,
 Mein liebliches Kind!
Im Maskengewimmel
 Erkenn' ich dich fern,
Wie am wolkigen Himmel
 Den günstigen Stern.

Als Gondoliere
 Leicht komm ich dir nah,
Und flüstre: „zum Meere!
 Die Gondel ist da!
Komm, sieh, wie um Luna
 Die Wolken sich ziehn,
Auf verschwiegner Laguna
 Sanft gleiten wir hin!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt. August.

Der Juli ist für Frankfurt in allen Beziehungen des höhern gesellschaftlichen Lebens der stillste im Jahre. Die Cirkel des diplomatischen Korps, die meistens erst mit dem Februar eröffnet werden, dagegen aber bis spät in die schöne Jahreszeit hinein fortdauern, sind alsdann ebenfalls geschlossen, und die reiche und vornehme Handelswelt bringt diesen Monat größtentheils in den nähern oder fernern Bädern, oder auf ihren Landsitzen zu.

Daß uns unter diesen Umständen die Bühne wenig Bedeutendes vorführte, ist begreiflich. Auch die Muse der Tonkunst war in dem verflossenen Juli nur karg mit ihren Gaben gegen uns. Was sie uns davon ertheilte, verdient nicht sowohl als Kunstleistung einige Erwähnung, sondern um der Seltsamkeit willen, und weil die Erscheinung, wovon sogleich die Rede seyn wird, ein Zeichen unserer Zeit ist. Ernste Sittenrichter haben es dieser Zeit wohl schon zum Vorwurfe gemacht, daß die fast an Vergötterung gränzende Huldigung, welche ausgezeichneten Sangkünstlern in unsern Tagen zu Theil wird, eben kein erfreuliches Zeichen der heutigen Epoche sey. Unter allen Künsten, meynen sie, wäre es besonders die des Gesanges, die auf sittliche Verweichlichung der Völker hindeute, so wie dieselbe denn auch vorzugsweise von jenen Nationen, z. B. den neuern Italienern getrieben werde, die am tiefsten darin versunken sind. Ist nun ein wirklich ausgezeichnetes, sehr ausgebildetes Kunsttalent Gegenstand einer solchen Huldigung, so läßt sich der Sache doch noch die ästhetische Seite abgewinnen, und so gewissermaßen vor dem Richterstuhle des Geschmacks rechtfertigen. Allein ist es die Afterkunst, eine bloße Künsteley, welche jene Huldigung mit der wahren Kunst theilt, so möchte es schwer halten, auch nur einen Gesichtspunkt aufzufinden, von welchem aus betrachtet sich diese Tendenz mehr als jede andere Sonderbarkeit, als etwa eine blose Laune der Mode entschuldigen ließe. Was uns hier zu diesen Bemerkungen veranlaßt, ist das wahrhaft wunderbare Glück, das kürzlich eine Truppe Tyroler Jodeler, die im Laufe des verflossenen Monats auch hier sich hören ließ, auf der brittischen Insel machte. Diese Truppe, aus fünf Geschwistern bestehend, scheint vor etwa vier Jahren von ihren Bergen herabgestiegen zu seyn, um mit der eigenthümlichen Sangweise ihrer Landes Industrie zu treiben. Auf ihren ersten Streifzügen in Deutschland bereiste dieselbe vor etwa drey Jahren auch unsere Stadt zur Zeit der Messe, wo sie sich an Wirthstafeln und in Weinstuben hören ließ, und eine angemessene Anerkennung ihrer bescheidenen Ansprüche fand. Während ihres Aufenthalts in einer grossen norddeutschen Hauptstadt scheint der Beyfall, den unsere Jodeler daselbst einernteten, zuerst ein höheres Selbstgefühl ihres künstlerischen Werths bey ihnen erweckt zu haben. Um diesen geltend zu machen, begaben sie sich nach England. Die Spekulation glückte über Erwartung. Der österreichische Gesandte, Fürst Esterhazy, nahm sie als Schutzempfohlene auf. In einem Abendzirkel dieses Diplomaten machten sie ihren ersten Debut. Bey einem so glänzenden Anfang konnten ihre Fortschritte auf der Laufbahn des Glücks in der fashionablen Welt Londons fast nicht mehr zweifelhaft seyn. Sie verweilten vierzehn Monate daselbst, sie hatten das Glück sich vor Georg IV. hören lassen zu dürfen, und den Beyfall des brittischen Monarchen zu erhalten. Eine Naivetät, die sich bey dieser Gelegenheit die Tyrolerin erlaubte, ward sogar Gegenstand eines Zerrbildes, und dieß ist bekanntlich in England ein mächtiger Hebel, um zur Berühmtheit zu gelangen. Kurz unsere Jodeler waren Mode geworden: nach ihrer eigenen Aussage traten sie in 137 öffentlichen Konzerten auf, die Privatzirkel ungerechnet, zu deren Unterhaltung sie geladen wurden. Ein Aufenthalt von zwölf Monaten in England ertrug unsern Tyrolern, außer mehreren kostbaren Ehrengeschenken, ein Ersparniß von 82,000 fl., mit welchem sie nunmehr im Begriffe sind ihren heimathlichen Bergen einen Besuch abzustatten. Auf dieser Reise haben sie mehrere Wochen in unserer Stadt verweilt, auch ein Konzert, ohne weitere Begleitung von Instrumentalmusik, im großen Saale des Gasthofes zum Weidenbusche gegeben, worin sie, durch Vortrag des bekannten englischen Volksliedes God save the king, in Tyroler Sangweise travestirt, den Beweis an den Tag legten, daß sie ihren Aufenthalt in England auch dazu benuzten, ihre Kunstfertigkeiten zu erweitern. Der Zuspruch war nicht unbedeutend, denn mehr als 300 Billets wurden abgesezt, wenn schon der Eintrittspreis ein halber Kronenthaler, mithin wohl das Zehnfache des Betrages war, womit vor wenigen Jahren noch die nämliche Unterhaltung bezahlt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, August.

(Fortsetzung.)

Crawfurds Gesandtschaftsreise nach Cochin-China und Siam, welche so eben erschienen, ist voll von interessanten Beobachtungen, und verdiente wohl übersezt zu werden. Seine Ansichten vom Charakter dieser noch wenig gekannten Völker sind folgende: Die Siamesen sind knechtisch, raubsüchtig, unredlich, feige und übertrieben eitel. Ihr knechtischer Sinn ist die natürliche Folge des auf ihnen ruhenden Druckes; die genaue Abstufung des Ranges zerstört selbst den Schein der Gleichheit und zugleich alle wahre Höflichkeit. Gegen ihre Obern sind sie übertrieben unterwürfig, und eben so trozig und hochmüthig gegen ihre Untergebenen. Man sieht sie auch daher nicht wie die kriegerischen Stämme Mittelasiens, aufrecht und männlich auftreten; im Gegentheil kriechen sie verächtlich und gebückt dahin, wie sichs bey ihrem ewigen Rutschen auf Knieen und Ellbogen und dem Berühren des Bodens mit der Stirne nicht anders erwarten läßt. Das Verbot der Regierung, welches den Siamesen nicht gestattet Waffen zu tragen, und die daraus entstandene Gewohnheit, alle ihre Streitigkeiten vor der Obrigkeit auszumachen, macht sie weniger vorsichtig in ihren Reden und ihrem Betragen, als man oft weniger gebildete Völker findet, denen die Furcht vor der Selbstrache eine gewisse Höflichkeit aufzwingt. Alle Personen, mit denen die Gesandtschaft zu thun gehabt hatte, verriethen eine Habgier, welcher sie nicht den geringsten Schleyer umzuwerfen suchten. Sie baten um alles, was sie nur zu bekommen hoffen durften, und ließen sich durch keine Weigerung beleidigen oder abschrecken. Das Volk machte es hierin den Vornehmen nach, und bettelte um Bleistifte, Petschafte, Uhren und Halstücher, ja einmal ward sogar einem von den Herren der Rock vom Leibe abgefordert. So gern aber die Siamesen nehmen, so ungern geben sie, und selbst der Hof trägt hierin immer Sorge, daß er bey seinen Gegengeschenken zum wenigsten dreyßig bis vierzig Prozente gewinnt. Was ihre Faulheit, Unzuverlässigkeit und Feigheit betrifft, ist Crawfurd völlig mit den Franzosen einverstanden, die schon vor hundert Jahren von ihnen behaupteten, daß die Entschlossenheit eines einzigen Europäers mit einem Stock in der Hand zwanzig Siamesen die bestimmtesten Befehle ihrer Obern vergessen machen könne. Ueber alles andere aber wunderte den Gesandten die ungemeine Eitelkeit und der stolze Dünkel dieses Volkes, der sie mit der tiefsten Verachtung auf alle andern Völker herabsehen läßt. Weder durch Bitten noch Belohnungen wollte sich irgend ein Siamese selbst vom gemeinsten Pöbel bewegen lassen, irgend eine Handarbeit für die Gesandtschaft zu thun. Am Tage, wo sie dem Hofe vorgestellt wurde, bewilligte man derselben als eine besondere Gunst einige Männer um ihre Palankine zu tragen, und es kostete sie eine übertriebene Summe, sich einige Ruderer für ihre Böte zu verschaffen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 28. August 1828.

> Brudermord in meinem Stamm!
> Diese Schmach, beym Himmel, wascht
> Blut nur ab!
>
> Müllner.

Romanzen
von Georg Rapp.

1.
Des Vaters Gericht.

„Die Fackel nimm, das Schwert zur Hand,
Entreiße dich des Schlummers Band.
Steh auf und geh voran!“ —
Mein Vater, was willst du hinaus
Um Mitternacht in Sturm und Graus,
Auf dunkler Geisterbahn?

„Will deinen Bruder suchen gehn,
Und soll ich ihn nicht wiedersehn,
Beschwören seinen Geist. —
Wir haben oft uns aufgemacht,
Umsonst am Tag und in der Nacht,
Die keine Spur uns weist. —

Nur meine Mannen sandt' ich fort,
Jetzt rufet ihn mein Vaterwort,
Und klagt ihn zu mir her.“ —
Hörst, Vater, du die Eulen schreyn,
Von Fels zu Fels in's Dickicht ein?
Der Gang ist dir zu schwer.

„Es zieht mich wie ein Zauberbann
Zur alten Ahnenburg hinan,
Als stieg' ich in mein Grab.“ —
Dein rother Mantel weht so wild,
Dein weißer Bart im Winde schwillt,
Wie Feuer flammt dein Stab!

Sieh hier am Thurm das starre Blut,
Sieh was in seiner Tiefe ruht,
Wie eine Leiche weiß! —
Hinweg, hinweg von diesem Ort,
Welch strenge Stimmen hier und dort,
Welch grasser Geisterkreis!

„Die Fackel her, das Schwert mir gieb!
Das ist dein Bruder sanft und lieb,
Der hier dem Mord erblich.“ —
Die Fackel nimm, das Schwert zu dir,
Und flamme richtend über mir,
Den Bruder mordet' ich!

„Dir rufet Fluch das Vaterherz,
Gerechtigkeit der Vaterschmerz,
So stirb von meinem Arm!“ —
O wie mein Herz im Frieden ruht!
Verströme sanft du wildes Blut,
Mit allem meinem Harm!

Der Todte schweigt, der Richter ruft:
„Ihr Ahnen steiget aus der Gruft,
Nehmt euren Enkel auf!
Ich habe eurem Ruhm gedient,
Und mein Geschlecht mit Blut versühnt,
Zu Ende geht sein Lauf.

Erstarre, sinkendes Gebein,
Ersterbend wie der Fackelschein,
Bey meiner Kinder Fall!“
Er sinkt auf ihre Leichen hin,
Schwarz wie das Grab die Nacht um ihn,
Kein leiser Laut im All.

Der Koran und die Bibel.

(Fortsetzung.)

Aus der äußern Form des Korans läßt sich leicht auf die Art schließen, wie er niedergeschrieben wurde. Er ist kein vollständiges, systematisches Ganzes, sondern eine heterogene, unzusammenhängende Kompilation von verschiedenartigen Traditionen, dazwischen bürgerliche und Ceremonialgesetze, Vorschriften über das Betragen, oft ganz zufällig, Alles aus den Umständen und dem Vortheil des Augenblicks hervorgegangen. Indessen herrschen doch zwey Grundgedanken in dem Buch vor, und sie sind klar in dem Symbol der Moslem ausgesprochen: Gott ist Gott, und Mahomed sein Prophet. Ihm nach ist die Einheit Gottes das Fundamentaldogma des Islamismus und der eigentliche Zweck und Gegenstand der Sendung Mahomeds; ihm nach war diese Lehre immer das Wesen und die Grundlage der wahren Religion, bey der Ceremonien und Gebräuche nur eine zufällige Form sind. So sagt er im 11. Kap. des Korans: Wir machen keinen Unterschied zwischen dem, was uns von Gott überliefert worden ist, und was Abraham, Isaak, Ismaël, die zwölf Stämme, was Moses und Jesus vom Herrn erfahren haben. Wir glauben an Gott und sind Moslem. Und im 4. Kap. steht: Gott besiehlt euch die Religion, die er Noah vorschrieb, die er dir offenbart hat, und die er Abraham, Moses und Jesus empfahl. Mahomed tritt also nicht als Gründer einer neuen Religion auf, sondern im Beruf, ein Dogma in seiner Reinheit wieder herzustellen, das in allen Religionen entartet vorkömmt.

Man kann annehmen, daß der Glaube an den einigen Gott bey den meisten Arabern ausgeartet war; er wurde aber doch überall anerkannt. Gewiß war er in den wenig gebildeten, an keine Abstraktionen gewöhnten Gemüthern noch nicht zum klaren praktischen Gedanken geworden, da sie für nichts zugänglich waren als für sinnliche Eindrücke. Aber der Gedanke war ihnen keineswegs neu. Mahomed erhob sich freylich zu reineren Ideen, die er hauptsächlich dem Studium des alten und neuen Testaments verdankte. Wer mag entscheiden, ob es Begeisterung oder Ehrgeiz war, daß er sich Prophet und Gesandter Gottes nannte? Aber auch in der Art, wie er von seiner Inspiration sprach, erkennt man das Streben, sich nicht von den schon bekannten und angenommenen Ideen zu entfernen. Er gab bekanntlich vor, nächtliche Unterhaltungen mit dem Engel Gabriel zu haben, der ihm den Koran Vers für Vers, Kapitel für Kapitel, vom Himmel bringe und eingebe. In der Lehre der Magier ist Gabriel der Engel der Offenbarung. — Außer dem Gruuddogma der Einheit Gottes lehrt der Koran noch mehrere andere und stellt sie als Glaubensartikel auf. So ist im 4., 6., 7. und 18. Kap. der Glaube an gute und böse Engel vorgeschrieben. Aber auch dieser war schon allgemein von den Arabern angenommen. Am häufigsten kömmt Mahomed auf das Dogma von der Wiederauferstehung und dem jüngsten Gericht zu sprechen. Er sucht es auf eine Art darzuthun, die mit der St. Pauli, Corinth. 1. viel Aehnlichkeit hat. Dieselben Gleichnisse kommen hier vor, denn im 38. Kap. läßt er Gott sagen: Auf den unfruchtbaren Feldern, aus denen wir Keime der Fruchtbarkeit locken, wachsen die Erndten, die sie wieder nähren; ein treffendes Bild der Wiederauferstehung. Da, wo er vom jüngsten Gericht spricht, geht er ganz in die Ideen der Juden und Christen ein und behält selbst manche Ausdrücke der heiligen Schrift bey. So sagt er im 43. Kap.: „Wenn die Posaune zum zweyten Mal ertönt, werden sie schnell aus ihren Gräbern hervorgehen, um vor Gott zu erscheinen." Und weiter heißt es: „Ein Ton der Gerichtsposaune wird alle Menschen vor meinen Thron versammeln und jeder wird da den Lohn seiner Thaten empfangen." In der Form des jüngsten Gerichts ist Mahomed den jüdischen und magischen Lehren gefolgt, und hat das Vorzüglichste von ihnen entlehnt, z. B. den Gang über die enge Brücke, das Buch, wo alle Handlungen der Menschen niedergeschrieben, und die Wage, worauf sie gewogen werden. So ist auch Mahomeds Paradies ganz jüdisch und magisch.

Der Koran stellt noch ein Dogma auf, wiewohl nicht ausdrücklich, das von den unabänderlichen Rathschlüssen Gottes. Diese Lehre gebraucht er mit großem Erfolg, um seinen Anhängern den unbegränzten Muth einzuflößen, der sie über alle Gefahren hinwegsetzte. Wahrscheinlich nahm er aber hierin nur die allgemeine, oder doch schon vor ihm weit verbreitete Meynung an. Schon bey den Sabäern war der Glaube tief gewurzelt und gründete sich auf die Unwandelbarkeit der Sterne und ihres Einflusses auf die Menschen und alle Ereignisse der Welt. Bey den Magiern ging er aus dem System des guten und bösen Prinzips hervor. Wahrscheinlich war er von Beyden zu den Arabern übergegangen.

Auch in den Hauptpunkten der Religionsübung war Mahomed größtentheils nur Nachahmer. Sie schreiben Gebet, Fasten, Almosen und die Pilgrimschaft nach Mekka vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Der herzzerreißenden Aufführung von dem alten Könige folgte ein Possenspiel, toller als jemals eines von unsern berühmtesten Lutis oder Possenreißern aufgeführt worden. Der berüchtigte Lustigmacher des Schach Abbas war ein bloses Kind in Vergleich mit dem, den wir hier

sahen. Das konvulsivische Lachen des Gesandten und das unwillkührliche Beben unserer Bärte, das sein unnachahmliches Spiel erregte, muß ihm sehr geschmeichelt haben. Er hatte einen Mund, der sich in allen möglichen Weiten öffnete und schloß, Glieder, die seinen Nachbarn eben so sehr als ihm selbst anzugehören schienen, und einen völlig biegsamen Körper. Der Gesandte machte sogleich einen Plan, wie er diesen Mann nach Persien locken möchte; er war versichert, er konnte dem Schach kein angenehmeres Geschenk machen, als einen Luti dieser Art. Allein als er von dem Mehmandar die ungeheuren Summen hörte, welche englische Schauspieler, die einen Ruf haben, mit Gewißheit in England gewinnen, sah er sich genöthigt, seinen Plan aufzugeben.

Wir verstummten vor Erstaunen, als wir hörten, daß dieser Possenreißer einen größern Gehalt als des Schachs erster Scharfrichter erhielt; daß der Mann, welcher den alten König gespielt hatte, sicher war, jährlich eine grössere Summe als unser Großvezier zu gewinnen, und daß das Einkommen der ersten Opernsängerin das von manchem Sohne des Königs überstieg.

Derough, Derough, eine Lüge! eine Lüge! ertönte aus aller Mund; allein da wir sahen, in welche Wuth dieß Wort unausbleiblich den Mehmandar und jeden Engländer, an den es gerichtet ward, versezte, so legten wir den Finger der Erwartung auf unsere Lippen, drückten aber, sobald wir allein waren, aufs Neue unsere gegenseitige Ueberzeugung aus, daß solche ungeheure Ausgaben für an sich selbst so unbedeutende Gegenstände nur Handlungen eines Volkes von Narren und nicht der weisen und alles wohl berechnenden Nation seyn könnten, in deren Mitte wir lebten.

Wir übten uns nachgerade fleißig in der englischen Sprache; der Gesandte hatte zwar mehr Gelegenheit als ich, seine Kenntnisse zu erweitern, gerieth aber manchmal durch das zu große Vertrauen auf seine Kräfte in nicht geringe Verlegenheit. Er war einmal wie gewöhnlich in einer Abendgesellschaft gewesen; am andern Morgen berief er mich in großer Eile zu sich. „Um Ali's willen," sagte er, „bringet mir sogleich das Verzeichniß englischer Wörter, welche der Foozool, jener so überaus dienstfertige Mann am Bord des lezten Schiffes, uns lehrte. Ich bin in der größten Angst, ich möchte einen schrecklichen Irrthum begangen haben, und jener schelmische Bube könnte uns absichtlich mißleitet haben."

Ich brachte ihm das Wörterverzeichniß unverzüglich; in großer Unruhe überlas er hastig die Worte, die, um der leichtern Aussprache willen, mit unserer Schrift geschrieben waren. „Ich habe recht," rief er halb zufrieden und halb niedergeschlagen aus, „und wenn ich recht habe, so hat mir jener bankerotte Lieutenant in den Bart gelacht, hat mich vor der ganzen Welt zu Schanden gemacht." — „Was war es denn?" fragte ich; „vielleicht ist es nicht so arg, als Ihr denkt." — „Ich unterredete mich gestern Abend mit einer Dame, einer Dame von hohem Range, an deren guter Meynung mir aus manchen Ursachen sehr viel liegt. Sie erkundigte sich sehr begierig nach manchen unserer Einrichtungen und befragte mich äußerst genau über das Aussehen und die häuslichen Gewohnheiten unserer Weiber. Und nun sagt mir, fuhr sie fort, was für eine Frau ist die Eurige? — Sehr gute Frau, Madame, sagte ich auf Englisch. Aber wie sieht sie aus? ist sie groß oder klein? — Sieht sehr gut aus, Madame! ein wenig kleine Person, aber gewachsen wie Cypressenbaum, sagte ich. Was für Augen hat sie? — Sehr gute Augen, erwiederte ich, so groß wie das; dabey berührte ich mit der Spitze meines Daumens die Spitze meines Zeigefingers. Was für einen Mund? was für Zähne? — Sehr guten Mund, sehr gute Zähne, Madame, Zähne wie Murwari, Perlen. Ich bemühte mich, ihr, so gut ich konnte, Alles zu erklären, was sie zu wissen wünschte, allein als ich ihr die Kleidung unsrer Weiber und deren verschiedene Bestandtheile beschrieb, bediente ich mich einiger Worte, die entweder lächerlich oder unschicklich waren, denn sobald sie ihr Ohr berührten, bemerkte ich sogleich, daß ich etwas sehr Schmutziges gegessen. Sie schien nicht böse, aber erstaunt, beschämt und belustigt, während ich wie ein Esel aussah. Ich war über und über in Schweiß, ich wünschte mich auf den Grund des Meeres. Ich fühlte daß ich weniger als ein Hund sey, weniger sogar als ein fränkischer Hund, und meine Verlegenheit wuchs, anstatt sich zu vermindern, als ich bemerkte, daß meine Khanum ihr Erstaunen ihrer Schwester auf eine Weise mittheilte, die Beyde sehr zu belustigen schien."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Beschluß.)

Die Siamesen sind im allgemeinen mäßig und enthaltsam, leicht versöhnlich, friedfertig und gehorsam. Ihre Religion schreibt ihnen zwar Erdfrüchte zur Nahrung vor und verbietet ihnen das Schlachten der Thiere, deßhalb enthalten sie sich aber des Fleisches nicht, sondern verschlingen alles, was ihnen davon in den Weg kömmt, und selbst die eckelhaftesten Thiere, wie Ratzen, Mäuse, Eidechsen u. s. w., wenn sie sie nur nicht selbst getödtet haben. Dieß ist auch der Fall mit geistigen Getränken und betäubenden Gewächsen, welche die Religion sowohl als das bürgerliche Gesetz untersagt. Sie haben durchaus nichts von der wilden Rachgier der Malayen, und man hört bey ihnen nichts von den innern Fehden, welche bey den kriegerischeren Völkern des innern Asiens so oft die öffentliche Ruhe stören. Dabey aber sind sie in ihren Kriegen sehr grausam, und erlauben sich gegen ihre Feinde jede Gewaltthat und Treulosigkeit. Die Häuptlinge, die ihr

nen in die Hände fallen, werden meistentheils enthauptet, und die Gemeinen, Soldaten sowohl als Unbewaffnete, Weiber und Kinder, werden in ewige, harte Gefangenschaft geschleppt. Im Lande selbst aber herrscht die größte Sicherheit für Personen und Eigenthum, und Raub oder Mord scheint fast unerhört. Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern scheint ziemlich gut zu seyn. Die Weiber gehen frey und unverschleiert, werden aber im Ganzen gering gehalten, und fast alle häusliche und Feldarbeit lastet auf ihnen. Ehescheidungen sind leicht zu erhalten und häufig. Die Strafe des Ehebruchs ist, je nach dem Range des Verbrechers, eine Geldbuße von zwanzig bis sechszig Louisdor, oder in Ermangelung des Geldes Einkerkerung und Prügel. Die Vielweiberey ist erlaubt, da aber das Volks arm ist, so haben die meisten auch nur *eine* Frau. Der König hatte zur Zeit der Anwesenheit der Gesandtschaft 300. Die Siamesen sind ein sehr ceremoniöses Volk, und eine Verletzung der Formen wird nicht sowohl für eine Unhöflichkeit als für ein politisches Vergehen angesehen. Vor einem Obern ist es nie erlaubt, aufrecht zu stehen oder zu gehen, sondern man muß im eigentlichsten Sinn *kriechen*. Personen von demselben Stande *beriechen* einander, wie sie es sehr richtig in ihrer Sprache nennen, als einen Beweis des höchsten Wohlwollens, das Umarmen ist aber auch gebräuchlich. Auf dem Lande soll der Volkscharakter im Ganzen viel besser seyn als in Bangkok, der Hauptstadt.

Die *Cochin-Chinesen* sind sanftmüthig und gelehrig. Die untern Stände sind immer gutes Muthes, und troz dem Drucke, unter dem sie leben, sieht man sie immer lachen und scherzen, obgleich solche Zeichen des Frohsinns bey Stockschlägen verpönt seyn sollen. Die Vornehmeren aber geben sich das steife, ernsthafte Ansehen der Chinesen. Die Cochin-Chinesen waschen sich häufig, wie alle Indianer, sind aber dennoch am ganzen Körper eckelhaft schmuzig. Die ungebleichte Leinwand, die sie tragen, scheint niemals gewaschen zu werden. Gehen sie aus, so verbergen sie ihren Unrath unter einem seidenen Gewande. Sie haben zwar diese Unreinlichkeit mit den Burmanen, Siamesen, Chinesen und allen andern Völkern östlich vom Burumpooter gemein, scheinen sie aber noch in etwas darin zu übertreffen. Im Essen und Trinken sind sie über alle Begriffe unreinlich, und verschlingen alles, was andere Völker mit Eckel erfüllen würde. Sie sind eben so eitel als die Siamesen, und wollen keine andere Nation für etwas gelten lassen als etwa die Chinesen; doch lassen sie diese hohe Meynung von sich selbst einen Fremden nicht so beleidigend empfinden als jene; sie zeigen sich im Gegentheil freundlich und gefällig gegen dieselben. Die Beamten sollen zwar auch ziemlich habsüchtig seyn, bey den gemeinen Leuten aber fand die Gesandtschaft nichts von der frechen Betteley, die ihr bey ihren Nachbarn so beschwerlich gefallen war; im Gegentheil empfingen sie die kleinen Geschenke, welche man ihnen machte, mit Dankbarkeit, und waren immer geneigt irgend Etwas dagegen zu geben.

Frankfurt, August.

(Fortsetzung.)

Man darf nunmehr in Kürze der Beendigung der bekannten, seit einer Reihe von Jahren anhängigen Streitsache wegen der Städelschen Verlassenschaft entgegensehen. Die Vorsteher des durch das Testament des Erblassers gestifteten Kunstinstituts haben ein ansehnliches Gebot, man sagt 100,000 fl., den Intestaterben gemacht, die ihre Ansprüche bis zur dritten Gerichtsinstanz seither verfolgt hatten, ohne ein Urtheil zu ihren Gunsten erhalten zu können. Nach diesen Vorgängen ließen sich allerdings mancherley Einwendungen gegen die Zulässigkeit jedweden Vergleiches erheben. Allein die Rücksicht, bald möglichst die Befugniß zu erhalten, der Absicht des Testators gemäß, über die großen, zur Beförderung der Kunst von ihm überwiesenen Mittel disponiren zu können, scheint um so mehr überwiegend zu seyn, da eine Schmälerung dieser Mittel um $\frac{3}{10}$ oder $\frac{1}{12}$ ihres ursprünglichen Betrages gegen jenen Vortheil eben nicht sonderlich in Anschlag kommt. — Unter den Neubauten, die auf Kosten des Gemeinwesens demnächst ausgeführt werden sollen, verdienen mit besonderem Beyfalle erwähnt zu werden, eine neue Wasserleitung, welche dem seither sehr fühlbaren Mangel an frischem Quellwasser abzuhelfen bezweckt, und die nunmehr beschlossene Vollendung der Barfüßerkirche, die, seit länger als dreyßig Jahren bis zum Dachstuhle hergestellt, unterdessen zu Waarenmagazinen verwendet wurde. Es fehlt zwar hiesigen Orts nicht an Gotteshäusern für das Bedürfniß der Gläubigen, allein es war gewiß anstößig, die Hauptkirche der zahlreichsten Gemeinde unserer Stadt, der lutherischen nämlich, nur in der Form eines architektonischen Skeletts, vielleicht bald einer modernen Ruine, zu erblicken. Die alten Häuser, hinter denen sich diese wahrhaft großartige Anlage, gleichsam als schämte sie sich ihres seitherigen Zustandes der Verlassenheit, bis jezt versteckt hielt, werden hoffentlich abgerissen werden, sobald der neue Bau seiner erhabenen Bestimmung wird übergeben werden können. — Auch der Themis soll eine neue Wohnstätte errichtet werden. Ihr gegenwärtiger Aufenthaltsort ist eine wahre Herberge, denn es, selbst abgesehen von aller dem Zweck angemessenen Würde, sogar an Licht und der erforderlichen Geräumigkeit gebricht, um die dickleibigen Aktenbündel aufzunehmen, zu denen die hiesige Gerichtspraxis, wegen ihrer Weitläuftigkeiten so berufen, gar bald die prozessualischen Verhandlungen anschwellt. Allein wird diesem leztern Uebelstande, worüber nur die hiesigen Advokaten *keine* Klage führen, nicht abgeholfen, und hiezu hat es dermalen noch keinerley Anschein, da ein deßfalls kürzlich gemachter Vorschlag vom gesezgebenden Körper verworfen worden ist, so wird man Mühe haben, innerhalb Frankfurts Umschluß einen Bauplatz zu finden, der den erforderlichen Raum gewähren möchte. — Unsere Gasbeleuchtungsanstalt wird nun auch mit dem Anfange des nächsten Monats ins Leben treten. Es wäre dieß schon früher geschehen, hätte nicht ein Sprung, den der Gaserzeugungsbehälter bey den ersten Versuchen bekam, die Unternehmer genöthigt, die Ausführung, zu ihrem großen Nachtheil, auf mehrere Monate hinauszuschieben. Fürs Erste wird sich die Beleuchtung auf Privathäuser und einige Straßenstrecken beschränken, wo damit eine Probe gemacht werden soll, um die Zweckmäßigkeit dieser Beleuchtungsart außer Zweifel zu stellen. Glückt es damit, wie zu hoffen ist, so dürfte sich wohl demnächst die städtische Behörde veranlaßt finden, der Gesellschaft der Unternehmer die allgemeine Straßenbeleuchtung unserer Stadt zu übertragen, was um so wünschenswerther wäre, da sich Frankfurt seither in dieser Beziehung eben nicht auszeichnete. Indessen selbst von Seiten der Privaten hat sich bis jezt diese Anstalt noch keiner großen Gunst zu erfreuen gehabt. Auch diese scheinen größtentheils die ersten Erfolge abwarten zu wollen, bevor sie dieselbe benuzen. — Das Dampfschiff für die Mainstrecke zwischen hier und Mainz wird im Laufe dieses Monats, wie es heißt, seine regelmäßigen Fahrten wieder beginnen. Es sind inmittelst Verbesserungen daran bewirkt worden, um es für seine Bestimmung tauglicher zu machen. Wird demungeachtet das Gelingen dieses Unternehmens noch von manchen bezweifelt, so muß man hoffen, daß der Erfolg selbst sie nächstens eines Bessern belehren wird.

Beylage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 29. August 1828.

Ja in allem Ernst, gute Phrasen sind und waren von jeher sehr zu rekommandiren.

Shakespeare.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

„Es war klar," fuhr der Gesandte fort, „daß in einer Viertelstunde alle Weiber im Zimmer von meinem Mißverständnisse unterrichtet waren, und in diesem Augenblick gibt es gewiß weder Mann, noch Weib, noch Kind in der Stadt, die sich nicht über mich lustig machen!"

In diesem Augenblicke trat der Mehmandar herein und wir wandten uns sogleich an ihn, um den wahren Sinn der Worte zu erfahren, deren sich der Gesandte bedient hatte. Er schien sich sehr zu belustigen, als wir ihm die ganze Sache vortrugen, und sagte: „Diese Worte gehören allerdings unter die gemeinsten Ausdrücke unserer Sprache, und Ihr müßt sie an Bord des Schiffes oder von Leuten von der schlechtesten Erziehung auf der Straße gelernt haben." Der Gesandte erklärte ihm nun, daß die ganze Schuld an seinem boshaften Lehrer, dem Lieutenant, liege. Er wünschte indessen den Vorwurf einer schlechten Erziehung von sich abzuwälzen und fragte, ob es irgend ein englisches Wörterbuch gebe, welches er zu Rath ziehen könne; „denn," sagte er, „wenn diese Worte darin stehen, so bin ich gerechtfertigt." Der Mehmandar sprach viel von einer gewissen Sache, welche man die Mode nennt, die manche Worte für schicklich und andere für das Gegentheil erklärt. Er brachte nun eins von seinen Büchern herbey, von einem gewissen Johnson geschrieben, der, wie es scheint, der Kamus*) von England ist. Da fanden sich zum unbeschreiblichen Entzücken des Gesandten die übel berufenen Worte. Dieß beruhigte ihn sehr, und er wünschte nur, seiner Freundin einen Brief zu seiner Rechtfertigung zu schreiben, allein der Mehmandar versicherte ihn, die Dame habe genug gesunden Menschenverstand, um einzusehen, daß sein Irrthum ganz unwillkührlich gewesen sey; „dieß würde sie in die Nothwendigkeit setzen," sagte er, „Euren Zettel zu beantworten, da es ihr doch wahrscheinlich lieber seyn wird, für unwissend in der ganzen Sache zu gelten." „Wunderbare Dinge muß ich hören," rief der Gesandte, „wir in Persien, die, wie Ihr wißt, sehr besorgt sind, unsere Reden mit dem Schleyer des Anstandes zu bedecken, wir sind doch nicht so verfeinert wie Ihr!" — „O," versetzte der Mehmandar, „keine Verfeinerung kann der gleichkommen, die man jezt von einem wohlerzogenen Manne in England erwartet. Der größte Scharfsinn wird täglich angewandt, um neue Worte statt derjenigen zu erfinden, deren man sich noch jüngst mit der größten Schicklichkeit bediente." — „Im Namen des Propheten," sagte der Gesandte, „vergönnt mir denn zu fragen, da Ihr hier so außerordentlich genau seyd, was ist denn bey Euch die beste Art, dem Worte „Frau" einen Mantel umzuhängen?" — „Wir haben keinen Mantel für dieses Wort," versezte der Mehmandar, „es kann keine Unschick-

*) Ein berühmtes arabisches Wörterbuch, welches, wie man sagt, der Auszug eines andern in 65 Bänden ist.

lichkeit in dem Gebrauche des Wortes „Frau“ liegen.“— „Hierin,“ bemerkte unser Herr, „sind die Ansichten beyder Länder gänzlich verschieden. Wir halten diesen Ausdruck für sehr unschicklich. Niemand wird es wagen, einen andern Mann nach seiner Frau zu fragen. Licht meiner Augen!“ rief er aus, „seht Ihr nicht, wie viel tausend unschickliche Anspielungen man mit diesem Worte verbinden kann? Nein, wir fragen einander nach unsern Häusern. Anstatt geradezu, ohne einen Umschweif wie Ihr zu fragen: was macht Eure Frau? sagen wir mit einer gewissen Heimlichkeit: wie steht es in Eurem Hause? Und dann,“ fuhr er fort, „gesteht, daß nichts so schicklich und fein seyn kann, als das Wort Bismillah *), welches wir vor jeder Handlung wiederholen, es scheint sie zu heiligen und ihr einen glücklichen Erfolg zu sichern.“ — „Ausrufungen von so ernster Art,“ erwiederte der Mehmandar, „verlieren ihren Werth und werden unschicklich, wenn man sie bey jeder gewöhnlichen Gelegenheit anbringt; z. B. was kann abgeschmackter seyn, als jener in den Straßen von Tehran so gewöhnliche Ausruf: Gurken, Gurken! im Namen der gesegneten Imans! Gurken!“ — „Und was kann abgeschmackter seyn,“ antwortete der Gesandte mit vieler Heftigkeit, „als daß ihr einen und denselben Fluch über Alles, was euch in den Sinn kommt, aussprecht? An Bord eurer Schiffe ist Alles verdammt gut oder verdammt schlecht. Es war ein verdammt gutes Schiff oder ein verdammt schlechtes Schiff. Ihr nennt eine Frau verdammt schön, und sagt von einer andern, sie sey verdammt häßlich.“

Der Mehmandar konnte hierauf nichts erwiedern.

Bald erregte ein anderer fränkischer Dialekt unsere Aufmerksamkeit; unser Freund, der Khan, nämlich, der uns für Feueranbeter hielt, fragte uns, ob man ihn in unsern Schulen lehre; er nannte ihn Latein. „Latein!“ sagte der Gesandte, „was haben wir mit Latein zu schaffen? wir hörten niemals von einer solchen Sprache.“ — „Man lehrt sie in allen unsern Schulen und Gymnasien,“ sagte der Khan, „und Niemand kann in der Welt ohne Latein vorwärts kommen.“ — „Unser Schach,“ versetzte der Mirza, „ist ein großer König ohne Latein, wir hoffen die Väter der Russen ohne Latein zu verbrennen; und überhaupt, wozu kann es uns nützen?“ — „Wenn Ihr kein Latein versteht,“ sagte der Khan im höchsten Erstaunen, „so könnt Ihr vielleicht französisch oder italienisch sprechen? dieß sind auch Universalsprachen.“ — „Nein,“ erwiederte der Gesandte, „weder französisch noch italienisch. Ich glaube,“ setzte er lächelnd hinzu, „Eure Herrlichkeit sprechen türkisch und arabisch?“ — „Nein,“ versetzte der Khan, „man erwartet im Parlament keine Citationen in diesen Sprachen und deßhalb lernt sie Niemand. Wenn ihr jemals in Persien ein Unterhaus habt, so werdet ihr Latein lernen müssen.“ — „Gut,“ sagte der Mirza, „Basched, so sey es, und bis dahin wollen wir warten.“ Von da an nannten wir unsern Freund, den englischen Khan, immer Latini Goo, den Lateinkrämer.

*) Im Namen Gottes.

Der Koran und die Bibel.

(Fortsetzung.)

Im Gebet ist Alles enthalten, was die nöthigen und gesetzlichen Reinigungen und Abwaschungen betrifft, wodurch man sich auf das Gebet vorbereitet. Mahomed legte die größte Wichtigkeit darauf. Als die Tavesiten ihm eine Gesandtschaft schickten, um ihn um Entbindung von der mühsamen Uebung zu bitten, gab er ihnen die Antwort: „Die Religion ist nichts ohne Gebet.“ An einer andern Stelle nennt er das Gebet den Schlüssel zum Paradies. Er wollte hierin selbst die Strenge der Rabbiner übertreffen, deßhalb schrieb er den Gläubigen vor, täglich fünfmal zu beten und sich dabey nach dem Tempel von Mekka zu wenden. In dieser Vorschrift erkennen wir wieder einen bey den Morgenländern fast allgemeinen Gebrauch, und der besonders bey den Juden, Sabäern und Magiern vorkömmt, denn Alle wenden sich beym Gebet nach einer gewissen Himmelsgegend, die sie Kebleh heißen. Zu bemerken ist, daß Mahomed im Anfang dasselbe Kebleh wie die Juden, d. h. die Stadt Jerusalem, angenommen hatte. Erst im zweyten Jahr der Hedschra schrieb er die Richtung nach Mekka vor. Ja selbst die Art, das Volk zum Gebet zu rufen, nahm er im Anfang von den Juden und Christen an, und änderte dieß erst in der Folge ab.

Die Pflicht, Almosen zu geben, ist innig mit der des Gebets verschwistert. Es war dieß zu allen Zeiten ein hervorstechender Zug bey den Arabern, die deßhalb vor allen Orientalen den Vorrang hatten. Mahomed folgte aber auch wieder den Juden, als er es gesetzlich vorschrieb. Eben so war es mit allen Befehlen wegen des Fastens.

Mahomed schrieb allen Gläubigen vor, einmal in ihrem Leben nach Mekka zu pilgern; er selbst that dieß mehrmals. Aehnliches war schon lange vor ihm in Gebrauch.

In Beziehung auf die bürgerlichen Verordnungen über Polygamie, Ehescheidung, Erbschaft u. s. w. folgte Mahomed den Büchern Mosis und den Entscheidungen der Rabbiner Schritt vor Schritt und paßte sie nur den Gebräuchen und Vorurtheilen seines Landes an.

Aus alle dem geht nun so viel hervor: Mahomed hatte das Verdienst, nicht nur den Bilder- und Idoldienst, sondern auch eine Menge abergläubischer und barbarischer Vorurtheile in seinem Lande abzuschaffen, dabey eine Religion zu predigen und zu verbreiten, die zwar nicht neu ist, und

deren Elemente schon lange bey Christen, Juden, Magiern, Sabäern und Arabern vorhanden waren, die er aber geschickt in ein Ganzes zu gießen, zu verschmelzen und dem Bedürfniß des Moments anzupassen wußte.

Der Prophet führte dieß selbst als einen wichtigen Grund für seine Lehre an. Er sagte seinen abgöttischen Landsleuten nicht, daß er ihre Religion über den Haufen werfen und auf ihren Trümmern eine neue bilden wolle, er verkündigte nur, er sey von oben bestimmt und berufen, die ursprüngliche von den Vätern Abraham und Ismael herkommende Religion in ihrer Reinheit wieder herzustellen. Den Juden spricht er nur davon, daß seine Lehre mit der von Moses, den Propheten und Patriarchen Eins sey; er stützt sich dabey auf ihre Schriften, nimmt ihre Ueberlieferungen an und versucht es sogar als der verheißene, so sehnlich erwartete Messias aufzutreten. Bey den Christen macht er es eben so; er sagt ihnen nicht: „Euer Glaube ist falsch!" im Gegentheil, er zeigt die größte Verehrung für ihren Stifter, er nennt ihn den trefflichsten Propheten, er stützt sich auf sein Ansehen und gibt sich für den Paraclet aus, den Christus versprochen. Wie natürlich war es daher, daß man in Arabien leicht eine Religion annahm, über deren meiste Lehren man schon längst einig war, und worin Alle die wesentlichen Elemente des Glaubens sich fanden, den sie vorher bekannt hatten.

Es ist gewiß viel leichter, die Gegenstände einer Religionslehre zu ändern als ihren äußern Dienst. Denn für das Volk, und zumal für ein ungebildetes, liegt die Religion nur in den Traditionen und in der äußern Uebung. Diese ließ Mahomed unangetastet, wenigstens in den wichtigsten Punkten.

Oft begnügte er sich damit, gewissen Ceremonien eine andere Richtung zu geben. Mahomed verlangte vom Araber keine Abschwörung seines Glaubens, keine vorausgehende Formalität, keinen Religionsunterricht; um ein guter Moslem zu seyn, brauchte er nur die Worte auszusprechen: „Gott ist Gott, und Mahomed sein Prophet!" Selbst Ueberzeugung war dazu nicht nöthig, wie sich aus den ersten Bekehrungen Mahomeds in Mekka und Medina ersehen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Lieder von Thomas Moore.

Uebersezt von J. F. Bach.

Take back the virgin page. (Irish Mel.)

Bey Zurückgabe eines Gedenkbuches.

O nimm es leer zurück
Das keusche, weiße Blatt;
Es fülle dir's, wer Glück
Und Weisheit hat.

Kommt ein Gedanke hell
Und rein, wie du begehrt,
So hat die Lieb' ihn schnell
Zu Gluth verkehrt.

Nein, laß es mir; ein Blick,
Der auf dem Blättchen ruht,
Ruft nur dein Bild zurück
Und meine Gluth!
Es ist wie du so rein,
Zu schön und mädchenhaft,
Um sich dem Spiel zu leihn
Der Leidenschaft.

Wenn einst an fernem Strand,
Von deinem Blick entfernt,
Mein Herz dich und mein Land
Sanft lieben lernt,
Dann schreibt Begeisterung
Wohl mindre Glut hinein,
Werth deiner Würdigung,
Mild, süß und rein!

Ein Denkbuch, wie es gern
Der irre Seemann schreibt,
Dem sein Erretterstern
Verborgen bleibt,
Sagt dann das Blättchen dir,
Daß in der Sturmesfahrt
Dein Angedenken mir
Ein Retter ward!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 20. August.

O'Connel bedient sich seines Rechtes als erwähltes Parlamentsglied, und frankirt Briefe; auch Graf Shrewsbury, ein katholischer Edelmann, hat vor Kurzem den Versuch gemacht, ob man dieses sein Vorrecht als Pair beachten werde; und merkwürdig genug, da Pairs das Recht, Briefe postfrey zu schicken und zu empfangen, nur als Parlamentsmitglieder haben, was ja ein katholischer Edelmann nicht seyn kann, seine Briefe gingen frey durch; beydes Neuigkeiten in dieser neuigkeitsreichen Zeit.

Man versichert als ganz zuverlässig, daß Laporte in der nächsten Season eine deutsche Oper in dem italienischen Opernhause eröffnen wird. Unter den Sängerinnen nennt man Sontag, Schütz, Stockhausen und Caradori, welche eine geborne Deutsche seyn soll, und allerdings in ihrem Aeußern auch mehr Deutsches als Italienisches hat. Von den Sängern weiß man noch nichts.

Das Wetter hat sich seit einer Woche gebessert, obgleich wir noch nicht ganz frey von Regenschauern sind aber der Thermometer ist im Steigen, und die Wolken sind leichter und höher. Man fängt also an zu hoffen, daß man das Getreide ziemlich trocken einbringen werde. Viele Pächter in den niedrigen Gegenden sind indessen durch den vielen Regen ganz zu Grunde gerichtet worden.

Der Mörder Corder, von dem ich vor Kurzem berichtete, ist nun für schuldig erklärt, gehenkt und geviertheilt worden. Der lächerliche Antheil, den das Publikum an diesem gemeinen Mörder nimmt, geht so weit, daß die Scheune, wo das Verbrechen verübt worden ist, von Tausenden besucht wurde, und um die gänzliche Zerstörung derselben zu verhindern, indem

ein jeder einen Span vom Gebälke als Andenken mitnehmen wollte, mußte man Wachen hineinstellen, so daß jezt das Publikum sich mit Kieselsteinen oder Mörtel aus der Tenne begnügen muß. Für die, welche wegen der Entfernung nicht nach Polstead gehen können, ist durch Kupferstiche, Grundrisse und selbst Modelle von der Scheune gesorgt. Von des Mörders und seines Schlachtopfers Bildniß hat man mehrere 100,000 Exemplare abgedruckt. Von einem, welches auf Stahl gestochen war, soll man seit einer Woche Tag und Nacht Exemplare gedruckt haben. Eine Zeitung erzählt, der Strick, womit der Mensch aufgeknüpft worden, sey zu einer Guinee der Zoll ausgeschnitten worden, nachdem ein Herr, der absichtlich von Cambridge gekommen, um diese Reliquie für ein dortiges Museum zu erhandeln, sich geweigert, eine so bedeutende Summe fürs Ganze zu bezahlen. Dieß ist wirklich für eine Satire zu bitter. Corder hatte wenige Monate nach dem Mord, und er blieb noch lange unentdeckt, eine Anzeige in eine Londoner Zeitung einrücken lassen, worin er sich für einen sehr gutmüthigen, liebenswürdigen Mann ausgab, der eine Gattin suchte. Man hat so eben fünf-und-vierzig Briefe herausgegeben, welche er als Antwort auf dieselbe erhalten haben soll. Ich möchte freylich nicht die Aechtheit derselben verbürgen, aber so wie sie sind, sind sie unterhaltend, und da es bekannt ist, daß seit einigen Jahren viele Ehen in London durch Anzeigen geschlossen werden, ganz und gar nicht unwahrscheinlich. Manche sind in leichtem, lustigem Ton abgefaßt, die meisten aber empfindsam; einige Personen scheinen ohne Anstand ihre Namen und Adresse gegeben zu haben, andere, die erst den Mann sehen wollten, bestimmten Orte, wo er sich mit gewissen Merkmalen einstellen sollte (eine erwählte dazu die Kirche). Mit der Auserwählten war er schon acht Tage nach dem Erscheinen der Anzeige getraut. Sie waren sechs Monate verheirathet, als Corder verhaftet wurde; es gereicht aber der Frau zum Lobe, daß sie selbst nach der gräßlichen Entdeckung den Mann ihrer Wahl nicht verließ, sondern ihm an den Ort seiner Gefangenschaft folgte, und dem Unwürdigen bis zu seiner lezten Stunde seine Lage so sehr erleichterte, als die Umstände ihr nur immer erlaubten.

Vor Kurzem wurde eine Frau, die des Mordes ihres eigenen Kindes beschuldigt war, freygesprochen, nicht weil ihre Unschuld erwiesen war, sondern weil man aus Versehen den Namen eines der Geschwornen bey der Todtenschau Burn statt Borne buchstabirt hatte. Das nennt man hier Gerechtigkeit handhaben!

Nach Allen (History and Antiquities of London etc.) war gegen das Jahr 1700 das Durchschnittsgewicht des auf den Londoner Markt gebrachten Viehes folgendes: Ochsen 350 Pfund, Kälber 50 Pfd., Schaafe 28 Pfd. und Lämmer 18 Pfd. Jezt ist es: von Ochsen 800 Pfd., von Kälbern 140 Pfd., von Schaafen 80 Pfd. und von Lämmern 50 Pfd. Jährlich werden hier gegessen: Ochsen 110,000, Kälber 50,000, Schaafe 770,000, Lämmer 250,000, Schweine 200,000 u. s. w. Der Werth des von den Mezgern verkauften Fleisches wird auf acht Millionen Pfund Sterling angegeben. Von Fischen rechnet man, daß jährlich ungefähr zwey Millionen Centner nach der Stadt gebracht werden, und diese sind außer gewissen Gattungen und zu gewissen Jahrszeiten ziemlich theuer. Auch Geflügel ist theuer, und wird deßwegen nur von den wohlhabendern Leuten gegessen. Wild, außer Kaninchen und einigen Wasservögeln, darf nicht öffentlich verkauft werden; doch kömmt durch Geschenke und den Schleichhandel sehr viel in die Stadt. Der Hals und die Vorderviertel von Rothwild werden unter einem Schilling das Pfund verkauft; ein gutes Hinterviertel von einem Reh aber kostet gewöhnlich drey Guineen. Man rechnet ferner den Verbrauch von Waizen auf 900,000 Quarter; von Bier auf zwey Millionen Faß; von geistigen Getränken auf eilf Mill. Gallons; von Wein auf 65000 Pipen; von Butter auf 21 Mill. Pfund; von Käse auf 26 Mill. Pfd., von Steinkohlen auf 18 Mill. Tonnen von 2000 Pfund. Man hält für den Verbrauch der Stadt ungefähr 9600 Kühe, welche an acht Millionen Gallons Milch liefern sollen, die aber wenigstens um ein Viertel von den Händlern vermehrt und verdünnt wird.

Paris, August.

Nun ist endlich die von allen Partheyen gehaßte Censur durch ein förmliches Gesez abgeschafft, die Minister haben auf das ihnen so blindlings vor einigen Jahren zugeworfene Recht, die Censur nach Willkühr über die Zeitungen zu verhängen, Verzicht geleistet, und es tritt nun, wie unter dem Decazesschen Ministerium, eine gänzliche gesezmäßige Freyheit für die periodische Literatur ein. Sollte, zum Unglücke für Frankreich, je wieder ein Villèle ans Staatsruder kommen, so wird er wenigstens nicht mehr die Macht haben, die Tagesblätter zum Schweigen zu bringen, wofern er nicht stark genug ist, auch das eben erschienene Gesez über den Haufen zu werfen. Zwar hat man durch eben dieses neue Gesez das Erscheinen der Tagesblätter erschwert, indem sie außer der starken Stempeltaxe auch noch eine ungeheure Bürgschaft stellen müssen. Allein diese drückenden Bedingungen sind die Liberalen gern eingegangen, um nur des abscheulichen Censurjoches loszuwerden und Freyheit zu gewinnen. Dieses Gut schien ihnen nicht zu theuer für jenen Preis. Unter Decazes wollten sie alles haben oder nichts; sie entfernten sich von dem Minister, der es gut meynte, obschon er manchmal zu schwach und nachgiebig gegen die Umtriebe der Ultras war, dießmal sind die Liberalen klüger; sie sehen die Nothwendigkeit ein, einen Minister kräftig zu unterstützen, der endlich etwas Vernünftiges will und ins Werk sezt, und mit ihm dem Obskurantenwesen entgegenzuarbeiten. Sollte es auch einige Opfer kosten, so bringen sie dieselben doch lieber dar, um nur nicht die Hauptsache zu verlieren. Von nun an kann also jedweder ein Tagesblatt beginnen und schreiben, wenn er nur die erforderliche Bürgschaft geleistet hat, und einen verantwortlichen Gérant stellt. Die veraltete Unterscheidung zwischen politischen und nichtpolitischen Blättern ist weggefallen, und mithin aller Vorwand zur gerichtlichen Verfolgung wegen Ueberschreitung politischer oder nichtpolitischer Gränzen, wovon vor den Gerichten zuweilen die Rede war, und welche den königl. Anwalt sowohl als die Richter manchmal nicht wenig verwirrte, weil es keine leichte Sache war zu entscheiden, ob dieser oder jener Aufsaz zum politischen Fache gehöre oder nicht. Jezt werden alle Tagesblätter, literarische, politische u. a. auf gleichen Fuß behandelt; bereits haben fast alle bestehenden Blätter angekündigt, sie hätten die verlangte Bürgschaft geleistet, und würden fortfahren zu erscheinen. Es werden täglich eine Menge kleiner Zeitungen gedruckt, die nur für Pariser Interesse haben können, weil sie voll von Anspielungen auf kleine Tagesbegebenheiten sind, die man nothwendig kennen muß, um die vielen Wizeleyen dieser Blätter zu verstehen. Diese Blätter beunruhigen die Minister und noch mehr die ministerielle Parthey sehr, weil sie sich allerley Späße über die Beamten, die Centrumsmänner in der Deputirtenkammer, die Hofleute u. s. w. erlauben; gegen diese Blätter ist daher auch hauptsächlich die erschwerende Bedingung des Erscheinens der Tagesblätter gerichtet.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 209.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. August 1828.

In Nazarath am Galiläermeere,
Wer gab dem Jünglinge den hohen Geist,
Der, wie entkommen schon der Erde Schwere,
Sein Reich den Himmel, Gott nur Vater heißt?

Herder.

Der Koran und die Bibel.

(Beschluß.)

Eine neue Lehre faßt besonders dann leicht Wurzel bey einem Volk, wenn sie mit seinem Geschmack und seinem moralischen Charakter im Einklang steht. Dieß ist nun ganz beym Islamismus der Fall. Die Araber verbinden mit der Sinnlichkeit der Orientalen die glühenden Leidenschaften der Mittagsvölker, und hatten sich ganz der Zügellosigkeit hingegeben, die damals nicht gegen die allgemeinen Sitten war. Mahomed beschränkte freylich ein wenig die Zügellosigkeit seiner Landsleute, aber in vieler Beziehung hat er sie auch geduldet. „Gott wollte," so drückt Mahomed sich aus, „daß seine Religion leicht sey, denn sonst, wußte er wohl, wäret ihr nur Scheinheilige geworden." Wie mächtig mußten überdieß die verführerischen und wollüstigen Schilderungen eines ganz sinnlichen Paradieses auf die glühende Einbildungskraft seiner Anhänger wirken! und wie häufig finden sie sich nicht im Koran! Hätte Mahomed die Uebung mühevoller Tugenden, Mäßigung, Resignation und Herrschaft über sich selbst, mit einem Wort, die strengen Dogmen des Evangeliums gepredigt, so würde er wenig Anhänger gefunden haben! Ja auch in der Form seiner Lehre bewahrte Mahomed den Geschmack und Sinn seiner Landsleute. Noch heute bewundern die Araber die poetischen Schönheiten des Korans, diesen Zauber des Styls, den sie für unnachahmlich halten. Dieser Reiz trug nicht wenig dazu bey, um der Lehre des Propheten Eingang zu verschaffen.

Fügen wir zu alle dem noch Folgendes hinzu. Mahomed war reich, von vornehmer Familie, und genoß viel persönliche Achtung. Es fehlte ihm auch nicht an Geschick und Talent. So gelang es ihm zuerst, einige Glieder seiner Familie zu überreden, daß er wirklich Gottes Prophet sey. Erst nach zwölf Jahren voll Mühe und Beharrlichkeit vermochte er in seiner Vaterstadt gegen hundert Anhänger zu gewinnen. Durch Unterhandlungen und Umtriebe machte er sich in einer benachbarten Stadt einen ziemlichen Anhang, weil die Einwohner in Zwiespalt miteinander lebten. Endlich, als es ihm gelungen war, wurde er das Haupt dieser Stadt. Von nun an nahm seine Sache einen ganz politischen Charakter an. Eine Menge anderer begünstigender Umstände kamen hinzu und erweiterten die Absichten und Plane des arabischen Propheten. Der Habsucht und dem Ehrgeize wurde mancherley Lockspeise gegeben, der kriegerische Geist und die Begeisterung über seine ersten glücklichen Schritte entwickelt. Nun drängten sich die ehemals zerstreuten arabischen Stämme unter die Fahne des Propheten; ihre Macht wurde furchtbar und ergoß sich bald über die schwach und alt gewordenen Monarchien des Morgenlandes und der europäischen Länder über dem Meer.

Werfen wir nun einen Blick auf das Christenthum und den Gang, den es genommen. Mahomed nahm fast Alles von Andern, wo aber waren Jesus Lehrer? Aus welcher Schule, von welchem menschlichen Lehrer nahm er

seine Lehre? Fast nichts sagen uns die Evangelisten von den ersten Jahren seines Lebens, aber doch erfahren wir von ihnen, daß Jesus immer unter den Augen seiner Landsleute lebte. „Ist das nicht der Zimmermann,“ fragen die, welche seine Wunder zwar in Erstaunen setzen, aber nicht überzeugen, „ist es nicht Marias Sohn, der Bruder von Jakob, Josua und Simon? leben seine Schwestern nicht unter uns?“ Jesus lebte also mitten unter Juden und Juden waren seine Lehrer. Aber mit ihnen hat er nichts gemein. Ganz neue erhabene und klare Ideen gibt er über das künftige Leben, über die wahrhafte Bestimmung des Menschen, und dieß zwar in einem Lande, wo eine zahlreiche Sekte die Wiederauferstehung nach dem Tode und die Unsterblichkeit der Seele läugnete, und wo das Volk im Ganzen nur leere, unbestimmte Vorstellungen davon hatte. Jesus predigt die Religion des Herzens, des Gefühls und des Gedankens bey einem Volk, das Alles materialisirt hatte und wo die Religion lediglich in äußeren Zeremonien bestand. Wenn, wie Viele sagen, das Christenthum nichts weiter war als eine natürliche Folge des religiösen Zustandes in Judäa, deren sich ein genialer Mensch bemeisterte, wie kömmt es, daß seine Lehre, seine Moral, sein Kultus so wenig Aehnlichkeit mit dem haben, was sich zu seiner Zeit in Judäa fand? Warum zeigt diese Lehre nirgends den Stempel des Jahrhunderts und des Landes, wo sie entstand? Wie konnte sich doch unter ungebildeten jüdischen Handwerkern eine Religion bilden, die allen Zeiten und allen Ländern angehört und mit der Menschheit zu wachsen scheint?

Vergleichen wir den Zustand von Arabien und von Judäa, so wie die Umstände bey der Entstehung des Christianismus und des Islamismus, so zeigt sich eine auffallende Verschiedenheit. In Arabien keine herrschende, keine Nationalreligion, keine Priester, keine priesterliche Körperschaft, keine tiefe und schwer zu zerstörende religiöse Ueberzeugung, kurz keine starke und furchtbare Opposition, kein mächtiger Widerstand. In Judäa hingegen zeigt sich eine Religion, eine Kirche und ein Gottesdienst, die innig mit der Geschichte und dem Daseyn des Volks in Verbindung stehen, ferner eine zahlreiche und überaus mächtige Priesterkaste, die alles Interesse hatte, die alten Traditionen zu erhalten, alle Veränderungen und Neuerungen zu hindern und zu erdrücken, überdieß eine Kaste, die sich nicht blos auf eine Stadt beschränkte, sondern über ein ganzes Land erstreckte; dazu ein durch Vaterlandsliebe und Nationalstolz aufs Höchste gesteigerter Religionssinn und ein nothwendiger Kampf gegen Politik, Aberglaube und Volksvorurtheile. Alles dieß stand Jesus entgegen und drohte, ihn und die keimende Religion zu erdrücken. Gleiche Verschiedenheit zeigt sich in den Mitteln zur Verbreitung der Religion. Mahomed wendet alle Mittel an, Verführung, Politik, List, er läßt die Einbildungskraft und die Leidenschaften in tausend glänzenden Farben spielen. Jesus hingegen spricht nur und überzeugt. Er sagt zu seinen Jüngern: folgt mir, und sie folgen; nie benuzt er die Leidenschaften oder Schwächen derer, zu denen er redet. Offen erklärt er sich gegen alles Vorurtheil, bekämpft die Irrthümer.

Der Erfolg ist auch beym Islamismus und beym Christenthum sehr verschieden. Mahomed hatte nach Jahren der Anstrengung kaum einige Hundert Anhänger, und wenn damals sein Unternehmen mißlungen wäre, oder wenn er zu dessen Gelingen keine andern Mittel angewendet hätte als die Ueberzeugung, so würde es sich schwerlich erhalten haben. Jesus hingegen stirbt schon im dritten Jahr seiner Lehre, ohne daß sein Werk dadurch zerstört oder unterbrochen wird. Schnell pflanzt sich die Religion fort, die er gepredigt, nicht durch Waffen, Eroberungen und andere äußere Mittel, sondern durch Rede und Handlung einiger armer, unwissender Fischer. Kaum war Christus ein Jahr todt, so zählte die junge Kirche schon Tausende von Anhängern. Drey Jahrhunderte hindurch vermehrte sich ihre Zahl, ungeachtet der unsäglichen Hindernisse und Verfolgungen dieser Zeit. Der Islamismus beschränkt sich auf die Länder, die er erobert, das Christenthum umspannt durch Lehre und Beyspiel fortschreitend den Erdball.

Es ist unverkennbar, daß der Islamismus in Entstehung und Fortschreiten bey den Arabern so zu sagen nothwendig kommen mußte, und sich auf Vorhergehendes, Oertliches und Sittliches gründete. Die Apostelgeschichte hingegen beweist, daß das beym Christenthum nicht der Fall war. Bey ihm sind Entstehung und Fortschreiten gleich unerklärlich.

M.

Der Engländer.

Ein Franzose gibt sein Geld aus, um etwas zu kaufen, das ihm behagt; ein Spanier, um zu zeigen, daß er den Plunder nicht achtet; ein Deutscher, um seine Bedürfnisse zu befriedigen; ein Italiener, um sich an etwas Neuem zu ergötzen; ein Irländer, um sich der Last zu entledigen; ein Schottländer, um was damit zu verdienen; aber ein Engländer, um zu zeigen, daß er es hat. Wenn nur Niemand läugnen kann, daß ein Fest viel Geld gekostet, so fragt er nie darnach, ob es seinen Gästen Vergnügen gemacht hat. Und er hat Recht, denn diese kamen ja nicht, um Unterhaltung zu suchen, sondern um ihre eigene Wichtigkeit in der sie umgebenden Pracht zu bespiegeln. — Hier ist eine Gesellschaft. Zwey Personen streiten sich über die Vortrefflichkeit der Dem. Mars; der Eine ist ein Pariser, der seine Bewunderung für den Diamanten mit übertriebener Lebhaftigkeit ausdrückt, der Andere ist ein Italiener, welcher mit einem Strom

leidenschaftlichen Gefühles, zum Lobe der Schauspieler seines Vaterlandes redet. Der Franzose kramt alle seine philosophischen Scherze und komischen Erhabenheiten aus, und wenn er weiß, daß er nichts Glänzendes mehr zu sagen hat, so wendet er sich an einen Deutschen. Dann sieht man seine Augenbraunen noch heftiger arbeiten als zuvor, und seine Zunge ergießt sich in einem schnellern Strom von Lobsprüchen auf sich selbst, auf Frankreich, auf seinen Gegner. Eben sucht er zu beweisen, daß alle unsere Empfindungen von derselben Art sind, wie wir sie für ein Pâté de Perigord hegen," da kommt ihm etwas in den Weg, das ihn an den Krieg erinnert, und nun schallt es von patrie, gloire; alle abgenuzten Stickereyen kommen zum Vorschein, womit ein Franzose sein Staatskleid verbrämt. Inzwischen hat der arme Deutsche bald aus Mangel an Worten und halb aus Betäubung mit Geduld abzuwarten gesucht, bis der Strom sich verlaufe, zulezt aber wird die innere Ueberzeugung zu stark für ihn, und er spricht mit der Kraft und dem Ernste der Begeisterung für alles Wahre, Gute, Schöne. Inzwischen verbreitet sich ein Spanier mit der Wärme des Franzosen und dem Ernst des Deutschen zugleich, wozu noch die ihm eigenthümliche Würde kommt, gegen die Verläumdungen des General Foy und des Obrist Napier. Man sieht vielleicht ein Dutzend Ausländer, und ein Jeder nimmt an irgend etwas Antheil. Wer aber sind die Personen, welche die Zeit über mit hohen Halsbinden, den Hut in der Hand, in den Ecken gestanden haben? Es sind Engländer, und der einzige darunter, welcher die Lippen geöffnet hat, ist ein kleiner fetter Pfarrer mit einem rothen Gesichte, der mit einem verbindlichen Lächeln, welchem der geistliche Anstrich Würde ertheilen muß, sich pflichtgemäß berufen fühlt, dem Franzosen die 39 Artikel zu erklären. Da er indessen keine besondere Rednerkraft in sich fühlte, so mochte er keine sonderliche Neigung haben, seinen Glauben zu einer Streitfrage zu machen; denn nachdem er gerade das Gegentheil von dem, was er meynte, hergestottert, hat er sich wieder in seinen Winkel zurückgezogen. — Politisch, amtlich, als Mitglied einer Sekte oder Klasse, hält sich ein Engländer für berechtigt, ein Schurke zu seyn. Ein französischer, ein deutscher Advokat wird verabscheut, wenn er die Vertheidigung einer offenbar schlechten Sache übernimmt. Ein englischer Advokat würde für wahnsinnig gelten, wenn er eine Sache nicht vertheidigen wollte, blos weil sie ungerecht ist. Ein englischer Geistlicher mag bis in sein vierzigstes Jahr eine politische Meynung aufs Aeußerste vertheidigen, und dann, um ein Bisthum zu erlangen, gerade das Gegentheil behaupten, ohne sich dadurch einen öffentlichen Vorwurf zuzuziehen. Ein englischer Staatsmann darf das Versprechen geben, irgend eine Maßregel zu vertheidigen und sein Aeußerstes zu Durchsetzung derselben thun zu wollen; den folgenden Tag schlägt er vielleicht eine Veränderung vor, wodurch das zu heilende Uebel zehnfältig verschlimmert wird. Dieser Mann schließt dann seine Rede wohl mit einem Lobspruch auf seine eigene Redlichkeit und Unbestechlichkeit, und der Senat zollt ihr seinen Beyfall. Alle diese Männer sind wahrscheinlich im Privatleben gute, rechtliche Männer. Es herrscht wirklich Sittlichkeit als eine große anerkannte Gewalt im innersten Wesen des Volkes, aber es bedarf Zeit, ehe sie Stärke genug erlangt, diese elende Tyranney der Meynung, den Sektengeist und die Vorurtheile einzelner Klassen zu überwältigen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Man hoffte die kleinen Blätter durch die Garantie im Zaum zu halten, vielleicht glaubte man sogar, sie werden dadurch verhindert werden, ferner zu erscheinen. Allein in dem geldreichen Paris ist eine Bürgschaft eben nicht schwer zu finden, und wahrscheinlich werden die Witzeleyen troz allen erschwerenden Bedingungen fortdauern, zum großen Aerger derjenigen, welche so kleinmüthig sind, um sich viel an diese schon am folgenden Tage vergessenen Sticheleyen zu kehren. Man hofft mit Recht, daß in der Folge auch der noch übrige lästige Zwang in Betreff des Erscheinens der Tagesblätter ganz wegfallen wird, sobald die Gesetzgeber und das Volk einmal im Stande seyn werden, die gesezliche Preßfreyheit ohne allen Rückhalt und alle Einschränkung zu ertragen. In jeziger Zeit ist es aber schon alles Dankes werth, daß die Politik kein Monopol mehr ist, daß jedweder, der sich berufen oder fähig fühlt, über die Zeitbegebenheiten seine Mitbürger in periodischen Schriften aufzuklären, dazu völlige Macht hat, daß es nicht mehr vom Willen ängstlicher oder arglistiger Minister abhängt, die Censur wie ein Damoclesschwert über dem Haupte der Journalisten hängen zu lassen, und daß endlich das Herausgeben der Tagesblätter ein eben so freyes und gesezmäßiges Gewerbe wird als jedes andere. Schwerlich werden viel neue politische Tagesblätter in Paris entstehen, denn es gibt deren schon so viele, und das Unternehmen der Herausgabe derselben ist eine so kostspielige Sache, daß wenige Kapitalisten oder Schriftsteller Lust haben werden mit dem Constitutionnel, dem Journal des Débats, dem Courrier français, der Gazette de France zu wetteifern, allein auf Wochenschriften und die nicht täglich erscheinenden Blätter wird das neue Gesez gewiß Einfluß haben; denn manche von diesen werden nun aus der Politik ein Hauptfach ihres Strebens machen; bereits hat der Globe in einem etwas hochtrabenden Aufsatze angekündigt, er werde sich hinführo mit der Politik ernsthaft abgeben, was er bisher nur nebenbey habe thun können. Für manche Leser wird dieß eben keine willkommene Veränderung seyn. Es gibt Leute, die eine gewisse Scheu vor politischen Abhandlungen haben; im Auslande, wo doch die französischen Blätter häufig gelesen werden, wird man den politischen Tagesbegebenheiten Frankreichs keine so hohe Wichtigkeit beylegen, daß man ihnen nicht literarische und ästhetische Aufsäze vorziehen sollte. Manche Leser werden also ein Gesez über alle Berge wünschen, welches die Politik in allen Blättern gestaltet. Allein man verzeihe es einem Volke, welches kraft seiner Verfassung Antheil an der Regierung nimmt, und noch viel an seinen Staatseinrichtungen zu bessern hat, um frey und glücklich zu seyn, wenn seine eignen Angelegenheiten ihm vor der Hand das Wichtigste sind, und wenn es sich in den gesezgebenden Kammern, in den Zeitungen und auch anderswo mit der Erörterung so mancher

sein eigenes Wohl betreffenden Fragen lebhaft beschäftigt. Was einem Volke am nächsten liegt, hat natürlich auch das meiste Interesse für dasselbe, und wie manches trägt sich jezt nicht in Frankreich zu, das die Aufmerksamkeit der Nation in hohem Grade zu fesseln vermag? Wie sollte z. B. das jezige Betragen der höhern Geistlichkeit den Franzosen gleichgültig seyn können? Wenn man die von der geistlichen Parthey abgefaßten und herausgegebenen Tagesblätter und Zeitschriften liest, so sollte man glauben, die Schreckenszeit sey wieder da, die katholische Geistlichkeit werde verfolgt, sie müsse sich verbergen, um der Volkswuth zu entgehen, man versage ihr alle Hülfe, und wolle sie sich zu Tode hungern lassen. Bittere Klagen, Seufzer über die böse Welt, Schimpfreden auf den Zeitgeist, heftige Ausfälle wider die schrecklichen Minister, füllen jezt einen großen Theil jener Blätter. Die Gazette de France und die Quotidienne in Paris, der Ami de la Religion, die Gazette universelle zu Lyon und andere Blätter sind seit einiger Zeit so rührend, daß sich ein Stein über die Noth der Geistlichkeit erbarmen möchte. Allein beym Lichte besehen, besteht diese Noth blos darin, daß man ihnen den Unterricht der Jugend nicht blindlings in die Hände geben will, und neuerdings einige Verfügungen getroffen hat, wodurch die bürgerliche Obrigkeit Hand im Spiele bekömmt. Daher blos schreyt die geistliche Parthey so gewaltig, daher blos regen sich einige fanatische Bischöfe so entsezlich, sezen drohende Hirtenbriefe auf, versagen der Obrigkeit Achtung und Gehorsam, und beklagen sich beym Volke über Verfolgung und Eingriffe in die geistliche Macht. Wahrlich, nichts konnte dem freysinnigen Theile der französischen Nation erwünschter kommen, denn hierdurch kömmt an den Tag, wo es gegenwärtig in Frankreich Noth thut; es fehlt nämlich an einem vernünftigen und zweckmäßigen Unterrichte der zum geistlichen Stande bestimmten Jugend, und an der Uebereinstimmung der religiösen Anstalten mit der freyen, bürgerlichen Verfaßung. Als nach der Revolution sich alles wieder zur Ruhe und Ordnung anschickte, kamen die Bürger mit geläuterten Begriffen und helleren Ansichten wieder zusammen; allein die Geistlichkeit brachte alle die Vorurtheile mit, die sie vor der Revolution gehabt hatte. Der Gedanke an das verlorne Gut stößt ihr Abscheu ein gegen alles aus der Revolution Entsproßene, sogar gegen das Gute; sie schmeichelte Napoleon, weil sie von ihm die Wiedererstattung des verlornen Gutes und Einflusses hoffte, unter dieser Bedingung nahm sie gern den Despotismus an, den dieser zum Hauptgrundsaze seiner Regierung machte. Erst als sie sah, daß er gern allein despotisiren, nicht aber seine Macht mit der Geistlichkeit theilen wollte, begann sie sich zu widersezen, weil sie doch auch kein untergeordnetes Werkzeug seyn wollte. Als in der Folge der königl. Thron wieder hergestellt wurde, kümmerte sich die Geistlichkeit wenig um die Einführung einer Verfassung, welche das Heil des Staates werden sollte, sondern trachtete nur darnach, sich in eine Lage zu versezen, die mit der vorrevolutionären Aehnlichkeit hätte. Daß sich die Zeiten geändert hatten, konnte sie nicht begreifen und begreift es auch jezt noch nicht. Ohne rechts noch links zu sehen, geht sie geradeswegs auf ihr Ziel los, und hat sich zu ihrem Unheile mit der ultramontanischen Parthey verbunden, die man jezt die Jesuitenparthey nennt. Diese lezte Parthey hat Begriffe und Meynungen aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, kennt und begreift ihr Jahrhundert gar nicht, bringt ihre Zeit mit Umtrieben und Schlichen zu, die etwas Großes bewirken sollen, und doch nichts hervorbringen als Armseligkeiten. Dabey legt sie sich auf das Erschleichen von Erbschaften, weil sie viel Geld braucht, und man ohne Geld nichts in der Welt schnell bewirken kann. Welch ein herrlicher Fund für die liberalen Zeitungen war neulich der Prozeß, der im Elsaß wegen der Erbschaft eines von den Jesuiten umstrickten Mannes vor Gericht geführt wurde! Wie hat man sich über die Bekanntmachung der lustigen Briefe des Pater Provincials belustigt, welche zu den Aktenstücken dieses Prozesses gehörten, und woraus man ersah, wie pfiffig sich diese Erbschleicher benommen hatten, um das Vermögen des leichtgläubigen Elsäßers zu Gunsten der Pariser Jesuiten in Beschlag zu nehmen! Wenn die Preßfreyheit auch zu nichts weiter taugte, als dergleichen Schliche ans Tageslicht zu bringen, so würde sie dem Gemeinwesen schon einen außerordentlichen Dienst leisten. Zwar fehlt es nicht an neuen Memoiren, welche die sonderbarsten Dinge von den Jesuiten zu Montrouge neben Paris erzählen, und den Vätern die abgeschmacktesten Handlungen zuschreiben; allein wer weiß, ob dieß alles wahr ist, und ob nicht die Lust, etwas recht sonderbares zu erzählen, und ein interessantes, leicht verkäufliches Buch zu schreiben, oder die Väter recht verhaßt zu machen, die Memoirenschreiber zur Uebertreibung verleitet hat? Solche bündige Aktenstücke aber, wie die in dem Elsaßer Prozesse vorkommenden, sind furchtbare Zeugen, welche alles Schreyen der Ultrablätter über den verderbten Zeitgeist, über demagogische und irreligiöse Umtriebe, über Verschwörung wider Thron und Kirche nicht wegzuläugnen vermag. Die révérends pères sind hier auf der That ertappt worden; ihre eignen Briefe verdammen sie. Vergebens werden die Ultrablätter künftighin dem Publikum zu beweisen suchen, nur die Jesuiten seyen im Stande, die Jugend fromm und sittlich zu erziehen. Glücklicherweise können solche Schliche wenig Unheil in einem Lande anrichten, wo die Oeffentlichkeit und die Preßfreyheit zur Staatsverfassung gehören, und wo jeder Unfug frey aufgedeckt werden kann. Der Regierung selbst wird dadurch ein wesentlicher Dienst geleistet; denn man sieht aus der Widersezlichkeit der obern Geistlichkeit wider die königl. Verordnungen, daß sie sich nicht scheut, sich wider die weltliche Macht aufzulehnen, wenn diese nicht nach ihrem Willen handelt. Wie wollte die Regierung mit solchen Widerspenstigen zurechtkommen, wenn ihr nicht die Preßfreyheit zu Hülfe käme? Sehr klug und ganz im Interesse des königl. Thrones haben die Minister daher gehandelt, indem sie durch ihren Gesezentwurf der Censur ein Ende gemacht und die Journale so frey gemacht haben, als es die nicht periodischen Schriften bereits waren. Es ist eine Waffe, die sie sich verschafft haben, und die ihr treulich Dienste leisten wird wider die Entwürfe einer Parthey, die nichts so sehr scheut, als das helle Tageslicht.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 103:

Das Heer.

Charade.

Gott, Menschen, Thiere, Pflanzen auch und Steine.
Ja Narren führen selbst das Beywort, das ist meyne.
Doch wird bey Herrschern, wie bekannt,
Das Gegentheil oft so genannt.

Bey Wesen nur, die leben und empfinden,
Kannst du die zweyt' und dritte Sylbe finden,
Und ohne dieses allerliebste Wort
Wär' alles Leben bald auf Erden fort.

Das Ganze dankt dem Zweyten stets sein Leben,
Und hat es doch demselben selbst gegeben.

J. G. M.

Beylage: Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwei und zwanzigster Jahrgang.

1828.

September.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert werden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 71.

Neue artistische Werke. 1. Retsch's Outlines to Shakspeare, First Series, Hamlet. etc. 2. The Spirit of the Plays of Shakspeare, etc. 3. Faust, tragédie de Mr. de Goethe, etc. — Architektur. Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude, von Dr. G. Moller und Fr. Heger. (Forts.)

Nro. 72.

Neue Kupferstiche und Lithographien. 1. Die Cartons von Raphael. 2. Assumpta est Maria in Coelum. 3. John Anderson Esq. 4. Die Pfändung. 5. Galérie du Luxembourg, des Musées etc. 6. Faust, tragédie, etc. Fête des Lutteurs. — Kunstnachrichten aus Karlsruhe. — Architektur. Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude, von Dr. G. Moller und Fr. Heger. (Forts.)

Nro. 73.

Architektur. Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude, von Dr. G. Moller und Fr. Heger. (Schluß.) — Lithographie. 1. Schillers Bildniß. 2. Klopstocks Bildniß. 3. Prinz Georg und Prinzessin Augusta von Cambridge kk. HH. 4. Albrecht Dürers Haus in Nürnberg. — Archäologie. Galleria Omerica, o Raccolta de Monumenti Antichi, etc. — Rom, im August.

Nro. 74.

Paris. — Alterthümer der Insel Guernsey. — Aus England. — Rom, im Juli. — Ehrenbezeugungen.

Nro. 75.

Pompejana. 1. Pompeji, etc. 2. Neuentdeckte Wandgemälde in Pompeji. 3. Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä. — Epistel Lentuli. — Neue artistische Werke.

Nro. 76.

Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Malerey in Frankreich, von W. Baron v. Wimpfen. — Wachsmalerey. Die Farben, von Dr. J. Reur. — Neue artistische Werke.

Nro. 77.

Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Malerey in Frankreich, von W. Baron v. Wimpfen. (Forts.) — Ueber den Bestand und das Fortwirken des Kunstvereins in München, vom Domkapitular B. Speth.

Nro. 78.

Der Aeginetensaal in der Glyptothek in München. — Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Malerey in Frankreich, von W. Baron v. Wimpfen. (Beschluß.)

Literatur-Blatt.

Nro. 71.

Der Mensch oder die fünfzehn Paradiese des Herrn Bory de St. Vincent. (Schluß.) — Dramatische Dichtkunst. Marget Stefflet, von Adalbert vom Thale. — Reiseliteratur. Kleine Ausbeute aus dem Leben für das Leben, von M. A. Ries.

Nro. 72.

Vermischte Schriften. Ueber die Sprache. Rede, daß ich dich sehe! — Dichtkunst. Poetische Betrachtungen in freyen Stunden von Nicolaus. — Geschichte. Geschichtliche Unterhaltungen, von P. Scheitlin und J. J. Bernet.

Nro. 73.

Lustspiele. — Dramatische Literatur. Der Fall von Missolonghi, von G. J. Krahe.

Nro. 74.

Lustspiele. (Forts.) — Dichtkunst. 1. Auserlesene Sammlung der besten deutschen Gesellschaftslieder, von Friedrich Haug. 2. Fabeln für Jung und Alt, von Fr. Haug. —

Nro. 75.

Lustspiele. (Schluß.) — Kirchliche Statistik. Die schottische Nationalkirche, von Aug. Fr. Leop. Gamberg. —

Nro. 76.

Griechenland. Das Bataillon der Philhellenen, rc. von J. D. Elster. — Biographie. Wahrheit aus Jean Pauls Leben.

Nro. 77.

Schriften über Kirche und Kirchenverfassung. Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche, von A. J. Binterim. Die Einheit in der Kirche rc. von J. A. Möhler. Was hätte eine deutsche Fürstin auf das, rc. antworten können? von Dr. Fridolin Huber. Ueber Glauben, Tradition und Kirche, von Dr. Schneckenburger.

Nro. 78.

Schriften über Kirche und Kirchenverfassung. (Beschluß.) Ueber Glauben - Tradition und Kirche, von Dr. Schneckenburger. Ueber die oberbischöfliche Hoheit der Regenten, von Dr. J. Schuderoff. Das öffentliche Recht der evang. luth. Kirche in Deutschland, von J. G. Pahl. Grundlinien zu einem allgemeinen kanonischen Recht, von C. A. Eschenmayer. — Vermischte Schriften. Gottfried und Maria, oder die Wallfahrt ins Wildkirchlein, von B. B. Wachtel.

Nro. 79.

Zeugniß über Heinrich Pestalozzi, von J. R. Schinz. — Geschichte. Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt, von J. Ph. Fallereyer. — Dichtkunst. Gedanken und Dichtungen auf meinem Weg zwischen der Schweiz und Schweden, von Hektor Zollikofer.

Anzeige.

N°. 210.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. September 1828.

Sieh diese glänzende Reihe des Aethers, dieß ewig vermählte
Zeitigen, Keimen und Blühn, diese so mild vom Olymp
Ueber die Schöpfung ergoßnen lebendigen Tinten der Jugend,
Und der Begeisterung Hauch glühend am Grabe der Zeit.

Matthisson.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung von Nro. 197.)

Ehe noch die Schaar der bedrohenden Feinde vor den thurmreichen Mauern von Granada anlangt, wollen wir den Leser mit der damals so glänzenden Residenz der maurischen Könige vertraut machen, in der wir für einen Abschnitt unserer Erzählung seine Theilnahme gewinnen möchten. Jetzt sind die Straßen verödet, ihre Palläste in Ruinen verfallen, die glänzenden Moscheen verschwunden; aber zu jener Zeit, der die Begebenheit, die wir schildern, angehört, entsprach sie ganz dem Bilde, das dem Don Jayme die Wundergabe des innern Gesichts vorgeführt hatte. Ein kluges, fleißiges Volk, dessen Voreltern der Verrath eines spanischen Großen aus Afrika herüber geführt hatte, schmückte die ergiebige Ebene de la Vega mit allem Reichthum südlicher Vegetation. Die Stadt selbst lag zwischen den sanften Abhängen zweyer Berge, gegen rauhe Winde geschützt, von den Wellen der Flüsse Xenil und Darro bespült. Hier blühten Künste und Wissenschaften, hier herrschte Erfindung und Betriebsamkeit in einer Weise, wie damals sonst in keinem europäischen Lande. Abends, wenn die leicht und gern getragenen Mühen des Tages vorüber waren, dann sammelten sich die heitern Bewohner der Stadt in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen zu fröhlicher Geselligkeit. Saitenspiel und Gesang ertönte aller Orten, ein Raum mit einem Palmbaume in der Mitte wurde zum Tanzplatz; dort ward schnell ein künstliches Ringelrennen veranstaltet; an einem andern Platze wurde das anmuthige Spiel a las cannas (Werfen mit ausgehölten Rohrstäben) getrieben.

Was die Natur mit mütterlichem Wohlwollen Herrliches verschwendet, die Stätte auszuschmücken, das ist geblieben, und noch jezt bewundert der wandernde Fremdling mit Entzücken ihre reichen Zaubergaben; aber die Echo, die einst jene Gesänge, jenes Saitenspiel wiederholte, ist stumm geworden, die sonst so reiche Ebene de la Vega ist unter der Trägheit der jetzigen Bewohner verarmt, die Wissenschaft ist längst schon aus den Mauern von Granada geflohen, um in entfernten Ländern Schutz und Stütze zu finden.

Dort jenes verödete weite Haus an der Anhöhe, die eine herrliche Aussicht auf die Stadt, auf die reizende Umgegend gewährt, das ist der alte maurische Pallast von Alhambra. Die Phantasie erschöpft sich vergebens in reizenden Bildern, um die orientalische Pracht dieser Königswohnung zu schildern. Ihre glänzendsten Farben verbleichen gegen die Wirklichkeit jener im Zeitenstrome untergegangenen Tage. Nach Osten hin lag die Anhöhe, und deßhalb wird sie noch heute von den Spaniern la Sierra del sol genannt. Hoch über dem Pallaste von Alhambra lagen auf dem Gipfel des Berges die wundervollen Lustgärten mit dem Landhause Xeneralife, die, wenn die Nebel des Morgens die niedere Gegend bedeckten und

Die Kunst zu stehlen.

Von Pater Antonio Vieira.

(Fortsetzung.)

Von denjenigen, welche mit königlichen langen Fingern stehlen.

Zu der Zeit, als Alexander der Große die Welt eroberte, war ein Korsar, den er gefangen nahm und ihm einen Verweis gab, daß er mit zehn Schiffen auf dem indischen Meere gekreuzt hat; bescheiden antwortete dieser: „Ich verfolge und nehme höchstens ein oder zwey Schiffe, wenn sie sich in diesem Meere verirrt haben; Ew. Hoheit aber nehmen mit einer Armee von vierzigtausend Mann mit Feuer und Schwert das ganze Erdenrund, das Ihnen nicht gehört. Ich nehme nur das, was mir Noth thut, Ew. Hoheit aber nehmen das Ueberflüssige.“ Er meynte, es gebe auch Könige, die Diebe sind, und einige, die nur das Nothwendige stehlen, andere aber, die auch das Ueberflüssige nicht verachten. Ob Könige Diebe sind? solches ist eine gewagte Frage! Daß es solche gibt, ist gewiß, und sie begnügen sich nicht mit einer Kleinigkeit; wenn sie zugreifen, so sind sie wie der Königsadler, der immer einen großen lebenden Fang thut. Habichte begnügen sich wohl mit Insekten; der König der Vögel aber hat es mit grossen Dingen zu thun.

Nur die Könige von Portugal besaßen immer das Vorrecht und den Segen vom Himmel, daß Alles, was sie besaßen und besitzen an Ländern, durch rechtmäßige Succession geerbt oder mit wahrem Rechte erobert wurde, weßhalb man bey uns von den königlichen langen Fingern keine antrifft. Andere hingegen suchen unter diesem Namen sich einzuführen und sich mit des Königs Fingern zu bewaffnen, um mit aller Bequemlichkeit zuzugreifen. Es gibt dieser Fälle so viele, daß sie unmöglich alle anzuführen sind, und ich nur einige berühren will. Es zieht von Lissabon ein Heer Lieferanten aus, welche das Geschäft, Weizen und Gerste für die Armee an die Gränze führen zu lassen, übernehmen. Sämmtlich mit königlicher Vollmacht ausgerüstet, das Nöthige zu kaufen und die Preise zu bestimmen, lassen sie keine Scheune und kein Magazin der Bauern und selbst der Klöster unbesucht, und wenn sie z. B. tausend Moios*) bedürfen, so nehmen sie dreytausend und verkaufen im April und Mai die zweytausend, indem sie den Preis verdoppeln oder vervierfachen, jenachdem die Theurung ist, die sie verursacht haben. Einer dieser Herrn ging einmal durch das Kornmagazin eines reichen Bauern und sagte ganz ernsthaft zu ihm: „dieser Weizen hat vielen Unrath, ich nehme ihn nicht, ohne daß er geschwungen ist; denn ich kaufe keine schlechte Waare für die Armee, die muß gut behandelt werden.“ Der Bauer ließ nun gleich den Weizen schwingen; von zehn Moios gab es mehr als einen halben Moio Spreu, welche der Lieferant zu einem Viertel die Metze kaufte und, so wie er sie hatte, wieder unter den gereinigten Weizen mischte.

Menschlicher betrug sich ein Meirinho (Richter) hier in Lissabon, der mit einem Goldstück, das zur Lockspeise diente, ein ganzes Jahr lang herbeyschaffte, was zu seiner Haushaltung nöthig war. Sein Bedienter ging mit diesem Goldstück nach der Ribeira, kaufte hier ein Feldhuhn, dort ein Lamm, ein Spanferkel u. s. w., und an Fischtagen Pescoda, Lagosta, Kohl, Rüben, alle Arten Obst u. s. w., ohne je wegen des Preises uneinig zu werden; überall bot er das Goldstück dar, und da die Verkäufer sämmtlich Furcht hatten vor dem Herrn, und ihn nicht beleidigen wollten, machten sie aus der Noth eine Tugend und sagten, sie könnten nicht wechseln und würden am folgenden Tag die Rechnung in Richtigkeit bringen. Dieser folgende Tag kam aber nie, weil er nicht im Kalender stand.

Da wir in diesem Kapitel auf den streitigen Punkt gekommen sind, ob es Könige gibt, die Diebe sind, lassen wir die Frage unentschieden, und schreiten zu dem, wovon die ganze Welt spricht, nämlich: Wem eigentlich unser Königreich Portugal gehört, ob dem Könige Philipp IV. von Spanien, oder dem Könige Don João IV. von Portugal? König Philipp sagt, König João habe ihm dasselbe ungerechter Weise genommen, und König João sagt, König Philipp habe es mit Gewalt usurpirt gehabt. Bey so verschiedenen Meynungen ist es offenbar, daß einer von ihnen ein Spitzbube ist; denn fremdes Gut nehmen, ist Diebstahl, und wer es nimmt, ist ein Spitzbube; wer der Dieb ist, wird das folgende Kapitel zeigen. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein Moio sind 60 Alqueras oder Metzen. D. Ueb.

*) Man erinnere sich, daß zur Zeit, als Pater Vieira sein Buch schrieb, erst zwölf Jahre verflossen waren, seit Portugal das sechszigjährige spanische Joch abgeschüttelt und Johann von Braganza den Thron bestiegen hatte (1640); die Erbitterung über Philipps II. Usurpation war noch neu, daher läßt auch Vieira auf das oben Mitgetheilte eine lange Controverse über die Rechte des Hauses Braganza folgen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Nachträglich haben wir noch aus früheren Monaten her zu berichten, daß auch bey uns für das Schillersche Denkmal eine Vorstellung im königl. Opernhause gegeben worden ist. Man war zweifelhaft, welches der Schillerschen Dramen für solch einen Tag der Erinnerung wohl das passendste seyn möchte. Lokalverhältnisse schienen es zu verhindern, sich für „Wilhelm Tell“ oder die „Jungfrau von Orleans“ zu bestimmen. die

übrigen waren an dem Publikum fortdauernd vorübergeführt worden, und so schien es am zweckmäßigsten, aus den bekanntesten und den unbekannteren Tragödien Hauptscenen herauszuheben und vereinzelt darzustellen. So ward gleich mit dem „Wallensteinschen Lager" begonnen. Und freylich muß man zugeben, daß selbst Schiller diese bunte Gallerie einzelner lebendiger Soldatenbilder selber schon von den beyden andern größern Theilen des Wallensteins, mehr als wohl billig gewesen wäre, abgeschlossen hat. Als ganz neu traten dem Publikum die ersten Scenen aus dem zweyten Akt des unbeendeten Demetrius entgegen. Dieß Trauerspiel ist als Gegenstück zu „Warbeck" zu betrachten, das die Franzosen jezt zum Gegenstande einer Tragödie benuzt haben. Warbeck glaubt sich aus niederem Stande, und spielt auf fremde Veranlassung die Fürstenrolle, zulezt zeigt sich, er sey dennoch aus fürstlichem Geblüt, ein Sohn Eduards IV., ein geborner York; Demetrius dagegen steht Anfangs in dem Wahne, in der That Prinz Dimitri Iwanowitsch zu seyn. Als er aber schon über Rußland herrscht, erfährt er, daß er nur als untergeschobenes Werkzeug zum Mittel der Rache gedient habe. Solche Verhältnisse scheinen Schillern besonders in der Zeit beschäftigt zu haben, in welcher er sich noch nicht fest zur Bearbeitung des Wallenstein entschlossen hatte. Den Inhalt, zu welchem er hingedrängt ward, ein wesentliches Verhältniß der wirklichen Welt in Rücksicht auf Staat und Herrschaft, und ein Gemüth, das sich zu irgend einer Seite dieses Verhältnisses frey aus sich entschließt, und nun vom nothwendigen Schicksal dieses Verhältnisses ergriffen wird, hat er reiner im Wallenstein gefunden, und jene andern Plane, weil sie ihn nicht ganz befriedigen mochten, unausgeführt gelassen. Demetrius wäre dem Warbeck noch vorzuziehen gewesen. Als Proben aus der lezten Periode der Schillerschen Bildung wurde zum Schluß der erste Akt der „Braut von Messina" dargestellt, nachdem mehrere Scenen aus den „Piccolomini" und „Wallensteins Tod" vorangegangen waren. Wäre mit einigen Auftritten aus den „Räubern," „Kabale und Liebe" oder „Fiesko" begonnen worden, so hätte man in kurzen Abrissen den ganzen Stufengang dieses größten deutschen Dichters des achtzehnten Jahrhunderts vor Augen gehabt. Das Berliner Publikum aber schien der neuesten Zeit und ihren übersezten und originalen Produktionen den Vorzug zu geben. Das Haus war für solch einen Tag, an dem es hätte überfüllt seyn müssen, leer, und der Enthusiasmus weniger allgemein, als wohl Recht und Billigkeit hätten verlangen können. Desto besuchter sollen im Ganzen die vielfachen Taschenspielervorstellungen gewesen seyn, in welchen die Herrn Bosco und Habitt wetteiferten, jener durch Geschicklichkeit, dieser durch die ruhmredigsten Ankündigungen, ähnlich denen, durch welche Lichtenberg den Philadelphia vertrieb. Auch an Kunstreitern und allen andern dergleichen Meßvergnügen fehlte es nicht, obgleich wir keine Messe haben. Und da denn doch einmal von solchen Gegenständen die Rede ist, können wir auch hier sogleich zweyer Luftfahrten des Herrn Robertson des Jüngern erwähnen, welche hier großes Aufsehen machten, theils durch ihr Gelingen, theils durch das Gegentheil. Seine Majestät beehrten die erste mit Ihrer Gegenwart; bey klarstem Himmel stieg der wohlgefüllte Ballon, unter dem lautesten Jauchzen einer zahlreich versammelten Menge, fast senkrecht empor; merkwürdig war es, wie er dann in höhern Regionen die Richtung mehrfach änderte, während der Wind in der untern die seinige nicht gewechselt hatte. Schon am Abend erfuhr man, daß Herr Robertson einige Meilen von der Hauptstadt wieder den Boden glücklich erreicht habe. Für die zweyte Fahrt bot sich dem Luftschiffer eine Sängerin aus dem Opernchor als Begleiterin an; sie erschien am Tage der Fahrt wohlgeschmückt, mit Muth wohl ausgerüstet, doch ehe noch die Füllung ganz beendet war, zog ein Gewitter schwarz am Himmel auf, und der plötzlich hereinbrechende Sturm zerriß den untern Theil des Ballons so schnell und heftig, daß keine Wiederherstellung möglich war. Der junge Franzose, um seine Ehre zu retten, wollte sich dennoch in die schnell angeknüpfte Gondel stürzen und sein Leben den Elementen Preis geben, doch die Ruhigeren der Umhersitzenden hielten ihn zurück, indem sie ihm riethen, zur Befriedigung des zahlreich versammelten Publikums lieber den Ball als sich selber zu opfern. Die Schnüre wurden denn auch bald abgeschnitten, und der halb zerfezte Ballon ward pfeilschnell vom Winde in die Höhe gerissen, und erst nach mehreren Tagen kam die Nachricht an, daß er in einer Entfernung von acht Meilen sey gefunden worden. Der Eigenthümer, der durch dieses Mißlingen großen Verlust erlitten hat, will eine dritte Fahrt in Begleitung der muthigen Choristin unternehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, August.

Einer der zahlreichsten schweizerischen Vereine der älteste, ist den Naturwissenschaften gewidmet. Wie die andern, ist er nicht nur ein Band der Vervollkommnung im Reich des Wissens, der Kunst oder der Fertigkeit, er hat noch höhere Bedeutung, er ist ein Freundes- und Bruderbund, wo sich das Verwandte erkennt und näher tritt; durch dergleichen Vereine werden die lockern und unhaltbaren politischen Ligamente der Schweiz zu stärkern Sehnen, die hoffentlich halten, wenn es einmal den Nachbarn einfallen sollte daran zu rütteln.

Dieß Jahr war der naturwissenschaftliche Verein der Schweiz in Lausanne, wo er am 27sten Juli begann. Neun Uhr hatte es Morgens in Genf geschlagen, blau und sonnig war der Himmel, nur sanfte Ostluft wehte, die Hitze kühlend, welche der Löwe mit sich zu bringen pflegt. Da ließ sich eine helle Glocke hören, es war die des Dampfkemans, der zur Abfahrt läutete. Eine Menge Neugieriger drängt sich in den Hafenstraßen und am Einschiffungsplatz. Vom Boot herab tönt schon rauschende Militärmusik. Zahlreiche Genfer ziehen aufs Boot, um dem Verein in Lausanne beyzuwohnen, und zwischen ihnen nehmen sich ernstblickende Engländer, elegante Russen, vielbewegliche Franzosen und seßhafte Deutsche nicht übel aus.

Endlich wurde der Anker gehoben, die Räder kamen nach einigem Anlauf in Gang, und die kleine Dunstwelt ging in See. Von dem unsäglichen Reiz, worin die Ufer in reicher Baumfülle und wundersam wechselnder Farbenpracht an uns vorüberzogen, sage ich dießmal nichts. Wir, die wir daran gewöhnt sind, hatten genug mit uns zu thun, und warfen nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf ein bekanntes Landhaus oder den schmucken Garten eines Freundes. Die Engländer aber nahmen die Sache ernster. Mit ihren Fernröhren entging ihnen vom Reculet bis zum Mont-Tendre keine Jurahöhe, und als bey Nyon der Montblanc mit seinen Gletschern hervortrat, liefen alle so schnell auf den Tribord, daß unser Boot sich auf die Seite neigte, und die Radschaufeln ihr Wasser nicht mehr erreichten. Eine schöne Frau aus Brüssel, die unter uns war, welche an Van Dyk und Rubens zugleich erinnerte, sagte: die Gletscher unter dem Montblanc kommen mir vor wie die jüngern Prinzen, die auf den Stufen des Throns sitzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 211.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. September 1828.

Es kommt der Gärtner Levesan
Und schneidet mit der Scheere dran;
Jedoch ihr Wald ist Schneiderscherz.
Trägt nur der Scheere Spur.
Und nicht das große, volle Herz
Von mutterlieb Natur.

Claudius.

Die Theorien der neuern Gartenkunst.

In dem neuesten Hefte der *revue française* entwirft ein Franzose eine lebendige Skizze der Geschichte der Gartenkunst von dem Garten in Eden bis auf den neuesten Geschmack. Seine Hauptabsicht dabey ist, darauf aufmerksam zu machen, daß die Revolution, welche das alte architektonische Gartensystem zu Gunsten des malerischen Systems gestürzt hat, so vernünftig und nothwendig sie war, zu weit getrieben worden ist, wie jede Revolution, und er meynt, das beste Mittel, die Gärten vor einer Contrerevolution und dem Rückfall in die Symmetrie zu bewahren, sey, einen Vergleich zwischen beyden Systemen zu treffen; die Gärten der neuesten Zeit seyen durch die zu weit getriebene Natürlichkeit und Entkleidung von jeder Kunst so prosaisch geworden wie die heutige Literatur und die heutige Welt überhaupt; sollte denn nicht, fragt er, ohne den Landschaftsgärtner in der Freyheit seiner Kompositionen, den Freund der Natur in seinem Genusse zu stören, das Grandiose, Poetische der Architektur einen Platz finden können? Ohne zu untersuchen, ob imposante gerade Linien, erhabene Terrassen, kurz architektonische Elemente, wie der Franzose meynt, die poetischen Elemente der Gartenkunst sind, oder vielmehr das, was in die Gartenpoesie Reim und Cäsur bringt, folgen wir mit ihm dem Gange des Geschmacks von den Taxuswänden an, zwischen denen Ludwig XIV. promenirte, bis zu den modernsten Parks, und zwar um so lieber, als die Entwicklungsgeschichte der französischen Gartenkunst mit der deutschen so ziemlich zusammenfällt.

* * *

Italien war das Vaterland der schönen Gärten, wie das Vaterland der Malerey. Die Villen Aldobrandini, Pamphili waren für das übrige Europa Muster, in denen die Kunst ihre Mittel frey, ohne Rückhalt wirken ließ und sich nicht so zur Kopistin der Natur hergab, daß man sie darüber vergessen sollte. So war es zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts; Europa folgte langsam den Fußstapfen Italiens, da tritt in Frankreich ein Mann auf, der Alles über den Haufen wirft. Lenôtre hat Genie, aber Vorliebe für geometrische Regelmäßigkeit und Verachtung malerischer Schönheit sind herrschende Gefühle bey ihm. Der Bund zwischen Kunst und Natur wird zerrissen, die Kunst herrscht unumschränkt. Lenôtre fühlte in der Gartenkunst das Bedürfniß der Einheit, gerade wie sein Herr in der Regierungskunst; seine Regel war, ein Grundsatz und alles, was daraus folgt. Wie geht er daher auch mit der armen Natur um! er hebt jede Verbindung zwichen ihr und seinen Gärten auf; sie bleibt außen vor dem Gitter, er schließt sich in vier grüne Wände ein, zieht nun vornehm seine Linien, und Alles bis auf das kleinste Blatt wird mit dem Cirkel ausgemessen. Ein solches System kann, sollte man meynen, blos fade Eintönigkeit wirken; aber das Genie des Künstlers wußte gleichwohl aus dieser Eintönigkeit die ergreifendsten, erhabensten Effekte

hervorzurufen. Geschah aber gar keine Einsprache von Seiten der Natur und ihrer Freunde? Ein ausschließendes, strenges System ist aufgestellt, es ruft nothwendig seinen Gegensatz hervor und Lenôtre muß einen Nebenbuhler finden. Dufresny, Kammerdiener Ludwigs XIV., stand im Ruf mannigfacher Talente und Fertigkeiten. Der Abbé Pajot bat ihn einst um einen Plan zu einem Garten, den er anzulegen gedachte. Das Terrain war sehr uneben, wunderlich geformt; da überkam Dufresny die Lust, den Neuerer zu machen; er warf Richtscheid und Bleywage weg und machte einen völlig unregelmäßigen Garten, nichts als krumme Alleen, Rasenstücke, Baumgruppen, kurz eine Landschaft im Kleinen. Diese Neuerung machte Aufsehen, man strömte neugierig zu; mehrere Personen ließen sich von Dufresny Gärten anlegen, und dieser gewann so viel Zutrauen zu sich selbst, daß er es wagte, als Lenôtres Nebenbuhler aufzutreten und dem König seinen Plan zu den Gärten von Versailles vorzulegen. Der jetzige Park und die beyden Trianons sollten diesem Plan nach in Gruppen malerischer, mehr oder weniger künstlicher und sonderbarer Scenen verwandelt, auch hie und da Kirchen, Dörfer, Felsen, Ruinen gebaut werden. Merkwürdigerweise war der Monarch unschlüssig; seine Prachtliebe sah Anfangs in dem Bäurischen, Bürgerlichen, das in diesem Plane lag, nichts Unschickliches; er gab indessen Dufresny eine Pension und ließ seine Gärten von Lenôtre ausführen. Ludwig konnte, wollte er nicht inkonsequent seyn, Lenôtre, d. h. der Ordnung und Symmetrie nicht untreu werden, es wäre ja sein ganzes monarchisches System dadurch erschüttert worden. Des Monarchen Wahl hatte dem Hof das Kommandowort zugerufen, man ließ den Neuerer stehen und bewunderte blos Lenôtre und Versailles; Pajots Garten wurde fast lächerlich, und wer nicht für einen Rebellen und Narren gelten wollte, durfte sich keinen desgleichen anlegen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Mehemmet ließ sich sogleich auf das mit Perlen und Edelsteinen besetzte Polster unter dem Thronhimmel nieder. Er blickte sinnend vor sich hin und ein boshaftes Lächeln schwebte um den fein geschnittenen Mund. Schon klang aus den Höfen des Pallastes das Getöse der Waffen herauf, das sein Gebot in's Leben gerufen hatte.

„Adonaide," sagte er nach einem langen Schweigen zu der Jungfrau, die zu ihm hingetreten war und ihr reizendes Antlitz entschleyert hatte, „ich danke dir, daß du mich zu der abenteuerlichen Rittersahrt nach Alcala überredetest. Dein Weibergelüst nach den Herrlichkeiten des kastilianischen Hofes rettet vielleicht dießmal Granada vom Untergange. O sie mögen nur kommen, diese Treulosen, dieser verächtliche Haufen von Trunkenbolden und Wahnsinnigen! Wer wird dem Schwerdte der Kinder Mahomeds entrinnen, daß er Kunde bringe von dem blutigen Untergange der Ungläubigen im Thale de la Vega!" Er sah bey diesen Worten mit blutdürstiger Schadenfreude um sich her. „Und dieser König, dieser Knabe mit der falschen Freundlichkeit im weibischen Antlitze," fuhr er verbissen fort, „wie die Verlegenheit, die Angst aus jeder seiner Geberden sprach, denn er hatte mich erkannt und schämte sich doch geradezu vor mir als ein Bundbrüchiger zu erscheinen! Aber er besaß nicht den Muth, nicht die Kraft, den rebellischen Sklaven zu widerstreben, er mußte sich ihnen unterwerfen. O er soll büßen, er soll jenes Augenblickes gedenken im Todeskampfe! Wenn das Blut der Ungläubigen den Fuß der Sierra Nevada, den Abhang der Morena geröthet hat, wenn sie alle gefallen sind unter der Sichel der Gerechten, dann kommt die Reihe auch an ihn, das schwöre ich bey der Taube des Propheten! Ruben Zephanja, du kennst meinen Willen, deiner Kunst sey er überantwortet. Du kennst die geheimen Kräfte der Natur, du weißt sie zu gebrauchen zur Belebung und zur Vernichtung; ich lasse den Boden deines Sabbathgemaches mit Goldstücken belegen, wenn du den Meisterstreich glücklich vollbringst!"

Da näherte sich mit häßlichem Grinsen der jüdische Leibarzt seinem königlichen Gebieter. Er kreuzte die Arme über die Brust, beugte sein Haupt so tief, daß der greise Bart das Knie berührte, und sprach mit heißerer, gedämpfter Stimme:

„Dein Wille geschehe, Beherrscher der Gläubigen! du bist groß und gerecht, und was du gebeutst, ist würdig der beleidigten Majestät. Die Asche meiner Väter, die an geheimer Stätte in der Sierra Morena ruht, soll wieder lebendig werden, wenn ich nicht das Fleisch des ungläubigen Königs mit Schmerzen peinige, wenn sein Gebein nicht ausdorrt wie ein Oelbaum in der Wüste, wenn sein Herz nicht hinstirbt gleich der Blume, die ein giftiger Thau getroffen."

Das Antlitz des Arabers erheiterte sich und ein wohlgefälliger Blick seines sprechenden Auges sicherte dem Vertrauten noch einmal die versprochene Belohnung.

„O Mehemmet," hob mit bezauberndem Wohllaute die Jungfrau an und sezte sich traulich an seine Seite, „gedenke des Spruches, der da sagt, daß die Milde der Könige den Völkern Segen bringt, daß Maleb, der böse Engel, die Ruhe von dem Lager des Herrschers verscheucht, der die Rache sucht und die Versöhnung meidet!"

„Schwester," antwortete erbittert der junge König, „wir sind die Kinder eines Vaters, aber nicht einer Mut-

ter. Die meinige war eine Tochter des Propheten, ein Reis aus seinem Stamme, die deinige lebte im Unglauben; sie war eine Spanierin und Christin. Schwester, laß mich nicht fürchten," sezte er mit einem Blicke, aus dem Wuth und Abscheu sprachen, hinzu, „daß du nicht allein ihre Farbe, daß du auch ihre Gesinnungen geerbt hast. Ich liebe dich, wie mich selbst, aber ich würde mich selbst tödten, wenn ich einen Gedanken in meiner Seele entdeckte, der nicht mit der Lehre des heiligen Propheten übereinstimmend wäre."

Da füllten sich die schönen Augen Adonaidens mit Thränen; sie stand erbleichend auf und schwankte aus der Halle. In der Einsamkeit ihres Lieblingsgemaches, wo sie nach den blauen Bergen sehen konnte, hinter denen die christlichen Reiche lagen, hoffte sie Ruhe des Gemüthes zu finden. Aber der Friede, den sie ersehnte, blieb ihr fern.

Sie mußte mit Beängstigung an den Jüngling denken, den sie am Ufer des Henares gefunden, der sie in jenem Walde aus großer Bedrängniß gerettet. Eine düstere Ahnung, daß ihn schweres, unabwendbares Unheil bedrohe, senkte sich in ihre Brust. Sein Bild trat vor ihre Seele, so treu, so ritterlich und edel, so innig liebend und jugendlich schön! Jezt tönte aus der Halle der Berathung der Lärm der Waffen, ein wildes Geschrey vieler Stimmen herüber. Ihre Beängstigung stieg. Sie rief der Sklavin, der sie vor allen übrigen ihr Vertrauen schenkte, einer Christin, die von ihren maurischen Gebietern Zulma genannt wurde, die sie aber gern mit dem frühern Namen Elvira nannte.

„Komm, Elvira," sagte sie mit der Sanftmuth, die ihr längst das Herz der armen Sklavin gewonnen hatte; „setze dich zu mir und erzähle mir von deinem Vaterlande. Sprich mir von deinem Gotte und seinem Propheten, von der Liebe, die er gelehrt, von dem Tode, den er erlitten zum Heile der Welt. Wenn du mir davon sagst, so neigt sich immer ein himmlischer Friede in meine Seele, eine Beruhigung, die mir keine Offenbarung unsers Propheten, kein Spruch des Koran gewähren kann. Es ist mir, als ginge ich ein in einen herrlichen Garten, wo Blumen Liebe duften, die sie von einem großen Stamme im Mittelpunkte saugen. Unsere Dschinnen*), unser Hafaza**) und Chazana***), was sind sie gegen eure Heiligen, die lächelnd den Martertod erlitten, ihren Glauben priesen und sterbend ihren Peinigern verziehen!"

Und indem Elvira mit christlicher Begeisterung von dem Leben des Weltheilandes, von seinen wohlthätigen Wundern und Werken, von der ewigen Liebe, deren unvergängliches Reich er den Menschen erschlossen, von seinem versöhnenden Opfertode erzählte, wurde der Abendstern über den dunkeln Gebirgsmassen der Morena sichtbar. Adonaide hörte mit süßen Wonneschauern auf die Rede der Sklavin, ihr Auge war noch dem Stern gerichtet, es war als trügen seine Strahlen eine Ahnung höherer Seligkeit in ihre Brust, die ihr bisher unbekannt geblieben. Die Freuden in Mahomeds Paradiese sind den Frauen versagt; aber was hießen auch diese Freuden, nur berechnet auf das sterbliche Theil der Menschen, gegen die reinen geistigen Wonnen, gegen das ewige Leben in himmlischer Liebe, das die Christen in ihrem Paradiese erwartet?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Genien des Morgenlandes.

**) Schutzengel.

***) Schatzengel, d. h. Hüter der Schätze des Paradieses.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfang Augusts.

(Fortsetzung.)

Im Ganzen sind diese Monate fast ohne bedeutendes öffentliches Ereigniß vorübergegangen. Nur der Tod des Großherzogs von Weimar, der wenige Tage vorher sich in unserer Stadt noch so frisch als ein jugendlicher Greis mit lebendiger Theilnahme für alles Bemerkenswerthe in Künsten und Wissenschaften und in den Kreisen des bürgerlichen Lebens interessirt hatte, traf als allgemeine Trauer erregende Schreckensbotschaft hier ein. Doch war es tröstlich, ein so reiches, volles, oft sturmbewegtes Leben wenigstens so still und schmerzlos beendigt zu wissen. — Seine Majestät der König verließ wie gewöhnlich Berlin am lezten Tage des Juni, um in Töpliz die Kur zu brauchen. Man wollte wissen, daß die französische Schauspielergesellschaft dorthin nachfolgen würde. Doch dieß hat sich als ein falsches Gerücht erwiesen. Nach der Abreise Sr. Majestät ward die Stadt, wie immer, ziemlich leer, die Söhne des königl. Hauses begaben sich auf ihre Landsitze, Minister, Räthe, angesehene Kaufleute, reisten nach den Bädern. So sind wir mit unsern Berichten wieder hauptsächlich an Kunst und Wissenschaft verwiesen. Von wissenschaftlichen Werken ist nichts Epochemachendes erschienen, doch wird im Ganzen bey uns in allen Gebieten der bis jezt noch stillere Kampf rein empirischer und tieferer wissenschaftlicher Betrachtungsweisen mehr und mehr sichtbar. Besonders macht er sich in der Theologie bemerkbar. Hier stellt sich die rein historische und exegetische Behandlungsweise, welche den Inhalt der Religion mehr dem Zufall subjektiver Gefühle und Ueberzeugungen anheimgibt, der philosophischen Begründung des Inhalts der Lehren und ihrer Geschichte in aller Feindseligkeit entgegen, wie denn auch bey uns die Flucht aus der Aufklärung in ihrer dreyfachen Form der modernsten Mystik des Gefühls, des Uebertritts zum Katholicismus und des tiefen, gährenden Dranges nach philosophischer Erkenntniß, und in allen Nüancen dieser Hauptformen mannigfach, theils friedlich, theils kämpfend, anschaulich wird. Daneben besteht die Gleichgültigkeit gegen religiöse Interessen in aller Ruhe und Gemächlichkeit, und auch die Lessingsche Sinnesart des vorigen Jahrhunderts hat ihre vielfachen, höchst achtbaren Repräsen-

tanten. Innerhalb der **Philosophie** selbst thun sich wenige Kämpfe hervor, wie es immer an Orten der Fall ist, wo ein Heros dieser Wissenschaft lebt, dem nur Feinde der Wissenschaft überhaupt, oder untergeordnetere, schon vergangene Standpunkte entgegenstreben. Von wenig begabten Schülern wird denn freylich hin und wieder viel Unreifes und Ungeschicktes auch bey uns in die Welt hinausgeschickt. Die **juristischen** Kämpfe eifriger Neuerer, die auch das Recht mit philosophischem Geiste auffassen wollen, gegen die sogenannte historische Schule, welche besonders auf unserer Universität durch ihren, in ganz Deutschland berühmten Gründer festen Fuß gefaßt hat, sind bekannt genug, und dauern, wie es scheint, nicht eben zum Nachtheil der Neuerer fort. — Die besuchteste Vorlesung an der königl. Universität ist in diesem Sommer die des Herrn Professor Gans über die französische Revolution in staatsrechtlicher Beziehung. Vierhundert Zuhörer haben sich, wie bey Herrn Alexander von Humboldts vorjährigen Vorlesungen, aus allen Ständen, dießmal jedoch die höhern und höchsten ausgenommen, zusammengefunden. Herr Professor Gans scheint der Meynung derer zu seyn, welche die französische Revolution, dieß wichtigste politische Weltereigniß neuerer Zeit, nicht als zufällig, sondern als begründet durch den politischen Zustand des vorigen Jahrhunderts und durch das Ziel ansehen, nach welchem der moderne Staat hinstrebt. Er suchte besonders zu entwickeln, in wie fern gerade Frankreich das einzige Land sey, in welchem die Revolution des modernen Staats in dieser Gewaltsamkeit habe ausbrechen können. Daß Rußland, Italien, Portugal und Spanien dazu politisch nicht reif, daß England, Schweden, Dänemark und die deutschen Staaten über die Revolution hinaus seyen und alle Fortschritte nur in der stilleren, milderen Gestalt von Reformen ausbildeten, machte den Gegenstand interessanter Untersuchungen aus. Der innere Gang der Begebenheiten der Revolution ward als in sich konsequent und nothwendig aufgezeigt, doch nicht in dem Sinne mancher neuerer französischer Historiker, wie z. B. Mignets, die mit leicht sichtbarer Vorliebe den Fortschritt der Umwälzungen verfolgen, und die Schreckenszeit mit Begeisterung beschreiben, während sie die späteren Zeiten der Reconstruktion, besonders des Konsulats und der Kaiserherrschaft mit Kaltheit behandeln, und in ihr lieber Zufälligkeit und Beliebigkeit als Nothwendigkeit und vernünftige Fortschritte sehen, sondern in dem deutschen royalistischeren Sinne, der sich die Revolution nicht als ein unwesentliches Ereigniß wegdisputiren läßt, aber diesen blutigen Weg nur wandeln mag, um an das Ziel zu gelangen, dessentwegen dieser Weg nothwendig ward. Daß weder das **ancien régime** noch die Revolution als ein angemessener Zustand anzusehen sey, hat die Geschichte selbst durch die Restauration bewiesen, die nicht nur für die eine Seite eine Wiederherstellung in vorigen Stand war, sondern beyden ertheilte, was ihres Rechtes ist. Erfreulich war es, daß der deutsche Erzähler und Erklärer die Hinrichtung des Königs als das höchste, wenn zwar der Lage der Dinge nach nothwendige, Staatsunrecht bezeichnet. — Die **Medicin** hat ähnliche Kämpfe wie die der Theologie und Jurisprudenz nicht durchzumachen. Philosophische Behandlungsweise ist in unsere medicinische Welt nicht in dem Maße eingebrochen, um stets kampfbereit mit einer nur empirischen Auffassung Krieg zu führen; die Zeit der sogenannten Naturphilosophen ist an unsern Aerzten spurloser als an andern Orten vorübergegangen. Die Kämpfe der Mediciner finden bey uns ihre Quelle mehr in äußerlichen Verhältnissen. — Auch die „Geschichte und Philologie“ zeigt weniger deutlich als andere Gebiete, daß auch sie gedoppelter, feindseliger Betrachtungsarten fähig sey. In diesen Fächern hat die philosophische Begründung ihre rechten Verfechter noch nicht gefunden, wenn gleich die Philosophie von ihrem neuesten Standpunkte aus Miene macht, sich aller dieser Fächer auch ihrerseits zu bemächtigen. Die Schwierigkeit aber, eben so erkenntnißreicher Denker als kenntnißvoller Gelehrter zu seyn, haben noch wenige zu überwinden vermocht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, August.

(Fortsetzung.)

Unter den vielen Genfern waren unser Jeremias Bentham, der gelehrte Dumont, Decandolle und Bonstetten zu bemerken, dem die Nähe der fatalen Achtzig so wenig anhaben kann wie Goethen, versteht sich mutatis mutandis. Alle waren froh und heiter, besonders die Schweizer, denn es mußte ihnen doch erhebend und erfreuend seyn, so viele Gleichdenkende und Gleichfühlende um sich zu sehen und zu einem Bruderfest zu ziehen, das dießmal auch die Nachbarn, Genfer und Waadländer, in neuer Freundlichkeit zusammenbringen sollte. Wie glücklich wäre doch die Schweiz, wenn alle sich verstehen und mit besonnener Nachsicht auf Vorurtheile, Sitten, Ideen und politische Haltung der Nachbarn sehen wollten, wenn sie besonders nicht vergäßen, daß der Nachbar nicht nach den eigenen Verhältnissen, sondern nach seiner Lage und Stellung beurtheilt werden muß. Auch darüber war hoffend und wünschend viel die Rede. Ich weiß nicht, ob diese Hoffnung der Franzose anspielend dämpfen wollte, der etwas laut seinen Nachbar fragte, ob er in den lezten Tagen der Industrieausstellung in Genf die von einem Bijoutier schön gearbeitete mechanische Schlange gesehen habe, die unter Rosen liegt? Nachdem wir musicirend von den Hafenstädten Nyon, Rolle und Morges, eine Menge gepuzter Leutchen eingenommen hatten, näherte sich unsere Dampfargo dem freundlichen Hafen von Ouchy, über dem Lausanne wie eine Blumenkrone hängt. Sieh! da zieht uns ein mit Bändern, Flaggen und Fahnen gepuztes Schiff mit Musik entgegen. Tausende stehen am Ufer und rufen und jubeln aus Leibeskräften den Kommenden entgegen.

Endlich wird ausgestiegen; Umarmung auf allen Seiten, denn die Mitglieder der helvetischen Gesellschaft sind, der gewaltigen Hize ungeachtet, von Lausanne heruntergekommen, um die guten Freunde zu begrüßen. Nicht im schönen Gasthof am Hafen dürfen sie einkehren, sie sollen bey Lausanner Familien wohnen, welche sich freundlich um ihre Aufnahme streiten. Abends vereinigt sich alles in dem herrlichen Garten des Jeu de l'Arc, wo der See in seiner ganzen Ausdehnung liegt, und drüben die reizenden Ufer Savoyens, das heilende Evian und Thonon mit seinem päbstlichen Ripaille. Ueber das Ganze herrschen die Freiburger und Walliser Hochalpen, und in seltenen Momenten der Abendsonne das Feuerdyadem des Monte Rosa. Troz all der Schönheit kamen sich doch alle im Gruß und Gegengruß nahe. Am folgenden Morgen, 28sten Juli, eröffnet der Präsident der Gesellschaft, Prof. Chavannes, die erste Sizung derselben. In seiner Rede spricht er nicht nur von den neuen Mitgliedern, sondern auch von der Geschichte des Vereins überhaupt, und bemerkt dabey, daß die Gesellschaft nicht auf gelehrte Naturforscher beschränkt sey, sondern daß an ihr alle theilnehmen sollen, welche die Wissenschaft lieben, besonders Landwirthe, für die im vergangenen Jahr eine eigene Sektion gebildet wurde, da die Agrikultur und Viehzucht allen Schweizern mehr und weniger wichtig ist, und ihre Hauptbeschäftigung ausmacht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 212.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 3. September 1828.

Wen auf des Lebens steilem Pfade
Die Kunst begleitet und die Liebe,
Dem blüht aus freyem Geist und vollem Herzen
Mit immer frischem Glanz und Dufte
Die Jugendrose.

Collin.

Eberhard Wächter.

Sonett.

In seine hohen Wände eingeschlossen,
Mit traurig schönen Geistern im Verkehr,
Gestärkt am reinen Athem des Homer,
Von Goldgewölken Attikas umflossen,

So stets vor seinen Tüchern unverdrossen,
Fern von dem Markt der Künste, sitzet er;
Kein Neid verlezt, kein Lob berauscht ihn mehr:
Die Nachwelt ist's, wo seine Lorbeern sprossen.

Der Kranz, den auch die Lebenden ihm geben,
Ist hold vom Licht der Menschlichkeit verklärt,
Wenn diese Stirne, sich der Wunderschwingen

Des Genius erwehrend, nun so eben
Sich munter zu dem Alltagskreise kehrt,
Den Gattin, liebe Kinder um ihn schlingen.

E. M.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Adonaide konnte nicht müde werden, auf die Worte Elvirens zu lauschen. Sie saßen in traulicher Dunkelheit, der Duft der Blüthen strömte, durch die Nachtluft belebt, kräftiger aus dem unten liegenden Garten, die Wohlgerüche, die durch die goldenen Gitteröffnungen des Fußbodens heraufdrangen, mischten ihr künstlich erzeugtes Aroma mit dem der Blumen, die Nachtigall hauchte ihr sanftes Lied. Alles war dazu gemacht, die süße Entzückung, die Adonaiden ergriffen hatte, zu vermehren und zu erhalten. Erst spät suchte sie ihr Ruhelager. Was sie an diesem Abende gehört und empfunden hatte, war nun für immer ein theures Eigenthum ihrer Seele geworden. In jenem Zustande des Halbtraumes aber, der dem wirklichen Einschlafen vorherzugehen pflegt, dünkte es ihr, als seyen die Offenbarungen der christlichen Lehre ihr schon aus einer frühen Zeit vertraut, aus einer Zeit, die weit hinter ihrer Erinnerung liege, und von ihr nur dunkel geahnt werden könne. Nicht die Mittheilungen ihrer verstorbenen Mutter, die immer noch dem Christenglauben heimlich angehangen, waren es, die hier in unklaren Vorstellungen zurückkehrten; nein, es war ein höheres, ein heiligeres Bewußtseyn, das Gefühl einer einst empfangenen Weihe für das Christenthum, das sich in dem wunderlichen Halbtraume selbstständig, aber nicht deutlich verlebendigte.

Der kastilianische Heerhaufen unter dem Befehle des Don Yanez de la Barbuda traf an einem schwülen Mittage vor den Mauern von Granada ein. Der Muth jenes zusammengelaufenen Gesindels, das dem fanatischen Einsiedler Juan Sago folgte, hatte viel von seinem ersten Feuer verloren. Die Reden des begeisterten Mannes brachten nicht mehr jenen gewaltigen Eindruck hervor, wie bey seinem ersten Auftreten, als man über den Verheißungen der irdischen Beute und des himmlischen Loh-

nes der Gefahren und Beschwerden nicht gedachte, die das kühne Unternehmen in seinem Gefolge haben mußte. Diejenigen, die seine Stimme verlockt hatte, waren unwissende Landleute oder Vagabunden, schlecht bewaffnet und unerfahren im Kriegsdienste. Niedergeschlagenheit und Furcht sprachen aus ihren Geberden und waren an die Stelle des frühern Enthusiasmus getreten. Als sie aber jezt auf den Thürmen und Mauern von Granada auch nicht einen gewaffneten Vertheidiger erblickten, als sie gewahrten, daß in der Stadt eine Todtenstille herrsche, die sie einer gänzlichen Muthlosigkeit zuschrieben, als die Fruchtgefilde, die Rebenpflanzungen der reichen Vega sich vor ihnen aufthaten, da kehrte ihre Hoffnung, ihr gläubiger Eifer zurück. „Gott will es haben!“ dieser Ruf tönte aus tausend Kehlen. Der Großmeister von Alcantara, ein zu guter Feldherr, um in die Zügellosigkeit dieser Leute, von denen die kastilianischen Edeln und die gedienten Kriegsmänner sich getrennt hielten, ein großes Vertrauen zu setzen, mahnte vergebens zu Ruhe und Ordnung. Seine Stimme ward nicht gehört, sein Gebot nicht beachtet. In einzelnen kleinen Abtheilungen, wie sie Absicht oder Zufall zusammenführte, zerstreuten sich die Unvorsichtigen in die Fruchtgärten, in die Weinberge, um sich für die erlittenen Entbehrungen zu entschädigen. Als der Abend heran kam, kehrten von vielen Tausenden nur Wenige wieder; die übrigen hatten den Tod unter den Schwertern der listig verborgenen Araber gefunden.

Da ließ sich zum ersten Male in der Brust des Don Yanez eine düstere Stimme der Ahnung vernehmen, als habe der Geist der Lüge und nicht der Wahrheit ihn zu dem kühnen Unternehmen bewogen. Sein finsterer Blick überzählte den Haufen derer, auf die er noch rechnen konnte. Der Einsiedler trat zu ihm und wollte aufs Neue durch schwärmerische Reden sein Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang beleben. Don Yanez kehrte ihm kalt den Rücken und zog sich, ohne eine Anordnung für den künftigen Tag zu treffen, ohne sein finsteres Stillschweigen zu brechen, in sein Zelt zurück. Hier brachte er die ganze Nacht in eifrigem Gebete und in Kasteyungen hin.

Jene schwarze Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Der Morgen brach an und zeigte ihm und den Seinigen, daß die Stille in der Stadt, daß die Ruhe in der Ebene nur scheinbar gewesen und die Gegner bereit waren, sich mit ihnen zu messen. Mit dem ersten Sonnenstrahle, der sich über die Felsenspitzen der Sierra Nevada herab in das Thal de la Vega neigte, erklang auf den Wällen von Granada eine wilde, kriegerische Musik, viele tausend Stimmen erhoben sich zu einem auffordernden Kampfgeschrey, ein Hagel von Pfeilen, große Steine, aus Wurfgeschützen geschleudert, flogen in die Reihen der Belagerer und richteten hier große Verwüstung an.

Die dunkle Gestalt des christlichen Anführers stand unbeweglich, das Schwert gegen die Stadt erhoben, vor seiner zusammengeschmolzenen Schaar. Don Yanez schien in Träumerey versunken und den Angriff, den die Mauren aus der Stadt gewagt, nicht zu beachten. Sein Auge war zum Himmel erhoben, als zeige sich ihm dort eine wunderbare Erscheinung, eine hohe Röthe hatte die gewöhnliche Blässe seiner Wangen verdrängt. Plötzlich belebte sich sein ganzes Wesen: „Gott will es haben!“ rief er mit Donnerstimme und stürmte, von den Kriegern gefolgt, gegen die Stadt. Da wurde es rege und lebendig in den Schluchten, die von dem Gebirge hinab in die Ebene liefen, da stiegen aus den Gärten und Pflanzungen viele drohende Gestalten hervor, da öffneten sich die Thore der Stadt und viele tausend Gewaffnete strömten in die Ebene. Die Fahne Mahomeds mit dem Halbmonde erschien auf der höchsten Zinne von Alhambra, und in wenig Augenblicken sah sich das kleine Heer der christlichen Streiter von zahllosen Araberhaufen umringt und angefallen. Der ungleiche Kampf konnte nicht lange schwankend bleiben. Beyde Partheyen waren von Haß und Erbitterung beseelt, beyde muthig und kriegsgeübt; aber die Uebermacht mußte zu Gunsten der Ungläubigen entscheiden. Bald deckten viele Leichen der Christen die Wahlstatt, unter ihnen die Blüthe der kastilianischen Jugend. Nur ein kleines Häuflein kämpfte noch an der Seite des Großmeisters von Alcantara und Jeder in dieser dem Tode geweihten Schaar that Wunder der Tapferkeit. Der fanatische Einsiedler wüthete gleich einem losgelassenen Tieger gegen alle, die ihm in seinen Weg traten. Schwer verwundet sank er zu Boden; er kämpfte noch immer, da zertraten ihn die Hufe der Rosse, auf denen eine neue Schaar Mauren angesprengt kam.

Ein junger Krieger, Muth und Siegesfreude im glänzenden Blicke, befand sich an ihrer Spitze. Don Jayme und Ramiro, die neben dem Großmeister fochten, erkannten ihn: es war Almansor, der Sieger von Alcala. Sein reicher kriegerischer Schmuck, die Ehrerbietung, welche ihm seine Begleiter erwiesen, verkündeten seinen hohen Rang; die zwey Freunde strebten sich ihm entgegenzustellen, er aber wich ihnen aus, seine Blicke hatten Don Yanez gefunden. Er rief ihn bey Namen und der Großmeister von Alcantara war nicht der Mann, der einen angebotenen Zweykampf ausgeschlagen hätte. Ramiro wurde durch heranstürmende Araber von der Seite des Freundes hinweggedrängt; Jayme zog sich ruhig in den Kreis zurück, der nach den Gesetzen des Zweykampfes sich um die beyden Anführer gebildet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Theorien der neuern Gartenkunst.

(Fortsetzung.)

Dufresnoys aus Frankreich verbanntes System flüchtete sich auf einen dankbarern Boden; England war zu jener Zeit mit Revolutionen weder so unbekannt, noch hatte es so bang davor wie der Kontinent. Es nahm die Ideen des Reformators auf und fand sie so sehr nach seinem Geschmack, daß es sich am Ende die Erfindung zugeeignet hat. Shakespeares Vaterlande mußte der französische Geschmack zuwider seyn; gleichwohl herrschte er, die Stuarts hatten ihn eingeführt, und erhielt sich bis zu ihrem Sturze. Aber statt dem ernsten, erhabenen Style Lenôtres treu zu bleiben, hatten die Engländer gleich Anfangs alles Schnörkelwerk, alle Kindereyen dieses Systems angenommen. Da war nichts als Gitterwerk, Laubkabinette, Ausschnitte, Festons. Als man aber nun noch dazu die ausgeschnittenen Rabatten, die Felder, die Zickzacks und andere symmetrische Lappalien, welche König Wilhelm aus Holland herübergebracht, annehmen sollte, da erhoben sich von allen Seiten Stimmen des Unwillens, und die malerische Reaktion ging vor sich. Bridgemann und Eyre gaben das Zeichen dazu, Brown folgte, aber Kent war der Hauptfechter. Kent war ein konsequenter Kopf wie Lenôtre; er ging von dem Grundsatz aus, die Natur sey ein großer Garten, nur sie sey das Urbild eines Gartens; um künstliche Gärten zu schaffen, gebe es daher nur Einen Weg, nämlich die Natur zu kopiren, sie Zug für Zug, durchaus, das heißt planlos zu kopiren. Kent trieb daher die Genauigkeit im Nachahmen bis zur wunderlichsten Kleinlichkeit; er blieb nicht dabey stehen, in seine Plane ungebaute Strecken und Heiden, bald zerstörte Häuser, bald verbrannte Hütten aufzunehmen, sondern in den Gärten von Kensington pflanzte er sogar abgestorbene Bäume, um seiner Landschaft einen höhern Grad von Natürlichkeit zu ertheilen. Diese Ueppigkeit in der Nachahmung folgte übrigens ganz streng aus Kents Grundsatz, nämlich dem ausschließlich malerischen System. Sobald man die Kunst nicht mehr zu Hülfe ziehen will, sobald man es als eine Entheiligung ansieht, wenn man die Natur schmückt und veredelt, so arbeitet man nicht mehr um zu gefallen, der einzige Zweck kann nur seyn, wahr, natürlich zu erscheinen. Dieser Zweck ist nun sicher unzureichend; England begnügte sich indessen damit. Es sehnte sich so sehr aus seinen grünen Schanzen hinauszukommen, seiner Boulengreens los zu werden und außerhalb seiner Lauben Athem zu schöpfen, daß es mit Entzücken alles annahm, was ihm die malerischen Reformatoren boten.

Während so die englischen Parks sich umwälzen, bleibt Frankreich ruhig stillestehen. Umsonst verwischen sich Lenôtres Traditionen von Tag zu Tag, umsonst ist der regelmäßige Styl kleinlich, manierirt, lächerlich geworden; immer noch wird Lenôtre verehrt, immer noch führt sein Schatten das Scepter der Gartenkunst. Es war dieß in Frankreich die Zeit der langen Regierungen; Lullis Musik ist bald siebzig Jahre alt, und hat ihre Anbeter, wie als sie zur Welt kam, die andern Künste leben eben so lang; ist es doch, als ob der französische Leichtsinn zu ihren Gunsten sich ungetreu geworden wäre. Aber das Wunder soll ein Ende nehmen; ungestüm, unruhigen Schrittes kommt die Philosophie herangezogen; sie spricht halblaut von Natur, von Freyheit, und dieß weissagt den Laubgängen und geraden Alleen nichts Gutes. Doch ihre Stunde ist noch nicht gekommen; so weit ist man noch nicht, daß man die Liebe zur reinen Natur zu predigen wagte, man hält sich an die Liebe zum Schäferleben und den ländlichen Tugenden. Noch schüchtern, verkleidet sich die Philosophie in ein Landmädchen. Die Bonsmots aus Colas und Mathurins Munde, Colettens Sentenzen bilden Vorrede und Eingang zum Emil und der Abhandlung über die Ungleichheit der Stände. Das Schäferleben läßt sich aber noch mit den symmetrischen Gärten recht gut in Einklang bringen. Ein Mathurin aus gebrannter Erde, den Schäferstab in der Hand, eine Colette mit der Spindel, stehen ganz gut bey Taxusbäumen, die zu Schaafen verschnitten sind, welche ein kleiner Hund aus Rasen hütet.

Das Schäferleben hielt also die Krise ein Paar Jahre auf; nun aber brach gewaltsam der große Aufstand gegen den Menschen, gegen seine Kunst, sein Wissen, seine Bildung aus. Es lebe die Natur! es lebe der Urmensch! rief ein Mann von Genie, und aus den Salons schrie das Echo nach: Es lebe der Mensch in den Wäldern! es lebe der Urwald! es leben die Mütter, die ihre Kinder nicht windeln! die Gärtner, die ihre Bäume nicht beschneiden! Den Kopf frisirt, mit Puder und Pomade erklärte man sich in die Wette für Urmenschen, gerieth man in Entzücken schon bey dem Worte Natur. Mehr brauchte es sicher nicht als dieses sentimentalen Fiebers, um alle Versailles, groß und klein, mit denen das Land besäet war, zu unterst zu oberst zu kehren; als aber zu dieser anti-symmetrischen Stimmung noch ein heftiger Anfall von Anglomanie kam, als bald darauf eine Menge fremder Bäume, deren zartes, zierliches Laub sich gegen Messer und Scheere sträubte, eingeführt wurden, als nun sogar die Politik dem Bunde gegen die armen regelmäßigen Gärten beyzutreten schien, als wären sie Mitschuldige und Anhängsel der alten Monarchie, während ihre Nebenbuhler Pfänder der englischen Freyheit und Symbole der beyden Kammern schienen — da kannte die Umwälzung keine Schranken mehr; im allgemeinen Sturm warf man sich auf das untergehende System; von allen Seiten hörte man die Axt ohne Schonung in den geraden Alleen, den Boskets, den Hagebuchengängen wüthen, und die Terras-

sen schienen von selbst einzustürzen, wie die Mauern von Jericho. Dieß geschah vor ungefähr sechszig Jahren.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Beschluß.)

Der Raum erlaubt keine weitere Anführung der folgenden Sitzungen, bey denen viel Interessantes vorkam. Den Waadtländern muß nachgerühmt werden, daß sie in den drey Tagen des Vereins alles thaten, um ihren schweizerischen Gästen den Aufenthalt in Lausanne angenehm zu machen, und in ihren Gemüthern einen freundlichen Eindruck zu hinterlassen. Sehr anmuthige Landpartieen wurden Nachmittags in der Nähe der Stadt gemacht, alle öffentlichen Anstalten waren den Vereinsmitgliedern zugänglich. Alle staunten, was ein kleiner beginnender Staat in dreyzehn Jahren geschaffen, dessen gleichen in gar manchen großen Monarchien nicht zu sehen ist, z. B. die école de charité, das treffliche Strafarbeitshaus, das Krankenhaus u. s. w. An einer Tafel saßen hier freundlich und im Brudersinn vertraut, was die Schweiz Ausgezeichnetes hat: La Harpe, Monod, Secretan, diese Veteranen des Wissens und unserer Waadtländischen Freyheit, deßgleichen Decandolle, Dumont, De Saussure, Bonstetten, Zollikofer, Bridel, Bernoulli und so viele andere ausgezeichnete Schweizer. An dieser Tafel sprach die Wissenschaft nicht, sondern nur brüderlicher Frohsinn, bey dem unser goldiger La Vaud und La Cote eine nicht unbedeutende Rolle spielte, und das perlende Bindmittel für die vielen Toasts war, die getrunken und mit Beyfall beantwortet wurden, wie das so herkömmlich ist. Schade, daß das Beyfallklatschen, was der freye Spruch des Herzens seyn muß, wenn es einigen Werth haben soll, hier zu Lande immer nach einem gewissen militärischen Takt bewirkt wird, wozu eine Art von Flügelmann das Zeichen gibt. Wie mag doch dabey freyer Wille und Sinn von herkömmlichem Anstand unterschieden werden, dem sich nicht wohl Jemand entziehen kann, ohne unangenehm aufzufallen! und dieß in dem Theil der Schweiz, wo am lautesten von Freyheit und Unabhängigkeit gesprochen wird!

Am lezten Tag des Vereins hatte noch eine hübsche Episode statt. Es ist immer bey dieser Gesellschaft Sitte, vor ihrer Beendigung den Schweizerort zu bestimmen, wo sie im folgenden Jahr seyn soll. Schon war man im Begriff das Anerbieten von St. Gallen anzunehmen, als zwey Väter vom Hospiz des großen St. Bernhard, die Mitglieder der Gesellschaft sind und der Sitzung in Lausanne beywohnten, mit dem Vorschlag auftraten, die nächste Versammlung bey ihnen auf dem St. Bernhard zu halten, wo sich das Hospiz bemühen werde, sie alle bestmöglichst aufzunehmen; die Herrn auf dem St. Bernhard wünschten dadurch der Gesellschaft ihren Dank auszudrücken, weil sie hauptsächlich zu den Unterstützungen mitwirkte, wodurch dem Hospiz mehr Ausdehnung gegeben werden konnte. Allgemein angenommen! So wird denn künftiges Jahr die schweizerische naturforschende Gesellschaft auf dem Bernhardsgipfel gehalten werden. So hoch versammelte sich wohl noch kein wissenschaftlicher Verein. Könnte doch von dem hohen Orte der brüderliche Sinn auf alle Länder in der Niederung ausgehen! Es ist sehr erfreulich, hier die Religion mit der Wissenschaft, und was noch mehr ist, Religion mit Brudersinn gegen andere Religionsverwandte, Hand in Hand gehen zu sehen; denn die achtbaren Religiosen vom St. Bernhard sind katholisch, die meisten Glieder der helvetischen Gesellschaft aber gehören der protestantischen Kirche an. M.

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

In den Künsten hat sich in diesen Monaten besonders die Baukunst durch die neue Werdersche Kirche hervorgethan, welche jezt ihrer Gerüste sich zu entkleiden und klar hervorzutreten beginnt. Das Innere jedoch ist noch nicht fertig. Ueber dieß Gebäude, so wie über das neue Museum, behalten wir uns vor in folgenden Berichten ausführlicher zu sprechen. Sie sind merkwürdig, weil sie den Beweis liefern, wie ihr Erbauer, der Geheime Oberbaurath Schinkel, früher die gothische, später die antike Baukunst mit voller Liebe und tiefer Einsicht zum Inhalt seines Studiums gemacht, und sich nun schließlich einen nur ihm eigenthümlichen Styl zu bilden gewußt hat. Von Werken der Skulptur, welche in diesem Sommer vollendet sind, gibt das neue Berliner Kunstblatt nähern Bericht; die Malerey hat in diesen Monaten nichts Bedeutendes zur öffentlichen Kenntniß gebracht, da die Herbstausstellung vor der Thüre ist. Auch die Musik hat monatelang meistentheils pausirt, oder das Bekannte repetirt. Das einzige bedeutendere Neue war der Webersche „Oberon.“ Wie lange und mit welcher Sehnsucht war er von Musikfreunden erwartet worden! Denn obgleich sich die Gebildeteren durch Klavierauszüge und Privataufführungen am Klavier, die Mittelklassen durch die Militärmusikchöre, welche ihn oft genug an öffentlichen Vergnügungsorten theils ganz, theils in einzelnen Stücken zum Besten gaben, mit dieser Oper schon bekannt gemacht hatten, war dennoch jeder begierig, die eigentliche, volle Wirkung von der Bühne herab kennen zu lernen. In Rücksicht auf Opernmusik kann man überhaupt bey uns vier Hauptpartheyen unterscheiden. Was äußerlich zu den höchsten Kreisen und zum Militär gehört, bekennt sich größtentheils zu den Spontinischen Opern, ihrem Pomp der Dekorationen, ihrem imponirenden Gelärm, ihrer Kraft der Märsche, ihrer rhythmischen, eindringlichen Tanzmusik, ihren leichtfaßlichen Melodien, wenn Melodien vorkommen, und zwar sind die wahrhaft besseren Opern weniger beliebt als die spätern; andere dagegen für die Spontinischen Opern zu nervenschwach gewohnt, Gefühle leerer Unschuld, Sehnsüchtigkeit, gespenstigen Grauens, unheimlichen Schreckens, Furcht vor Mißgunst, Bosheit und die Seligkeit einer Religiosität in sich erregen zu lassen, die mit weinendem Lächeln in schwächlicher Resignation von der Erde als Jammerthal zum Himmel aufblickt, wenden sich mit voller Liebe zu den Weberschen spätern Opern hinüber; sie freuen sich, wenn der „Freyschütz“ wieder in einem neuen Lande den Beyfall der Menge erhält, oder „Euryanthe“ irgendwo festeren Fuß faßt, und der „Oberon“ aus Dankbarkeit für diese früheren Opern mit Enthusiasmus aufgenommen wird. Noch andere halten besonders an Gluckschen und Mozartschen Opern, so wie an allen tüchtigen früheren, gleichzeitigen und späteren Entwicklungen der italienischen, französischen, vornehmlich aber der deutschen Musik fest; sie leiden auch für die Opern als Inhalt weder die Tändeley des Gefühls, noch melodisch pikanten Ohrkitzel, noch inhaltlose Sehnsüchtigkeit, noch leeren Lärm, noch bloßen Pomp, sie wollen nicht, daß die Musik nur zu harmonischen Quälereyen und Orchesterkunststücken fortgehe, oder zur bloßen rhythmischen Begleiterin von Arm- und Beinbewegungen herabgesezt werde; sie wollen die Musik weder nur mit dem Verstande auffassen und den gelehrten, spitzfündigen musikalischen Intentionen und Berechnungen nachspüren, noch sie an ein leeres Herz klingen lassen, sondern mit einem Gemüthe ergreifen, das von allem besten, höchsten und sittlichsten, lieblichsten und erfreulichsten Inhalt des menschlichen Lebens erfüllt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 213.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. September 1828.

> Dem Armen raubt ein plözlich Graun zur Stunde
> Des Tages Licht, Frost rinnt ihm durchs Gebein;
> Er stürzt dahin und packt beym lezten Odem
> Mit wüth'gem Zahn den tiefverhaßten Boden.
>
> Tasso.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Wenn der kastilianische Kämpfer dem Sarazenen an Muth gleich, an körperlicher Stärke überlegen schien, so übertraf ihn dieser in der gewandten Lenkung seines leichten Rosses, in der künstlichen Führung seines Sichelschwertes. Er mochte wissen, daß er es mit einem gefährlichen Gegner zu thun hatte; er griff ihn nicht unvorsichtig geradezu an, er umflog ihn erst in weiten, dann in immer engern Kreisen und begnügte sich, von Zeit zu Zeit, wenn der Kastilianer nicht schnell genug seinen flüchtigen Bewegungen entgegen kam, ihm eine Verletzung beyzubringen, die für den Augenblick nicht tödtlich seyn konnte, aber seine Kraft vermindern mußte. Er selbst wußte immer den gewichtigen Schwertschlägen des Don Yanez geschickt auszuweichen, und war noch unverlezt, als jener schon aus vielen Wunden blutete. Der greise Held ergrimmte innerlich über diese Art des Kampfes, die alle seine Anstrengungen vereitelte. „Steh, Heide," rief er plötzlich, „wenn du keine feige Memme bist. Schwert an Schwerdt, Aug in Auge, so kämpfen Männer!" Da stand des Arabers Roß fest, wie an den Boden gebannt, dem Kastilianer gegenüber. In stolzer Haltung, die zeigte, daß er auch diese Kampfesweise nicht fürchte, kreuzte der Maure das kurze Sichelschwert mit der großen und schweren Waffe seines Gegners. Don Yanez dachte dem Kampfe mit einem Male ein Ende zu machen. Seine oft erprobte Stärke sollte den kühnen Sarazenen zu Boden strecken. Er erhob mit beyden Händen das gewaltige Schwert, es schwebte drohend über dem Haupte des Feindes, wenn es herabfiel, war es um diesen geschehen. Aber schon rauschte der Flügelschlag des Todesengels, der das Opfer eines welkenden Lebens dem eines blühenden vorzog, nach dem Greise hin. Ehe der verhängnißvolle Streich fallen konnte, stieß der Ungläubige die Spitze seines Sichelschwertes so gewandt und seines Zieles sicher in die linke Seite des Don Yanez, daß dieser mit einem dumpfen Laute zu Boden sank und hier nach wenigen Augenblicken des Todeskampfes mit den schwach verhallenden Worten: „Gott will es haben!" seinen Geist aufgab. Der schwarze Talar mit dem rothen Kreuze lag über seine ganze Gestalt hingebreitet, ein schauriges Leichentuch.

Der Fall des Großmeisters von Alcantara war das Signal zu dem mit erneuerter Erbitterung beginnenden allgemeinen Kampfe. Jayme stürzte sich in die dichtesten Haufen der Feinde, um den Tod des bey allen seinen Irrthümern doch hochverehrten Greises zu rächen. Bald waren die meisten seiner Streitgenossen unter den Streichen der immer zahlreicher anwachsenden Mauren gefallen, keiner wandte sich zur schimpflichen Flucht. Da fühlte Jayme plötzlich einen brennenden Schmerz in der rechten Brust, seine Hand zuckte unwillkührlich dahin, ein Pfeil hatte ihn getroffen. Er bemühte sich ihn aus der Wunde zu lösen, allein ehe er noch hiemit zu Stande kam, dunkelte es

vor seinem Blicke, eine allgemeine Schwäche bemächtigte sich seiner, er sank vom Pferde und verlor die Besinnung, indem es ihm wie im Traum vorkam, als beuge sich das Antlitz Almansors, nicht ohne den Ausdruck einer besondern Theilnahme, zu ihm herab.

Wir haben nur in leichten Umrissen, wie es uns zur Verständigung nöthig dünkte, das Bild eines kriegerischen Ereignisses gezeichnet, das in einer genauern Darstellung vielleicht eher abschreckend als erfreulich erschienen wäre. Wir verlassen gern den blutigen Schauplatz, auf den uns die Wirklichkeit geführt, um in das Gebiet der Phantasie zurückzukehren, wo der Erzähler mit freyer Willkühr den Wechsel der Gegenstände ordnen darf, wo ihn kein strenges Gesetz an betrübende Thatsachen bindet.

Zu einem kleinen, mit aller orientalischen Pracht und Bequemlichkeit ausgeschmückten Gemache des Pallastes von Alhambra lenkte der junge maurische König, Mehemmet al Mansur, seine Schritte, nachdem er unter dem Jubelrufe der siegstrunkenen Ungläubigen von dem Wahlplatze zurückgekehrt war. Sein Gang war stolz, sein Auge feuriger als gewöhnlich, seine ganze Haltung die eines Mannes, der einer heftigen, wilden Leidenschaft Genüge geleistet hat. Vor der Thüre jenes Gemaches verweilte er einige Augenblicke in der Stellung eines Lauschenden. Dann öffnete er sie leise und trat ein. Seine Blicke fielen sogleich auf den Gegenstand, den er suchte. Auf einem Ruhebett von Goldstoff lag die leblose Gestalt eines jungen Mannes; sein Antlitz war bleich wie das eines Todten, seine Augen waren geschlossen, seine Glieder in starrer Unbeweglichkeit ausgestreckt. Die Brust verhüllte ein seidenes Tuch, und die Blutstropfen, mit welchen dieses bedeckt war, ließen ahnen, daß eine schwere Wunde an dieser Stelle die Ursache des Zustandes sey, in dem er sich befand. Keine, auch nicht die leichteste, Bewegung des Tuches zeigte an, daß noch ein schwacher Lebensfunke unter der bleichen Hülle schlummere; der Tod schien hier schon sein altes Recht geübt und zu den vielen Opfern des heutigen Tages noch dieses gesellt zu haben. Vor dem Ruhebette des Leblosen stand Mehemmets jüdischer Leibarzt, Ruben Zephanja, in einer wunderlichen Beschäftigung, in der er sich selbst durch den Eintritt des Königs nicht stören ließ. Seine Blicke waren fest auf den Liegenden gerichtet, seine Hände zogen von dem Haupte hinabwärts seltsame Kreise über ihn hin, als bilde er ein unsichtbares Gewebe, das ihn decken sollte. Oft legte er beyde Hände auf seinen Kopf und ließ sie einige Augenblicke da ruhen, dann auf die verwundete Brust, dann ergriff er auch die Hände des bleichen jungen Mannes und schien sie auf eine besondere Weise zu drücken. Ernst sah ihm sein Gebieter mehrere Minuten lang zu, ohne die tiefe Stille zu unterbrechen, die in dem Gemache herrschte. Endlich trat Mehemmet näher, warf einen scharfen, prüfenden Blick auf den Jüngling und sagte mit gedämpfter Stimme: „Du verschwendest deine Zauberkünste an eine Leiche! dieses Herz hat aufgehört zu schlagen und in diese Brust kehrt kein Leben zurück; der Pfeil, der ihn traf, ward von einem scharfen Auge gelenkt, von einer sichern Hand abgeschossen. Hör' auf, Zephanja! deine Mühe ist umsonst. Du möchtest ihn gern wieder beleben, weil sein Beystand dir aus großer Gefahr geholfen. Bey der Taube des Propheten! ich glaube auch dein Tod ist nahe, denn du fängst an empfindsam zu werden wie ein Weib, und es fällt dir ein, dankbar zu seyn für eine empfangene Wohlthat."

Der Araber lächelte spöttisch bey diesen Worten. Ruben aber fuhr fort, seine Kreisbewegungen über die ausgestreckte Gestalt auf dem Polster zu ziehen, ohne seine Blicke von ihr zu wenden. Jenes widrige Grinsen, das wir schon kennen, trat in seinen Gesichtszügen hervor und er versezte in leisem Tone: „Dankbar, meynst du, Beherrscher der Gläubigen? Ich sollte denken, du hättest den Ruben Zephanja in einer langen Reihe von Jahren besser kennen gelernt, um ihn einer solchen Schwachheit fähig zu halten. Ich habe anderes vor mit dem Christen, den der wackere Numidier so gut getroffen, aber ich fürchte sehr, der Numidier traf zu gut und vereitelt mir mein Werk. Noch lebt er, noch hält meine Kunst den Lebensgeist, der entfliehen möchte, gefesselt. Der Tod aber ist gierig nach so jungem Leben; er ist wie wir Menschen und liebt auch, was ihm selten geboten wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Theorien der neuern Gartenkunst.

(Beschluß.)

Kaum war das malerische System in Frankreich aufgetreten, so erhob sich innerer Krieg. Die Einen nahmen Parthey für den chinesischen, die Andern für den englischen Geschmack. In diesem vorübergehenden Kampfe war der Vortheil Anfangs wohl auf der Seite der Chinesen. Zwar war der Unterschied kaum der Mühe des Streitens werth. Was man damals englischen Geschmack nannte, hatte mit Kents System nichts zu thun; es bestand nicht in Nachahmung von Naturscenen, sondern in der abgeschmacktesten Häufung von krummen Wegen, Schlangenalleen, Labyrinthen und Schnecken. Was der chinesische Geschmack in China ist, wissen wir nicht, aber seinen Anhängern bey uns diente er eben zu nichts als zum Vorwand für die Tortillons. Beyderseits machte man also nichts als Kindereyen; nur besäeten die Einen ihre gewundenen Boskets mit Pagoden, Kiosken, Sonnenschirmen und Glocken, die Andern dagegen bauten Felsen aus bemaltem Gyps, errichteten zerstörte Tempel und schlugen Brücken über Rasenstücke oder Bäche ohne Wasser.

Die Freunde der Natur thaten indessen Einsprache gegen diese Tollheiten; sie schadeten ihrer Sache, diese Lächerlichkeiten und konnten Manche wieder zu Anhängern der alten Symmetrie machen; man schrieb daher zur Belehrung des Publikums; man übersezte erst Whatelys und Horace Walpoles Werke, es traten aber auch Schriftsteller mit eigenen Werken auf. Doch an den Prosaikern war es nicht genug, sie mußten einen Dichter an der Spitze haben, und Delille war so gefällig, auf der Vogelorgel, die er seine Leyer nannte, vier Gesänge zu Ehren der Gärten der Natur abzuspielen. Sobald die Poesie ihm zu Hülfe kam, war das malerische System des Siegs gewiß. Doch wirkten Ermenonville, Moulin-Joly und eine Menge anderer Parks, die wie durch Zauberey um Paris aus der Erde stiegen, mächtiger auf den Geschmack des Publikums als alle didaktischen Tiraden. Diese Gärten erregten allgemeine Begeisterung, und in mancher Hinsicht verdienen sie auch ihren Ruf, besonders jezt, da ihre Vegetation sich herrlich entwickelt hat. Aber des Flitterkrams und der sentimentalen Spielereyen ist doch noch zu viel darin. Man sieht daselbst nicht allein Grotten, Eremitagen, Grabmäler, sondern Dörfer ohne Einwohner und Pachthöfe ohne Pächter. Dieß heißt mit der Natur spielen, wie kleine Mädchen die Damen spielen. Aber wohl noch ärgerlicher ist das Uebermaaß von Inschriften, Sentenzen, moralischen und romantischen Phrasen, auf die man bey jedem Schritte stößt. Man soll nicht für sich denken, alle Gefühle werden einem eingeblasen. Ebensogut könnte einen der Eigenthümer beym Ermel zupfen und in's Ohr wispern: „Hier versinkt man in Träumerey, mein Herr; da unten am Bach haben Sie die Güte zu seufzen, und wenn wir am Wassersturz sind, werden Sie sich in Begeisterung versetzen." Dazu kommt noch ein bunter, mehr als kindischer Kram von Denkmalen aus allen Zeitaltern, allen Welttheilen; ein Feudalschloß neben einem griechischen Tempel, eine russische Hütte einem Schweizerhaus gegenüber und Petrarkas Urne neben dem Grabmal Kapitän Cooks.

Seit zwanzig, und vorzüglich seit zehn Jahren haben indessen die Landschaftsgärtner diesem falschen Flitter, den lezten Resten des englisch-chinesischen Geschmacks, entsagt. In den seit dieser Zeit angelegten Gärten sieht man fast nichts Gesuchtes, keine manierirten Zierathen mehr; sie sind im Gegentheil sehr verständig einfach, Phantasie und Gefühl haben den Abschied erhalten; Gras, Bäume, Gebüsche, kaum ein Paar Blumen hie und da, das ist Alles. Der Baulichkeiten, wenn sie nicht ganz fehlen, sind wenige und nicht blos zum Ansehen, Pavillons zum Studiren oder Ausruhen, eine Milcherey, ein Taubenschlag u. dergl., keine Scheinbilder, keine Dekorationen mehr. Will man den Spaziergänger noch täuschen, so geschieht es durch minder plumpe Mittel; man versteckt sorgfältig die Mauern hinter geschickt angebrachten Gehölzen, legt statt der Verzäunung Gräben oder Wolfsgruben an, und macht damit das Land des Nachbars und die ganze Landschaft zu seinem Eigenthum, zieht leicht gekrümmte, niemals gewundene, oft ganz gerade Alleen, bringt in das Steigen und Fallen des Erdreichs einigen, doch nicht zu vielen Wechsel. Dieß ist gegenwärtig die Höhe der Kunst, das malerische System ist damit abgeschlossen, ob aber damit auch die Gartenkunst selbst abgeschlossen ist, ist eine andere Frage.

Lieder von Thomas Moore.

Uebersezt von J. F. Bach.

J saw thy form in youthfull prime (Irish Mel:)

Ich sah dich blüh'n, und meine Seele,
  Sie ahnte nicht, daß vor der Zeit
Der bleiche Tod sich mordend stehle
  In diesen Lenz von Lieblichkeit, Marie!
Doch unvergänglich sprach noch immer
  Dein Geist in jedem holden Zug;
Das Leben hat nicht süßern Schimmer,
  Als den dein Todeslächeln trug, Marie!

Wie Ströme ziehn in goldnen Betten,
  Mit ruhiger, bescheidner Fluth,
Als ob sie gar nicht Kunde hätten
  Deß, was in ihrem Schooße ruht, Marie!
So, von bescheidner Sitt' umschleyert,
  Erstrahlte deines Geistes Licht,
Den Zauber, den die Welt gefeyert,
  Erkanntest du alleine nicht, Marie!

Ja, könnten frey die Seelen walten,
  So kamst du nicht von droben her,
Und könnten wir die Lieben halten,
  So schiedest du von uns nicht mehr, Marie!
Wohl finden wir mit allen Blüthen
  Reich ausgeschmückt, manch Huldgebild;
Doch süßer denn was Alle bieten,
  Ist dein Gedächtniß süß und mild, Marie!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Es sollen in diesen Tagen die Memoiren des berüchtigten Polizeyinspektors Vidoc erscheinen, der mehrere Jahre lang der pfiffigste Spürhund war, den die Polizey besaß, und der glücklicherweise Napoleon fehlte, denn sonst würde dessen Polizey noch viel schrecklicher gewesen seyn als sie wirklich war. Was es mit dieser Napoleonschen Polizey für eine Bewandniß hatte, kann man aus den neulich erschienenen Memoiren des Herzogs von Rovigo sehen, der ein Vidoc höherer Art war.

und sich ebenfalls durch sein großes Spurtalent emporgeschwungen hatte. Der Herzog v. Rovigo hat sein Bestes gethan, um das Polizeywesen als eine herrliche und edle Sache zu schildern; allein wider seinen Willen schimmern die größten Armseligkeiten und die gröbsten Angriffe auf die bürgerliche Freyheit durch. Napoleon war so glücklich und hatte für manche Fächer Leute gefunden, die ganz dazu geschaffen schienen. Läßt sich eine demüthigere und unterthänigere Seele denken als diejenige des Pallastpräfekten von Bausset, der sogar noch in seinen Memoiren voll Ehrfurcht und Demuth gegen seinen verstorbenen Herrn ist, gerade als ob er noch mit dem Hute unter dem Arme und dem Degen an der Seite hinter dem Stuhle Napoleons stände und seine Befehle erwartete. Eben so hatte Napoleon an seinem Adjudanten Savary, den er in der Folge zum Herzoge von Rovigo erhob, das feinste Talent zum Auf- und Nachspüren entdeckt, und ihn daher zum Polizeyminister gemacht. Savary ist auch in seinen Memoiren noch voll von Entzücken über seine eigene Polizeyverwaltung, er erzählt manchen Zug, um zu zeigen, wie pfiffig er war, und wie sehr Napoleon Recht hatte, daß er einen so gewandten Gensdarmenoffizier als ihn an die Spitze der heimlichen und öffentlichen Polizey stellte. Savary scheint nichts höheres in der Welt zu kennen als die Gensdarmérie d'élite; mit Hülfe dieser Einrichtung konnte der Kaiser die Unzufriedenen zum Schweigen bringen und die Widerspenstigen aus der Gesellschaft verbannen, mit der Gensdarmérie d'élite konnte auch Savary alle im Staate zur Wiederherstellung der Freyheit gemachten Versuche vereiteln und die Todtenstille hervorbringen, die ihm, wie manchem andern Beamten, als ein Zeichen einer guten Regierung gilt. Noch in dieser Stunde scheint der Herzog überzeugt zu seyn, daß es kein höheres Glück für die Bürger gibt als einen listigen Polizeyminister mit einer zahlreichen Gensdarmérie d'élite an ihrer Spitze zu haben; was Verfassung, was bürgerliche Freyheit, was Volksrechte seyen, was das Streben der Völker nach freyen Verfassungen in der lezten Zeit bedeute, davon scheint Savary wenig zu begreifen, er lebt ganz in der herrlichen Zeit, da er noch die Gensdarmérie d'élite kommandirte. Hätte der Herzog von Rovigo doch wenigstens die saubere Geschichte der heimlichen Polizey aufgedeckt, wornach man immer in Paris so lüstern ist; allein er macht es wie so manche andere Staatsmänner, die uns mit historischen Memoiren beschenkt haben; sie versprechen wichtige Aufschlüße, sind aber meistens nur damit beschäftigt, sich selbst in einem vortheilhaften Lichte zu schildern, oder die Herrlichkeiten der Zeitepoche auseinanderzusetzen, da sie noch Theilnehmer an den Staatsgeschäften waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Die vierte Klasse bilden Ueberläufer von allgemeiner musikalischer Liebhaberey und Bildung; sie lassen sich, begierig nach Vergnügen und nach Erholung von bürgerlichen Nöthen und Geschäften, alles gefallen, finden in allen Opern Langweiliges und Ergözliches, und sind der Meynung, nur die Gluckschen Töne seyen relativ am wenigsten unterhaltend. Allen diesen Klassen mußte die endliche Aufführung des Oberon höchst willkommen seyn. Wer Webern abhold war, hatte prophezeiht, dieses lezte Produkt des schon Erkrankten werde seinen weitverbreiteten Ruhm gewiß um vieles schmälern, die Freunde dagegen hofften, daß dieß lezte Produkt sich auch als das reifste bewähren würde. Doch wir müssen gestehen, daß es uns wenigstens nicht nur als das unbedeutendste, sondern als überhaupt unbedeutend vorgekommen ist. In der Wahl seiner Sujets hat sich Weber nie glücklich bewiesen; aber im Freyschützen und der Euryanthe hat er wenigstens den Inhalt gefunden, der ihm gemäß war, den Kampf des Guten, der Unschuld mit dem Bösen, unheimlich durch Hoffmannsche Spuckerey im Freyschützen, klarer und bestimmter in der schlechten Romantik der Euryanthe, deren Folie statt des gespenstigen Samiel eine sieche Todtenerscheinung und einen matten Blick in einen blaßblauen Himmel hat. Das recht eigentlich Gelungene beschränkt sich schon im Freyschützen meist auf einzelne lyrische Ergüße, die unmittelbar auch aus dem innern Gemüth des Künstlers geflossen zu seyn scheinen; alle Stücke dagegen, wo die Musik dramatisch werden soll, besonders das Finale des dritten Akts, sind abgerissen und zerstückt, man hört ihnen die Mühseligkeit an, mit welcher der Komponist sie zusammengesezt hat. Von der Euryanthe kann man dasselbe sagen, obgleich hier das Bemühen, Dramatisches zu liefern, hin und wieder mehr gelingt. Im Oberon hat Weber diese Bahn ganz verlassen, und sich auf einige Bravourarien mit vorangehendem großen Recitativ, auf Lieder, Duette und wenige vierstimmige Säze beschränkt, auch einige Chöre und Märsche sind hinzugefügt. Dagegen ist Weber hier aus dem Gebiete herausgetreten durch das er hauptsächlich so allgemeine Wirkung hervorgebracht hat, aus dem Gebiete böser Charaktere, deren musikalischer Ausdruck ihm ganz eigenthümlich angehört. Einige Arien, welche den Ausdruck der Tapferkeit und Ehrliebe haben sollen, sind hiefür kein Ersaz. Im Ganzen, darf man sagen, hat Weber in dieser Oper seinen eigentlichen Inhalt, die Welt seiner Gefühle nicht zu bearbeiten gehabt, er hat sich genöthigt gesehen, durch andere ihm fremde Mittel Wirkung hervorzubringen, und so ist er wohl mit berechnendem Verstande, lobenswerthem Fleiße, wie es scheint, bey der Arbeit gewesen, aber weniger mit ganzem, vollem Gemüthe. Das Fremde, was Weber hereingebracht hat, besteht erstens in der Elfenwelt. Wie hat er sich nicht gequält, sie charakteristisch darzustellen, und wie leuchtet überall die Absicht der Charakteristik durch! Es gehört zu Webers Eigenheiten, in jeden Ton Bedeutung zu legen, und man soll heraushören, daß diese Bedeutung darin liege. Der Melodie ist nirgends ein freyer Lauf, eine Entwicklung gelassen, sie soll nicht als Ganzes ihren bestimmten Inhalt ausdrücken, den der Text ihr gibt, sondern jede einzelne Note soll bezeichnend seyn. Weber hat die Charakteristik mit Tönen und das Zerstören eines freyen Flußes der Melodie, durch diese Absichtlichkeit, Berechnung und Verwendung jeder Note und Pause zu ganz bestimmten Zwecken, bis aufs Extrem geführt; dasselbe findet in Betreff des Gebrauchs der Instrumente statt, und besonders tritt dieß in dem Oberon hervor. Hier sollte das fremde Lokal des Geisterreichs und des fernen Himmelstrichs ausgedrückt werden, und dieser Ausdruck macht fast den Hauptinhalt der Oper aus. Im schroffen Unterschiede gegen diese absichtlichen, schwer zu verfolgenden Modulationen, bey denen die verwickeltsten harmonischen Verhältniße vorkommen, schwimmen über diesen unebenen, harten Boden desto leichtere, man möchte sagen seichtere Melodien. Die Hauptmelodie wenigstens aus der Ouvertüre und der großen Arie der Rezia, mit welcher Weber sehr zufrieden gewesen zu seyn scheint, ist uns leer und trivial vorgekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 214.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 5. September 1828.

— Da sitzt der Schalksnarr,
Höhnt seinen Staat und grinst in seinem Pomp.
Shakespeare.

Skizzen aus Brasilien.

(Fortsetzung von Nro. 197.)

5. Der Negerkönig.

Seit unserer Ankunft in Tejuco hatte man Anstalten getroffen, das Krönungsfest Königs Johann VI., das zu gleicher Zeit in ganz Brasilien angeordnet war, in patriotischen Festen zu feyern. Auch die Neger bestrebten sich, auf ihre Weise dieses patriotische Fest zu feyern, wozu sie gerade damals in der Wahl eines Negerkönigs die beste Veranlassung fanden. Es ist nämlich eine Gewohnheit der Neger in Brasilien, jährlich einen König nebst Hofstaat zu ernennen. Dieser König hat keine politische oder bürgerliche Gewalt über seine Farbegenossen, sondern genießt nur die leere Würde, wie der Bohnenkönig an dem Dreykönigsfeste in Europa, weßhalb die portugiesisch-brasilianische Regierung diesem ganzen Akte, als einer leeren Form, kein Hinderniß in den Weg legt. Durch gemeinsame Wahl wurde daher der König Congo, die Königin Xinga, mehrere Prinzen und Prinzessinnen mit sechs Kammerherrn (Maffucas) und Kammerdamen von den Negern ernannt und in feyerlichem Zuge zur Negerkirche dem gesammten Publikum vorgestellt. Neger mit Standarten eröffneten den Zug, ihnen folgten andere, welche Statuen des heil. Franziskus, des S. Salvator, der Mutter Gottes, sämmtlich schwarz gefärbt, einhertrugen, hierauf ein Musikchor von einem Neger angeführt, mit rothen und violetten zerrissenen Mäntelchen angethan, mit hohen Straußenfedern geschmückt, und durch Töne von Tamburins, Schellen, der kreischenden Canzá und der murmelnden Marimba das Freudenfest verkündend; ihnen folgte ein Neger in schwarzer Maske als Hofmarschall mit gezogenem Säbel, dann die schwarzen Prinzen und Prinzessinnen, deren Schleppen von Pagen beyderley Geschlechts getragen wurden, der König und die Königin des vorigen Jahres, noch mit Scepter und Krone geziert, und das neuerwählte königliche Paar, mit Diamanten, Perlen, Münzen und Kostbarkeiten aller Art geschmückt, welche sie zu diesem Feste zusammengeborgt hatten; den Schluß machte das sämmtliche schwarze Volk, brennende Kerzen oder mit Silberpapier überzogene Stäbe in den Händen. In der den Negern eigenen Kirche der schwarzen Mutter Gottes angelangt, übergab der König des vorigen Jahres Scepter und Krone seinem Nachfolger, und dieser stattete nun in seiner neuen Würde dem Intendanten des Diamantendistrikts mit dem gesammten Hofstaate eine feyerliche Visite ab. Der Intendant, welcher von diesem Besuch schon benachrichtigt war, erwartete seinen hohen Gast im Schlafrock und in der Nachtmütze. Der Neuerwählte, ein freyer Neger und von Profession ein Schuster, ward bey dem Anblicke des Intendanten etwas verzagt, und ließ, als er ihn einlud, sich auf das Sopha niederzulassen, den Scepter fallen. Der leutselige da Camara hob diesen auf und gab ihn dem des Regierens schon müden Könige lächelnd mit den Worten zurück: „Votre Majesté a laissé tomber son sceptre!“ Das Musikchor bezeigte durch lärmende Musik dem Inten-

banten seine Ehrfurcht, und endlich zog die ganze Menge, nachdem sie in gewohnter Sklavensitte das rechte Knie gebeugt, vor der Gesellschaft des Hauses vorüber, und durch die Straße feyerlich dahinschreitend, begaben sich der König und die Königin in ihre Hütten zurück. Das seltene Schauspiel ward des andern Tages, nur mit verändertem Thema wiederholt. Der neue Negerkönig empfing nämlich öffentlich den Besuch eines fremden Gesandten an dem Hofe von Congo; die königliche Familie und der Hofstaat zogen reichlich aufgeputzt in vollem Pompe auf den Marktplatz; König und Königin ließen sich auf Stühlen nieder, zu ihrer Rechten und Linken saßen auf niedrigen Schemeln die Minister und Kammerherrn, Kammerdamen und übrigen Vornehmen des Reichs. Vor ihnen war die Bande der Musikanten in gelben und rothen Schuhen, schwarzen und weißen Strümpfen, rothen und gelben Beinkleidern, mit durchlöcherten seidenen Mäntelchen geschmückt, in doppelter Reihe aufgestellt, und machte mit Trommeln, Pfeifen, Tamburins, Ratschen und der murmelnden Marimba ein schreckliches Geräusch; die Tänzer, welche springend und hüpfend den Gesandten unter den sonderbarsten Grimassen und in den niedrigsten Stellungen ankündigten und dessen Geschenke überbrachten, stellten ein so bizarres Schauspiel dar, daß man glaubte, eine Gesellschaft Affen vor sich zu sehen. Se. schwarze Majestät lehnten anfänglich den Besuch des Fremden ab, empfingen ihn aber endlich mit den Worten: „Daß ihm der Hafen und das königliche Herz offen stünden.“ Der König von Congo hieß den Gesandten zu seiner Linken Platz nehmen und theilte unter lärmender Musik spanische Rohre und Orden aus. Endlich schloß sich das ganze Fest mit dem Rufe des Negerkönigs, welchen sein gesammtes Volk wiederholte: „Viva el Roy Don João sexto!“ Welche Reihe interessanter Betrachtungen kann der Denker, der die Blicke vor- und rückwärts richtet, an die Beschauung dieses seltsamen Festes knüpfen!

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Emsiger und rascher wurden nun die Kreisstriche des Juden, dann zog er auch mit ausgestreckten Fingern zu mehreren Malen eine gerade Linie von dem Haupte des Ohnmächtigen bis zu seinen Füßen herab.

„Er ist noch nicht todt, sagst du?“ hob Mehemmet nach einer Pause an, in der er mit einem Ausdrucke von Mitgefühl, der selten auf seinem Angesichte gefunden wurde, dem Verwundeten näher getreten war. „Erhalte ihn, Ruben, gib ihn dem Leben zurück, wenn du es vermagst; er ist ein Christ und ich muß ihn hassen, aber eben weil er ein Christ ist, so möchte ich die Schuld nicht unbezahlt lassen, die er auf mich geladen.“ — „O er sollte mir auch gut lohnen,“ sprach der Jude kaum verständlich für sich hin, „er sollte mir einen Gewinn bringen, wie Ruben ihn gern sieht und bedarf, um einmal das drückende Joch abzuwerfen! Aber,“ setzte er vernehmlicher hinzu, „es scheint unmöglich, diese erschlafften Kräfte wieder zur Frische des Lebens zu erheben. der Pfeil des Numiders war mit scharfem Gifte getränkt, das mit betäubender Lähmung den Körper ergriffen hat, und nur Ein Mittel gibt es, dem Tode seine Beute zu entreißen. Ein kühnes, gefährliches Mittel! Ein Thor, wer es anwendet!“ — „Und dieses Mittel?“ fragte hastig al Mansur.

Die seidenen Vorhänge eines Einganges, der in das Innere des Pallastes führte, bewegten sich, Adonaidens reizendes Antlitz wurde sichtbar. Sie gewahrte den Verwundeten, sie erbleichte, ihre zarte Gestalt erbebte und ein Schrey des Entsetzens schwebte auf ihren Lippen, den sie aber, als sie die beyden andern Männer erblickte, mit Selbstüberwindung unterdrückte. Sie wurde nicht bemerkt, sie verharrte still hinter der seidenen Decke.

„Ja,“ sagte der jüdische Arzt, „es gibt ein Mittel, das, in den ersten vier-und-zwanzig Stunden angewendet, die tödtliche Wirkung des Giftes vereitelt. Wer möchte sich aber der Gefahr preisgeben, die es demjenigen bringt, der es anwendet? Kein Gold kann hiezu vermögen, keine Gewalt hiezu nöthigen. Bey der Asche meiner Väter! ich selbst gäbe hundert Goldstücke darum, wenn sich einer fände, der die sonst geringfügige Mühe übernähme!“

„Sprich deutlicher, Jude!“ fuhr der maurische König mit zornigem Blicke ihn an; „ich bin es müde, daß du in Räthseln mit mir spielst; deine Freygebigkeit ist mir verdächtig, dein Mittel wird es auch, wenn du noch länger zögerst, es mir zu entdecken.“

„Ist es diese Christenbrut werth, daß der Beherrscher der Gläubigen ihretwegen seinem treuen Diener zürnt?“ sagte demüthig der Alte. „Wenn ich ihn zu erhalten wünsche, so ist es blos deßwegen, daß er uns diene in einer großen Sache, ohne es selbst zu wollen. Höre mich, mein hoher Gebieter: kennst du Jemand, der sich entschlösse, das Blut dieser Wunde zu saugen? nur das kann ihn retten, Anderes nicht.“

„Das hieße den Tod trinken?“ erwiederte mit einem fragenden Blicke Mehemmet.

„Wahrscheinlich, aber nicht gewiß!“ versetzte Ruben, indem er mit angelegentlicher Geschäftigkeit in seinem Werke fortfuhr. „Es gibt reine Naturen, über welche dieses Gift keine Macht hat; aber wo sind sie zu finden, und wer kennt sich selbst genau genug, um die Gränze zu wissen, die hier das Leben vom Tode scheidet? Auf irgend eine Weise in's Blut geführt, ist es immer tödtlich; in einem Tranke genossen, bleibt seine Wirkung zweifelhaft.“

„Nun, Jude," fiel mit einem spöttischen Lächeln der Araber dem Alten, der weiter sprechen wollte, in die Rede, „warum unternimmst du nicht den Versuch und verdienst die hundert Goldstücke selbst? Bist du nicht sicher in deinem Gewissen? Gehörst du nicht zu jenen reinen Naturen, von denen du sprachst?"

„Meinem hohen Gebieter gefällt es zu scherzen!" grinste der Alte; „die schwachen Kräfte des Greises möchten schwerlich dem Gifte einen genugsamen Widerstand leisten können, und dann sagen auch unsere Bücher über einen solchen Fall ausdrücklich, daß hier nur ein junges, frisches Leben Hülfe bringen kann. Aber, Herr, bey dem Gotte meines Volkes! ich schwöre dir, daß ich nur dir zum Ruhme und Gefallen den verhaßten Ungläubigen erhalten möchte. Er ist mit einer wunderbaren Krankheit geboren, die von einem erfahrnen und kunstverständigen Mann geleitet, und die Mittel geben kann, deinem verhaßtesten Feinde den Untergang zu bereiten!"

„Meinem verhaßtesten Feinde?" unterbrach ihn heftig und mit Flammenblicken al Mansur. „Jenem Knaben auf dem Throne Kastiliens?"

„Eben dem," antwortete ruhig der jüdische Arzt. „Die Weisen meines Volkes nennen diese Krankheit das innere Gesicht. In dem Zustande, den sie mit sich führt, hat der Kranke keinen Willen, aber er muß sagen und offenbaren, was derjenige, dem seine Wissenschaft Macht über ihn gibt, von ihm zu wissen begehrt. Oft zeigt ihm auch das innere Gesicht fremde, unbekannte Gegenstände, wie sie sich in Wahrheit verhalten, oft auch sogar zukünftige Dinge, deren Eintreffen die Wundergabe bestätigt. Als ich den Jüngling zum Erstenmal sah, erkannte ich sogleich diese seltene Eigenschaft, denn er trug einen Schutzring dagegen, den ihm nur eine gegeben haben kann, von der ich wohl gern eine Kunde hätte. Ich nahm ihm leise den Ring vom Finger und schon der nächste Augenblick bestätigte, was ich vermuthet. Ja, mein hoher Gebieter, so ist es; durch geheime Pforten und verborgene Gänge leitet der Weg zu dem Ruhegemach Don Enriques von Kastilien. Wer diesen Weg kennt, der weiß auch den zu dem Leben des treulosen Christenkönigs. Sieh Herr, der Jüngling, der hier ruht im scheinbaren Todesschlafe, ist Enriques Freund und Vertrauter! O meine hundert Goldstücke wären nicht weggeworfen, wenn sich einer fände, der sie verdienen wollte. Den Boden meines Sabbathgemaches zu belegen, reichen viele Tausend Goldstücke nicht hin."

Ruben Zephanja sah bey diesen Worten den Araber listig und lauernd an. Er veränderte aber seine Stellung nicht und zog fort und fort die geheimnißvollen Kreisstriche über den Kranken hin. Mehemmet erwiederte mit verächtlichem Lächeln: „Ich verstehe dich, Jude! du möchtest säen um zu ernten. Aber die Mährchen, die du mir aufzuheften bemüht bist, rauschen an meinem Ohr vorüber wie das Summen einer Mücke. Suche dir leichtgläubigere Thoren! Ein Gewürm wie du ist nicht werth, daß mein Fuß es zertritt; sonst solltest du deine Vermessenheit theuer büßen. Sein Auge ruhete noch einen Moment mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung auf dem Alten, dann verließ er, noch einmal flüchtig nach dem Bewußtlosen blickend, mit raschen Schritten das Gemach.

„Wie ich ihn hasse!" sprach Zephanja, indem er einen giftigen Blick hinter dem Manne hersandte, dem er eben noch mit sklavischer Unterwürfigkeit begegnet war. „Er meinte ich diene ihm, aber er ist mir unterworfen mit allen seinen Schätzen und seiner königlichen Macht. Sein Anblick ist mir ein Eckel, sein Odem widert mich an wie der eines Verpesteten, seine Stimme tönt mir wie das Gekrächze der Raben, aber seine Abgötterey dünkt mich lieblich und angenehm, denn wegen dieser ist er zu gefallen dem Ahriman, der ihn peinigen und quälen wird in flammender Lohe! Und dieser Christ? Mag er verderben! ich bin es müde, meine Kunst länger an ihn zu verschwenden, ohne Hoffnung auf Lohn und Gewinn. Wenn ich von ihm ablasse mit Streichen, so lebt er höchstens noch eine Stunde, und ich kann mich dann des Anblicks erfreuen, den mir die lezten Zuckungen eines Feindes meines Volks und meines Glaubens gewähren."

Er sezte sich in Ruhe, er dehnte sich gemächlich auf dem Sitze, den er bey diesen Worten eingenommen hatte. Auf sein Angesicht trat eine stumpfe Gleichgültigkeit, seine Augen schlossen sich, und er glich in dieser Starrheit und mit den scharf gezeichneten, unbeweglichen Gesichtszügen eher einem leblosen Steinbilde als einem Wesen, in dessen Brust die Leidenschaften eine so große Herrschaft übten. Bald verriethen seine tiefen Odemzüge, daß er eingeschlafen war, und ein ruhiger Beobachter würde in dem Kontraste, den der ohnmächtige Jüngling und der schlafende Greis gegen einander bildeten, Stoff zu mancherley Betrachtungen gefunden haben. Das Antlitz des ersten zeigte schon eine Ahnung des himmlischen Friedens, die Miene des andern sprach Uebermuth und Troz auf eigene irdische Kraft aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Vidoc, von dem wir nun ebenfalls Memoiren zu erwarten haben, hat es nicht so hoch gebracht als der Herzog von Rovigo, ihn hat Niemand weder zum Herzoge noch zum Polizeyminister gemacht, er hat sich nur in einer niedrigen Sphäre bewegt; auch war die glänzende Epoche für die Polizey oder das polizeyliche goldene Zeitalter schon vorüber, als er hervortrat; die Repräsentativverfassung war schon im Gange, und

unter einer solchen hat die Polizey kein freyes Spiel; wenn allerley Freyheitsgesetze das Genie der Polizey lähmen, so muß sie wohl auf allen Glanz Verzicht leisten. Zwar versuchte noch in den vorigen Jahren Franchet, der Polizeydirektor, sich eine gewisse Wichtigkeit im Staate beyzulegen, und sich der Regierung nothwendig, ja fast unentbehrlich zu machen. Allein die Oeffentlichkeit aller Staatsverhandlungen läßt in jetziger Zeit solche Polizeywichtigkeit nicht lange zu; Franchet hat seinen Posten verloren, den man noch dazu aufgehoben hat, ohne daß man die Entbehrung seitdem fühlt. Wenn vermittelst der Presse jedweder seine Wünsche, seine Empfindungen, und man kann hinzusetzen, seine Leidenschaften frey aussprechen kann, wenn die Partheyen nicht durch Verschwörungen und geheime Umtriebe, sondern durch öffentliche Federkriege gegen einander kämpfen, so hat die sogenannte politische Polizey wenig zu thun und wird dem Staate entbehrlich. So herrscht z. B. in gegenwärtigem Augenblicke ein lebhaftes Mißvergnügen unter der hohen Geistlichkeit, die mit Gewalt sich der Erziehung der Jugend bemeistern will; sie will die königl. Verordnungen, welche ihre Macht ein wenig beschränken, nicht anerkennen. Wäre die Presse nicht frey, so würden die Herrn im Dunkeln sich verschwören, und die Polizey hätte dabey manches aufzuspüren. Jezt aber brechen ihre Klagen, ihre Absichten und ihr Unwille in den Zeitschriften ihrer Parthey los. Ihre Sachwalter drohen und schmähen. Jedermann erfährt, was sie wollen und wie sie sich zu benehmen gedenken. Die Polizey hat dabey nichts zu thun und kann sich unmöglich wichtig machen. Allein es bleibt ihr noch ein bedeutendes Fach übrig, sie hat nämlich für die Sicherheit des Eigenthums und der Personen zu sorgen, und den Spitzbuben nachzuspüren. Zu solchem Geschäfte sind Menschen wie jener Vidoc vortrefflich, der mit der Hefe des Pöbels in Verbindung stand, und vermittelst dieser Verbindungen, die sich sogar bis in die Gefängnisse und Galeeren erstreckten, manche schwarze That auskundschaften konnte. Zu diesem Ausspähen war der Mann mit ganz besonderer Naturanlage versehen, wodurch er denn auch einen gewissen Ruf und einen ansehnlichen Posten in der Polizey erlangt hatte. Man erzählt allerley Anekdoten von seiner Schlauheit und seinem Spähertalente. So z. B. war vor mehreren Jahren in der Nacht ein Mädchen in einem Hause von schlechtem Rufe ermordet worden. Man wußte wohl, daß ein junger Arbeitsmann die Nacht in dem Hause zugebracht habe und am andern Morgen mit einer dem Mädchen zugehörigen Uhr frühzeitig verschwunden sey. Ein anderes Mädchen desselben Hauses hatte ihn nämlich gesehen und bemerkt, daß er ein kleines Beil trage, wie die Leute, welche in und um Paris die Bäume behauen. Weiter wußte man nichts von ihm, und blos von dieser schwankenden Aussage sollte Vidoc ausgehen, um des Thäters habhaft zu werden, der sich so leicht in einer Stadt von 800,000 Seelen verbergen konnte. Vidoc wagte jedoch einen kühnen Versuch. Er wußte, daß man nicht fern von Paris die Bäume auf der Landstraße behaue, und daß eine Menge Arbeiter bey dieser Verrichtung gebraucht würden. Er verkleidete sich wie ein Marktschreyer, ließ einige Polizeyspionen sich ebenso verkleiden, nahm auch das Mädchen mit, das den Thäter gesehen hatte, und nun fuhr er in einem offenen Wagen über die Landstraße, wo die Bäume behauen wurden. An dem Orte, wo gearbeitet wurde, hielt er still und begann seine Marktschreyerstücke. Die Arbeiter liefen hinzu, das Mädchen mußte sich unter sie begeben, und als sie den jungen Arbeiter, der die Nacht in ihrem Hause zugebracht hatte, wieder erkannte, gab sie dem Vidoc ein Zeichen. Dieser wendete sich an den jungen Menschen und bat ihn näher zu treten; dieß geschah, alsbald fielen die heimlichen Späher über ihn her, hoben ihn in den Wagen, und nun gings fort nach Paris zur Polizey. Die geraubte Uhr wurde in seiner Wohnung gefunden, er wurde des Mordes überwiesen und hingerichtet.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Das zweyte, der Weberschen Musik bisher Fremde ist das Wirken durch Lärm und Getöse. Hier ist Weber in Spontinis Gebiet eingedrungen, er hat ihn fast überbieten wollen, aber diesem Lärm fehlt noch mehr als dem in Spontinis lezten Opern aller Nerv, alle Eindringlichkeit und innere Kraft. Eigenthümlich aber für diese Oper ist es, daß Weber hier das musikalische Beten so wenig gelingt. Hüons Gebet macht nur geringen Eindruck; die, wenn zwar kraftlose, sehnsüchtige Innigkeit der Agathe und Euryanthe fehlt hier ganz. Das lezte äußerliche Mittel der Wirkung endlich, das Weber ergriffen hat, ist die Nothwendigkeit äußerlicher Pracht, weitläuftiger Maschinerie, Luftfahrten, Versenkungen und dergleichen; dieß Mittel ist in solchem Maße angewandt, daß nach den hiesigen Aufführungen gesagt werden kann, Weber hat zu den schönsten, prachtvollsten Dekorationen, und als Entschädigung für die langweiligsten Dialoge, die schwächste, inhaltsloseste Handlung, einige obligate Musikstücke komponirt. Es ist bisher das Verdienst der großen deutschen Komponisten gewesen, die Oper von all dem Dekorationswesen zu befreyen, und die Kehle und Musik, nicht das Lokal, die Maschinerie und Arm und Beine als Hauptsache hervortreten zu lassen. Was haben nicht besonders die Freunde und Vertheidiger Webers gegen Spontini geschrieen, als er die guten und bösen Geister, die Pracht und alle äußerlichen Wirkungsmittel wieder maßlos geltend zu machen versuchte! Bey ihm sind diese Mittel wenigstens nicht äußerlich, sondern so eng mit dem Musikcharakter seiner lezten Produktionen verbunden, daß die Musik ohne diese Mittel ihren Zweck verfehlen würde. Weber aber hat sie ganz gegen den Charakter seiner Musik und recht, wie es scheint, als leztes Mittel gutgeheißen. Das allgemeine Gefühl, das uns stets bey dieser Oper überschlichen hat, ist das des reinsten, innigsten Mitleidens, indem uns ihre Töne nur immer das Bild des schon erkrankten Komponisten hervorriefen, der den Tod im Herzen sich nun in sorgsamem Fleiß zum Wohl der Seinen abmühte, ein leztes Werk zu vollenden, das ihnen zur Stütze für die Zukunft dienen könne. Innerlich quillt es ihm nicht mehr, er muß seinen musikalischen Verstand mehr und mehr abmühen; er versezt sich durch Reisebeschreibungen in ferne Welttheile, er quält sich, ein lebhaftes Bild vor die Seele zu zaubern, er ringt nach Begeisterung;

> Doch Eure Reden, die so blinkend sind,
> In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
> Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
> Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

Bey der ersten Aufführung war der Beyfall rauschend, die Wiederholung der Ouvertüre und mehrerer anderer Musikstücke ward lebhaft verlangt, und auch bey späteren Aufführungen war das Haus immer gefüllt; der Beyfall, wenn zwar in geringerem Maße, fehlte doch niemals ganz. Dennoch sind wir überzeugt, daß gerade diese Oper am wenigsten sich halten, noch weniger aber durch ganz Europa ertönen werde wie der Freyschütz, der durch Neuheit, Faßlichkeit, durch seine Grauenhaftigkeit, Milde und Lieblichkeit, durch keke Züge der Menge zusagte, und für jeden etwas enthielt, nur nicht für denjenigen, den nur der Ausdruck eines tüchtigen, in sich gehaltvollen Inhalts gesunder Gemüther erfreuen und befriedigen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 6. September 1828.

Die Jungfrau hört den leisen Seufzer hallen,
Und milder Trost dringt an ihr Herz hinan. —
Ich will mit dir die lange Straße wallen;
Blick auf! ich will mit dir den Tod empfahn.

Tasso.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Die zarte Gestalt, welche jezt den Schauplatz des kleinen Gemaches betrat, schien in ihrem Innern von ängstlichen Gefühlen zu sehr bewegt, um dieser Verschiedenartigkeit ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Es war Adonaide. Sie öffnete zitternd die Vorhänge, ihr trübes Auge ruhte prüfend auf Ruben Zephanja, auf den bleichen Wangen zeigte sich ein krampfhaftes Zucken, wie bey reizbaren Frauen ein tiefer Seelenschmerz hervorzubringen pflegt. Langsam und leise trat sie herein. Auf dem feinen persischen Teppiche war der leichte Fußtritt unvernehmlich. Der Jude lag in tiefem Schlafe, davon hatte sie sich bald überzeugt; das schmerzhafte Zucken in ihrem Antlitze wurde heftiger, als sie sich der Ruhestätte des Verwundeten näherte; sie beugte sich über sein Angesicht, sie lauschte auf seinen Odem; noch war Leben in dieser Brust, aber es regte sich nur schwach, wie zu einem lezten Abschiedsgruße an die jugendliche Hülle. Adonaide mußte alle ihre Kräfte aufbieten, um nicht vor dem Lager niederzusinken. Sie blickte gen Himmel, sie sprach leise ein christliches Gebet, das Elvira sie gelehrt. Dann neigte sie sich plötzlich, das schöne Antlitz von einer himmlischen Verklärung erheitert und geröthet, zu der Brust des Verwundeten und schob mit leiser Hand die seidene Verhüllung hinweg. Da lag vor ihrem Blicke die rothe klaffende Wunde in der Brust ihres Retters, ihres Lieblings, wie sie sich selbst nicht bergen konnte, in welchem wir schon längst den jungen Kastilianer, Don Jayme, erkannt haben. Ein Schauder ergriff sie; ihr Auge glitt von der blutigen Stelle hinweg, sie war aber bald wieder gefaßt und betrachtete nun mit der Kaltblütigkeit eines untersuchenden Wundarztes die gefährliche Verlezzung. Schon zeigte sich ein verdächtiger bläulicher Rand in der nächsten Umgebung. Adonaide aber konnte durch nichts mehr erschreckt oder in dem Entschlusse wankend gemacht werden, den sie gefaßt hatte. Sie zitterte nicht mehr, die Blässe ihres Antlitzes hatte sich in ein sanftes Roth verwandelt, ihre Züge sprachen völlige Ruhe aus. Da senkte sich das reich umlockte Haupt nieder zu der Brust des Jünglings, da heftete sie die feinen Purpurlippen auf die blutige Stelle, da trank sie mit einem Wonneschauer, zu dem nur die mächtigste Liebe begeistern konnte, das Gift der Wunde.

Es war geschehn. Sie erhob sich mit dem Bewußtseyn des edelsten Opfers, sie blickte fest und ruhig den Geretteten an. Jezt flog eine leise Röthe auf seine Wangen, seine Lippe zuckte, seine Augen öffneten sich, um den Himmel in dem Antlitze der Geliebten zu schauen. „Adonaide!" lispelte er, nur dem Ohre der Liebe verständlich. Dann schlossen sich die müden Augen wieder, aber ein ruhiger, geregelter Athem zeigte, daß ein augenblicklicher günstiger Erfolg das Wagstück gekrönt habe. In diesem Momente erwachte der Jude. Er sah Adonaiden

noch hingebeugt über den Kranken, er sah dessen entblößte Brust, der blaue Rand der Wunde war nicht mehr zu bemerken, auf dem Antlitze des Ohnmächtigen schwebte ein heiteres Lächeln und die Blutspur auf den Lippen der Jungfrau, die sich auf ein von ihm veranlaßtes Geräusch umwandte, ließ ihn das kaum Glaubliche ahnen.

„Was hast du gethan, Prinzessin!" rief er in der Bestürzung des ersten Augenblickes. „Wer war der Tolldreiste, der dir verrieth —" — „Schweig, Zephanja!" unterbrach ihn Adonaide mit einer Hoheit, vor der er verstummte. „Dein Schweigen wiege ich mit Gold auf; wenn du verräthst, was du gesehen hast, so wird meines Bruders Zorn denjenigen schrecklich treffen, der da schlief statt zu wachen."

Sie entfernte sich ruhig und mit festem Schritte. Der Jude sah noch einige Augenblicke bestürzt vor sich hin, dann erheiterten sich plötzlich seine Züge und ein höhnisches Lächeln belebte das widrige Angesicht. Er fühlte den Puls des Verwundeten, er legte die Hand auf sein Herz und seine Miene sagte, daß er mit dem Ergebniß dieser Untersuchung zufrieden sey. „Mag geschehen was da will!" sprach er aufstehend in sich hinein. „Mir hat die Thörin einen großen Dienst geleistet. Stirbt sie, so ist's ihre eigene Schuld; kommt sie davon, so kann ich mir mein Schweigen schon bezahlen lassen. Jetzt frisch an's Werk, Zephanja! der Christ muß reden, damit sein König stumm werde auf ewig und Rubens Sabbathgemach den goldenen Strom über seinen Boden rinnen sehe. Bey dem Gotte meiner Väter, er soll sprechen; er soll der Schlüssel seyn zu den geheimen Pforten, welche den Schlaf des Don Enrique beschützen, oder meine Hände mögen vertrocknen wie ein dürres Reis, meine Kraft möge versiegen, wie ein Quell in Lybiens Wüste, dessen letzten Tropfen der brennende Sonnenstrahl aufgesogen." Und wieder heftete er die starren Blicke fest auf den jungen Kastilianer, wieder zogen seine ausgestreckten Hände jene wunderlichen Kreise über diesen hin und verweilten oft ruhend auf Kopf und Herz. Da wurde das Lächeln auf dem Angesichte Don Jaymes freudiger und seliger, da trat eine lebendigere Röthe auf seine Wangen und leise bewegten sich seine Lippen, als wollten sie sprechen und vermöchten es nur noch nicht vor übergroßer Schwäche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den religiösen Zustand Nordamerikas.

Von Cooper.

Unter der Wundern allen, welche uns die Entwicklungsgeschichte Nordamerikas vor Augen stellt, ist den Europäern wohl keines unbegreiflicher als die Rolle, welche die Religion in diesen Staaten spielt. Es kostet uns Mühe, uns in einen Zustand hineinzudenken, der unserem inneren und äußeren Leben, unsern Traditionen und Einrichtungen so sehr widerspricht. So oft sich nun auch die Leser über dieses Verhältniß gewundert haben mögen, wird es ihnen doch willkommen seyn, Cooper darüber zu hören.

* * *

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es keine herrschende Religion; die Geistlichkeit und der ganze Gottesdienst werden durch freywillige Beyträge, Legate, Schenkungen unterhalten. Bey der Betrachtung des religiösen Zustandes der Vereinigten Staaten muß also besonders von der Zahl und dem Wesen der Sekten die Rede seyn. Die zahlreichste Sekte ist unbestreitbar die der Presbyterianer und Congreganisten, die man als Eine betrachten kann. Die Zahl ihrer Congregrationen beläuft sich auf dreytausend, die der Wiedertäufer auf mehr als zweytausend. Nach ihnen kommen die Methodisten. Die Zahl der Protestanten von der bischöflichen Kirche mehrt sich von Tag zu Tag; sie haben zehn Bischöfe und dreyhundert vier-und-zwanzig Pfarrer; leztere haben oft zwey und drey Kirchen zu versehen. In Pennsylvanien, New-Jersey und New-York gibt es viele Freunde oder Quäker; die Katholiken sind am zahlreichsten in Louisiana und Maryland, so wie in den beyden Floridas. Auch haben sich viele katholische Irländer in den Nordstaaten niedergelassen; sie möchten aber der Zahl nach unter den Sekten dieser Länder blos die sechste oder siebente seyn, selbst wenn man alle möglichen Unterabtheilungen der Protestanten rechnet. Dazu kommen noch Lutheraner, mährische Brüder und eine Unzahl minder zahlreicher Sekten. — Der religiöse Sinn, der im Lande herrscht, ist ein Beweis für die große Wahrheit, daß die Religion ohne den Beystand der Regierungen bestehen kann. Seit zwey Jahrhunderten hat dieß hier die Erfahrung aufs Vollständigste bewährt. Weit entfernt, daß die Mannigfaltigkeit der Sekten der Religion Eintrag thut, steigert sie sogar ihren Einfluß, indem dadurch der Eifer immer rege erhalten wird. Wenn der Geistliche der bischöflichen Kirche den presbyterianischen Pfarrer derselben Vortheile genießen sieht, wie er selbst, so muß er nothwendig vom Kampfe abstehen, oder ihn mit wachsamer Thätigkeit fortführen. Die Geistlichkeit ist so eifersüchtig auf ihren Ruf, als es nur immer eine Frau seyn kann, denn die Pfarrer aller Sekten wissen wohl, daß sie nicht nach den Grundsätzen, die sie beliebig aufgestellt, sondern nach den Grundsätzen ihrer Gegner beurtheilt werden. Man wird fragen, ob so widersprechende Ansichten nicht Haß und Mißverständniß unterhalten; im Gegentheil, jede Parthie weiß, daß sie in dem Verhältniß an Einfluß gewinnt oder verliert, in dem sie die christlichen Tugenden ausübt oder nicht,

und diese sind ja, wie Jedermann weiß, Liebe und Mäßigung. Nur wenige Beyspiele ließen sich anführen, wo der Geist des Wohlwollens und der Herzlichkeit, der unter den Geistlichen der verschiedenen Sekten herrscht, sich verläugnet hat, und dieß rührt ohne Zweifel daher, daß bey einer entgegengesetzten Handlungsweise viel zu verlieren und nichts zu gewinnen wäre. Ich betrachte die Sache allein aus dem weltlichen Gesichtspunkt, denn ich mache keinen Anspruch darauf, mich auf ihre verschiedenen Lehren zu verstehen. Die Gedankenfreyheit in Sachen der Religion ist die natürliche Folge des geistigen Fortschreitens eines Volks. Wozu soll man darin den Menschen Fesseln anlegen? Unmöglich kann man sie hindern, im Geheim ihre eigene religiöse Ansicht zu hegen, oder vollkommen gleichgültig zu seyn. Von jeher schienen mir daher die Sekten in Absicht auf Glaubensartikel zu streng zu seyn; wird man doch niemals zwey Menschen finden, die über eine Reihe metaphysischer Sätze ganz derselben Ansicht sind. Am besten überließe man Jeden in Betreff unwesentlicher Punkte dem Ausspruch seines eigenen Gewissens und Verstandes, wenn man einmal über die Hauptdogmen einig ist. In den Vereinigten-Staaten ist nun dieses wünschenswerthe Ziel zum Theil erreicht, denn Jeder kann eine Kirche besuchen, welche ihm beliebt, ohne daß er fürchten muß getadelt zu werden oder aufzufallen. Christenliebe, wenigstens soweit sie sich in der Praxis als Toleranz äußert, ist die natürliche Folge dieses Verhältnisses. Der Zweck jeder Religion ist den Weg des Heils zu weisen, und wer ist wohl dabey mehr betheiligt als jedes Individuum für sich? Sobald die Regierung die Leitung der religiösen Angelegenheiten der Gesellschaft überhaupt überläßt, so glaubt jedes einzelne Mitglied derselben, sie ruhen zum Theil auf ihm, und wenn diese Meynung den Eifer der Individuen nicht belebt, so wird es wohl ein Nationalgottesdienst ebensowenig thun. Aber, sagt man, die Gesellschaft muß aus zeitlichen Rücksichten die Religion aufrecht erhalten; allerdings, wenn sie aber ihren Zweck ohne einen Staatsgottesdienst erreichen kann, wozu dient dieser? Auf zwölf Millionen Einwohner gibt es in Amerika mehr Kirchen als in jedem Lande der Welt. Die Wohlfeilheit des Bauens, die Entfernung der Orte und die Freyheit der Meynung mögen allerdings dazu beytragen, die Zahl der Kirchen zu häufen; wie man aber daraus schließen kann, daß die Religion darunter leide, wenn keine Nationalkirche besteht, sehe ich nicht ein. Folgen wir in irgend einer Gemeinde dem Entwicklungsgange des Gottesdienstes.

(Der Beschluß folgt.)

Jean Paul Friedrich Richter an Emanuel.

Hof, den 31. Juli, 93.

Mein Theuerster!

Dieser Brief ist nur ein Frachtbrief. Ihrer ist einer langen Antwort oder Widerlegung werth, die nächstens die Presse, d. h. meinen Schreibtisch verlassen soll. Sie haben aus meinem Helldunkel meistens Beinschwarz gemacht. Glauben Sie mir auf mein ganzes Herz, dieses ist nie fähig, nur einen Blutstropfen in einen Schreibfinger zu treiben, der nur das Geringste, was Sie kränkte, gebähre. Was uns allen so unangenehm war, wie das bisherige Außenbleiben des Sommers, das ist das Ihrige, dessenwegen unsere Freundschaft schon so vieles Baugerüste zu Luftschlössern vergeblich zusammengetragen.

Die zwey lezten Briefe, die von Ihnen nichts mitbatten als das Couvert, vertragen sich wohl unter Einem Papier, aber nicht unter Einem Hute. Sch..... seiner gefiel mir sehr, und ich werde ihm dafür so viel pädagogischen Sauerteig, pädagogisches Brod hat er selber, auftischen, als mir sein Brief-Gegenfüßler, M...., andern Sauerteig vorgesezt hat. Meinen herzlichsten Gruß an ihn, mein Otto liebt ihn wie einen Bruder, durch mich. Ich sehne mich wieder unendlich in meinen Bayreuther Cirkel, der aus zwey Regenbogen konstruiret ist. Wenn das Schicksal mit dem Kopfe nickt, so zieh' ich künftiges Frühjahr in eine chambre garnie in Bayreuth, wenigstens auf sechs Monate.

Leben Sie wohl in Ihrer Klause voll Ruhe, in meiner Seele sind nichts als Strudel und Wirbel, und sie löset sich beynahe auf durch Wünsche, Phantasien und Arbeiten, und oft durch Freuden. Leben Sie ruhig, und kein schwarzgeflügelter Dämon schüre Freundes Arme, in die Sie sich legten, zu Molochs Armen an, wie Sie mir neulich klagen mußten. Meine sind warm, aber nur aus Liebe.

Richter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Die Freunde der Tragödie und des Lustspiels, welche die Erinnerung an die vorjährigen Gastspiele der Dem. Sophie Müller aus Wien mit Vergnügen festhielten, hatten von Mitte Juni bis gegen Ende Juli die Freude, diese ausgezeichnete Künstlerin in einem wohlgewählten Rollenkreise zu bewundern. Der Beyfall wollte kein Ende nehmen, als Dem. Müller zum ersten Mal als Emilie Galotti außer Athem hereinstürzte. Wenn wir ein allgemeines Urtheil über die Künstlerin, ehe wir einzelne Rollen kurz durchgehen, fällen sollen, so müssen wir offenherzig gestehen, daß wir sie nicht zu jenen ersten Geistern rechnen zu dürfen glauben, welche mit treffenden, unverkennbaren Zügen der Wahrheit, ohne zu irren, jeden Cha-

rakter, jede tragische oder komische bestimmte Gestalt vor unser Auge stellen, und indem sie nichts einzelnes selbstständig hervorheben, sondern immer von jenen allgemeinen Grundzügen durchaus beherrschen lassen, uns stets die ganze Gestalt der Rolle in der Farbe der bestimmten Situation vor die Anschauung bringen. Dem. Müller scheint uns im Gegentheil bey ihren meisten Darstellungen nur im Einzelnen groß und meisterhaft; einzelne schwere Aufgaben, an deren Lösung man Einsicht und Talent bewundern muß, löst sie ohne Schwierigkeit, sie reißt an bestimmten Punkten unwiderstehlich hin; übersieht man aber das Ganze einer Rolle, so will es manchmal kein Ganzes werden, oft fängt die Künstlerin bey jeder Scene wieder von vorne an, nimmt einen neuen Anlauf, und wenn wir in dieser Weise auch eine Menge der erfreulichsten, bewunderungswürdigsten einzelnen Bilder erhalten, so ist es doch, als wenn man jedes in einen einzelnen Rahmen fassen müßte, um es dann mit Freuden bewahren und immer von Neuem wieder betrachten zu können. Die Gestalt der Dem. Müller, wenn zwar klein, ist meisterhaft ausgebildet, fügt sich jeder Stellung; die Künstlerin weiß sich mit Anstand und Grazie zu bewegen, das Betragen der feinsten Gesellschaft hat sie sich angeeignet, und weiß auch das Bürgermädchen zu spielen; ihr Auge ist ausdrucksvoll, und nur der Mund bey schmerzlichem Ausdruck zu häufig zu jenem ironischen Lächeln verzogen, das nur hin und wieder in einzelnen Situationen wirken kann, wo der Schmerz sein Maaß übersteigt; überhaupt lächeln die Lippen zu viel, das Organ aber ist das metallvollste, wohlklingendste, das wir seit lange gehört, aller Töne der Empfindung fähig, vom süßesten Flüstern der Liebe an bis zum Schrey und dem Toben der Verzweiflung. Daß Dem. Müller als Emilie Galotti auftrat, erweckte für sie bey den Theaterfreunden einer früheren Zeit ein günstiges Vorurtheil. Dieß Lessingsche Trauerspiel hat seinen traditionellen Ruhm auch auf die neueste Zeit herübergebracht, obgleich die Zeit dieser Tragödie längst vorüber ist. Ihre eigentliche Zeit war die jener moralischen Weltansicht, welche in dramatischen Darstellungen nicht Fürsten, nicht Verhältnisse des Staats, der Familie, sondern in allen diesen Verhältnissen theils nur den Menschen überhaupt, theils nur einen bestimmten Charakter sehen wollte. Das eigentliche Menschliche aber, was dargestellt werden sollte, war das innere Verhältniß des Menschen, der von Hause aus natürlich sinnlich, böse ist, und daher, wenn er der Pflicht gemäß handeln soll, gegen seine Triebe zu kämpfen hat. Wie in der spanischen Tragödie die Ehre, die Liebe in allen Verhältnissen, und nicht das bestimmte Wesen der Familie, z. B. im Verhältniß zum Staat, oder der einzelnen Seiten der Familie zu einander oder der bestimmten Seiten des Staats in ihrem innern Widerstreit, den Hauptinhalt ausmacht, so hier die Seiten des moralischen Handelns, sinnlicher Trieb, natürliche Neigung und Pflicht, Maxime. Lessing hat sich aus dem Aristoteles die Regel abstrahirt, daß kein tragischer Held ohne Schuld seyn dürfe. Die moralische Schuld jedes Menschen ist, sinnlich zu seyn, pflichtwidrige Neigungen, ein wildes Blut zu haben. Deßhalb hat er auch zu seinen tragischen Personen Jungfrauen genommen, wo das feurige Blut eine größere, die Verletzung der Keuschheit eine unendliche Schuld ist. Am deutlichsten tritt dieß in Miß Sara Sampson hervor. Ihre Schuld ist ein schwacher Augenblick, in welchem sie sich von der Wallung der Sinnlichkeit überraschen ließ. Emilie aber ist strenger. Sie ist die Heldin der Keuschheit im Kampfe gegen das warme Blut; nicht ihre Verführung, sondern das Bewußtseyn ihrer Verführbarkeit ist ihre Schuld. Diese moralische Strenge gegen die Schwachheit, die Tragik des Widerspruchs, so rein und unrein, so stark und schwach, halb Thier und halb Engel zu seyn, hat Lessingen wohl auch bewogen, die Geschichte der Virginia in die der Emilia umzuwandeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Beschluß.)

Ein andermal erfuhr Vidoc, daß ein zu den Galeeren verdammter Verbrecher einem seiner Gefährten einen Mord gestanden habe, dessen Thäter man bisher nicht hatte ausfindig machen können. Alsbald reiset Vidoc zu den Galeeren ab, läßt sich den Verbrecher abgeben, legt ihm bleierne Stiefeln an, und ohne ihn im Geringsten zu fesseln, fährt er mit ihm in einer Postchaise nach Paris. Vielleicht erzählt uns Vidoc in seinen Memoiren manche Züge seiner Schlauheit; man darf nicht vergessen, daß Vidoc selbst ein Verbrecher war, sich auf den Galeeren zum Spion brauchen ließ, und dadurch der Polizey sich als ein taugliches Subjekt empfahl. Dieser Mann nun, welcher der Pariser Polizey fast unentbehrlich geworden war, wurde plötzlich im vorigen Jahre seines Amtes entsetzt, oder trat von selbst aus der Polizey, ohne daß man wußte, woher dieser unerwartete Entschluß komme. Einige Tagesblätter bemerkten scherzend, Hr. Vidoc habe in seinem hohen Posten die Eitelkeit aller menschlichen Dinge eingesehen, und wolle auf seinem Landgute den Ueberrest seines Lebens in philosophischer Ruhe zubringen. Er scheint auch wirklich sich völlig von allen Polizeyangelegenheiten losgemacht und die ländliche Ruhe dazu benuzt zu haben, um seine Memoiren zu schreiben. Man ist neugierig darauf, wie er das Kapitel seiner eigenen Schelmereyen und seiner Bestrafung in diesen Memoiren behandeln wird. Indessen würde man ihm dieses saure Geständniß noch erlassen, wenn er nur frey und offen die Geschichte der Polizey unter dem lezten Ministerium erzählt. Was für Aufschlüsse könnte nicht Jemand geben, der zum Ausführen so mancher geheimen Befehle gebraucht wurde. Vielleicht aber ist er schon allzusehr Staatsmann geworden, als daß er aus der Schule schwatzen sollte. Auch die Wahrsagerin Lenormand hatte uns Memoiren und wichtige Aufschlüsse über Staatsbegebenheiten versprochen; allein was die alte Kartenschlägerin bis jezt geschrieben und bekannt gemacht hat, verräth mehr die List, durch anlockende Versprechungen Geld zu gewinnen, (da vermuthlich das Wahrsagerhandwerk nicht mehr so einträglich ist wie sonst) als das Vermögen, wichtige Geheimnisse und Aufschlüsse mittheilen zu können.

D g.

Auflösung der Charade in Nr. 109:
Großmutter.

Logogryph.

Wer führt am schaurigwüsten Ort
Mit Brüllen, Sausen, Donnerknallen
Vor seinen wilden Brüdern allen
Im Inselland das laute Wort?

Kaum haucht' ich anders, bring ich meinen Gruß
Dir, lieblich Kind des deutschen Genius;
Wem hat nicht oft bey deinen süßen Klagen
Das volle Herz in Mitgefühl geschlagen?
Den rauhen Vater adelt' er im Grab,
Der, Holde, dich dem kinderlosen gab.

A. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. September 1828.

In diesem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit herein.

Novalis.

Einem Jünglinge mit L. Uhlands Gedichten.

Wenn man Königen sich anschickt ihr Geburtsfest zu bereiten,
Pflegt man in erhabnen Sälen Purpurdecken auszubreiten,
Füget auch zum Farbenschimmer noch der Töne vollen Schall,
Pauken, Zymbeln und Trompeten läßt man jubeln überall.

Doch als dich, o Freund, die Mutter lächelnd in die Wiege legte,
War's kein Kreis von Königsahnen, was sich um das Kind bewegte;
Müssen anders bey Geburten Geister zur Gesellschaft seyn,
So umschwebte, glaub' ich eher, dich die wunderbare Neun.

Darum, läßt du dir auch heute keinen Prunksaal zubereiten,
Dennoch darf dein Wiegenfest nicht unbemerkt vorübergleiten.
Zwar es wird dir aufgeschlagen kein gesticktes Purpurtuch,
Aber hier ist aufzuschlagen ein von außen schlichtes Buch.

Ja man mag in seinen Händen solch ein Buch bequemlich halten;
Aber wirst du seine leichten Blätter auseinanderfalten,
Dann, so mein' ich, kannst du fragen, inniger Bewundrung voll:
Ob auch je ein Königspurpur von so reicher Fülle schwoll?

Pauken, Zymbeln und Trompeten wirst du keine dann begehren,
Aber stille Harmonieen unverklingend klingen hören.
Tauch in diesen Liederhimmel, Jüngling, deinen Geist hinein,
Und dein ganzes Leben müsse Einklang solcher Töne seyn!

A. Schöll.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Adonaide erwartete in ruhiger Ergebenheit ihren Tod. Sie war weit entfernt, sich zu jenen Reinen und Erwählten zu rechnen, von denen Ruben gesprochen hatte und die seiner Aussage zufolge der verderblichen Gewalt des Giftes nicht unterworfen seyn sollten. Nur Elviren, ihrer Vertrauten, gestand sie, was sie gethan, nachdem sie dieser das Versprechen abgenommen, sie nie zu verrathen. Die treue Sklavin war außer sich, allein auf Adonaidens Verlangen vereinigte sie sich mit ihr zu frommen Gebeten, dem Gotte der Christen dargebracht, und fühlte nun auch eine wunderbare Ruhe in ihre Seele zurückkehren.

Als es Abend wurde, empfand Adonaide eine Abnahme ihrer Kräfte und in einzelnen Augenblicken kam eine Betäubung über sie, die sie als Vorboten des nahen Todes ansah. Sie ließ sich von Elviren an das offene Fenster führen. Ein frisches Lüftchen kühlte ihr glühendes Haupt, aber der Duft der Rosen und der Orangenblüthen unter ihrem Fenster verursachte ihr Beschwerden;

dennoch blieb sie am Fenster stehen. Ihr Auge, in dem eine Thräne schwamm, weilte auf den dunkeln Umrissen des Gebirges. „Dort ist sein Vaterland,“ sagte sie sanft und leise, so daß die treue Dienerin ihre Worte kaum vernehmen konnte, „dort wird er noch lange froh und glücklich leben, vielleicht an der Seite eines geliebten Weibes, wie es die schöne Sitte der Christen will; aber Adonaiden wird er doch nicht ganz vergessen in seinem Glücke, manchmal wird ein trüber Zug in seinem edeln Angesichte seiner Geliebten einen innern Kummer klagen, und wenn sie ihn dann fragt, was ihn schmerzt, so wird er ihr von Adonaiden erzählen, die gern ihr Leben hingegeben hat, um das seinige zu erhalten. Doch nein, nein!“ unterbrach sie plötzlich diese Gedankenfolge, „er soll es nicht wissen, seine Zukunft darf nicht getrübt werden durch eine solche Erinnerung. Versprich mir, Elvira, daß Niemand die Ursache, Niemand die Art meines Todes von dir erfährt! Ich kann nicht ruhig sterben ohne diese Versicherung.“ Da gelobte unter heißen Thränen die Spanierin, dem Willen Adonaidens nachzukommen und das schreckliche Geheimniß für immer in ihre Brust zu begraben. Ein schwermüthiges Lächeln zeigte sich auf dem Angesichte der Gebieterin und ruhig sprach sie weiter: „Sieh, Elvira, ich habe zum lezten Male die Sonne gesehen, und der Abendstern, der mit bleichem Glanze dort über den Gebürgeshäuptern sichtbar wird, begrüßt mich nimmer wieder. Die Nachtigall dort im Gipfel der königlichen Ceder, der ich so oft in stiller Wonne gelauscht, singt ihr Abschiedslied, und die Rose, die unsere Dichter als das Sinnbild aller Schönheit preisen, verhüllt sich in den Schleyer der Dämmerung, um mir nie wieder zu erscheinen. Ach, Elvira, es ist schön auf der Erde und die Trennung wäre wohl sehr schmerzlich, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, daß der allliebende Gott der Christen mich aufnehmen wird in seinen Himmel, wo es doch noch weit schöner seyn muß.“ Sie sank auf die Kniee und blickte lange zu dem blauen Himmelsgewölbe empor, an dem sich jezt zahllose Sterne zu zeigen begannen. Dann schwankte sie, von der Dienerin unterstüzt, zu ihrem Sitze und sank ermattet nieder. „Es wird bald vorüber seyn,“ sagte sie mit schwacher Stimme. „Rufe mir meinen Bruder Mehemmet! ich habe noch einen Wunsch auf Erden, eine Bitte an ihn, die er mir nicht abschlagen wird.“

Mit allen Zeichen der höchsten Bestürzung trat nach wenigen Augenblicken al Mansur herein. Die Liebe zu seiner Schwester war das einzige sanfte Gefühl, das seine von den wildesten Leidenschaften zerrissene Brust bewohnte. Aber als er sie in einem Zustande erblickte, der ihre nahe Auflösung zu verkündigen schien, sprach sich auch seine Theilnahme in jener heftigen Weise aus, die immer an's Licht trat, wo er nicht seine Verstellungskunst üben konnte oder wollte.

„Was ist hier vorgegangen?“ sagte er, indem seine flammenden Blicke fragend auf der Sklavin ruhten. „Wehe denen, deren Nachlässigkeit die Schuld dieses Unheils trägt! Wehe ihnen, denn mein Zorn wird sie fürchterlich treffen! Adonaide, Kleinod meines Herzens, sprich, was hat man dir gethan? Ist es diese Christin, deren Bosheit oder deren Pflichtvergessenheit dich krank macht? hat sie etwas versäumt in deiner Pflege, in deiner Bedienung? Bey der Taube des Propheten, ich will mein Haupt nicht niederlegen zur Ruhe, ehe der Schuldige gefunden und bestraft ist!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den religiösen Zustand Nordamerikas.

Von Cooper.

(Beschluß.)

Zehn Quadratmeilen unbebauten Landes sind zur Bildung einer Gemeinde (Township) bestimmt. Leute aller Art kommen von allen Seiten des Landes herbey und lassen sich hier nieder. Der Staat hat ein Paar Hundert Morgen zur Unterhaltung des Gottesdienstes vorbehalten. Vor Allem aber denkt man darauf, dem Schlosser eine Werkstätte zu bauen; nicht weit davon steht die Schenke, und die eine und die andere wird an einer bequemen Stelle errichtet. Bald erhebt sich auch die Schule oder vielmehr zwey, drey Schulen, und jezt erst denkt das Volk daran, daß es eine Kirche bauen muß. Während man das Material dazu zusammenzubringen sucht, kommen Missionäre, fahrende Prediger aus den am frühesten bevölkerten Landestheilen; sie sammeln die Einwohner in Scheunen oder im Schulzimmer um sich, um in ihnen das Gefühl für die Wahrheiten der Religion zu unterhalten. Man kann im Allgemeinen behaupten, daß es in den blühenden Landestheilen wenige Kolonien gibt, die nach zwölf bis fünfzehn Jahren nicht ihre Kirche haben. Sind aber nun diese Kirchen einem bestimmten Glauben gewidmet? Dieß ist durchaus nicht nothwendig. Manchmal sind die Kirchen gebaut und warten erst darauf, daß die Meynungen reif werden; doch sezt im Allgemeinen der Entschluß, eine Kirche zu bauen, voraus, daß man über ihre Bestimmung einig ist. Bey solchen Beschlüssen muß natürlich die Minderzahl nachstehen; aber im Fall eines stehenden Gottesdienstes wäre es ja ebenso.

Endlich ist die Kirche gebaut, und da die Mehrzahl der Beysteuernden Presbyterianer sind, so beruft man einen Pfarrer dieses Glaubens. Diejenigen, die einer andern Sekte angehören und fest an ihrem Glauben halten, hegen ihn im Geheimen bis zur Zeit, wo es ihnen möglich wird, seine Lehren öffentlich zu bekennen. Was könnten sie mehr thun, wenn die Kirche auf Befehl der Regierung gebaut worden wäre? Wer nicht gewissen-

haft an seinem Glauben hängt, nimmt geruhig die herrschende Meynung an, und so ginge es auch, wenn der Gottesdienst gesetzlich eingeführt wäre. Nach Verfluß einer gewissen Zeit bilden sich neue Trennungen, verbreiten sich neue Meynungen, und auf diese Weise stellt sich das Gleichgewicht zwischen den Sekten her und zwar so ruhig, wie bey jeder gesellschaftlichen Verhandlung, bey der es sich wesentlich um das Glück der Menschen handelt. Man meynt vielleicht, dieses Gemenge, dieses Schwanken der Meynungen müsse Unordnung, Verwirrung in der Gesellschaft herbeyführen; gerade das Gegentheil, allgemeine Eintracht ist die Folge davon, weil Jeder das Bedürfniß des gegenseitigen Beystandes fühlt; die Vorurtheile vermindern sich, alle religiösen Meynungen werden vertraulich besprochen und der Aberglaube wird erstickt, weil er lächerlich gemacht wird. Man weiß, daß es vor hundert Jahren keine bigotteren, schwärmerischen Sektirer gab als die Amerikaner; jezt aber kann man mit Recht sagen, daß sie ungeheure Fortschritte gemacht haben, und sie werden mit jedem Tage weiser und gemäßigter, weil die Erfahrung sie lehrt, daß Menschen des einen Glaubens nicht besser sind als die des andern.

Nun kommt endlich die Zeit, wo man die Ländereyen, die zur Unterhaltung des Gottesdienstes vorbehalten worden sind, benützen muß. Wie verfügt man darüber, ohne die Sekten, die in der Minderzahl sind, zu beleidigen? Jener Fond hat sich unmerklich, nicht mittelst irgend einer den Bürgern lästigen Auflage gebildet. Es ist nicht sowohl eine administrative Maßregel, als eine gutwillige Beysteuer, um den Wünschen der Mehrzahl Genüge zu leisten. Juden und Muselmänner würden sie erhalten wie alle, wenn sie so zahlreich würden, daß sie der Beysteuer bedürften. Ein großes Verdienst der Regierung der Vereinigten Staaten ist, daß sie nicht darauf ausgeht, konsequent nach bestimmten Theorien zu handeln, sondern zu nützlichen Resultaten zu gelangen; aber die Feinde derselben sind unbillig genug, sie nie nach den wirklichen Resultaten zu beurtheilen, sondern suchen immer nur die Unzulänglichkeit der Theorien darzuthun.

Ein gewisser Strich Landes also, der Anfangs keinen Werth hat, ist für die Bedürfnisse des Gottesdienstes aufbehalten worden, und dem Volk bleibt das Recht, in der Folge darüber zu verfügen. Diese Ländereyen sollen nun so viel Werth erlangt haben, daß es vortheilhaft ist, sie zu vertheilen; die Einwohner der Stadt versammeln sich zu diesem Behuf; jede Sekte, welche so viel Anhänger zählt, daß sie für eine Korporation gelten kann, bekommt ihren Theil davon, und die Sache ist abgemacht. Ein Mensch, der an nichts glaubt oder ein einzelner Anhänger eines Glaubens bekommt allerdings nichts, er braucht aber auch nichts.

Dabey fällt mir ein Gespräch ein, das ich einst mit einem Gastwirth hatte, dessen Haus nur ein Paar Schritte von einer Kirche entfernt stand, die eben gebaut wurde. Ich fragte ihn, für welche Sekte sie bestimmt sey. „Für die Presbyterianer.“ „Ihr seyd wohl Presbyterianer?“ „Nein, ich wurde in der bischöflichen Kirche getauft und bekenne mich im Herzen zu ihr.“ „Ihr bezahlt also nichts für den Kirchenbau?“ „Ich steure dazu wie die andern.“ „Wie kommt es aber, daß Ihr für Unterhaltung eines Glaubens bezahlt, der nicht der Eurige ist?“ „Ich kann es damit halten ganz wie ich will; ich will aber einmal meine Nachbarn unterstützen, wie sie mich einst im selben Falle unterstützen werden; überdieß sind sie Christen wie ich, und bis wir eine bischöfliche Kirche haben, denke ich mir meine Bank in dieser zu halten, und Sonntags eine gute Predigt zu hören.“ „Da wird man Euch bekehren.“ „Nun ja,“ sagte er lächelnd, „dann bin ich Presbyterianer und mein Weib und ich sehen mit denselben Augen. In Amerika scheuen wir uns nicht, der Wahrheit unser Ohr zu leihen, sie mag sich vernehmen lassen wie sie will.“

Korrespondenz-Nachrichten.

London, *) August.

Mancherley Beschäftigungen haben mich verhindert, die vor einiger Zeit angefangene Skizze der Londoner Zeitschriften fortzusetzen; ich nehme sie jezt aufs Neue vor. Meine lezten Bemerkungen waren über die Sonntagszeitungen. Von diesen bleiben mir noch folgende zu erwähnen übrig. The Atlas ist ein Journal, welches wegen seines Umfanges, seiner Reichhaltigkeit, Mäßigung, und Richtigkeit seiner literarischer Ansichten beachtet zu werden verdient. Es besteht erst seit vier Jahren, und war die erste Sonntagszeitung in dieser Form (16 S Seiten), und zu dem Preis von einem Schillinge. The World ist besonders reichhaltig an Nachrichten über die Fortschritte in der Erziehung und Religion, und besonders an Berichten über die zur Beförderung beyder stattfindenden Versammlungen. Das Blatt ist neu wird aber wohl nicht von Dauer seyn. Ich muß hier bemerken, daß Buckinghams Sphinx, welche Anfangs auch eine Sonntagszeitung war, dann zwey Mal die Woche erschien, jezt wieder eine Sonntagszeitung ist, und zwar zu dem herabgesezten Preis von zehn Pence. Buckingham hatte auch eine Abendzeitung in ganz Europa ankündigen und den 1sten Juli beginnen lassen. Bey dem gewöhnlichen Preis von sieben P. gewährte sie alle Vortheile von zwey Blättern, da sie aus zwey halben Bogen bestand, deren jeder für sich ein Ganzes bildete. Sie konnte sich aber nicht halten und ist bereits wieder eingegangen. Seit Kurzem sind noch zwey andere Journale ans Licht getreten, welche beyde zwey Mal die Woche erscheinen: the Record, besonders interessant für die religiöse Welt, und the Warder, ein Organ des Ultraprotestantismus, oder der Parthey der Heuchler, welche die Vortheile

*) Siehe im Märzheft d. J. Nr. 53–61.

der Landesverwaltung mit ihren katholischen Mitbürgern nicht theilen mögen, und ihren unreinen Eifer unter dem weiten Mantel der Religion zu verbergen suchen. Eine Art politisch-literarischer Zeitung, welche unter dem Namen the Verulam und unter dem Einfluß des Vereins zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welcher aus denselben Personen besteht, welche die Londoner Universität stiften, vor einiger Zeit herauskam, fand nicht Abnehmer genug und ist bereits wieder eingegangen, ein Beweis, daß die Politik mit Wissenschaft gepaart noch kein großes Publikum unter uns hat, wenn man sich nicht ausschließlich an die gebildeteren Stände damit wendet. Beynahe hätte ich eine Wochenschrift vergessen, die, ob man sie gleich in England gebührend zu würdigen weiß, doch im Auslande oft mißverstanden zu werden scheint; ich meyne Cobbetts Register. Diese Schrift erscheint jeden Sonnabend in 8. für sechs Pence; es ist eigentlich keine Zeitung, sondern eine Reihe von Abhandlungen über die wichtigsten Begebenheiten des Tages. Cobbet, der der Reihe nach für und gegen alle Personen, Partheyen und Religionen im Lande geschrieben hat, ist, wie sich hieraus von selbst versteht, ein Mann ohne alle Grundsätze, von vernachlässigter Erziehung, verachtet alle Regel, spottet aller Philosophie, und brüstet sich damit, daß er alles blos nach dem gesunden Verstande beurtheile; und wenn irgend einer sich mit dieser Naturgabe brüsten darf, so ist es Cobbet, der erste Meister im kernhaften englischen Styl. Wo er hinschlägt, sprühen Funken, und er würde für irgend eine Parthey unschätzbar seyn, wenn er nicht durch seinen Wankelmuth und allgemein bekannte Unredlichkeit das Zutrauen aller verloren hätte. Doch wird er noch immer gelesen, indem man die Kraft und Geschicklichkeit des Klopffechters in ihm bewundert, und die Engländer sich vielleicht heimlich über die Derbheit freuen, womit er die schottischen Feelosophers (wie er spottweise schreibt) abfertigt. Er hatte den Katholicismus, den er ehedem so sehr mißhandelte, in seinem Register und in einem besondern Werkchen, das er eine Geschichte der Reformation zu nennen beliebte, vertheidigt, und ist nun, seitdem er sich mit dem irländischen Demagogen O'Connel entzweyt hat, diesen Ansichten wieder untreu geworden. Dadurch ist er in der öffentlichen Meynung völlig gesunken. — Alle diese Zeitschriften sind gestempelt, und müssen es seyn, da sie politische Neuigkeiten enthalten. Für diesen Stempel aber, welcher nur drey Pence kostet, können sie portofrey nach den entferntesten Gegenden der beyden Königreiche, und seit Kurzem auch der Kolonien geschickt werden. Auch bedient man sich dieses Vortheils für die wöchentlich erscheinenden literarischen Blätter, welche des Stempels nicht bedürfen und für London ihn auch nicht haben, und läßt sie stempeln, um das theure Porto zu ersparen. Unter diesen sind die folgenden zu bemerken: The Literary Gazette, ein Blatt, welches schon seit zehn bis zwölf Jahren besteht, und auch in Deutschland gut bekannt ist. Seine Kritiken sind oberflächlich und von wenig Bedeutung; aber es macht sich nützlich durch seine frühen Anzeigen neuer Werke, und durch die Mittheilung der anziehendsten und auffallendsten Stellen derselben; dieß ist besonders denjenigen willkommen, die gern in Gesellschaften ihre Meynung über die neue Literatur sagen, und doch dabey des Lesens ganzer Werke überhoben seyn wollen. Dieses Ausziehungssystem ist von diesem Journal weiter getrieben worden, als von irgend einem andern je vorher geschehen; ja bey einer Gelegenheit sagte der Redakteur ganz unverholen dem Leser: „Was wir hier mitgetheilt haben, ist wirklich das einzige Lesenswerthe im Buche," und es war von einem Quartband die Rede. Auch ist die Genügsamkeit des Publikums in dieser Hinsicht ganz erstaunlich. Das Blatt enthält überdieß immer interessante Mittheilungen über neue Entdeckungen und Erfindungen in den Wissenschaften und Künsten, und besonders frühzeitige Nachrichten über die Fortschritte der verschiedenen Entdeckungsexpeditionen, die im lezten Jahrzehend ausgesandt wurden. Alles dieses verschaffte ihm eine bedeutende Cirkulation, und bewog viele Spekulanten, ähnliche Journale ins Daseyn zu rufen, von denen aber die meisten kaum ein Jahr aushielten und dann für immer verschwanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Bey der Virginia ist die Mädchenehre den äußern Umständen nach nur durch den Tod zu bewahren, und hier ist es Virginius, der Vater, der die Ehre der Tochter rettet, nicht die Tochter, die es verlangt; bey Emilie Galotti aber ist es ihr eigenes Inneres, das Gefühl, zu unterliegen, wenn die Verführung, der nicht auszuweichen ist, naht, und der Schauder vor dieser Verführung, was ihren Untergang herbeyführt. Der Vater tödtet die Tochter nur wider Willen, nur auf ihr Bitten, weil er sieht, daß Emilie ihrer Reizbarkeit nach nicht würde keusch bleiben können. In der Geschichte der Virginia würde die Gewalt gesiegt haben. Emilia fürchtet keine Gewalt, als die ihrer eigenen Schwäche. Dieß ist es, was Dem. Müller klar aufgefaßt und meisterhaft ausgeführt hat. Ueberall ließ sie es, wie Lessing, durchscheinen, daß sie dem schönen, liebenswürdigen, liebenden Prinzen mit ihren Sinnen, ihrer vergifteten Phantasie angehöre, ohne es sich selbst zu gestehen, oder daß sie doch davor zurückbebe, wenn sie es sich gestanden, und sich nun die strengsten Büßungen auferlege, um die Wallungen des Blutes unschädlich zu machen. Dann darf sie aber auch dem Grafen Appiani nur mit kälterer Neigung entgegentreten, ihr ganzes, volles, jugendliches Herz darf ihn nicht gewählt haben; wie sie in sich in Pflicht und Trieb gebrochen ist, muß der Geliebte ihrer Sinne von dem ihres Kopfes, ihrer Achtung, ihrer besseren Ueberzeugung getrennt seyn. Sie muß zum Appiani fliehen, um sich vor dem Bilde des Prinzen zu retten. Ihre Liebe ist nur das dankbare Gefühl eines edlen, tugendhaften Mädchens, welches überzeugt ist, an der Hand dieses würdigen jungen Mannes werde es stets auf dem Pfade der Pflicht und der Tugend wandeln. Uns schien, als wenn Dem. Müller in dieß Verhältniß zu viel Wärme hineinlegte, ja selbst hin und wieder den Ton der Verliebtheit nicht ganz verbannte. Meisterhaft dagegen war die Scene mit dem Prinzen im dritten Akt, wo sie den Gefürchteten, seine Liebe, seine Ergebung, seine Reue vor sich sieht, und nun der innere Kampf ihrer Sinne und ihres Pflichtgefühls, der vom Dichter nicht in Worten ausgesprochen ist, von der Schauspielerin in Blicken und Bewegungen aufs Feinste ausgedrückt ward. Der moralische Schauder vor dem Hause der Grimaldi, das schmerzliche Gefühl ihrer Schwäche, und der tiefere Schmerz, durch den Willen des Vaters, diesem Elend nicht entzogen, sondern überantwortet zu werden, machten die Glanzpunkte der Darstellung aus und erwarben der Künstlerin den ungetheiltesten Beyfall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. September 1828.

— Gott helf' uns! sie ist kalt.
Ihr Blut steht still, die Glieder sind ihr starr.
Von diesen Lippen schied das Leben längst;
Der Tod liegt auf ihr, wie ein Maienfrost
Auf des Gefildes schönster Blume liegt.

Shakespeare's Romeo und Julie.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Mehemmet hatte sich zu Adonaidens Füßen gesezt, er hatte ihre glühenden Hände ergriffen und sah ihr mit ängstlicher Erwartung in die trüben Augen.

„Nein, nein, Mehemmet!" sagte Adonaide in einem Tone, der ihre Furcht, des Bruders Zorn möge den Unschuldigen verderblich werden, deutlich aussprach. „Niemand verdient einen Vorwurf wegen meiner Krankheit. Nur die Natur macht ihr ewiges Recht geltend, früher, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zu geschehen pflegt; aber so etwas gar Seltenes ist es doch auch nicht, daß eine kaum erschlossene Knospe vom Sturm gebrochen wird. Beruhige dich, Mehemmet! ich werde sterben. Ich fühle, daß mein lezter Augenblick herannaht, aber du kannst mir die Trennung vom Leben erleichtern, wenn du mir eine Bitte gewährst, die lezte, die ich auf Erden noch an dich richte."

„Du sollst, du darfst nicht sterben!" fuhr der Araber wild empor und stampfte von seiner Leidenschaftlichkeit hingerissen, heftig auf den Boden. „Wo ist der Jude? schafft ihn herbey," herrschte er den Sklaven seines Gefolges zu, „er muß helfen, er muß retten!"

Mit verzweiflungsvoller Geberde rannte er das Gemach auf und nieder; dann trat er wieder vor die Schwester hin und sagte in sehr weichem Tone:

„Sprich, Adonaide, was begehrst du? was es auch sey, nur nichts gegen das Gebot des Propheten, ich gewähre es dir in dieser Stunde!"

„Gib den jungen Kastilianer frey, wenn er genesen ist von seiner Wunde!" lispelte Adonaide so leise, daß Mehemmet es nur mit Mühe verstehen konnte. „Du hassest die Christen und dein Haß könnte leicht deine Dankbarkeit überwiegen. Aber gib ihn frey, ich beschwöre dich!"

„Es soll geschehen," antwortete er, indem eine bittere Empfindung in seinem Innern aufstieg, ein Anflug von Eifersucht, daß die Schwester sich in diesem Augenblicke noch mit einem andern, außer ihm, beschäftigen konnte. „Bey der Taube des Propheten," sezte er, diese Regung bekämpfend, hinzu, „er soll frey in seine Heimath ziehen, wenn anders der Pfeil des Numidiers ihm nicht eine unheilbare Wunde gebracht hat!"

„Er wird genesen!" sprach stark und bestimmt Adonaide. Mit diesen Worten schienen ihre Kräfte erschöpft, langsam schlossen sich die schönen Augen, der Fiebergluth auf ihren Wangen folgte eine Leichenblässe und bewußtlos sank sie in das seidene Polster zurück. Mehemmets Blicke ruhten starr auf ihr, seine Lippen bebten, aber er sprach kein Wort. Auf seiner Brust lag eine Felsenlast und er vermochte nur durch einen Wink dem eintretenden Arzte anzudeuten, wo seine Hülfe Noth thue. Dieser sah ängstlich nach dem Gebieter, denn er fürchtete, Adonaide möchte in einem Augenblicke geistiger Ver-

wirrung die Ursache ihres Uebels verrathen haben; als er aber im Angesichte des Araber nur Schmerz und Verzweiflung las, beruhigte er sich wieder und trat zu der Ohnmächtigen.

„Noch ist nicht alle Hoffnung verloren, Beherrscher der Gläubigen," sagte er, indem er sich mit Adonaiden beschäftigte. „Freylich ist es ein gefährlicher Zustand, in dem sie sich befindet, eine Schwäche, die ebensowohl in's Leben zurückführen, wie den Tod bringen kann. Sie hat gelitten um deinetwillen, sie hat gefürchtet für dein Leben, das du am heutigen Morgen in der Schlacht preisgegeben: die Freude über deine glückliche Rückkehr erschütterte allzugewaltig ihr zartes Wesen und nun ist jene außerordentliche Abspannung erfolgt, die denjenigen, welchen sie ergreift, schwebend zwischen Tod und Leben hält. Harre nur geduldig eine kurze Stunde, mein hoher Gebieter! bis dahin muß sich Alles entscheiden."

Der Jude beabsichtigte durch diese grobe Schmeicheley jeden anderweitigen Verdacht Mehemmets abzulenken und überzeugte sich durch eine scharfe, unbemerkte Beobachtung des Mauren bald, daß dieser seinen Worten Glauben schenke.

Der König hatte sich Adonaiden gerade gegenüber gesezt, sah immerwährend in das blasse Leichenantlitz und sprach kein Wort. Er bewegte sich auch nicht, er schien mit offenen Augen zu träumen, das sonst so rege Leben in seinen Zügen war in Starrheit übergegangen, aber in seinem Innern stürmte es desto heftiger.

Adonaide war das einzige Wesen auf der Erde, das er liebte. Er verachtete alle übrigen Weiber, weil sie ihr nicht glichen, er hütete sie, wie der Geizige seinen Schatz, er fühlte sich mit Entzücken erfüllt, wenn er die reizende Gestalt betrachtete; allein diese war es auch nur, die sein Wohlgefallen erregte, und die schönere Seele in der schönen Hülle blieb ihm gleichgültig. Ihm dünkte die verhängnißvolle Frist, in deren Gränzen Zephanja die Entscheidung zwischen Leben und Tod festgesezt hatte, eine Ewigkeit. Allerley tröstliche Sprüche aus dem Koran kamen ihm in den Sinn, aber sie konnten nicht haften in dem ruhelosen Gemüthe. In Verborgenheit lag Elvira auf den Knieen und betete für die edle Gebieterin.

Endlich war die schreckliche Stunde verstrichen. Der jüdische Arzt trat vor den noch immer schweigenden Araber hin und sagte: „Verbanne jede Furcht aus deiner Seele! die jugendliche Kraft hat gesiegt, es ist keine Gefahr mehr vorhanden."

„Du bürgst mit deinem Kopfe dafür," erwiederte, noch immer quälenden Zweifeln hingegeben, al Mansur.

„Ich bürge," versezte Ruben in Demuth sich verneigend. „Sieh selbst, Beherrscher der Gläubigen, wie die Wange aufs Neue in frischer Röthe erglänzt, gleich der Granatkirsche vom Jordan; höre auf den milden und ruhigen Hauch des Odems, bemerke den Schlag des Pulses: und deine Weisheit wird erkennen, daß die tiefe Schwäche der Ohnmacht in einen belebenden Schlaf übergegangen ist, dem ein heiteres Erwachen in voller Kraft und Gesundheit folgen muß."

Mehemmet überzeugte sich, daß der Jude wahr gesprochen habe. Dann entfernte er sich, um nicht die Schlafende durch einen lauten Ausbruch der Freude zu erwecken, die nun in ihrem Uebermaaße auf eine wilde Weise laut zu werden drohte. Er warf noch einen glühenden Blick auf Adonaiden, der eine mehr als brüderliche Liebe aussprach. „O, daß sie meine Schwester ist!" seufzte er für sich hin, aber doch nicht leise genug, daß Zephanjas scharfes Ohr diese Aeußerung des Fortgehenden nicht vernommen hätte.

„Ich kenne dein Herz und die verbotene Leidenschaft, die es bewegt!" sagte der Jude, ihm tückisch nachschauend. „Ein Wort von mir könnte dir das Gut verschaffen, nach dem du in heißer Sehnsucht schmachtest, aber dir sage ich nicht das Wort; der Mann ist schon gefunden, der es vernehmen soll. Er wird deiner Seele die tiefste Wunde schlagen, die sie treffen konnte, er wird mich von derjenigen befreyen, die nur zu oft meinen Absichten in den Weg tritt. Dann, Beherrscher der Gläubigen, bist du ganz unterthan einem aus dem verachteten Volke und du sollst ein Sklave werden, ein Werkzeug der Vergeltung für die Schmach, die ich und viele Tausende mit mir so lange geduldet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunst zu stehlen.

Von Pater Antonio Vieira.

(Fortsetzung.)

Wie auch der ein Spitzbube ist, der sich selbst bezahlt macht.

Einem jener Blinden, die vor den Thüren betteln, wurde einst als Almosen eine Weintraube gereicht. Da sich dergleichen Dinge nicht lange halten, traf er sogleich die Anstalt, sich derselben zu versichern, indem er mit seinem Führer übereinkam, daß sie wechselsweise Beere für Beere miteinander essen wollten. Nach den vier ersten nahm der Blinde, um die Ehrlichkeit seines Führers zu prüfen, nun die Beeren paarweise; der Führer, da er gewahr wurde, daß sein Herr den Kontrakt nicht hielt, schwieg und zupfte die Beeren zu dreyen ab. Als solches zum dritten Male geschah, wartete der Blinde nicht länger, und schlug ihn mit dem Stocke über den Kopf. Der Junge schrie: „Warum schlagt Ihr mich?" — „Weil du drey und vier Beeren nimmst, und wir ausgemacht haben, zu gleichen Theilen Beere für Beere zu essen." — „Woher wißt

Ihr dieß?“ fragte der Führer. „Das liegt klar am Tage, denn da ich den Kontrakt zuerst gebrochen, und die Beeren paarweise aß, schwiegst du, ohne dich zu beklagen, und so ein Heiliger bist du doch nicht, um mir solches zu Gute zu halten, ohne dich doppelt bezahlt zu machen.“ Bey dieser Gelegenheit möchte ich allen Fürsten, Großen und Herrn der Welt sagen, wie sie in den wesentlichsten Fällen ihrer Regierung blind sind, was nämlich Einkommen und Schätze betrifft, ohne welche sie sich nicht in ihrer Würde zeigen, noch Staat und Familie erhalten können; daß sie versichert seyn können, sobald sie ihren Untergebenen keine regelmässige Bezahlung zukommen lassen, daß sich diese selbst bezahlt machen werden. Der beste Beweis davon ist der, daß sich von den Vielen, denen man schuldig ist, Keiner beklagt, weil sie sich vor dem Stocke der Macht fürchten, der ihnen den Kopf zerschlagen könnte. Um sich möglichst zu entschädigen, bedienen sie sich still des natürlichen Rechtes, und da der Ersatz von ihnen selbst abhängt, fällt er gewöhnlich um's Doppelte aus, denn die Eigenliebe läßt sie im Vergleich mit ihren Verdiensten Alles gering achten. Daher geschieht, was wir bey Gesandtschaften und andern Sendungen für Se. Majestät so oft erleben, daß dabey im Ueberfluß zu Bestreitung der Unkosten hergegeben wird und am Ende doch von keiner Wiedererstattung des Uebriggebliebenen die Rede ist; um ihre Verdienste zu belohnen, behalten sie den Rest für sich, und dabey schreyen sie noch, wie viel von dem Ihrigen sie haben zusetzen müssen! Die Wahrheit kommt, dieser Lüge ungeachtet, aber doch an den Tag. Wenn du, lieber Bruder, so viel von dem Deinigen zugesezt, wie bist du denn so fett geworden? Der König, unser Herr, trägt ähnliche Geschäfte oft Mönchen auf, versieht sie mit einigen Mitteln und läßt ihnen keine Gnade zufließen, weil er ihnen keine Titel und Kommenturkreuze gibt; am Ende des vollbrachten Geschäftes ist ihnen denn oft viel übrig geblieben, das sie zurückbringen. Darauf wird man erwiedern, sie verzehrten weniger; ich sage aber, sie sparten mehr, und wir sagen Beyde eigentlich dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß Jene für sich, diese für ihren Herrn sparen, jene sich selbst bezahlen und diese nur an Zurückgabe denken.

Jenes Uebel, das sich wie die Krätze durch Berührung der Hände mittheilt, ist so allgemein, daß es Niemand gibt, wenn er auch noch so unwissend ist, der sich nicht auf die geschickteste Art bezahlt macht, sogar an den kleinsten Gegenständen, denn der Narr weiß mehr von seinem Eigenthume, als der Kluge vom fremden.

Ueber Schiffahrt unter Wasser.

Ein gewisser **Baudouin** hat in Frankreich für die Erfindung eines Fahrzeugs, mit dem man unter dem Wasser schiffen kann, unentgeldlich ein Patent erhalten, und diese Erfindung scheint wirklich leisten zu wollen, was die bisherigen Versuche blos hatten ahnen lassen. Sie öffnet dem Menschen ein Element, das ihm bisher so gut wie unzugänglich war, und ist vielleicht mit der Dampfmaschine bestimmt, in der moralischen und physischen Welt die größten Veränderungen hervorzubringen.

Schon Aristoteles spricht von der Schiffahrt unter Wasser mittelst Glocken oder Luftsäcken. Schriftstellern, die sechszehnhundert Jahre nach Philipps Sohn schrieben, erzählen, der Ueberwinder des Darius seye in Schiffen unter Wasser gefahren. Mehr Glauben verdient, daß man vom dreyzehnten bis sechszehnten Jahrhundert dergleichen Maschinen versucht hat, und daß die Bewohner der Ukraine, um den Angriffen der türkischen Galeeren zu entgehen, große Bote gebaut haben, mittelst welcher sie sich unter Wasser verbargen.

Im Jahr 1664 gab Pater Mersanne eine Schrift über die tauchenden Schiffe heraus, und zwanzig Jahre später sah man zu London ein von Vandrebbel gebautes Schiff für zwölf Ruderer und ziemlich viele Passagiere; unter leztern befand sich König Jakob. Eine Flüssigkeit, die nur dem Erfinder bekannt war, machte die durch das Athmen verdorbene Luft wieder gesund; leider starb er mit seinem Geheimniß. Ebenso ging es mit einem 72 Fuß langen Schiff der Art, das 1663 ein Franzose in Rotterdam gebaut hatte. Der Erfinder machte die Art, es zu bauen und zu lenken nicht bekannt. Der tauchende Brander, den Buschel aus Connecticut 1776 baute, und der sich mittelst einer archimedischen Schraube bewegte; Fultons 1801 nach demselben System erbautes Schiff; der Nautilus, mit dem die Brüder Coessin 1809 zu Havre Versuche machten, und andere ähnliche Unternehmungen gaben schon längst die Ueberzeugung, daß an der Möglichkeit einer Schiffahrt unter Wasser nicht zu zweifeln sey. Der englische Kapitän Johnson entwarf sogar den Plan, in einem hundert Fuß langen Schiff der Art Hudson Lowe seinen Gefangenen zu entführen. Aber er und Andere befolgten immer Fultons und Buschels System. **Baudouins** Verfahren ist aber ganz neu; es gründet sich auf den Druck des Wassers auf die Luft im Zustand ihrer atmosphärischen Verdünnung, und der Luft auf das Wasser; beyde Substanzen nehmen nach Belieben des unter Wasser schiffenden Piloten wechselsweise eine der andern Stelle ein. Bisher versorgten sich die Seefahrer mit Wasser; der Hauptstoff, mit dem Baudouin sich versieht, ist Luft. Mittelst einfacher, leichter Vorrichtungen drückt er dieses in hohem Grade elastische Element zusammen, und zwar so, daß ein Gefäß vom körperlichen Inhalt eines Kubikfußes sechszig Kubikfuß respirabler Luft fassen kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welchen Unwillen die hämischen Ausfälle, welche seit einiger Zeit in den Hamburger Originalien gegen zwey hiesige, neuentstandene gesellige und wissenschaftliche Verbindungen, die Albina und Flora, wiederholt zu lesen waren, bey allen Billigdenkenden und Rechtlichen verursacht haben, wie es denn überhaupt ein sehr trauriges Zeichen der Zeit ist, daß jezt so viele öffentliche Blätter ihre Zuflucht zu solcher Bosheit nehmen, um ein ephemeres Daseyn zu fristen, das sie sich nur bey einer gewissen Klasse von Lesern erhalten können. Jene beyden Gesellschaften wurden fast zu gleicher Zeit, im Anfange dieses Jahrs, gestiftet, und haben den schuldlosesten, ja die Flora einen sehr schäzbaren Zweck. Die Albina ist nämlich ganz einfach eine gesellige Verbindung einer Anzahl wackerer Männer aus allen Ständen, nebst ihren Familien, um in einem gemeinsamen Lokale sich der angenehmen Unterhaltung zu erfreuen, welche in der Regel nur in heiteren oder lehrreichen Gesprächen der Mitglieder unter einander, seltener in kleinen Vereinigungen zu Mittagstafeln oder anspruchslosen musikalischen Leistungen besteht. Selbst das Spiel ist nicht ganz ausgeschlossen, doch nimmt man selten dazu seine Zuflucht. Einige dieser kleinen Mittagsversammlungen sind allerdings in der Morgenzeitung etwas zu ruhmredend und breit besprochen, auch einige dabey vorgetragene Gedichte, zu gutmüthig öffentlich mitgetheilt worden, dafür kann aber weder die Gesellschaft selbst noch ihr braver Vorstand, der bey seiner fröhlichen und wahrhaft attischen Unterhaltung nicht im mindesten daran dachte, daß von jenem kleinen, heitern Feste weiter gesprochen werden sollte, als im Kreise der Mitglieder selbst.

Noch schlimmer spielte man der Flora mit. Und doch verdiente dieser Verein so ganz die Anerkennung aller Gebildeten, je mehr er ihnen Gelegenheit gibt, ihre Kenntnisse zu vermehren, und je wohlthätiger die Folgen seyn werden, welche er gewiß auf Gewächs-Kultur und Kunde in Dresden und seiner Umgegend haben wird. Auch hier ist keine Idee von Anmaßung vorwaltend, sonst würde das Institut, das sich wahrhaftig in seinen monatlichen Versammlungen schon manches trefflichen und geistreichen Vortrags, in seinen Mitgliedern der ausgezeichnetsten Männer, in Wissenschaft wie im Geschäftsleben rühmen kann, und welches sich des besondern Schutzes unsrer beyden Prinzen, Friedrich und Johann, erfreut, schon längst sich durch Schriften öffentlich angekündigt, seinen Zweck und seine Mittel vorgelegt haben, aber auf der andern Seite vielleicht auch einer voreiligen Sucht Aufsehen zu erregen, beschuldigt worden seyn. Durch die Gnade unsers Königs, welcher der Flora das Palais im großen Garten zum Gebrauche für ihre Versammlungen und Gewächsausstellungen überlassen, hat derselbe nun eine Selbstständigkeit und Sicherheit gewonnen, welche ihn für längere Dauer begründet, und ihn wohl veranlassen wird an den Früchten seiner Bemühungen, welche bis jezt blos den Mitgliedern zu Theil wurden, auch das größere Publikum Antheil nehmen zu lassen. Und dieß dürfte die beste Widerlegung jener Ausfälle seyn.

Die Abtragung der noch übrigen, sehr geringen Theile unserer Festungswerke, gehen rasch vorwärts, und das Ganze seiner Vollendung entgegen. Auch die an den Thoren anzulegenden neuen Wacht- und andere Gebäude fangen schon an, sich zu erheben, und die am weißen Thore einander gegenüberliegenden beyden Häuser zeigen in ihren Verhältnissen und äussern Formen eine wohlthuende Hinneigung zu einem bessern Geschmacke, wie er leider jezt an manchen neu entstandenen Bauwerken nur zu oft vermißt worden ist. Eine große Bequemlichkeit für Fußgänger, ja selbst eine endlich erlangte Sicherheit gegen lebensgefährliche Verlezungen, ist auch dadurch bewirkt worden, daß man neben der Durchfahrt durch das Georgenthor, auf dem so zahlreich besuchten Wege von der Schloßgasse auf die Brücke, zwey Seitendurchgänge eröffnet hat, wo nun die zu Fuß Wandernden gegen die Wagen geschüzt sind. Dieses, verbunden mit dem bis zur Brücke gelegten doppelten Trottoir von Granitplatten, und der dort bereits in Wirksamkeit getretenen Gasbeleuchtung sind Schönheiten und Wohlthaten für unsere Residenz, wegen deren der lebhafteste Dank nicht oft genug ausgesprochen werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

London, August.

(Fortsetzung.)

Der älteste dieser Nebenbuhler ist the Literary Chronicle, welches schon seit neun Jahren besteht, aber bis vor Kurzem in einer Art von Pflanzenleben. Es befand sich nämlich in den Händen von vier oder fünf Eigenthümern, welche alle Artikel selbst schrieben, und durch diese Ersparniß, so wie durch schlechteren Druck und gemeineres Papier, nach gerade nichts dabey verloren. Seit Kurzem aber ist es in neue Hände gekommen, und hat sich im Innern und Aeußern veredelt. Es wird von jungen Männern von der Universität Cambridge geschrieben, einer zwar nicht zahlreichen Klasse, die zu einem höhern Leben erwacht scheint, die in der Literatur etwas Edleres erblickt als ein Mittel zum Zeitvertreib, in der Kunst mehr als bloße Sinnenweide, in den Wissenschaften mehr als körperliche Befriedigung und Gelderwerb, und in der Politik mehr als eine Kunst, Völker zu täuschen und Individuen zu Ziffern herabzuwürdigen. Diese Männer streben nach dem hohen Ziel der Veredlungen des Menschen; und da sie dabey behutsam zu Werke gehen, und Weisheit lehren, ohne sich das Ansehen von Schulmeistern zu geben, ja es nicht verschmähen, eine nüzliche Wahrheit unter einen Scherz zu verbergen, so muß ihr Wirkungskreis immer wachsen, und die Ausbreitung ihrer Zeitschrift immer größer werden. Von dem Weekly Review habe ich schon weitläufig gesprochen. Es scheint in Hinsicht des innern Gehalts und der Ausbreitung mitten zwischen den beyden andern zu stehen. Sein ganzer Ton verräth ein höheres, gemeinnüzigeres Streben als das der Literary Gazette, aber es fehlt ihm an der Einheit des Zweckes, welcher das Literary Chronicle so hoch stellt. Seine gemischten Artikel sind dagegen mannigfaltiger und unterhaltender. Buckingham ist der Herausgeber, und zum Theil auch Redakteur des Athenæum. Es ist ein sehr schön gedrucktes Blatt, welches zuerst einmal, und dann zweymal die Woche erschien, jezt aber wieder nur einmal. Es enthält meistentheils gutgeschriebene Artikel in einem liberalen Sinn, nur etwas zu sehr material, d. h. auf körperlichen und weltlichen Nuzen abzweckend, und ist dabey etwas zu pädagogisch, um viel verbreitet zu werden; es steht jedoch hinsichtlich des Absazes der Literary Gazette am nächsten. Dieß sind die eigentlichen Literaturzeitungen. Aber nebst diesen gibt es mehrere literarische Wochenschriften, welche sich mit Auszügen aus neueren Werken, mit Nachrichten von Seltenheiten in Natur und Kunst begnügen, und wobey leztere mit sehr guten Holzschnitten erläutert werden. Das beste unter diesen ist the Mirror, welches in 8. erscheint, und bereits bis zu zwölf Bänden angewachsen ist. Mehrere andere der Art, the Portfolio, the Table-Book, the Every Day Book etc. werden nicht mehr fortgesezt. Leigh Hunt gibt jezt etwas dergleichen unter dem Titel the Companion heraus, welches manche interessante Lückenbüßer enthalten soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 10. September 1828.

Geld'ne Früchte seh' ich glühen
Winkend zwischen dunklem Laub.

Schiller.

Skizzen aus Nordamerika*).

Nach Cooper.

1. Die Früchte.

Bey dem hohen Stande des Thermometers findet man in Neu-York beynahe jede Frucht, welche den Frost ertragen kann, in großer Vollkommenheit. Mag es nun von der Frischheit des Bodens oder von dem wirksamen Einfluß der Sonne, oder von beyden zugleich herrühren, die meisten animalischen und vegetabilischen Nahrungsstoffe, die ich gekostet, haben einen außerordentlichen Wohlgeschmack. Ich wünsche, daß Sie das Folgende wörtlich verstehen und nicht als übertriebene Ausdrücke nehmen, die etwa bey einem wohlbestellten Gastmale an ihrem Orte wären. Ich kann mich kaum erinnern, einen so angenehmen Duft gerochen zu haben, wie der war, den ich auf einem Kleefeld einathmete. Mein Freund sagt mir, er sey auf diese Eigenthümlichkeit der Pflanzen in seinem Vaterlande erst dadurch aufmerksam geworden, daß er in Frankreich einmal an einem Feld mit Heidekorn hinging, das vergleichungsweise einen sehr tauben Geruch von sich gab. Dagegen ist das Heidekorn unter diesem Himmelsstrich eine Pflanze, die köstlich duftet, so daß man es oft in einer Entfernung von einer Viertelmeile riecht. Kurz, so weit meine eigene Beobachtung reicht, theilt die Sonne hier dem Grase, den Pflanzen und Früchten einen Wohlgeschmack mit, den man kosten und zwar sorgfältig kosten muß, um ihn gehörig zu würdigen. Doch ist von Seite der Menschen wenig geschehen, um diese unschätzbaren Vorzüge zu erhöhen. Auf den öffentlichen Marktplätzen ist keine sehr große Auswahl von Früchten. Pfirschen, Melonen, Kirschen und Anderes von den gewöhnlichen Sorten sieht man zwar im Ueberflusse, allein die Amerikaner scheinen nicht gesonnen, auf den Anbau der selteneren viel Zeit oder Geld zu verwenden. Doch kann ich mich von diesem Gegenstande nicht trennen, ohne den Unterschied zwischen den Früchten dieses Landes und namentlich der Hauptstadt Ihrer Heimath (Paris), der mir besonders aufgefallen ist, zu erwähnen. Eine französische Pfirsche ist saftig und anfangs, wenn man davon kostet, angenehm, sie läßt aber einen matten, wässerigen, beynahe sauren Geschmack, weßwegen man sie so oft mit Zucker ißt. Den Amerikaner dagegen wandelt eine unbezwingliche Lachlust an, wenn er sieht, daß man zu einer reifen Frucht irgend eine Art Süßigkeiten ißt. Die hiesigen Pfirschen lassen einen köstlichen Geschmack zurück, den ich in seinen Wirkungen nur mit demjenigen vergleichen kann, was Sie das Bouquet eines Glases Romanée nennen. Sie, der als Pariser so viel von einem goût spricht, werden wohl ein unglaubiges Gesicht machen, wenn ich Ihnen sage, daß man hier die beste Melone, die auf Ih-

*) Die folgenden Bruchstücke sind denselben Briefen Coopers über Nordamerika entnommen, aus denen wir schon Mehreres mitgetheilt haben. — Man erinnere sich, daß der Verfasser einen reisenden Europäer sprechen läßt.
D. Red.

ren Tisch kommt, gewiß schlecht fände. Um einige Sous, höchstens zwölf, bekommt man hier eine, die Alles übertrifft, was bisher über meine Lippen gekommen ist. Es fehlt mir an Ausdrücken, sie zu beschreiben: sie ist fest und doch weich, saftig, ohne den matten, wässerigen Geschmack, den sie bey uns haben, und äußerst mild und angenehm. Von gleicher Güte findet man sie nur in der Krimm oder in den angränzenden Provinzen der Türkey und etwa in Persien. Die Amerikaner behaupten, es sey dieß die einzige Melone, die auf den Tisch eines solchen kommen dürfe, der zwischen Essen und Kosten einen Unterschied zu machen wisse, und mir scheint sie ganz besonders für einen Epikureer geschaffen zu seyn. In den Gärten der Vornehmen findet man nicht nur eine größere Mannigfaltigkeit, sondern die Früchte sind auch, einige gemeinere Obstsorten ausgenommen, von viel besserer Qualität. Ich habe manche alte Bekannte, die von der östlichen Halbkugel auf die westliche verpflanzt worden waren, gekostet, und darf behaupten, daß durch diese Versetzung alle an Wohlschmack, wenn auch nicht immer an äußerm Ansehen, gewonnen haben. Es ist ein stehender Scherz von Cadwallader, daß er sagt, seine Landsleute sehen mehr auf den Kern als auf die Schale, wenn ich meine Lobsprüche durch eine Bemerkung über das Aeussere beschränke. Doch erinnere ich mich, daß er eines Tages meinen Tadel kräftig zum Schweigen brachte, indem er mich an einen Pfirschbaum führte, der im Schatten eines anliegenden Gebäudes stand. Die Frucht war schön, ungemein groß und ohne Flecken. Ich brach eine der schönsten davon, biß ein Stück ab und warf es unwillkührlich wieder aus. Mein Begleiter gab mir sodann eine andere, die an der freyen Luft gewachsen war, zeigte bedeutsam gegen die Sonne und überließ mich meinen Betrachtungen über eine Beweisführung, die schlagender war als tausend Worte. Und doch habe ich während meiner kurzen Anwesenheit in Amerika Europäer getroffen, die über das hiesige Obst spöttelten, oder gar behaupten wollten, es gebe hier überhaupt kein solches!

Man darf nur bedenken, daß die Vereinigten Staaten zwischen dem 45sten und 25sten Breitegrad liegen, und man wird einsehen, daß die Natur sie in den Mittelpunkt ihrer gesegnetsten Gegenden versezt hat. Dabey ist das Klima hier so eigenthümlich, wie man es in Europa unter den gleichen Breitegraden gar nicht kennt. Den Apfel und die Pfirsche findet man neben einander reif und so vollkommen, daß Sie, mein lieber Oberst, um ein Seitenstück zu dem einen zu finden, nach Italien gehen müssen und zu der andern weiß nicht wohin!

Wegen des leichten, ununterbrochenen Verkehrs mit den südlichen Staaten findet man hier die Früchte der Tropenländer zwar nicht so frisch, wie wenn sie erst gebrochen werden, aber sehr wohlschmeckend und so gut erhalten, als die Erzeugnisse der gemäßigten Zonen. Die Ananas, groß, goldgelb und vorzüglich gut, bezahlt man mit 12 bis 25 Sous; köstliche Orangen werden auf den Strassen viel wohlfeiler zum Kauf angeboten, als man in den Buden in Paris einen erträglichen Apfel bekommt, und Brodwurzeln, Wassermelonen rc. trifft man auf jedem Markte. Diese seltene Verschmelzung der Wirkungen verschiedener Klimas, die Verbindung von Hitze und Kälte, der starke Handelsverkehr und die verschwenderische Freygebigkeit der Natur veranlassen mich, zu glauben, daß das Reich der Gastronomie früher oder später hieher verpflanzt werden wird. Für jezt muß man gestehen, daß diese Wissenschaft hier noch sehr weit zurück ist, weil im Grunde der Mensch da, wo die Natur am freygebigsten war, gewöhnlich genügsam ist und von seiner Seite es an derjenigen Thätigkeit fehlen läßt, ohne welche kein vollkommener Genuß in irgend einem Zweige des menschlichen Wohllebens möglich ist *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese Behauptungen Coopers sind interessant, weil die Meynung, daß die Produkte des Thier- und Pflanzenreichs der neuen Welt denen der alten an innerem Gehalte nachstehen, bey uns noch ziemlich verbreitet ist.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Es liegt in der Eigenthümlichkeit unserer Erzählung, daß wir uns genöthigt sehen, den Leser von einem Krankenlager zum andern zu führen. Don Jayme war einige Stunden später, als Adonaide jenes gefährliche Wagstück zu seiner Rettung unternommen, aus einem tiefen, stärkenden Schlafe erwacht. Er konnte sich nicht in seine Umgebung finden. Er erinnerte sich wohl, wie im Fluge des Blitzes Adonaidens Antlitz erschaut zu haben, allein er schrieb diese Erscheinung einem lebhaften Traume zu. Erwachte er doch jezt auch aus einem solchen, aus einem jener Zustände, die er seine goldene Träume nannte und von denen ihm später nichts mehr erinnerlich war, als jenes wunderbare Licht, das sein ganzes Wesen durchströmte!

Er sah mit Staunen auf die Orangen, auf die Palmen, die ihre Zweige in die weiten offenen Bogenfenster streckten. Dann bemerkte er jenen Alten an seiner Seite, den er zu Alcola in Adonaidens Begleitung zuerst gesehen. Es war ihm wunderlich zu Sinne, die Stätte, wo er sich befand, schien ihm fremd und dennoch vertraut, wie schon früher in süßen Ahnungen erblickt. Er fühlte die Nähe der Geliebten; ein Wonneschauer zog durch seine Seele. „Alhambra!“ seufzte er mit schwacher Stimme.

„Du irrst nicht!“ sagte Ruben zu dem jungen Mann in einem Tone, der diesem mild und liebevoll dünkte. Das Wesen des Alten, der ihm früher widerwärtig erschienen, hatte überhaupt ein ganz anderes Ansehen für Jayme gewonnen. Was ihn abgeschreckt, zog ihn jezt an, wo er Falschheit und Tücke zu sehen geglaubt hatte, fand er jezt einen Ausdruck der Redlichkeit, der ihm Vertrauen einflößte.

„Du bist in Alhambra, Christ,“ fuhr der jüdische Arzt fort, „und du magst dein Schicksal segnen, das dich in die Macht des großmüthigen Mehemmet al Mansur gegeben hat. Er nahm den Verwundeten und Elenden auf in seinen Pallast und gewährte ihm Pflege und Obdach, obschon er in ihm seinen Feind erkannt, der gekommen, ihn und sein Volk mit blutigem Krieg zu überziehn. Bey dem Gotte meines Volkes! ich sage dir, Christ, ohne den glücklichen Stern, der über dir leuchtet, lägst du eine Leiche im blutgetränkten Sande!“

Jayme aber hörte wenig auf die Worte des Alten. Der Gedanke an Adonaiden, die eine Luft mit ihm athmete, einen Ort mit ihm bewohnte, erfüllte ihn mit Entzücken: Ruben schien in seiner Seele zu lesen, denn er sagte: „Erinnerst du dich noch, wie wir uns zuerst fanden beym Ringelrennen in Alcala? Und dann wieder in jenem Walde, wo du Mehemmets schöne Schwester aus Räuberhand befreytest? Sie hat deiner nicht vergessen, sie gedenkt deiner mit größerer Güte, als es vielleicht einer Rechtgläubigen und Schwester des Königs von Granada geziemt!“

Es gewährte unserem Freunde eine unbeschreibliche Lust, den Alten von Adonaiden sprechen zu hören und wenn noch etwas nöthig gewesen wäre, um diese in der neugewonnenen Gunst des Don Jayme zu befestigen, so konnte es eine Unterhaltung dieser Art thun. Der junge Mann fühlte einen unwiderstehlichen Drang, dem jüdischen Arzte Alles zu entdecken und ihn zu seinem Vertrauten zu machen. Aber die Schwäche, die er noch immer empfand, verhinderte ihn daran. Er wollte sprechen und vermochte es nicht; er mußte sich begnügen, seine Gedanken auf die Geliebte zu richten, und dem Wunsche entsagen, mehr von ihr zu hören.

Noch einige Tage lang war diese Schwäche dauernd, dann aber fühlte er sich nach jedem Schlafe, in den er im Laufe des Tages versunken, immer kräftiger, so daß er bald das Lager verlassen und im Zimmer umhergehen konnte. Anfangs schien es ihm sonderbar, daß jedesmal, wenn er erwachte, der Alte ihm gegenübersaß, und starr seine Blicke auf ihn heftete. Er hatte dann auch immer einen seiner goldenen Träume gehabt. Ruben aber wußte ihn in solchen Fällen in ein so anziehendes Gespräch, das meist die Geliebte betraf, zu verwickeln, daß er jenes seltsamen Umstandes nicht mehr gedachte. Bald auch hatte er den Alten zu lieb gewonnen, um noch irgend etwas Auffallendes oder Verdächtiges in seiner Handlungsweise zu finden. Es schien ihm vielmehr, als sey Alles, was er thue, das Gute und Richtige, und könne und dürfe nicht anders seyn. Jezt da die Bande seiner Zunge gelöst waren, welche nur die Schwäche gehalten hatte, sprach auch er viel von Adonaiden. Wenn er ermüdete, so mußte ihm Zephanja von ihr erzählen, aus ihrer Kinderzeit, von ihrer Anmuth und ihrer Herzensgüte.

„Du liebst sie!“ sagte einst der Alte zu ihm, mit einer Stimme, die ihm wie die seines besten Freundes dünkte. „Diese Liebe hat sich deiner bemächtigt, als du sie zum ersten Male im goldenen Traumgesichte erblickt, da du im Ufer des Henares schlummertest.“

„Wunderbarer Greis!“ unterbrach ihn staunend Jayme, „wer gab dir die Macht, in die Herzen der Sterblichen zu blicken, und dort ihre Geheimnisse zu erspähen? Von diesem seltsamen Traume weiß nur einer, der dir fremd ist, und von dem du ihn nimmer erfahren haben kannst!“ „Laß diese Nebendinge!“ versezte lächelnd Zephanja, „du liebst und wirst wieder geliebt. Was ich dir entdecken will, wird dich auf den Gipfel des Entzückens erheben, du wirst erkennen daß du geliebt wirst, wie noch nie ein Sterblicher es ward.“

Nun erzählte er dem lauschenden Jünglinge, wie Adonaide ihr Leben zum Opfer hingeben wollen, um das seinige zu erhalten, wie sie die kühne Handlung vollbracht, wie sie sich dann zum Tode bereitet habe, aber durch ihre jugendliche Kraft diesem entrissen worden sey, und nun wieder blühend und liebeingend in Alhambras herrlichen Gärten wandele.

Jayme hörte ihn ohne eine Aeußerung des Staunens an, er lächelte freundlich für sich hin, und sagte, nachdem der Alte geendigt hatte: „Ich konnte es nicht anders erwarten von ihr. Ich hätte ja dasselbe gethan an ihrer Stelle, und sie und ich, wird sind ja nur eins, das nur ungetrennt leben und sterben kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Die nächste Art von Zeitschriften, welche wir zu erwähnen haben, sind die Magazine, welche monatlich erscheinen. Von diesen sind zu bemerken: the Gentlemans Magazine, the Monthly, the New Monthly, Blackwoods, the London, the Asiatic Journal, the Oriental Herald, the Monthly

Review, the British Critic etc. Einige andere, deren Name auch ehemals in Deutschland berühmt war, so Constables Edinburgh Magazine, und the European bestehen nicht mehr.

Die eigentlichen Magazine sind nicht der Kritik gewidmet, wie die obigen literarischen Wochenschriften, alle haben zwar mehr oder minder ausgedehnte Nachrichten über die neusten und interessantesten Werke, aber obgleich ihr vorzüglichster Zweck Unterhaltung ist, so findet sich doch in allen Belehrung, natürlich aber von verschiedener Art, je nachdem das Publikum beschaffen ist, für das sie schreiben. Das älteste von allen ist das Gentlemens M., es besteht schon sehr lange, und was am merkwürdigsten, es ist während einer langen, vielbewegten Zeit, in welcher selbst die ältesten Staatsformen Modifikationen erlitten, im Innern und Aeußern unverändert geblieben. Da ist noch immer dieselbe steingelbe Decke, der schwerfällige Holzschnitt von dem alten Johannisthore (St. Johnsgate, ein alter Thorweg, welcher ehemals in das in London befindliche Johanniterkloster führte), dieselbe Art von Anfragen und Antworten, und derselbe unsterbliche Redakteur, der gutmüthige Urbanus. Diese Beharrlichkeit rührt aber nicht von der unverbesserlichen Vortrefflichkeit des Werks, sondern von der Eigenthümlichkeit seines Zweckes her, welcher ausschließlich auf Alterthumskunde, besonders einheimische, gerichtet ist. Diese bleibt natürlich dieselbe; und Leute die sich mit der Erforschung des Ursprungs alter Kirchen u. s. w., abgeben, und zwar aus keinem andern Grunde als um solchen zu wissen, sehen gewöhnlich Staaten um sich her steigen und fallen, ohne dadurch sonderlich umgestaltet zu werden. — Nicht viel jünger als dieses Magazin ist das Monthly, das man oft seines jüngern Nebenbuhlers wegen, the Old Monthly, nennt. Der Stifter desselben war der bekannte Richard Philipps, ein Mann von unermüdlicher Thätigkeit, und in dessen Händen eine solche Zeitschrift unschäzbar gewesen wäre, wenn man hätte seiner Wahrhaftigkeit vertrauen können, und wann er nicht durch sein unredliches Verfahren nach und nach alle Männer von sich getrieben hätte, die durch ihr Talent und ihren Fleiß den Mittheilungen die reichhaltige Mannigfaltigkeit gaben, welche der Zweck dieses Magazins war. Dieser Mangel aber, nebst der Heftigkeit des Redakteurs in politischen Sachen, und seiner Beharrlichkeit, seinen philosophischen Ansichten, die Niemand wissen wollte, Umlauf zu geben, brachten es in Verfall. Zulezt verkaufte es Philipps; es bekam andere Redakteurs, ohne sich zu bessern, bis die neuen Eigenthümer sich endlich entschlossen, ihm die Gestalt der neueren Magazins zu geben. Und in der That hatten die Zeitungen die Stelle der alten Magazine eingenommen, und geben all den geschichtlichen, literarischen und wissenschaftlichen Neuigkeiten, welchen dieselben ehemals gewidmet waren, Umlauf, und zwar weit schneller als jene es konnten. Es hat jezt gewöhnlich einen sehr guten Aufsaz über irgend einen wichtigen Gegenstand der innern Staatswirthschaft, womit das Publikum eben beschäftigt seyn mag; eine oder zwey unbedeutende Erzählungen (meistentheils übersezt), nebst einigen andern, wizig seyn sollenden leichten Aufsäzen, und einige kurze, mitunter sehr gediegene Kritiken. — Das New Monthly Magazine, war das erste, welches den alten Schlendrian abwarf, und mit erhöhtem Preis (von zwey Schilling auf vierthalb Schil.) größere Ausdehnung und neuen Inhalt annahm. Es war als ein Nebenbuhler des Monthly aufgetreten, verlies aber bald die Bahn dieser Zeitschrift, und suchte sich ein anderes Publikum, oder erzog sich eins, wo es solches noch nicht vorfand. Bisher waren Magazine nur von ernsthaften Männern, Kaffeehausgästen, und in der Provinz gelesen worden, jezt wurden sie eine Erholungsliteratur für die vornehme Welt und den geschäftigen Müssiggang. Statt der kurzen Mittheilungen in engen Spalten zusammengedrängt, las man jezt artige Erzählungen; schöne Aufsäze über die oberflächlicheren Gestaltungen des Lebens; wizige oder empfindsame Aufsäze über alles, über etwas oder nichts; kurze interessante Reisebeschreibungen, Charakterskizzen von Individuen, Städten und Völkern; gelegentliche Kritiken von einer anziehenden Art u. s. w. Wie es sich aber erwarten ließ, wenn man jeden Monat in 200 Seiten zierlich, leicht, wizig und durchaus fashionable und geschmackvoll seyn wollte, wurde man sehr oft seicht und schal und mitunter abgeschmackt; es erschienen Nummern, die man vom Anfange bis ans Ende lesen konnte, ohne um einen einzigen Gedanken reicher geworden zu seyn, ohne seine Gefühle in irgend einem Punkte gebessert oder geläutert zu haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Dresden, August.

(Beschluß.)

Unsere Bühne, die italienische sowohl als deutsche, schienen sich im Monate Juni mit neuen Erscheinungen erschöpft zu haben, und die leztere bot uns blos ein Paar Kleinigkeiten, welche jedoch beyde gefielen. Die Anlage im „Zweykampfe." von Kurländer ist sehr anziehend, aber in dem kleinen Raume von einem Akte blieb kein Raum zu ruhiger und richtiger Entfaltung der so gut angelegten Charaktere, und deßhalb tritt die Katastrophe viel zu unmotivirt ein. Denselben Gegenstand hat daher Raupach in seinem „Vormund und Mündel" mehr ins Breite gemalt, und in drey Akten sich alles abspinnen lassen. Die Darstellenden leisteten Wackeres, besonders zeichneten sich Herr Pauli und Julius aus. Blums „Mirandolina" ist bereits auf mehreren Bühnen mit Beyfall gegeben worden, auch hier ward er ihr zu Theil. Die Bearbeitung ist fleißig und gelungen, in so fern überhaupt der Stoff, der schon öfters zur Grundlage von Bühnenarbeiten gedient hat, ein ansprechender und ausreichender für ein Stück in drey Akten ist. Uns bedünkt, daß er in Einem Akt recht gut hätte erschöpft werden können, denn am Ende ermüden diese Koketterien ohne eigentlichen Zweck.

Eine große Zahl von Gästen hatte das Schauspiel in diesem Monate eingeladen, und einige Male spielten sogar deren drey an einem Abende. In der Oper sprach vorzüglich Herr Rieser aus Frankfurt an. Minder gefiel Madame Schmidt aus Hannover, und doch ist ihre Stimme wirklich ausgezeichnet und selten. Wohl keine Bühne Deutschlands dürfte jezt eine so kräftige Altstimme aufzuweisen haben. Hr. D. Wagener aus Weimar stellte uns einen Tell auf, wie wir ihn seit langer Zeit nicht gesehen hatten. Ein Meisterbild in jeder Beziehung, einfach, gediegen, wahr und kräftig. Er erregte allgemeinen Enthusiasmus. Auch dem Bayard suchte der verständige Künstler einige Lichtseiten abzugewinnen. In diesem Stücke zeichnete sich Herr Spiegelberger aus München als Ligny, durch treffliche Deklamation und eigenthümliche Haltung sehr vortheilhaft aus. Man hätte gewünscht, diesen geschickten Sprecher in einer andern zweyten Rolle als der des Geßlers zu sehen.

Guido.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. September 1828.

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bey seines Namens Schall.

Klopstock.

Bruchstücke aus dem epischen Gedichte: Wlasta.

Von Karl Egon Ebert.

Eingang.

Ihr Berge, stolze Berge, du schwarze Wäldernacht,
Ihr golderfüllten Ströme, ihr Au'n in grüner Pracht,
Ihr sanftgewölbten Hügel in blumigem Gewand,
Euch nenn' ich freudig rufend mein schönes Vaterland!

Du Erde, heil'ge Stätte, du Grab so vieler Kraft,
Ihr Trümmer alter Baue, in Schutt dahin gerafft,
Ihr Reste hohen Geistes, der jedes Herz entbrannt,
Ich nenn' euch hochbegeistert mein großes Vaterland!

Den Stein am Boden küss' ich, drauf einst mein Ahn gewallt,
Und in Ruinen wein' ich, drin öd' mein Wort verhallt,
Und drin in nächt'ger Stunde bey rauher Winde Weh'n,
Gekrönte bleiche Schatten durch morsche Hallen gehn.

O klänge meine Harfe wie mächt'ger Donner Hall,
O brauste meine Stimme wie schwerer Stürme Schall,
Daß weitum rings erklänge der Ruhm der alten Zeit,
Des alten Sinnes Würde, der Thaten Herrlichkeit.

Dort hinter grauem Schleyer, dort wogt es her und hin
Wie dämmernde Gestalten, die nahen und entflieh'n,
Sie schweben hin und wieder vor meinem blöden Blick,
Und winken, und zerfließen in leeren Duft zurück.

Ha, welch ein Sehnen drängt mich, welch Hoffen, welches Glüh'n
Nach jenem Nebeldunkel, nach jenen Bildern hin!
Wie pochen mir die Pulse, wie jagt des Blutes Lauf,
Der Vorwelt Schleyer fass' ich, ich heb' ihn muthig auf!

Doch weh' mir! was erblick' ich? wo hab' ich in der Hast
In fieberhaftem Taumel den Schleyer angefaßt?
Das ist kein Bild der Freude, das ist des Schreckens Bild,
Das meiner Heimath Fluren mit Grauß und Mord erfüllt.

Hier wälzen breite Ströme in ihren Beeten Blut,
Gehüllt in blut'ge Tücher erscheint der Sonne Glut.
Blut ist die einz'ge Farbe, die hier mein Aug' erkennt,
Ist denn in dieser Schöpfung das Blut ein Element?

Dort seh' ich blüh'nde Weiber, mit hartem Stahl bedeckt,
Sie schreiten durch die Ströme, den Fuß von Blut befleckt,
Sie schwingen lange Schwerter in wuthentglühter Hand,
Und schleudern in die Häuser den rothen Feuerbrand.

Und dieses soll ich singen? die höchste Unnatur,
Die schrecklichste Entartung, die je die Welt erfuhr?
Lobt sich in diesem Bilde des Gräuls mein Vaterland?
Wohin hat mich verleitet die allzu rasche Hand!

Doch ja, ich kann es singen — denn nur der Himmel zeugt
Ein schreckliches Gewitter, dem sich die Erde beugt,
Der Fels nur, wenn er rollet, zerschmettert und zerschlägt,
Und nur das Meer vernichtet, wenn sich's im Sturm bewegt.

Nur Großes kann entarten zu großer Unnatur,
In ewig gleichem Gleise bewegt sich Kleines nur,
Die höchste Kraft zeugt Schrecken, der höchste Muth den Gräul,
Die Grille kann nur schrillen, der Löwe hat Geheul.

Drum will ich dennoch deuten das blutdurchdrung'ne Bild,
Das, blindem Triebe folgend, die rasche Hand enthüllt,
Und auch in diesem Bilde sey, meiner Väter Heerd,
Sey, theures Land der Böhmen, im Liede mir verehrt!

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Adonaidens Bruder, Mehemmet, trat in das Gemach, um seinen Gast mit freundlichen Worten, aber einem Antlitze, in dem ein Ausdruck des Unmuths nicht ganz unterdrückt war, zu begrüßen. „Mehemmet freut sich, das Wort erfüllen zu können, das Al Mansur dir gegeben!“ hob er an. „Sey mir gegrüßt in Alhambra! Wenn du auch nicht kamst als ein Freund, so nimmt doch Mehemmet dich auf wie einen solchen. Sieh mein Haus als das deinige an, genese deiner Wunde, und wenn sie geheilt ist, wenn du dich wieder stark und kräftig genug fühlst, in deine Heimath zurückzukehren, dann soll Niemand dich daran verhindern. Du warst frey in dem Augenblicke, als ich dich verwundet auf dem Kampfplatze fand. Mehemmet läßt keinen Dienst, der ihm geleistet worden, unvergolten.“

Der Araber erwartete nicht die Antwort des Don Jayme. Es schien ihm lästig, in seiner Nähe zu verweilen. Nachdem er der Sorgfalt des Arztes die baldige Herstellung des Gastes angelegentlich empfohlen hatte, entfernte er sich in stolzer Haltung.

„War das der Bruder Adonaidens?“ sagte Perdone und sah nachdenklich hinter ihm her. „Dieser Araber übt auf eine seltsame Weise die Gastlichkeit, die sonst eine Tugend seines Volkes ist. Er scheint meine Genesung nur deßhalb zu wünschen, um mich recht bald fern zu wissen!“ — „Kann wohl seyn!“ sprach der Jude mehr in sich hinein, als zu dem Kastilianer. „Aber er wünscht sich selbst Schlimmes. Er wird viel verlieren mit dir, Alles was seine Seele liebt; und wird dann elender seyn auf seinem Throne und mitten unter seinen Schätzen als der ärmsten einer von seinen Sklaven!“

Noch einige Tage vergingen, und Jayme fühlte sich stark genug das Zimmer zu verlassen. Seine goldenen Träume dünkten ihm aber nicht mehr so erquickend als bisher. Er erwachte oft in einer wüsten Betäubung, der er erst nach einiger Zeit sich ganz entreißen konnte. Es blieben ihm auch oft einige Erinnerungen aus seinen Träumen. Er sah wieder jenes häßliche Bild, auf welchem er sich selbst erschien, indem er einen verdächtigen Fremden durch die ihm und wenigen Andern nur bekannten geheimen Gänge in das Schlafgemach des Königs Enrique leitete. Der Unbekannte trug einen breiten Hut, der sein Gesicht beschattete. Jayme sah, daß er eine häßliche grünliche Flüssigkeit in des Königs Nachttrank mischte, er sah, wie Don Enrique im halben Schlaf den Becher ergriff und leerte, wie dann der Fremde mit einer triumphirenden Bewegung hinwegeilte; sein ganzes Wesen durchschauerte der Donnerruf: „Giftmischer!“ und er erwachte in großer Beängstigung, seine Blicke suchten den Arzt, der ihn dann freundlich anlächelte und ihn mit traulicher Rede zu beruhigen wußte. Er führte den Genesenden in die reizenden Gärten, er zeigte ihm die Fenster von Adonaidens Gemächern, er gab ihm Gelegenheit sie aus der Ferne zu sehen, und eine stille Heiterkeit zog wieder ein in Jaymes Seele. Bald wurden nun auch seine Träume wieder ruhiger, der Schlaf im Laufe des Tages wurde seltener und von geringerer Dauer, seine Wunde war vernarbt und alle Jugendkraft zurückgekehrt.

„Du bist genesen,“ sagte der Alte eines Abends, als er mit ihm in dem Orangenwäldchen am Abhange des Berges wandelte, auf dem das herrliche Landhaus Xeneralife lag. „Du kannst Granada verlassen, wann du willst. Al Mansur hält dich nicht zurück, sein Wort sichert dir die Freyheit.“

Jayme blickte bestürzt seinen Begleiter an. War doch die Entfernung von Granada auch zugleich die Trennung von Adonaiden, hatte er sich doch zu sehr an das beseligende Gefühl ihrer Nähe gewöhnt, um den Gedanken des Scheidens zu erlangen. „Ich weiß, was dich bekümmert,“ fuhr Zephania fort, nachdem sein Auge scharf beobachtend auf dem Jüngling geweilt. „Du möchtest ihr gern ein Lebewohl sagen, die das Gift getrunken aus deiner Wunde, du möchtest ihr danken, du möchtest ihr vielleicht noch Anderes gestehen, was ich nicht hören darf und was dir schwer auf dem Herzen liegt. Folge mir! ich bin dein Freund, Don Jayme, und will dich zu ihr führen. Sie weilt nicht mehr in Alhambra. Mehemmet hat seine guten Gründe gehabt, sie zu einem Aufenthalte in Xeneralife zu bewegen. Er wähnt dich noch schwach und krank. Magst du ihm immerhin dafür gelten; wir benutzen seinen Wahn, und kannst du den Preis deiner Liebe erringen, so wärest du ein Thor, wenn du die Gelegenheit zurückwiesest!“

Zum Erstenmale empfand Jayme wieder jene Abneigung, die er früher gegen den Juden gehegt hatte. Er glaubte in seinen Zügen wiederum etwas Heimliches, Listiges und Boshaftes wahrzunehmen. Aber die Aussicht, die der Alte ihm eröffnete, war zu lockend, als daß er hätte widerstehen können. Auf Schlangenpfaden und durch verbergendes Buschwerk führte ihn Ruben die Anhöhe hinan. Bald befanden sie sich in den bezaubernden Gärten von Xeneralife. Jayme achtete wenig auf die Reize der

Natur und Kunst, die ihn umgaben; die Hoffnung, Adonaiden zu sehn und zu sprechen, hatte sein ganzes Wesen erfüllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik der Türken und der türkischen Verfassung *).

Katharina' II. war es, die den Sultan in Konstantinopel dergestalt demüthigte, daß der russische Name allein hinreichte, den Türken Schrecken einzujagen. Einst entstand unter der Herrschaft Mustapha III. zwischen zwey Janitscharenregimentern in Galata, Konstantinopel gegenüber, ein blutiger Kampf, der drey Tage lang dauerte und den weder der Janitscharenaga noch der Großvezier zu unterdrücken vermochten, so daß endlich Mustapha zu dem Mittel seine Zuflucht nahm, einen russischen Hut unter die Streitenden werfen zu lassen, bey dessen Anblick dieselben erschrocken sich sogleich zerstreuten. Mit einer passenden Metapher sagte daher Ismaël-Bey, Minister der auswärtigen Angelegenheiten: „Seit einem Jahrhunderte ist das osmanische Reich einer mit Diamanten besetzten Tabaksdose ähnlich, die nur Schmutz und Unrath in sich faßt, und Rußland ist es, welches den Deckel davon an sich genommen hat."

Nach dem russisch-griechisch-türkischen Kriege von 1770 ward bey den blutigen Verfolgungen der Griechen im Peloponnes, welche die Rache der Türken, troß der ertheilten Amnestie, sich erlaubte, unter den Sklavinnen, welche für das Serail gewählt wurden, auch die Tochter eines griechischen Weltpriesters mit weggeführt. Die Schönheit derselben entzückte den Sultan (Abdul Hamid) dergestalt, daß er sich in sie heftig verliebte, und sie zu dem Range einer Gemahlin erhob, so daß vielleicht sein Sohn, der jetzige Sultan, von Seiten seiner Mutter, den Peloponnes zum Vaterland hat, und eine Griechin zur Mutter. Der unglückliche Vater begab sich nach Konstantinopel, um die Befreyung seiner Tochter zu erlangen, und ging zum Banquier der Sultanin Asma, der Schwester des Abdul Hamid, um sich seine Verwendung bey dieser Angelegenheit zu erbitten. „Mein ehrwürdiger Vater," erwiederte der Bankier, „wenn ihr auf euren Kopf irgend einen Werth legt, so nehmet diese zweytausend Piaster und verlasset augenblicklich Konstantinopel." Der Greis that das, und die Tochter blieb in der Gewalt des Sultans.

Als in dem Kriege mit Rußland in den Jahren 1786 bis 92 die Heere der Pforte einen Verlust nach dem andern erlitten, und nun auch die wichtige Festung Oczakow (1788) mit Sturm von den Russen (unter Suwaroff) genommen worden war, beredeten die türkischen Minister, deren Intriguen die Kriegserklärung gegen Rußland im Jahr 1786 veranlaßt hatte, und die daher in ihren Berichten die Niederlagen der türkischen Armeen zu verkleinern suchten, den Sultan Abdul Hamid, daß sich die Russen nur des kleinen nicht des großen Oczakow bemächtigt hätten, und Abdul Hamid maß auch der groben Lüge vollen Glauben bey. Einst ritt er inkognito durch die Straßen Konstantinopels, und traf einen Soldaten von der Garnison von Oczakow, der verstümmelt an den Häusern hinschlich und bettelte. Der Soldat erkannte den Sultan und fiel verzweifelnd seinem Pferde in den Zügel: „Großmüthiger Sultan," rief er ihm zu, „ich bin bey der Einnahme von Oczakow verwundet worden, während ich für die Religion und für dich kämpfte, und jetzt sorgt Niemand für mich, so daß ich fast Hungers sterbe." „Bey der Einnahme des kleinen Oczakow bist du verwundet worden, nicht wahr?" — „Was sagst du, mein Gebieter? Es gibt nicht ein kleines und großes Oczakow, es gibt nur ein einziges, und das ist in der Gewalt der ungläubigen Moskowiter." Der Sultan, entrüstet, von seinen Ministern also verspottet worden zu seyn, schickte einige derselben in das Exil und ließ den andern die Köpfe abschlagen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Dieser Vorwurf trifft indessen Blackwoods Magazine nicht, diese Zeitschrift, welche aus einem elenden Edinburger Magazin hervorgegangen, und eigentlich auch noch zu Edinburg herauskommt, zeichnete sich vom Anfange an durch eine Fülle von Kraft aus, die oft das Maaß überschritt, und den Gegenstand, den sie behandelte, aus reinem Muthwillen zersplitterte und verwirrte, statt ihn aufzuklären. Die Schriftsteller, die auf diesem Tummelplatze ihren Launen freyen Lauf lassen dürfen, rächen sich hier für den Zwang, den sie sich in ihren eigenen Werken anthun müssen, und erlauben sich jede Art von Inconsequenzen, Paradoxen oder literarischen Luftsprüngen; unter der Maske des strengsten Königthums oder vielmehr Torysmus halten sie es für erlaubt, jeden, der zu dem Publikum, sey es als Politiker oder als Schriftsteller, spricht, zu zerfleischen, bis er sich wie ein Wurm unter ihrer Geisel windet, und, wie es wirklich mit Keats der Fall gewesen seyn soll, sich mit gebrochenem Herzen niederlegt und stirbt. Sie sind zwar, seitdem die Partheywuth sich im Lande etwas gelegt hat, etwas gelinder geworden, aber noch bey weitem nicht so sehr, als man von Männern von Bildung erwarten sollte; und man muß sich billig wundern, daß Sir W. Scott immer ein bedeutender Mitarbeiter gewesen ist, und daß ein Mann, dessen Urbanität doch sonst allgemein gelobt wird, seinen Einfluß nicht benutzt hat, diesem Cannibalismus ein Ende zu machen. In-

---

*) Diese Notizen, die mehr durch Thatsachen als durch philosophisches Raisonnement charakterisiren, sind aus der, manches Neue enthaltenden „Histoire moderne de la Grèce," von Rizos Nerulos (Genève, 1828.)

besten ist und bleibt Blackwoods Magazine bey allen seinen Fehlern (worunter Egoismus kein geringer) das erste in England, wo nicht in der Welt. Man nehme welche Nummer man wolle in die Hand, und man findet eine Reihe von Aufsätzen, politisch, literarisch, philosophisch, nebst Beschreibungen von Personen und Dingen, in Prosa und Versen, und vor allem Erzählungen, wie man sie selten einzeln, aber nie in einer solchen Fülle vereinigt findet; alles leuchtet, glänzt, jeder Satz, jedes Wort ist ein Gedanke. Nur fehlt es dem Ganzen an Zusammenhang, an Zweck, an einem höhern Ideal. — The London Magazine versprach bey seinem ersten Erscheinen eine vortreffliche Zeitschrift zu werden; der Redakteur, John Scott, war ein Mann von Einsicht und Geschmack, und mit dem Beystand solcher Männer wie De Quincey, Lamb, die Brüder Smith, konnte es ihm nicht fehlen, die Gebildetsten zu befriedigen. Unglücklicherweise gerieth er in einen Streit mit dem Blackwoodschen Magazin; die Wildheit dieser Zeitschrift in ihren Angriffen auf Personen empörte sein sittliches Gefühl, er nannte die teuflische Bosheit bey ihrem wahren Namen, er nannte Lockhard, Sir W. Scotts Eidam, einen Verläumder, und dieses führte ihn endlich zu einem Zweykampf mit einem gewissen Christie, welcher John Scott den Tod brachte. Von dem Augenblick an kam die Zeitschrift in Verfall; sie ging von einem Eigenthümer, von einem Redakteur zu einem andern, bis sie vor Kurzem, auf dem Punkte des Verscheidens in die Hände der politischen Sekte kam, welche unter der Leitung Broughams bemüht ist, unter alle Volksstände Kenntniß, positive Kenntniß zu verbreiten. In diesem Sinn stellen sich auch die vier Nummern dar, welche bereits unter dieser Leitung erschienen sind; und als solches wird es ohne Zweifel eine schätzbare Zeitschrift werden, die auch ihr Publikum findet, obgleich kein zahlreiches. — Nebst diesen gibt es noch mehrere andere Magazine zu geringen Preisen, und für ein niedrigeres Publikum, besonders von religiöser Art, wie das Evangelical Magazine, Missionary Reporter, Christian Observer, Youths Magazine etc. Die von der lezteren Gattung machen meistentheils Glück, da die Anzahl der Sektirer unter den bemittelten Handwerkern und Krämern, für die sie bestimmt sind, äußerst groß ist. Die von der weltlichen Gattung aber halten sich selten lange; da sie aber, so lange sie bestehen, ihre Käufer unter denselben Klassen wie die religiösen finden, so wäre es allerdings der Mühe werth, den gewöhnlichen Inhalt derselben kennen zu lernen, weil sich daraus der Grad der Bildung dieser Klasse einigermaßen abnehmen ließe. Für diese Klassen, nebst den Handwerksgesellen und Fabrikarbeitern, sind das Mechanich's Magazine und Mechanical Journal bestimmt (welche eigentlich wöchentlich erscheinen), während the Repertory of Arts, Technological Review und einige andere technische Werke, welche monatlich erscheinen, die Künstler und Fabrikanten von den Fortschritten in ihren Fächern belehren. — Das Asiatic Journal und the Oriental Herald sind asiatischen, besonders indischen Gegenständen gewidmet. Das erste existirt schon seit mehreren Jahren, im Interesse der ostindischen Gesellschaft, und macht erst seit Kurzem einigen Anspruch auf literarischen Werth. Das andere wurde vor fünf Jahren von Hrn. Buckingham in Opposition mit jener Gesellschaft angefangen. Es nähert sich in seinem Styl dem New Monthly, und die meisten seiner Aufsätze würden sich eben so gut für dieses als für ein orientalisches Magazin eignen; doch ist es mehr politisch als literarisch, und, was eigentliche orientalische Nachrichten betrifft, in keinem Stück dem Asiatic Journal vorzuziehen. Ich darf auch vier Modejournale nicht übergehen, deren jedes sein Publikum hat, nämlich Ackerman's Repository, unstreitig das beste, La Belle Assemblée, wegen seiner Damenporträts merkwürdig; the Ladies Magazine, und das Fashionable Journal. — Das Monthly Review ist mit den andern Monatschriften nur in Hinsicht der Periode seines Erscheinens verwandt; da es, wie schon der Name zeigt, blos der Kritik gewidmet ist. Es besteht schon lange, und hat sehr oft mit seinen Eigenthümern und Redaktionen seine Ansichten gewechselt, welche indessen selten von höherer Natur waren, obgleich immer auf der Seite der Sittlichkeit und Mäßigung. Es befindet sich jezt in sehr achtbaren Händen, und verspricht durch seine Unabhängigkeit von Buchhändlereinfluß wenigstens nützlich zu werden. Auch ist es, mit Ausnahme der beyden ausländischen Reviews, wie ich glaube, die einzige kritische Zeitschrift, deren Daseyn nicht auf Partheyansichten gegründet ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe im August.

Am 17ten d. M. wurde auf hiesigem Hoftheater zum ersten Male aufgeführt: „Das Nordlicht von Casan." ein Trauerspiel in fünf Akten, von Joseph Freyherr von Auffenberg. Manuscript. Den Stoff hat der einsichtsvolle und fleißige Dichter aus der Geschichte genommen. Pugatschef, der berüchtigte Rebell, benuzt seine Aehnlichkeit mit Peter dem Dritten, um sich nach dessen Tod die Krone Rußlands unter dem Vorwande anzueignen, jener sey nicht gestorben, sondern er sey Peter der Dritte, den man für todt ausgegeben habe, um Katharina auf den Thron zu setzen. Er wird, nachdem er, um seine Gegner zu bekämpfen, viele Gräuelthaten verübt, und unter andern Casan zerstört hat, entdeckt, und der Gerechtigkeit übergeben. Außer ihm ist seine Gemahlin, Sophia Nitrersow, Hauptperson in dem Stücke. Diese, aus tartarisch königlichem Geblüt entsprossene Frau, welche, von Natur stolz, dem Kaiser von Rußland ihre Hand gegeben zu haben glaubt, und sich bey der Entdeckung um so unglücklicher fühlt, je mehr sie den entlarvten Betrüger immer noch liebt, ist ein sehr interessanter Charakter, welcher sich in mehreren Scenen mit Pugatschef und ihrem Vater Demetri Nitrersow sehr anziehend entwickelt, und das Interesse des Publikums hauptsächlich dadurch allgemein in Anspruch nimmt, daß große Konsequenz, verbunden mit einer herrlichen Sprache, wie wir dieß an Auffenberg gewohnt sind, die Aufmerksamkeit rege erhalten. Die übrigen, mehr oder weniger bedeutenden Personen sind dem Geiste des Ganzen so angemessen gehalten, daß der Kenner mit wahrer Freude eine den strengsten Anforderungen entsprechende Zusammenstellung findet, welche nun so mehr interessirt, je mehr der Dichter häufig höchst sinnvolle Theatereffekte anzubringen wußte, wozu besonders das Erscheinen der Dekoration des Nordlichtes, und die Scene der Priester im Gewölbe gehören. Dieses Stück wurde von dem Personale mit solcher Liebe gegeben, daß man den Abend höchst genußreich nennen kann, und eine baldige Wiederholung wünschen muß. Carl Mayer als Pugatschef und Mad. Haizinger als Sophie Nitrersow waren höchst ausgezeichnet, und wurden am Schlusse stürmisch hervorgerufen. Die scenische Anordnung gewährte viele Mannigfaltigkeit. Dank dem Dichter für dieses [illegible] Werk, welches dem Vernehmen nach bereits an alle bedeutenden Theater abgesandt worden ist, bey sinnvoller Anordnung aber auch auf Mitteltheatern recht gut gegeben werden kann.

Beylage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 220.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 12. September 1828.

Sie, die Blüthe von Granada
Ist von Christen mir geraubet.
Herders Stimmen der Völker.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Es war schon dämmerig, als Don Jayme und Ruben Zephanja ein einzelnes Plätzchen mitten in einem Myrthenwäldchen betraten. Auf einem Raume, den ein süßduftender Teppich von Blumen bedeckte, sprudelten viele Silberstrahlen künstlicher Springbrunnen empor. Der Raum war mit Rosen, den viel besungenen Lieblingsblumen des Orients, umgeben. Im Hintergrunde stand eine Laube von Jasmin. „Dort ist Adonaidens Lieblingsplätzchen," sagte der Alte, indem er auf die Laube wies. „Dort bringt sie gewöhnlich diese Stunden hin und du kannst —" Aber Jayme hörte ihn schon nicht mehr. Eine wunderbare Macht hatte ihn zu der Laube hingezogen. Er eilte über den Blumenteppich hin, er flog an den Eingang der Laube und sein entzücktes Auge weilte auf dem Schauspiele, das sich ihm hier bot.

Adonaide lag knieend an der Seite eines Mädchens, das ihm unbekannt war, allein durch die Farbe ihrer Haut und noch mehr durch die Worte, die sie sprach, ihre spanische Herkunft verrieth. Sie sagte laut ein christliches Gebet und Adonaide betete still mit ihr. Eine innige Frömmigkeit war über das reizende Antlitz ergossen, so daß Jayme eine Heilige zu erblicken glaubte. Er hielt sich still und ruhig. Als das Mädchen geendet hatte, trat er in die Laube und sprach: „Ich ahnete es ja immer, daß du eine Christin seyst, Adonaide! Du kannst keinem andern Gott dienen, als dem, der die ewige Liebe ist, und in dem Alles, was da liebt auf Erden, lebt und Seligkeit findet."

Adonaide schien durch seine Annäherung nicht überrascht. Elvira zog sich zurück und jene erwiederte: „Ich habe dich schon lange erwartet, um dir das zu gestehen. Aus meinem frühesten Leben zieht eine Ahnung des herrlichen Christenthums durch mein ganzes Daseyn hin, und sie ist nun zur Erkenntniß geworden durch das, was meine Freundin Elvira mich gelehrt. Ach, warum darf ich nicht laut bekennen, daß ich den Dienst Mahomeds verachte, warum darf ich nicht in christlichen Tempeln beten, warum nicht unter Christen leben, zu denen mich meine Sehnsucht drängt. Meine Liebe zu dir und deinem Gotte sind eins. Ehe man mir noch von ihm gesprochen und ehe ich dich gekannt, habe ich ihn und dich schon empfunden. Ich kann dir auch diese Gefühle nicht verheimlichen. Es ist, als spräche ich zu mir selber, indem ich sie dir offenbare." — „Kastilien ist ein schönes Land und unzählige Tempel erheben sich dort zur Ehre des einigen Gottes," sagte Jayme, während er mit Entzücken das reizende Wesen betrachtete, das aus seiner knieenden Stellung sich aufgerichtet hatte und nun vor ihm stand. „Ich darf nicht bleiben unter den Ungläubigen, die meinen Gott lästern; aber du, Adonaide, hast ihn erkannt und bist durchdrungen von seiner Macht und Herrlichkeit; ziehe mit mir in meine Heimath, dort findest du ein Glück,

das dir Granada nimmer gewährt. Hier kennen die Frauen nicht die Freuden eines häuslichen Lebens mit einem Gatten, der ihnen treu und allein angehört. Sie sind Sklavinnen, arme abhängige Geschöpfe. Was ein liebendes Gemüth Freudebringendes ersinnen, was ein treues Herz in innigen Gefühlen darbringen kann, das soll dir werden, Adonaide! Folge mir, Geliebte, folge mir in die Heimath, wohin der Glaube an den Gott der Christen, wohin dein Herz dich ruft!"

Er hatte diese lezten Worte mit bebender Lippe gesprochen, als fürchte er eine abschlägige Antwort. Adonaide aber versezte mit süßem Zagen: „Muß ich denn nicht, Geliebter? habe ich denn einen andern Willen, als den des Gottes, zu dem wir Beyde beten, und den deinigen? Mein Bruder Mehemmet liebt mich wohl sehr, aber oft beängstigen mich seine stürmischen Liebkosungen, der tödtliche Haß, den er auf alle Christen geworfen, betrübt mich, und wenn seine wilde Leidenschaften, seine Rachsucht, seine Blutgier hervorbrechen, dann glaube ich eher einen argen Feind in ihm zu sehen als einen Bruder. Ach, ich gehöre ja dir ganz an, das weißt du. Nicht erst damals, wie du mich aus der Gewalt des Räubers befreytest, ward ich dir zueigen; nein, nein, es dünkt mich, als sey es nie anders gewesen und als habe es immer so seyn müssen."

Da erklang aus geringer Entfernung ein Cytherspiel und eine schöne männliche Stimme sang:

„Vöglein, bist du eingefangen
In des wilden Feindes Schlingen,
Sollst zur Freyheit nun gelangen,
Selbst das Leben neu gewinnen!

An des Tajo schönen Strande
Liegt ein reizendes Gefilde,
Drinnen froh und ohne Bande,
Konntest du einst flattern, singen.

Vöglein, merke was ich sage:
Frisch erhebe deine Stimme,
Daß mein Schritt sich zu dir wage,
Daß ich dir die Freyheit bringe!"

„Ramiro!" rief Jayme, denn er hatte in dem Sänger seinen Freund erkannt. Es rauschte in dem Myrthengebüsche und ein häßlicher Mohr im Sklavengewande trat aus den geöffneten Zweigen hervor. Adonaide bebte zurück, der Mohr aber flog an Jaymes Brust und sagte mit Ramiro's wohlbekannter Stimme: „Ich bin es, Jayme! Ich habe mich schwarz gemacht, um sicher und ungehindert zu dir zu gelangen. Ich soll dir viel Wichtiges hinterbringen, obschon ich selbst nicht weiß, worin es bestehen wird. Aber ich bin so froh dich wieder zu sehen, daß ich vor der Hand noch an nichts anders denken mag, und mich nur deines Anblicks erfreuen will." —

„Du treuer Freund!" versezte Perdone. „Ich zählte dich schon zu den Opfern jenes blutigen Tages, an dem wir uns zum lezten Male sahen. Wie wurdest du gerettet, wie ist es dir ergangen seitdem?" — „Nicht so gut als dir," entgegnete der Freund mit einem Seitenblicke auf Adonaiden. „Ich war nahe genug dran, der Welt mit ihren Schönheiten und lieblichen Dingen lebewohl zu sagen. Mein Pferd hatte mich abgeworfen im wilden Getümmel und ich lag lange bewußtlos unter einem Haufen Erschlagenen. Als ich endlich Besinnung und Kraft gewann, mich hervorzuarbeiten, war es Nacht. Ich hielt es nicht für gut, bey den Thoren von Granada um Einlaß anzusprechen, ich wandte mich in's Gebirge, wo ich hoffen durfte, von den Feinden nicht entdeckt zu werden. Ich hatte dich fallen sehen im Gefechte und sezte nur noch aus einer Art Instinkt einigen Werth auf mein Leben. Da führte mich der Zufall wieder zu jener Alten in der Sierra Morena. Sie trieb noch immer ihr altes Geschäft und schmückte die Begräbnißplätze ihrer Vorfahren mit Blumen. Ein Schauer durchflog mich, als ich sie von fern erblickte. Sie aber rief mich mit einer Stimme, die freundlich seyn sollte und dem Schrey der Eule glich, zu sich heran. „Gehe nicht vorüber, Freund des Don Jayme, oder es möchte dich gereuen!" So ungefähr lauteten ihre Worte. „Gehe auch nicht heim nach Kastilien, dein Freund lebt noch und weilt im Pallaste Alhambra zu Granada; kehre zurück und suche ihn auf! Großes wird sich dort offenbaren für euch Beyde. Nimm diesen Talisman und verwahre ihn wohl auf deiner Wanderung! Wenn du eingegangen bist in die Thore von Granada und deinen Freund wieder gefunden hast, so frage nach dem Mann aus Jakobs Geschlecht, nach dem Arzte Ruben Zephanja. Er wird dir entgegentreten in Alhambra, oder in den Gärten der königlichen Wohnung. Ihm übergib diesen Talisman und sprich zu ihm: Esther lasse ihn grüßen und er solle dir und deinem Freunde entsiegeln das Geheimniß, das unter diesem Talisman ruht. Er solle auch entsagen seinem sündigen Wandel, damit die Schwester auch ihm nach seinem Tode, der bald sich ereignen wird, das Grab schmücken könne mit Blumen. Aber sie wisse wohl, daß diese Warnung vergebens sey und er unter gehen würde in Schmach und Sünde." Ich weiß nicht, welches unwiderstehliche Gefühl mich bewog, den Worten der Alten Glauben zu schenken. Auch war die Hoffnung, dich wieder und am Leben zu finden, zu lockend, als daß ich mich ihr nicht gern hingegeben hätte. Auf den Rath und mit Hülfe der Alten, die in ihrer Hütte allerley wunderliche Verkleidungen bewahrte, nahm ich diese Verwandlung mit mir vor und machte mich zum Mohren. Ich habe dich wieder, Jayme, und das ist Alles, was ich verlange. Wo wußte ich auch den Sohn Jakobs zu treffen, um ihm die Goldmünze

mit dem Heiligenbilde zu übergeben, welche mir die Alte als einen Talisman aufgehängt? Für mich gibt es nichts Wichtigeres auf der Welt, als unser Wiedersehen, und der Ruben Zephanja mag meinetwegen seine Geheimnisse für sich behalten! Ich suche ihn nicht weiter auf deßhalb!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Nordamerika.

Nach Cooper.

(Fortsetzung.)

2. Der gesellschaftliche Zustand.

Es möchte voreilig seyn, über den wahren Zustand des gewöhnlichen geselligen Lebens in Amerika mit Bestimmtheit absprechen zu wollen. Meine Ansichten hierüber haben sich bereits zwey oder drey Mal umgeändert; denn bey dem Mangel an unterscheidenden Merkmalen ist es für einen Fremden so leicht, unvermerkt von einem Kreis in den andern zu gerathen, daß die Vorstellungen, welche sie zurücklassen, sich gern verwirren. Ich glaube jedoch, es sey nicht schwer auf den ersten Blick zu bemerken, daß im Verkehre selbst der Gebildetsten die Formen hier weniger künstlich sind als in andern Ländern. Einfachheit im Benehmen ist gewöhnlich überall die Begleiterin eines klaren Verstandes, in Amerika hingegen ist dieß ganz besonders der Fall. Von einem Volke, das sich kühn der Herrschaft eines auswärtigen Hofes entledigt hat, wäre es schwach, wenn es sich herabließe, die lästigen Formen nachzuahmen, die zum Fortbestande jenes nöthig seyn mögen, und sich in matten Nachbildungen unvermerkt denen mitgetheilt haben, die in seinem Bereiche leben. Gerade in seinen Ansichten der Nothwendigkeit überhoben, ein systematischer Heuchler zu seyn, und in Beziehung auf den Unterhalt beynahe durchgängig sicher gestellt, sieht der Amerikaner nothwendig im täglichen Verkehre mehr auf das Wahre und weniger auf die unsichern konventionellen Formen, als solche, die sich durch den Druck eines künstlich gebildeten Gesellschaftszustandes auf tausenderley Weise beengt und beschränkt finden. Die gerühmte Feinheit des gebildetsten Hofes in Europa ist im Grunde nichts anders als Erfahrung und Fertigkeit in einer Kunst, die der Perser mit seiner halbbarbarischen Erziehung besser versteht als dort der gewandteste Hofmann.

Die reinkonventionellen Formen, die nur durch die Gewohnheit Werth erhalten, und von Flachköpfen so hoch gehalten werden, weil sie so ganz innerhalb ihres Bereiches liegen, und mit denen sich selbst der Verständigere bekannt macht, weil er über ihren Einfluß nicht streiten mag, sind hier nicht sehr beliebt. Vielleicht ist der Umstand, daß Leute von Erziehung, die Vermögen und Verbindungen haben, durch die Eigenthümlichkeit der Staatsregierung in zwanzig Hauptstädte vertheilt sind, statt in einer einzigen beysammen zu seyn, der Hauptgrund, warum man nicht viel auf jene hält, denn alle Erfahrung beweist, daß die Mode eine Thorheit ist, die nur Boden braucht, um tiefe Wurzel zu schlagen. Ich weiß aber in der That nicht, ob nicht dieses fremde Gewächs einst in Amerika üppiger aufschießen wird, als selbst in den fruchtbaren Gegenden des Ostens. Gewiß ist, daß in England die Leute nach der Mode durch eingebildete Formen im Sprechen und Benehmen mehr beschränkt sind, als bey jeder andern Nation in Europa. Ueberall sonst kann nach gewissen Opfern, die man der Täuschung und der Eigenliebe anderer bringt, der Schauspieler seine Rolle spielen, wie die Natur es ihm eingibt; allein in England hat man eine bestimmte Manier, ein Glas Wein zu trinken, ein Wort so oder anders auszusprechen, die Bedeutung desselben zu verdrehen, artig, und was noch sonderbarer ist, manchmal roh und gemein zu seyn. Seit zwanzig Jahren sind in den beliebtesten Gebräuchen der sogenannten guten Lebensart unzählige Veränderungen vorgegangen.

Unstreitig ist der sogenannte höhere englische Ton abstoßender, künstlicher und lästiger, kurz, abgeschmackter und in vielen Fällen ohne die Grazie, welche andern europäischen Nationen eigen ist. Weil aber die Engländer doch ein verständiges, kluges und aufgeklärtes Volk sind, so lassen sich jene Widersprüche kaum erklären, wenn man nicht annimmt, daß das Ringen nach Ansehen alle mögliche Arten jener Thorheiten hervorruft, denen man einen nicht geringen Theil von Gebräuchen zuzuschreiben hat, auf die man mehr achtet, wenn sie verlezt, als wenn sie beobachtet werden.

Dagegen bin ich davon fest überzeugt, daß von zwanzig Fremden, die Amerika besuchen, neunzehn keine bestimmte, deutliche Schilderung von den Manieren der verschiedenen Zirkel geben können, in welche sich, wie überall so auch hier, die Gesellschaft theilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Septembermorgen.

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen,
Bald siehst du, wenn der Schleyer fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

E. Moerike.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 16. August.

Nachdem am 31sten Juli das Ignatiusfest gefeyert worden war, hat auch am 4. August das des heil. Dominikus statt-

gefunden. Es ist bemerkungswerth, daß die beyden geistlichen Orden, welche den meisten weltlichen Einfluß ausgeübt haben, die Dominikaner und Jesuiten, obgleich hinsichtlich der Epoche ihrer Entstehung eben so sehr von einander getrennt als durch ihre gegenseitige, feindseltige Stimmung und den schneidenden Kontrast ihrer Regel und ihres äusseren Lebens, nicht allein ihre Kirchen und Klöster neben einander haben, sondern daß auch das Fest ihrer respektiven Heiligen nur wenige Tage auseinander fällt. Diese Umstände machen, daß kein Dominikaner einen Fuß auf die Straße setzen kann, ohne einem Jesuiten zu begegnen, und umgekehrt. Dabey läuft es für den Jesuiten stets mit weniger Verlegenheit ab als für den andern, denn die Jesuiten schlagen nie die Augen auf, während die Dominikaner aller Welt unter den Hut oder die Mütze sehen. Ueberhaupt sind leztere dergestalt gesellig geworden, daß man sie, ohne das Ordenskleid, für Sekularen halten würde. Sie machen und erhalten Besuche, ihr Thorweg ist stets mit Equipagen umlagert, und sie selbst konversiren, auf der Straße wie in den Häusern, mit Leuten aus allen Ständen und von jeglichem Alter und Geschlechte. Nicht minder zeichnen sie sich vor allen andern regulären Kongregationen und eigentlichen Mönchsorden, durch Reinlichkeit in der Kleidung aus; ihr weißes, feines, wollenes Gewand ist stets so weiß gewaschen und in Falten gebiegelt, als wechselten sie alle vier-und-zwanzig Stunden damit. Auch sind sie die einzigen Klostergeistlichen, welche weiße Strümpfe und glänzend gepuzte Schuhe mit Schnallen tragen. Daß der Orden nichts weniger als ohne Einfluß ist, begreift sich von selbst; nicht allein muß bekanntlich der jedesmalige päbstliche Maestro del Sagro Palazzo, dem seit 1620 zugleich die Oberbüchercensur übertragen, und im päbstlichen Pallaste seine Residenz angewiesen ist, aus den Dominikanern gewählt werden, sondern eben dieser Maestro ist, nebst noch drey andern Mitgliedern des Ordens, Beysitzer des Inquisitionsgerichts, so daß also die Dominikaner im Ganzen vier Ordensbrüder zu diesem Tribunal geben, während von den übrigen Orden nur jedesmal ein einziger, von den Jesuiten gar keiner darin sizt. Als ein Bettelorden haben die Dominikaner in ihrer Kirche nur weißübertünchte Wände, einige Kapellen ausgenommen, in welchen sich mehrere geschäzte Bilder von Angelo da Fiesole, Baciccio, Andrea Sacchi, Carlo Maratta u. s. w. befinden. Gegen diese scheinbare Armuth sticht das blühende Aussehen und der reinliche, ja gesuchte Anzug der Ordensgeistlichen, die vortreffliche (Casanatensische) Bibliothek, besonders ihr herrliches Kloster mit der glänzenden Hofhaltung des Generals sehr auffallend ab. Die Dominikaner sind die einzigen unter den obern oder ältern Ordensgeistlichen, welche ihre Messen und Vespern mit Instrumentalmusik begleiten lassen. Dieses Jahr mochte die Gesammtzahl der Sänger und Musiker, besonders in der Messe und der zweyten Vesper, sich wohl auf siebzig bis achtzig Personen belaufen; auch war die Kapelle des heil. Dominikus während der zweyten Vesper höchst reich und besonders geschmackvoll erleuchtet. Der Zulauf des Volks war groß, es entwickelte sich hier aber nicht der Charakter jener ungestümmen, religiösen Hast, welche man ein Paar Tage zuvor bey den Jesuiten wahrgenommen hatte. Am Abend des Festes war die ganze Nachbarschaft um die Dominikanerkirche herum erleuchtet. Diese Illumination gab Anlaß zu manchen Betrachtungen; bey dem Ignatiusfeste wird, außer den beyden großen Pallästen, Altieri und Bolognetti, auf dem Jesusplaze, in der ganzen Nachbarschaft kein Licht angezündet, dagegen am Dominikustage die ganze Pfarre der Maria sopra Minerva auf eine fast verschwenderische Art erleuchtet ist. Dennoch erregen die Jesuiten das höchste Interesse, während sich um die Dominikaner, dem Scheine nach, kein Mensch bekümmert. Die Ursachen dieser Erscheinung anzugeben, gehörte wohl hierher. Einen Umstand, die Jesuiten betreffend, will ich hier nachholen, weil er wahrscheinlich außer Rom eben so wenig bekannt ist als man ihn in Rom zu beachten scheint; die genannten Ordensgeistlichen erscheinen bey keiner einzigen Prozession, sitzen auch in keiner andern Kirche Beichte oder lesen Messe, lassen sich überhaupt auch öffentlich nicht anders sehen, als wenn sie aus dem Kollegium nach ihrer Villa oder sonst wohin spazieren gehen, oder als Seelsorger zu einem oder dem andern Kranken gerufen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

Es regnet seit einem Monat fast beständig, die Erndte schlägt fehl, die Leute werden wegen der Lebensmittel besorgt, und Frankreich, das vor wenig Jahren, nach der Meynung des hochklugen Staatsmannes Sirieys de Malrinhac zu viel hervorbrachte, fürchtet, in diesem Jahre bey weitem nicht genug hervorgebracht zu haben. In Paris besonders steigt die Frucht bey dergleichen Umständen bald sehr hoch. Es ist keine Kleinigkeit eine mit 900,000 Seelen bevölkerte Hauptstadt mit Lebensmitteln zu versehen. Was dieser große Schlund täglich verschlingt, geht ins Ungeheure. Blos der Butterbedarf beläuft sich jährlich über acht Millionen Pfund; alles übrige steht hiemit im Verhältniß. Der Kornbedarf ist aber bey weitem der stärkste. Jahr aus Jahr ein sieht man auf den Haupelandstraßen, die nach Paris führen, beständig Korn- und Mehlladungen; was würde aus dieser großen Volksmenge werden, wenn die Zufuhr eine Woche lang abgeschnitten würde? Zwar hat man schon unter der Napoleonschen Regierung große Kornspeicher neben dem ehemaligen Arsenal erbaut; allein auf diese Kornspeicher rechnen die Pariser wenig; die Hauptsache sind und bleiben die täglichen Zufuhren. Je besser die Landstraßen seyn werden, und je mehr man die Zufuhren erleichtern wird, desto sicherer wird die Hauptstadt auch mit Lebensmitteln versehen werden, weil alsdann nicht allein die Umgegend, sondern auch die entfernteren Gegenden an der Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln Theil nehmen. Vielleicht bringt man es noch dahin, daß für den Korn- und Gemüsebedarf dieselben Einrichtungen getroffen werden, besonders in Zeit der Noth, die man jezt für die Leckermäuler trifft. Man verfertigt nämlich besondere Eilwagen für den Austerntransport von der Küste nach Paris. Schon war eine Anstalt vorhanden, wodurch die Austern sehr schnell nach der Hauptstadt befördert wurden. Allein dieß waren gewöhnliche Frachtwagen, sie kamen nur deßwegen schnell an, weil man auf jeder Poststation die Pferde wechselte. Jezt aber wird aus dieser Anstalt eine wahre Schnellpost für Austern und kostbare Fische. Die Wagen werden eigends dazu eingerichtet; vorn sollen zwey oder drey Sitze für die Austernhändler oder Fuhrleute angebracht werden, dann ein großes metallenes Behälter für die Seebewohner, im Winter mit Stroh, und im Sommer mit Eis, dann noch ein langer Kasten für große Fische. Wahrscheinlich werden diese Wagen zu bestimmten Stunden auf den Poststationen erwartet werden, damit sie sogleich die Pferde wechseln, und in vollem Trabe auf das leckermäulige Paris zufahren können. Mehrmals hat man um Paris herum Kanäle in Vorschlag gebracht; allein es will damit nicht recht voran; die Ländereyen sind zu theuer, so wie auch der Arbeits- und Unterhaltungslohn; sogar der beabsichtigte große, hundert Schuh breite Kanal von Paris nach Hâvre, worüber bereits so viel geschrieben und debattirt worden, scheint ein bloßes Projekt bleiben zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 13. September 1828.

Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;
Das Recht, das er sich nimmt, verweigr' ich ihm.

Schiller.

Skizzen aus Nordamerika.

Nach Cooper.

(Fortsetzung.)

Die in Europa vorherrschende Ansicht, daß in einem rein-demokratischen Staate aller Unterschied der Stände wegfallen müsse, ist zu offenbar ungeräumt, als daß ich sie hier, wo ich es mit einem so wohlerfahrnen Manne, wie Sie, zu thun habe, noch bestreiten sollte. Es würde der magischen Kraft, welche der bekannte Philanthrop Mr. Owen seinem Systeme zuschreibt, bedürfen, um den Einfluß der Erziehung, der Talente, des Geldes und sogar der Geburt ganz zu entfernen. Diese Unterschiede finden auch in Amerika, wie bey uns, statt, nur daß sie nicht so stark hervortreten und mehr ineinanderfließen. Sie sind vielleicht erstaunt, wenn Sie hören, daß Geburt bey einem Volke Auszeichnung begründet, dessen Gesetze ihr durchaus keine Bevorrechtung zusprechen. Selbst Tausende von Amerikanern, die in ihr System noch nicht tiefer eingedrungen sind, als unumgänglich nothwendig ist, um sich die allgemeinen Grundsätze anzueignen, behaupten fest, jene Auszeichnung finde gar nicht statt. So erinnere ich mich, daß einer dieser oberflächlichen Leute einen jungen Bekannten dadurch als thöricht charakterisirte, daß er in besonders bitterem Tone sagte: „er thut sich viel darauf zu gut, der Sohn des — — zu seyn.“ Allein wenn von dem Ansehen, in dem der Vater stand, nicht Einiges auf den Sohn übergegangen wäre, so hätte sich doch der Leztere natürlicher Weise auf seine Geburt nichts zu gut thun können. Es ist hier, wie auch anderswo, ein Glück, das Kind eines ausgezeichneten oder auch nur reichen Mannes zu seyn. Das Vermögen des lezteren vererbt sich auf gesetzlichem Wege auf den Sohn, und die öffentliche Meynung trägt auf diesen zugleich einen Theil des Ansehens über, in das sich der Vater durch seine Verdienste zu setzen gewußt hat. Ich brauche nicht bey diesem geheimen, tief eingewurzelten Gefühle, das die Menschen zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen bestimmt hat, diese Vererbung anzuerkennen, zu verweilen, um zu beweisen, daß die menschliche Natur in den nordamerikanischen Freystaaten dieselbe Macht übt, wie in den Reichen des Ostens. Es ließe sich durch tausend Beyspiele erweisen, daß der Einfluß dieses Gefühles (gerade insofern es ein Gefühl und nicht ein Vorurtheil ist) nicht nur bey dem Volke sich geltend macht, sondern auch von der Regierung des Landes offen anerkannt wird. Wenn ich nicht sehr falsch berichtet bin, so würde z. B. der Verwandte eines Staatsdieners, bey sonst gleichen Verhältnissen, in der Bewerbung um die öffentliche Gunst über einen Nebenbuhler, der einen solchen Nebenvorzug nicht aufzuweisen hat, den Sieg davon tragen, und der Grund der Entscheidung würde der Nation befriedigend erscheinen. Es würde wohl Niemand läugnen, daß, hätte Washington einen Sohn hinterlassen, er mit Männern von gleichen Talenten von dem Publikum gleichgestellt worden wäre, aber nicht mit solchen von gleicher Geburt. So gut dieser angestammte

Vorzug bey einem Sohne Washingtons anerkannt würde, muß er auch in geringerem Grade bey den Kindern Anderer anerkannt werden. Es ist genug, wenn jenes Gefühl durch Vernunft in Schranken gehalten wird. Bey einer Regierung, die durch künstliche Formen so wenig beengt ist, hat die Gesellschaft immer hinlängliche Mittel in ihrer Gewalt, dem Mißbrauche jenes Vorrechts zu steuern, und hierin hat man gerade den Unterscheidungspunkt nicht nur zwischen den Regierungen dieses und anderer Länder, sondern auch zwischen den verschiedenen Abstufungen des geselligen Lebens in diesen Staaten zu suchen. In Amerika, wo man dem Einzelnen seine Ansprüche zugibt, ist es leicht, sie abzustellen, zu schwächen oder sie zu verlieren. Es ist nicht genug, daß man schlechthin der Sohn eines großen Mannes ist; soll dieß von wesentlichem Nutzen seyn, so muß sich ein Theil des Verdienstes auf den Sohn vererbt haben, oder er hätte seine Geburt lieber ganz aus dem Spiele gelassen. Ein angesehener Name kann sogar Grund des Vorwurfs werden, da, wenn die öffentliche Achtung einmal verscherzt wird, die Erinnerung an den Vater nur dazu dient, die Schuld des mißrathenen Sohnes in einem um so ungünstigern Lichte erscheinen zu lassen.

Nichts ist leichter geschehen, als daß das Mitglied eines Zirkels sich der Vorrechte jener Art verlustig macht. Wenn mich nicht genaue Beobachtung und Cadwalladers Ansichten mißleiten, so ist es eine für das hohe sittliche Gefühl dieses Volkes sehr beweisende Thatsache, daß ein Ausgestoßener bey einem Zirkel, der anerkannt unter seinem früheren steht, keinen Zutritt erhält. In sittlicher Hinsicht wird von Allen im Wesentlichen das Gleiche gefordert. Man verlangt in den Vereinigten Staaten nicht, daß alle Männer, oder gar alle Weiber sich durchaus musterhaft aufführen, oder in Vergleich mit ihren andern Mitmenschen im Stande völliger Unschuld leben sollen, aber soviel ist gewiß, daß der Ton hier Jeden ganz in den Schranken des Wohlstandes bleiben heißt, daß schon der bloße Verdacht für einen Mann gefährlich werden kann und für eine Frau beynahe immer von schlimmen Folgen ist, und daß, wenn der Zutritt in die verschiedenen Zirkel mit weniger Schwierigkeit verknüpft ist als bey uns, auch die Verstoßung aus denselben leichter erfolgen kann.

Im Allgemeinen läßt sich diese Sache dadurch erklären, daß man sagt, sie sey die Folge eines einfachen Gesellschaftszustandes, und könne in einem Lande, wo man den Luxus nicht kenne, und wo die Bevölkerung so zerstreut sey, durchaus nicht anders erwartet werden. Aber warum ist denn jenes sittliche Gefühl im Süden Amerikas nicht so fein wie im Norden, oder warum sind die Moralisten in den Städten ebenso streng oder gar noch strenger als die in den fernsten Provinzen? Das Wahre ist, daß weder die Verfassung, noch die Sitten der Amerikaner neuern Ursprungs sind, wie wir so gerne annehmen. Beyde sind durch das Probefeuer von zwey Jahrhunderten gegangen, und wenn sie auch mit der Zeit verbesserte Zusätze erhalten haben, so ist es thöricht zu behaupten, sie gehören rein neuern Zeiten an. Eben so unklug ist es, irgend eine Eigenschaft der Amerikaner, sey sie nun gut oder schlimm, davon herleiten zu wollen, daß man sagt, sie seyen den Versuchungen der Ueppigkeit nicht ausgesezt. Daß sie sich übermäßiger Gemächlichkeit nicht hingegeben haben, ist mehr die Folge von Neigung und Grundsätzen, als der Nothwendigkeit. Bis jezt bin ich noch in keinem Lande gewesen, wo die Genüsse für Jeden so allgemein zugänglich gewesen wären, wie hier. Es ist wahr, daß kein Hof mit seinen Verführungen auf ihre Sitten einwirken kann, aber eben so wahr ist es, daß sie mit Bedacht die Annahme einer Regierungsform verworfen haben, wodurch jene nothwendig herbeygeführt worden wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

„Er steht vor dir!“ sagte der Jude, der sich indessen der Laube genähert hatte. Er nahm die Münze aus Don Ramiros Hand, betrachtete sie aufmerksam und fuhr mit bewegter Stimme fort: „Ich kenne dieses Goldstück wohl, und du kannst es von keiner andern empfangen haben, als von Esther, meiner Schwester. Viele Jahre liegen zwischen heute und dem Tage, wo wir uns zum lezten Male sahen. Ich muß jezt oft ihrer gedenken mit sonderbaren Gefühlen, obschon unsere Meynungen immer verschieden waren und sie stets in einem andern Sinne handelte als ich. Sie besizt hohe Gaben, die Esther, aber Ruben steht ihr nicht nach und weiß sie verständiger anzuwenden zu seinem Glücke. Nur einmal haben wir uns gut vertragen und miteinander gewirkt zu einem Zwecke, und das ist eben die Geschichte, die ich offenbaren soll nach Esthers Gebot. Könnte Mehemmet jezt hören, was ich entdecken werde, er gäbe wohl für die Entdeckung den köstlichen Pallast Alhambra und das herrliche Schloß Xeneralife. Aber er soll es nimmer erfahren, so mir der Gott meines Volkes gnädig bleibe, er soll mit Unwissenheit geschlagen seyn in dieser Sache, die seinen geheimsten Wunsch zu erfüllen vermöchte!“ Alle sahen voll Erstaunen und Erwartung auf den Juden; er aber sprach, ohne sich stören zu lassen, weiter: „Es ist eine alte Geschichte, die ich euch erzählen muß. Aber die Erfahrungen, denen wir in solchen alten Geschichten begegnen, bereiten uns oft ein neues Leben, und wenn ihr dereinst im Glücke seyd und euch erinnert, daß ihr dieses

Glück blos einer Offenbarung aus vergangenen Zeiten zu verdanken habt, so gedenkt auch nicht mit Haß und Verachtung des Juden Ruben Zephanja, der euch den Weg gezeigt zum glücklichen Ziele." — Eine seltsame Rührung hatte den Alten ergriffen. Der Gedanke an seine Schwester, der er im Leben viel Uebles zugefügt und die ihm dafür doch immer Liebe gezeigt, stimmte ihn weich. Er schwieg einige Augenblicke, um die gewohnte Ruhe wieder zu gewinnen und fuhr dann fort: „Vor achtzehn Jahren herrschte eines Abends große Freude in Alhambra, denn dem Könige hatte seine Lieblingssklavin, eine Weiße, ein Mägdlein geboren, das an Schönheit und Farbe ganz der Mutter Ebenbild war. Der entzückte Vater nannte das Kind Adonaide. Die Kleine zählte erst einige Wochen, als Esther, ihre Wärterin, am Fluße Xenil mit ihr lustwandelnd, plötzlich vom hohen Ufer herabglitt und im ersten Schreck der Ueberraschung das Kind aus den Armen verlor. Sie konnte es nicht retten, sie mußte das eben erst erblühte Leben untergehen sehen in den Wellen. Verzweiflung im Herzen kam die Schwester zu mir gerannt, erzählte und verlangte Hülfe. Ich sann lange nach, wie ich die Strafe von ihr wenden könnte, die sie erwartete. Ein Zufall machte das möglich; der König war wenige Tage nach der Geburt des Kindes ausgezogen zu einer kriegerischen Unternehmung gegen die Christen; die Mutter hatte die Kleine noch wenig gesehen, denn sie lag sehr krank darnieder und war nur in seltenen Augenblicken ihrer Sinne mächtig. Nun fand sich gerade eine spanische Dama in Granada gegenwärtig, die bey dem plötzlichen Ausbruche der Feindseligkeiten nicht entfliehen konnte, denn auch sie war erst vor wenigen Tagen eines kleinen Mädchens genesen, das wunderbare Aehnlichkeit mit dem verunglückten Kinde hatte. Die Donna lebte still und verborgen in einem entlegenen und wenig besuchten Theile der Stadt. Ein wüthender Haß gegen alle, die sich zum Christenthume bekannten, hatte damals das Volk von Granada ergriffen, und es wäre um ihr Leben und um das des Neugebornen geschehen gewesen, wenn man sie gefunden hätte. Niemand kannte ihren Aufenthalt, Niemand wußte um ihre Anwesenheit, als ich, der ihr beygestanden in der schweren Stunde."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die größte bekannte Kanone.

Auf einer Bastey der alten Stadt Bidschapur in Ostindien steht eine Kanone, welche 14 Fuß 4 Zoll lang ist; ihre Mündung hat 2 Fuß 4 Zoll Durchmesser, und sie hat an derselben 4 Fuß 2 Zoll, beym Zündloche 18 Zoll Durchmesser. Sie schießt eine Gußeisenkugel von 30 Centnern 54 Pfund und braucht hiezu 428 Pfund Pulver. Die Schwere dieser Kanone, nach europäischem Stückgute berechnet, muß beynahe 900 Centner betragen. Wenn man bedenkt, wie unbehülflich die Metallarbeiter in Indien sind, so muß man wahrhaftig über die Gieß- und Bohrkunst dieser armen Leute erstaunen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Da sich mehrere Kompagnien einfanden, um einen großen Kanal zu unternehmen, oder auch eine Eisenbahn anzulegen, so haben sich diese Nebenbuhler wenigstens dadurch ein Verdienst erworben, daß sie einander ihre Berechnungen untersucht und das Unzulängliche derselben erwiesen haben. Bis man darüber einig seyn wird, ob ein großer Kanal eben so nützlich als kostspielig seyn und ob eine Gesellschaft im Stande seyn möchte, denselben nicht allein zu beginnen, sondern auch zu vollenden, wird man sich also hauptsächlich mit den Fuhren und mit der Flußschiffahrt begnügen müssen, um Paris mit Lebensmitteln zu versehen. Aber außer dem Erleichtern der Zufuhren hat die Regierung noch einen andern wichtigen Punkt zu besorgen, nämlich die Art des Absatzes der Lebensmittel; denn obschon der Handel alle mögliche Freyheit haben muß, so ist man doch darüber einig, daß die Versorgung einer großen Hauptstadt mit Lebensmitteln nicht dem Ungefähr und dem sonst so wachsamen Privatinteresse überlassen werden darf, sondern einer vernünftigen, nicht lästigen Aufsicht der Polizey unterworfen werden muß. Ehemals waren eine Menge Polizeyverordnungen da, die alles genau bestimmen sollten und im Grunde doch wenig bestimmten, oder vielmehr zu viel verordneten, und deßhalb nicht wohl ausführbar waren. Das Verkaufen einer ungeheuren Menge von Lebensmitteln, die aus den verschiedenen Provinzen nach Paris geführt wurden, gab immer zu vielen Unordnungen, Streitigkeiten und sogar Prozessen zwischen Käufern, Verkäufern und Unterhändlern Anlaß, ehe die Waaren in die Hände der kleinen Krämer gelangten. Dieß hat die Regierung vor sechszehn Jahren auf den Gedanken gebracht, ein Mittel zu versuchen, um dem Uebelstande abzuhelfen. Es wurden nämlich für einige Lebensmittel, für die Butter besonders, öffentliche Versteigerungen angeordnet, die am frühen Morgen unter den großen Markthallen in Paris statthaben, unter Aufsicht eigens dazu bestellter Faktoren, welche von den Verkäufern genau Protokoll halten, das Geld einsammeln, und es den Verkäufern in der Provinz zustellen. Natürlich geht bey diesen Verkäufen alles ins Große, und die Käufer sind Kaufleute, welche hernach am Tage die Waaren im Kleinen an die Krämer wieder absetzen, wodurch sie denn endlich in die Hände des Publikums gelangen. Paris liegt meistens noch im Schlummer begraben, wenn diese Versteigerungen, deren täglicher Ertrag sich auf viele tausend Franken beläuft, statthaben, und zur Zeit, da die Pariser aufstehen, ist der große Handel schon geschlossen und die Waare in den Händen der Spekulanten und Kaufleute. Manche Pariser wissen von diesen bedeutenden Versteigerungen gar nichts, wiewohl sie schon seit lange in vollem Gange sind. Ein berühmter Gelehrter, Hr. Biot, hat neulich zwey Aufsätze in der Revue britanique herausgegeben, um das Publikum auf die Vortheile des von der Regierung eingeführten Verfahrens aufmerksam zu machen, und den Wunsch zu

äußern, es möge auch auf die andern Lebensmittel, besonders auf den Kornhandel ausgedehnt werden. Biot meynt, durch solche öffentliche Versteigerungen werde allem Unterschleife, allem Betruge vorgebeugt. Bisher hätten die Unterhändler in Paris, an welche sich die Landeigenthümer und die Kaufleute in der Provinz wegen des Absatzes ihrer Lebensmittel gewandt hätten, allerley Unfug getrieben. Die Waaren wären oft in ihren Magazinen verdorben worden, die Verkäufer zu Schaden gekommen, und die Waaren hätten oft auf den Märkten gefehlt oder wären von wuchernden Spekulanten in der Provinz oder aus der Hauptstadt aufgekauft und aufgespeichert worden; diese wären dann Herrn und Meister der Verproviantirung gewesen, und hätten die Waaren zu beliebigen Preisen angesezt. Dieß alles falle bey den öffentlichen Versteigerungen weg. Die Lebensmittel kommen direkt aus der Provinz auf dem großen Markt an, hier werden sie von beeideten Faktoren aufgeschrieben, am folgenden oder nächstfolgenden Morgen versteigert, und der Ertrag des Verkaufs ebenfalls in die Bücher eingeschrieben. Man weiß, wer die Waaren geliefert, wer sie gekauft hat, der Verkäufer ist sicher, daß seine Waare so gut als möglich verkauft worden ist, der Faktor ist ihm Bürge für die Bezahlung. Wegen der Unkosten werden ihm drey Prozent von der Zahlung abgezogen; hievon bekömmt die Stadt ein Drittel, das Uebrige wird zwischen der Hospitalverwaltung, welche die Markthallen hat bauen lassen, und zwischen den Faktoren getheilt. Diese lezteren dürfen keine Spekulationen auf eigne Rechnung treiben, sondern müssen sich mit dem Prozent begnügen, das ihnen freylich am Ende des Jahres eine schöne Summe einbringt. Ob die Vortheile dieses Verfahrens wirklich so überwiegend sind, als sie Biot schildert, muß ich dahin gestellt seyn lassen; Biot, der als Landeigenthümer schreibt, scheint jene Vortheile aus eigener Erfahrung zu kennen; er verschweigt nicht, daß sich viele Klagen gegen das öffentliche Versteigern erheben, er meynt aber, diese kämen von Leuten her, welche die alten Mißbräuche vorziehen und bey der neuen Einrichtung verloren haben. So z. B. wurde ehemals, als der Handel durch Vermittlung von Unterhändlern statthatte, in den Schenken und Wirthshäusern viel beym Abschließen der Verträge getrunken und gezecht; dieß ist nun vorbey, natürlich zur großen Unzufriedenheit der Bevortheilten. Diese Leute denken wie manche andere, daß es um Neuerungen ein gefährliches Ding sey, und daß man nichts besseres thun könne, als sich hübsch beym Alten zu halten, sollte dieses auch noch so vermodert seyn.

Dg.

Rom, 16. August.

(Beschluß.)

Ein Herr Erasmo Pistolesi kündigt ein beschreibendes und plastisch darstellendes Werk über den Vatikan im weitesten Sinne, in einzelnen Lieferungen, von sechs Bogen jede, an. Das Ganze wird ungefähr achtzig Lieferungen enthalten, und der Bogen in Subscription zu fünf Bajocchi, daneben ein jedes Kupfer in Umrissen zu sieben Bajocchi verkauft werden. Allerdings muß jeder Kunstfreund ein Werk über den Vatikan wünschen, welches weniger schlecht ist als die bisherigen geschmacklosen und unkritischen Kompilationen. Wollte die neue Beschreibung nichts Anderes leisten, als das tausendmal Gesagte noch einmal zu sagen, wäre der Aufwand zu bedauern. Die Kupfer werden, so verspricht die Ankündigung, in Umrissen, unter der Leitung des Malers Camillo Guerra, von den ausgezeichnetsten Künstlern gezeichnet und gestochen werden. Uebrigens leisten die Herausgeber für die Beendigung ihrer Unternehmung keine andere Bürgschaft, als die allgemeine Erklärung, daß sie durch Unterzeichnung bedeutender Personen, welche aber nicht genannt werden, bereits in den Stand gesezt sind, das Werk ohne Unterbrechung bis zu Ende zu führen.

Es ist bekannt, in welcher Verlegenheit sich seit fünf Jahren die Baukommission wegen der Wahl des Marmors und Granits zu der an der Stelle der abgebrannten neu zu errichtenden Paulskirche befindet. Schon vor drittehalb Jahren hatte ein Herr Morel sich erboten, die erforderlichen Steine aus seinen Brüchen auf Elba unentgeldlich herzugeben. Das Publikum meynte, dieses Anerbieten sey mit Dank angenommen worden, und wunderte sich daher nicht wenig, als es vernahm, die beyden auf der Tiber angekommenen Granitsäulen, welche den Bogen der Placidia tragen sollen, kommen vom Simplon oder vielmehr von Montorfano am Lago Maggiore, noch mehr aber, als ein öffentlicher Anschlag meldete, man wolle die Lieferung der Steine dem am wenigsten Fordernden zuschlagen. Erst vor Kurzem erfuhr man den Hergang. Morel hatte Proben seiner Steine eingeschickt, aber die Akademie im Januar 1827 dieselben für unbrauchbar, den carrarischen Marmor und den Granit vom Simplon für weit vorzüglicher erklärt. Als Morel dieß erfuhr, ließ er, weil er von dieser Entscheidung unberechenbaren Schaden für seine Brüche fürchtete, bey der Akademie dagegen reklamiren, berief sich auf eine Menge Autoritäten zu seinen Gunsten, namentlich auf das aktenmäßige Zeugniß des Künstlers, der aus dem Probemarmor von Elba ein Kapitäl gehauen hatte, und drang auf Revision des Urtheils. Da die Akademie dieser Reklamation kein Genüge geleistet, ja sogar, wie es heißt, dem Hrn. Morel nicht einmal geantwortet hat, so ist nun von Seiten des leztern eine förmliche Klage gegen die Akademie vor dem hiesigen Tribunale anhängig gemacht, dessen Entscheidung das Publikum mit der gespanntesten Aufmerksamkeit entgegensieht. Vicepräsident der Akademie ist Thorwaldsen, und neben ihm Laboureur als Professor der Skulptur angestellt. Steht zu vermuthen, daß diese beyden Künstler sich so gröblich, wie Hr. Morel vorgibt, haben irren können? Von der andern Seite betrachtet, läßt sich kaum glauben, daß Morel so weit gegangen seyn würde, wenn er nicht glaubte gerechte Sache zu haben.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 215.
Hekla. Thekla.

Charade.

Erste und zweyte Sylbe:

Was der Fleißige liebt, und in anderem Sinne der Träge,
Jeder zu jeglichem Werk, das er im Herzen beschloß;

Dritte Sylbe:

Was, mit verschiednem Gehalte, die Menschen ergözt und die Käfer,
Jedes nach seinem Geschmack, jedes in anderem Sinn:

Das Ganze:

Nimm die beyden zusammen; zerbrichst du darüber den Kopf dir,
Ey, so rathe doch, was in den Händen dir liegt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 222.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 15. September 1828.

Süße Heimath! ich walle von Haus,
Aber prophezeihe voraus,
Daß, wohin ich den Schritt auch wende,
Liebend nach dir und nach deinen Auen
Will im Geiste noch rückwärts schauen.

Haug nach Wordsworth.

Lieder von Thomas Moore.

Uebersezt von J. F. Bach.

As slow our ship her foaming track. (Irish Mel.)

Schwer, unterm Schaum der Wogen, brach
Das Schiff des Windes Bande,
Der Wimpel sah noch zitternd nach
Dem theuern Insellande.
So scheiden wir mit Müh' und Schmerz
Von Banden, die wir lieben;
Fern denkt voll Wehmuth unser Herz,
An die daheim geblieben!

Und plaudern wir, um's Glas gesellt,
Von alter Zeit mit Sehnen,
Das Lächeln', das den Blick erhellt,
Blüht aus verhaltnen Thränen.
Knüpft dann Erinn'rung noch einmal
Die Bande, die wir lieben,
Dann kreist der süßeste Pokal
Für die daheim geblieben!

Wenn uns ein Thal, ein Eyland lacht,
Fern unter fremdem Sterne,
Wo alles blumig wilde Pracht,
Nur traute Lieb' ist ferne:
Dann denken wir, wie süß das Loos,
Zu leben hier, zu lieben,
Zu sterben einst in deren Schooß,
Die, ach! daheim geblieben!

Wie Wandrer, die entgegengehn
Dem Osten, wenn es dunkelt,
Oft wieder nach dem Lichte sehn,
Das matt im Westen funkelt:
So, sinkt der Freude Tag und bricht
Die Nacht herein, noch lieben
Und haschen wir das matte Licht
Der Lust, die fern geblieben!

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

„Es kostete große Mühe und Ueberredung," fuhr Ruben Zephanja fort, „um Esther zu dem zu bewegen, was die Noth des Augenblicks erforderte. Endlich entschloß sie sich dazu. In der Abenddämmerung stürzte sie in die Wohnung der Fremden, riß der sorglosen Frau das Kind vom Schooße und entfloh mit der kostbaren Beute mit der Eile des Sturmwindes. Sie verschloß ihre Ohren dem entsetzlichen Jammergeschrey der Donna, sie brachte das geraubte Kind nach Alhambra und Niemand ahnete die Verwechslung. Aber seitdem war es vorbey mit ihrem Frohsinn und ihrer Seelenruhe. Sie dankte mir nicht den Beystand, den ich ihr geleistet, sie wandte sich mit Abscheu von mir ab, wenn ich ihr begegnete. Eines Tages war sie verschwunden, und erst heute, mit diesem Goldstück, das am Halse der untergeschobenen Königstochter hing, erhalte ich die erste Kunde wieder von ihr. Sie war zu sanft, zu weichherzig für eine, die verdammt ist unter denen zu leben, die

sie verachten. Das war der Punkt, über den wir nie einig werden konnten. Ruben weiß besser die Schmach zu nützen, die auf das erwählte Volk gehäuft wird."

„Und ich bin dieses Christenkind?" fragte sehr bewegt die Jungfrau. „Mich entriß deine Schwester dem Arme der Mutter, die verzweiflungsvoll ihrem Kinde nachweinte?" — „Du hast es gesagt!" erwiederte der Jude, der mit listigen Blicken die Anwesenden betrachtete, um den Eindruck zu erkennen, den seine Mittheilung hervorgebracht hatte. „Laß mich reden, Jayme," sprach Ramiro in einem Tone, der einen heftigen Aufruhr in seinem Innern verrieth, „ich habe viel zu sagen, aber ich muß erst meine Gedanken sammeln, ich muß auch erst noch mehr erfahren von der Sache. Sprich, Ruben Zephanja, du trefflicher Rathgeber und Kinderdieb, hieß die Christin nicht Donna Lucia Tenori, und schrie sie nicht, als die Kleine ihr genommen wurde, gar sehr nach ihrer lieben Eugenia?" — „Du weißt ja Alles!" versezte betroffen der Alte. „Esther selbst hat den Namen der Frau nie erfahren, aber daß das Kind von einem verkappten Christenpriester Eugenia getauft worden, war ihr bekannt." — „Jayme," sagte Ramiro mit einer freudigen Rührung, die zwischen Lächeln und Weinen schwebte, „es wird wohl nicht anders seyn, wir müssen Schwäger werden; seltsame Begebenheiten, wie sie die alten Romanzen erzählen, treten in unser Leben und schmükken es mit Freuden, die ich sonst nur aus jenen Dichtungen gekannt. Du weißt, ich war früher schon in Granada, aber den eigentlichen Zweck meiner Reise mußte ich gegen Jeden verheimlichen, so war es der Wille meiner sterbenden Mutter. Ich suchte das Kind, die kleine Eugenia, die damals ihr geraubt worden, aber ich forschte immer vergebens, denn im Pallaste Alhambra hätte ich wohl nie gedacht sie zu finden. Nun ist das Räthsel gelöst, das wie eine trübe Wolke auf dem Leben meiner Mutter lag, und ich weiß nun auch, warum mein Herz immer höher schlug, wenn mir die bewundernden Araber von der Königstochter Adonaide erzählten. Arme Mutter, du mußtest die Welt verlassen, ohne daß dir die glückliche Lösung des Räthsels geworden wäre! Arme Tochter, du erkanntest dich selbst zu spät, um eine Mutter zu finden!"

Die Menschen, welche ein wunderliches Schicksal hier zusammengeführt hatte, fühlten sich, jeder nach seiner Weise, in ihren heiligsten Gefühlen ergriffen. Nur der Jude machte eine Ausnahme und berechnete still, wie er die Entdeckungen, die sich ergeben hatten, zu seinen Absichten leiten müsse. Die Jungfrau, die wir nun bey dem Namen, den sie in der Taufe erhalten, Eugenia, benennen wollen, breitete die Arme nach dem neugefundenen Bruder aus; eine Zähre in ihrem schönen Auge galt der todten Mutter.

„Ich will dich nicht umarmen, Schwester, aus Furcht dein liebes Angesicht zu schwärzen, obschon die alte Jüdin mich versichert, ihre Beitze halte fest, wie die Farbe eines wirklichen Mohren und könne nur erst durch eine besondere Flüssigkeit, von der sie mir ein Fläschchen verehrt, getilgt werden. Aber, Eugenia, ich liebe dich demungeachtet so innig, wie nur irgend ein Bruder seine Schwester liebt. Laß uns nur erst daheim seyn in Kastilien und du wirst gewiß das Glück werth halten und über Alles schätzen, das ich für dich im Sinne trage." Er warf bey diesen Worten einen bedeutenden Blick auf Jayme. Die Jungfrau aber sagte mehr zu sich selbst als zu den andern: „O nun weiß ich auch jene Ahnung des Christenthums, jene Sehnsucht zu deuten, die mich immer nach seinen heiligen Lehren verlangen ließ! Der Geist, der über mich gekommen in der christlichen Taufe, wollte es so und beherrschte mit göttlicher Macht mein ganzes Wesen."

Vieles wurde noch gesprochen von einer schönen Zukunft, die Jayme, Ramiro und Eugenia voraussahen. Auch Elvira wurde in den Bund der Liebe aufgenommen. Es galt für ausgemacht, daß Eugenia mit den beyden Freunden in ihre ursprüngliche Heimath zurückkehren würde; Elvira, die treue Dienerin, sollte sie begleiten. „Hütet euch vor Mehemmet!" sagte Ruben, der Alles schweigend mit angehört hatte. „Er ist der Stein des Anstoßes, der noch in eurem Wege liegt, und den ihr klüglich umgehen müßt, wenn alle die Herrlichkeiten, von denen ihr träumt, eintreffen sollen. Ich muß euch verlassen; ein wichtiges Geschäft verlangt meine Gegenwart an einem andern Orte. Lebt wohl! seyd klug, seyd vorsichtig!"

Er entfernte sich sehr vergnügt, daß ihm der Zufall in seinen Planen behülflich gewesen. Für Mehemmet war Adonaide wie Eugenia verloren, davon hatte ihn ihre Neigung zum Christenthum, Jaymes mächtige Liebe, des Bruders kühner und unternehmender Sinn überzeugt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Nordamerika.

Nach Cooper.

(Fortsetzung.)

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, muß ich mich etwas näher erklären, damit Sie durch das Bisherige nicht irre geführt werden. Sie dürfen nicht glauben, daß die Rücksichten auf Geburt, deren Einfluß auch hier nicht zu verkennen ist, in demselben Grade und unter denselben Formen sich äußeren, wie in Europa. Eben die Nation, welche aus Ehrerbietung gegen den Vater auch dem Sohn, der von einem Manne, wie Washington, seine ersten Eindrücke empfangen, eine gewisse Achtung bezeugt, würde sich mit Kälte und Mißfallen von den Thorheiten

oder Lastern eines späteren Nachkommen abwenden. Sie werden mir antworten: „Dieß Alles liest sich recht gut, wir wollen aber abwarten, welchen Einfluß die Zeit auf ein System haben wird, das sich über die nun einmal herrschenden Vorurtheile der übrigen Welt erheben will.“ Aber worin ist die Vernunft schwächer als im Vorurtheile, wenn, was dieses einmal bestimmt hat, durch Gewohnheit geheiligt worden ist? So viel ich bemerken kann, haben die Amerikaner, statt sich unvermerkt von dem Zuge der Ansichten der Europäer fortreißen zu lassen, stillschweigend sich zurückgezogen, und wenn in dieser Beziehung zwischen beyden Welttheilen eine Annäherung stattfand, so waren wir Europäer es, die eine Aenderung trafen. Während meiner Reise durch Neu-England wollte ein ehrbar aussehender Landmann das Wappen besehen, das durch Nachläßigkeit eines Bedienten von einem meiner Reisekoffer nicht abgenommen worden war. Ich versuchte die Zweifel des jungen Mannes zu lösen, indem ich ihm den Gebrauch und die Bedeutung der Wappen erklärte. Der Amerikaner hatte nicht sobald bemerkt, daß ich seine Neugierde zu befriedigen geneigt sey, als er verschiedene dreiste Fragen machte, die, ich muß es gestehen, mich in einige Verlegenheit sezten, so daß ich ihm zulezt sagen mußte, dieß seyen Auszeichnungen, welche verschiedene Herrscher den Ahnen des Eigenthümers des Felleisens ertheilt haben. „Und wofür denn, wenn's erlaubt ist zu fragen?“ — „Für ihre Tapferkeit in den Schlachten und ihre Anhänglichkeit an ihre Fürsten.“ Der interessirte Republikaner besah das Wappen eine Zeit lang aufmerksam und fragte dann einfältig: „ob dieß die ganze Belohnung sey, die sie empfangen haben?“ Da es fruchtlos gewesen wäre, die Vorurtheile eines unwissenden Mannes bekämpfen zu wollen, so entfernte ich mich, sobald es schicklicher Weise geschehen konnte. Indessen sieht man in Nordamerika noch viele Wappen an Wagen und Uhrbändern. Fremde, die dieß bemerken, glauben manchmal, der Reichthum bewirke nach und nach in den Gebräuchen des Volkes Veränderungen, unter denen die Demokratie leide. Darin irren sie sich aber gewaltig; denn gerade diese unschuldige, wenn schon vielleicht thörichte Eitelkeit kommt schnell in Abgang, so wie die meisten andern unterscheidenden Gebräuche im gesellschaftlichen Leben, die mit Charakter und Benehmen nicht in unmittelbarer Verbindung stehen. So denkt z. B. jezt Niemand mehr daran, sein Wappen an seinem Hause, auf Todtenschildern oder an Grabsteinen anbringen zu lassen, obgleich dieß vor dreißig Jahren sehr üblich war. Livreen sieht man gegenwärtig kaum mehr so viel als früher, während sich Wagen, Bediente und Lakayen unendlich vervielfacht haben. Kurz, das ganze Land wird, statt sich im Geringsten den entgegengesezten Extremen zu nähern, nicht nur in seiner Regierung, sondern auch in allen seinen Gebräuchen immer mehr rein demokratisch.

Wie sich erwarten läßt, trägt das allgemeine gesellschaftliche Leben in New-York starke Spuren von dem Handelsgeiste des Volkes an sich. Durch meine Briefe wurde ich natürlich zuerst an Kaufleute gewiesen, und fand auch hier jene Mischung der Sitten, der Bildung und des Charakters, wodurch sich dieser Stand überall auszeichnet. Es ist mir oft begegnet, daß ich bey einem Gastmale zwischen einen geistreichen, gebildeten Mann der durch Reisen und Erziehung sehr vieles gewonnen hatte, und einen Jünger des Plutus (man darf bey der gegenwärtigen Weltlage kaum sagen Merkur), zu sitzen kam, dessen Vorstellungen sich nie über schmutzige Berechnungen erhoben, und dessen Berechnungen eben so selbstsüchtig waren, als die Reden, die er führte.

Die Gewinnung des Schildpads in Ostindien.

Vielleicht wissen wenige Damen, die ihre Locken mit Kämmen kräuseln und stecken, und wenige Herrn, die ihre Nase mit einem braunen Staub kitzeln, den sie in einer Büchse aus Schildkröte aufbewahren, welcher Barbarey sie diese Substanz zu danken haben. Wenn die Einwohner der östlichen ostindischen Inseln, erzählt das Sincapore Chronicle, eine Schildkröte, die das Schildpad gibt (Testudo imbricata) fangen, wird dieselbe über einem Feuer aufgehängt und der Wirkung der Flamme so lange ausgesezt, bis die Hitze die Schaale so locker macht, daß sie leicht abgelöst werden kann. Nachdem dieß geschehen ist, wird das halbgebratene und geschundene Thier wieder in die See geworfen, und wenn es wieder gefangen wird, von neuem diesem Auto da-fé ausgesezt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Weniger denn als Emilia konnte Dem. Müller als Porzia im „Kaufmann von Venedig“ gefallen. Mad. Stich, die hiesige Darstellerin, trug bisher immer in den Scenen vor dem Dogen den Sieg davon, deren Ton des Ernstes sie in der Weise zu treffen wußte, daß man im Dialog stets die Porzia erkannte; die früheren Scenen des heitern Humors, der zarten Sorge, der liebevollsten, innigsten Hingebung gelangen ihr weniger. Man glaubte, die fremde Künstlerin würde die einheimische in diesen Auftritten übertreffen; aber Dem. Müllers Naturell sagten der Humor, die Schalkheit noch weniger zu, man merkte, sie bewege sich in einem fremden Elemente, sie wußte weder den rechten Ton der Stimme, noch das rechte Mienenspiel zu finden; desto gelungener waren die Ergüsse liebenden Gefühls gegen Bassanio. Die Scene vor dem Gericht jedoch befriedigte gar nicht, indem hier hervortrat, daß Dem. Müller wohl kaum den ganzen Sinn der Rolle möchte aufgefaßt haben. Ein unendlich anziehender Klang der Heiterkeit durchzieht das ganze Stück vom Beginne bis zum Schlusse. Dieser Ton des Friedens, der Freude, des Humors kommt dadurch herein, daß sogleich eine Gestalt auftritt, welche die streitenden, hart gegen einander ankämpfenden Interessen der Handelnden in sich vereint und versöhnt. Diese Gestalt ist Porzia. Ihretwegen ge-

rathen Antonio und der Jude in Zwiespalt; sie löst den Kampf auf, sie rettet Antonio. Antonio ist der königliche Kaufmann; allen edlen Gefühlen der Freundschaft gibt er Gehör, allen Hohen und Großen ist er zugewandt, und statt in seinem Geschäft, seinem Lebensberuf volle Befriedigung zu finden, sind ihm Gewinn, Erwerb, Reichthum, Handel und Wandel, Vertrag, der Streit um Eigenthum, dieß ganze bürgerliche Leben mit seinen Gesetzen und Rechten gleichgültig, ja er verachtet den Shylok, der nur nach Gewinn trachtet, und fern von jeder großmüthigen, edlen Gesinnung, diese niedrigeren Kreise des Lebens durchaus zum Inhalte seiner Wünsche, Zwecke und Begierden macht. Shyloks Haß geht aus dieser entgegengesetzten Sinnesart hervor; Antonio hat ihn im Innersten beleidigt, die Rache des heimtückischen Gemüths ist unendlich. Porzia dagegen ist eine Gestalt, welche die beyden Richtungen in sich vereinigt. Dem Kreise des Mein und Dein, des Eigenthums und seinen juristischen Verhältnissen gehört sie durch das Testament des Vaters an; wenn Shylok nicht in sittlicher Familiengesinnung, sondern geldgierig, eigensüchtig nach Besitz strebt, so hat Porzia dagegen die sittlichste Gesinnung, sie verwünscht nicht das Testament, sie ergibt sich frey in den Willen ihres Vaters. Sie hat dieselben edlen, reinen Gesinnungen als Antonio, aber nicht mit Geringschätzung jener bürgerlichen Verhältnisse, des Besitzes u. s. f. Daß beydes, der Adel des Gemüths und die Anerkennung der Rechte dieser Verhältnisse, sich aufs Treuste vereinigen lasse, davon gibt sie den klaren Beweis. Deßhalb ist sie denn auch nie in Sorge und Noth, daß jenes Testament und der Zwang desselben störend in die Freude ihres Lebens eingreifen werde. Ueber die lächerlichsten Freyer lacht sie, die besseren erwartet sie mit Ruhe, nur mit Bassanio, dem Geliebten, ist sie in liebender Angst, ob er auch das rechte Kästchen treffen werde. Dem. Müller nun vergriff die Rolle, insofern sie von Anfang an Besorgniß wegen des Testaments deutlich hervorblicken ließ, und statt überall Porzia als die Hauptgestalt, als die sichere und dadurch heitere, scherzende, fröhliche Siegerin auftreten zu lassen, war sie überall zu sehr in die Interessen aller einzelnen Zustände versenkt, als gehöre sie nur irgend einer der kämpfenden Seiten des Stückes an. Deutlicher zeigte sich dieses noch in der Scene vor dem Gericht; dort war sie ihres Erfolges, der Rettung Antonios, ungewiß, alle Stadien des Prozesses machte sie mit ihrem eigenen Gefühle durch, die Rede von der Gnade schien der Ausdruck ihres eigenen, innersten Gemüthes, sie selbst schien in der Besorgniß, Antonio werde dennoch sterben müssen. Dadurch geht alle Heiterkeit, alle Schalkheit, alle Sicherheit verloren, welche alle die tiefergreifenden Scenen begleiten, ihre Herbheit mildern, und es nicht bis zum äußersten Ernst eines durchaus tragischen Kampfes kommen lassen soll. Die Gebiete, die hier einander gegenüberstehen, sind solcher tragischen Entgegensetzung nicht fähig. Dieß hat Shakespeare wohl gewußt, und deßhalb gerade ist die Porzia eine so meisterhafte Gestalt. Der Kaufmann von Venedig gehört überhaupt unserer Meynung nach zu den gelungensten, vollendetsten Shakespeareschen Werken. Im lezten Akt war Dem. Müller wieder ganz an ihrem Platze; hier in der Mondsnacht, ähnlich der, in welcher Thisbe furchtsam über den Thau schlüpfte, und Troilus Seele zu Cressida hinüberseufzte, thaten die süße, melodische Stimme, der edle Anstand, die holde Grazie, die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit ihre volle Wirkung. (Die Fortsetzung folgt.)

London, August.

(Beschluß.)

Die vierteljährigen Zeitschriften haben sich seit einigen Jahren sehr vermehrt, und sind meistentheils kritischen Inhalts. Die nichtkritischen sind rein wissenschaftlich, mehrere, welche wie Knight's Quarterly Magasine und the Album blos schönwissenschaftlich waren, sind eingegangen. Das älteste von allen ist, wenn ich nicht irre, das Edinburgh Review; es wurde bekanntlich von dem Advokaten Jeffries angefangen, welcher noch immer dessen Redakteur ist. Die Absicht seiner Stiftung war rein politisch; man wollte dadurch neue Ideen verbreiten, und den Einfluß der Whigs als Parthey befördern dennoch hat es zu allen Zeiten reinliterarische Artikel von hohem Werthe enthalten. Indessen hat es durch seinen sarkastischen Voltaireschen Ton und seinen studirten Skepticismus im Ganzen wohl einen schädlichen Einfluß gehabt. Diesem, so wie der Verbreitung neuer politischen Ideen, welche die herrschende Aristokratie revolutionär nannte, sollte das später eingeführte Quarterly Review entgegenarbeiten; aber es ging dabey mit einer Uebertreibung zu Werke, welche zwar die Anhänger der Parthey, für die es schrieb, noch mehr blenden, aber gewiß keinen, den Jeffries Journal gewonnen hatte, bekehren konnte; wo das Edinburgh Review zu liberal war, da war es zu bigott, wo das Edinburgh Review alles in Kirche und Staat zu tadeln fand, da dünkte ihm alles unverbesserlich; wenn jenes die Amerikaner der vereinigten Staaten und ihre Verfassung übertrieben lobte, so schimpfte sie dieses auf eine gemeine Art, welche, wenn nicht endlich das bessere Gefühl der brittischen Nation dazwischen getreten wäre, den Haß der beyden Völker hätte unauslöschlich machen müssen. Ja so lange es in den Händen seines ersten Redakteurs Gefford blieb, war diese blinde Anbetung der Gewalt und der unsinnige Haß gegen jede Annäherung zur Demokratie selbst in den sonst vortrefflichen Artikeln über alte Geschichte und Literatur fühlbar, wodurch sich diese Zeitschrift damals auszeichnete. Indessen hat die alles mildernde Zeit auch den Ton dieser Journale gemäßigt, so wie in der That die beyden grossen politischen Partheyen sich auch im Parlamente genähert haben. Die Ultratorys haben jezt unter den vierteljährigen Reviews kein Organ mehr, man müßte denn the Theological Review, or British Critic dafür nehmen, welche Lord Byron mit dem ehrenvollen Titel My Grandmothers Review zu beehren pflegte; denn in diesem schwerfälligen Blatt ist es weit weniger der Zweck, biblische Wahrheiten durch strenge Untersuchung zu begründen, als den Gegnern von Kirche und Staat zu widersprechen, welche die zeitlichen Güter der Kirche bedrohen. Dagegen haben die ultraliberalen Theoretiker, welche die politische Abtheilung bilden, die man in Frankreich die äußerste Linke nennt, und welche hier minder zahlreich ist als dort, ihr Organ in dem Westminster Review. Doch finden sich auch in dieser Zeitschrift mitunter schätzenswerthe literarische Abhandlungen. The Classical Journal scheint auf nichts Anspruch zu machen als auf die Befriedigung der Kostschulmeister und Landgeistlichen. Die beyden Foreign Reviews sind zu neu, und haben in ihrem Erscheinen zu viel Aufsehen gemacht, um nicht einem jeden in Deutschland, der sich für dergleichen interessirt, bekannt zu seyn. Die Besorgniß, daß für zwey dergleichen Werke kein Raum hier sey, hat sich inzwischen bewährt, und das Foreign Quarterly Review, welches in vier hintereinander folgenden Nummern seinen ersten Ruf behauptet, behält eben darum, weil es zuerst erschienen, das Feld. Wir wollen hoffen, daß das Foreign Quarterly sich nicht durch die Abwesenheit eines Nebenbuhlers einschläfern lassen werde, denn wenn es durch Nachläßigkeit einen neuen nothwendig machen sollte, so dürfte ihm der Sieg über ihn nicht so leicht werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 223.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 16. September 1828.

Warm schlägt das Herz, doch finster ist die Stirne;
Die harte Schale birgt den süßen Kern.

Otway.

Skizzen aus Nordamerika.

Nach Cooper.

(Fortsetzung.)

3. Die Kälte und Zurückhaltung im amerikanischen Charakter.

Gewöhnlich beschuldigt man die Amerikaner, Männer wie Frauen, einer gewissen Kälte, und einige treiben diesen Tadel so weit, daß sie den Grund jenes Fehlers in einem Mangel an Gefühl suchen. Ich habe sogar gehört, wie ihn einige scharfsinnige Köpfe der Eigenthümlichkeit des Klima zuschrieben, eine Folgerung, die durch die bekannte gleichgültige Gelassenheit der ursprünglichen Bewohner des Landes unterstützt werden sollte. Mag nun diese Ansicht wahr oder falsch seyn, so ist die Beweisführung hier durchaus nicht an ihrer Stelle.

In Neu-England war allerdings, so gütig man sich auch in der That gegen mich zeigte, im Benehmen oft eine Kälte sichtbar, wodurch jene Freundlichkeit geschwächt, wenn auch nicht ganz aufgehoben wurde.

Im Sommer 1825 ereignete sich ein Vorfall, bey dem sich diese Zurückhaltung besonders deutlich aussprach. Der Kapitän einer in der Bay von New-York ankernden englischen Fregatte ließ in die öffentlichen Blätter einen Aufruf einrücken, worin er allen amerikanischen Seeleuten den Handschuh hinwarf und sie aufforderte, mit seinen Matrosen und seinem in London gebauten Ruderboot eine Wettfahrt anzustellen. Die Amerikaner, die so sehr auf Alles halten, was ihren Ruf als Seeleute angeht, nahmen natürlich die Ausforderung an. Tausende von Zuschauern versammelten sich auf der Batterie; die Wettfahrt auf eine Strecke von zwey Meilen begann und die Amerikaner trugen einen entschiedenen Sieg davon. Keinem Amerikaner, mit Ausnahme einiger Knaben, entschlüpfte hiebey ein Ausruf der Freude, und es war schwer, auf den Gesichtern der Zuschauer auch nur die geringste Veränderung zu bemerken, so groß auch innerlich ihr Triumph war.

Dieser Zug des Nationalcharakters läßt sich nicht durch die Ursachen erklären, die, wie man annimmt, bey einem Volke unsers Welttheils diejenigen Eigenschaften hervorbringen sollen, wodurch es sich den Amerikanern nähert. Er ist nicht die Folge des Klima, da er unter dem 45° wie unter dem 30° statt findet. Es ist nicht das Phlegma des Deutschen, denn Niemand ist lebhafter, offener, herzlicher, mittheilender als der Amerikaner, wenn man sich die kleine Mühe genommen hat, die Schranken seiner Zurückhaltung zu durchbrechen. Auch kann es nicht der Stolz des Spaniers seyn, der unter seinem Mantel über dem gegenwärtigen Elend seines Landes brütet, oder von vergangenen Zeiten des Ruhmes träumt, und ebensowenig der abstoßende Uebermuth des Engländers, denn Niemand ist so sehr bereit, seinen Mitgeschöpfen vollkommene Gleichheit mit sich zuzugestehen, als der Eingeborne dieses Landes. Einige haben die Ansicht aufgestellt, es sey die Folge der Religionsdogmen und der strengen Zucht, die in vielen der Urkolonien lange Zeit gebräuchlich war.

Daß die Religion der Puritaner und sogenannten Brüder Spuren zurückgelassen hat, ist allerdings, wie mir scheint, unbestreitbar. Abstufungen dieser Kälte findet man aber bey den Episcopalen in New-York, den Katholiken in Maryland, den Handelsleuten im Osten, den großen Güterbesitzern der mittlern Staaten und den Kolonisten im Süden. Durch den Unterschied der Staaten, der Religion und der Gebräuche wird sie nicht aufgehoben, sondern erhält nur eine gewisse Modifikation. Man sagt sogar, sie theile sich selbst den Franzosen in Louisiana mit, und diese sollen sich bereits durch ernsteres Aussehen von ihren Landsleuten in Europa unterscheiden. Sie ist so ansteckend, daß kein Fremder lange hier ist, ohne sich mehr oder weniger davon anzueignen. Sie entspringt nicht aus unvermeidlicher Sorge, denn kein Volk hat weniger Grund, über dem Ungemach des Lebens zu brüten, als dieses. Auch finden sich die Leute hier nicht veranlaßt, auf Verschwörung und Verrath zu sinnen, denn von der Zeit an, wo ich an's Land stieg, bis auf diesen Augenblick, habe ich noch nicht die geringste mißfällige Aeußerung über die Regierung gehört. Weil ich verzweifelte, diese Frage lösen zu können, wobey alle Vermuthung und Erfahrung zu Schanden wurde, wandte ich mich an Cadwallader und bat diesen, mir eine Gewohnheit zu erklären, die, jemehr ich darüber nachdachte, mir immer räthselhafter wurde. Seine Antwort war ziemlich kurz. Auf die Frage: „Wovon leiten Sie das charakteristische, ernste Betragen Ihrer Landsleute her?" antwortete er: „von ihrem schlichten, gesunden Verstand."

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Der Jude ging jezt an das wichtigste Werk seines Lebens. Allen seinen Handlungen lag eine Leidenschaft zum Grunde, die denjenigen, den sie einmal ergriffen hat, mit unerbitterlicher Grausamkeit beherrscht. Diese Leidenschaft war der Geiz. Wir erinnern uns noch des Versprechens, das Zephanja von dem jungen Araberfürsten erhalten, als dieser voll Wuth über die Treulosigkeit der Spanier in seinen Pallast heimgekehrt war. Er wollte den Boden seines Sabbathgemaches mit Goldstücken bedecken, wenn es ihm gelänge, den verhaßten Beherrscher Kastiliens, Don Enrique, aus dem Wege zu räumen, hatte Mehemmet dem Juden gelobt. Ruben war von Natur furchtsam; aber seine Habsucht war mächtiger als seine Furcht. Aus den Antworten, die Jayme in seinen uns bekannten Verzückungen ihm gegeben, hatte er sich eine vollkommene Kenntniß der Mittel und Wege verschafft, die ihn unbemerkt in das Schlafgemach des kastilischen Königs führen konnten. Auf diese Kenntniß ward der Entwurf zu Don Enriques Verderben gegründet. Zephanja verbarg ihn tief in seiner Brust, nicht einmal Mehemmet erfuhr seinen ganzen Umfang, denn es hatte den Juden erbittert, daß dieser früher in die Möglichkeit eines solchen Unternehmens Zweifel gesezt hatte und ihm, als er davon gesprochen, mit höhnender Verachtung begegnet war. Ruben wollte nach gelungenem Werke triumphirend vor ihn hintreten, ihm jenen Hohn mit dem stolzen Bewußtseyn der Untrüglichkeit seiner Kunst vergelten und wo möglich die verheißene Belohnung noch steigern. Freylich dünkte es dem Juden sehr unangenehm, daß er, um einem Menschen den Untergang zu bereiten, um einen andern ganz seinem Einflusse zu unterwerfen, drey Fremdgläubige, verhaßte Bekenner des Christenthums beglücken mußte; aber das stand nicht zu ändern. Die Wagschaale neigte so zu seinem Vortheile, und dieser war, wie wir wissen, sein unbeugsamer Gebieter. Ruben Zephanja verließ noch in derselben Nacht die Hauptstadt Granada. Ein unglücklicher Stern ging in dieser Stunde über seinem Haupte auf und beschien mit trübem Lichte den Weg, den er zu wandeln hatte, aber er verkündete nicht ihm allein Unheil, er dräute auch dem königlichen Jünglinge auf Kastiliens Thron langes Siechthum und frühen Tod.

Eugenia ließ ungern den Bruder von sich, den ihr ein günstiges Schicksal geschenkt; Jayme trennte sich mit ebenso großem Widerwillen von dem geprüften Freunde. Beyde aber sahen ein, daß es gefährlich seyn dürfte, diesen in der Nähe von Albambra oder Xeneralife zurückzuhalten, wo tausend Späherblicke leicht seine Vermummung durchschauen konnten. Ueberdem hatte die Alte in der Sierra Morena ihm einen sichern und versteckten Aufenthalt bey einem ihrer Glaubensgenossen angewiesen.

„Ich werde immer in eurer Nähe seyn, wenn es Noth thut!" sagte Ramiro beym Abschiede. „Jayme, du kennst meine Weise und du, Eugenia, wirst dich auch in den seltsamen Bruder finden. Ich lebe eigentlich nur wenig in der Gegenwart, nur so viel, als es gerade seyn muß, um einen leidlichen Freund und erträglichen Bruder abzugeben. Ich lebe meist in jenen vergangenen Tagen, die uns die alten Sagen und Heldenlieder schildern. Ja, Schwester, wenn in der Dämmerung des Abends eine rauhe Kehle unter deinem Fenster singt von süßer Minne, von edlem Ritterthum und wunderlichen Abenteuern aus einer hingeschwundenen Zeit, dann ist es Ramiro, der in deiner Nähe weilt und nach dir Verlangen trägt im treuen Bruderherzen.

Sie mußten sich trennen. Aber wie reich und selig in ihrem Innern kehrte Eugenia nach Xeneralife zurück. Die Weihe des Christenthums, nach der sie sich so heiß gesehnt, hatte sie durch Zephanjas wunderbare Entdeckung erhalten, einen Bruder hatte ihr der Himmel gesandt, der ihr rathend und hülfreich zur Seite stehen

konnte, dem Geliebten dünkte sie sich nun noch inniger verbunden, noch treuer ergeben als eine geweihte Christin. Noch nie hatte die Nachtigall in den Gärten von Xeneralife so schön gesungen, als in dieser Nacht beym Einschlummern Eugenias.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik der Türken und der türkischen Verfassung.

Als Selim III. im Jahr 1789 den Thron der Sultane von Konstantinopel bestieg, war die Pforte seit 1786 mit Rußland und seit 1788 mit Oestreich im Krieg. Da er, nachdem er aus seiner Einsiedeley (denn einer solchen gleicht seit längerer Zeit der Aufenthaltsort der künftigen Sultane) auf den Thron gekommen war, hörte, daß jene zwey Mächte den Waffen der Mohamedaner ungestraft widerständen, rief er aus: „Ich will sie züchtigen, ich will Krieg!" Diese übermüthigen Worte wiederholten sich in allen Befehlen des Sultans an den Großvezier, an die Paschas und Gouverneurs der Provinzen in Europa und Asien. Aber Befehle allein führen nicht zum Siege; die Verluste der Türken erneuerten sich, ein ganzes Heer ward von dem Prinzen von Koburg und dem General Suwaroff vernichtet. Der erstaunte Selim schrieb diese Niederlage der Nachlässigkeit des Großveziers und der andern Generale zu und sezte sie ab. Das Glück wollte sich ihm aber nicht zuwenden. Der berühmte Hassan Pascha, der (unter Abdul-Hamid) vom Kapudan Pascha zum Großvezier sich aufgeschwungen hatte, ward enthauptet, deßgleichen sein Nachfolger, bis endlich unter dem neuen Großvezier, dem eigentlichen Urheber des Krieges, nachdem die Waffen der Türken nicht glücklicher gewesen waren als vorher, der von panischem Schrecken ergriffene Selim von zwey seiner Günstlinge sich zum Frieden (1792) bereden ließ. Einer der genannten Günstlinge Selims war Juffuf, Aufseher der Sultanin Mutter, durch welche er sich auch die Gunst des Sohnes und einen bedeutenden Einfluß auf diesen zu verschaffen wußte. Da er die Ulemas, welche bisher stets die Aufstände der Janitscharen veranlaßt und unterstüzt hatten, fürchtete, beschloß er, sie dadurch zu schwächen, daß er ihnen ein Gegengewicht entgegensezte. Er wußte für seinen Plan die geschicktesten und angesehensten Minister der Pforte zu gewinnen, und auf diese Weise gründete er eine Art Oligarchie, deren nominelles Oberhaupt Selim war. Diese Oligarchie bedurfte aber einer materiellen Macht, um der der Ulemas und der Janitscharen widerstehen zu können, und so faßte sie den Plan, ein Korps regulärer Truppen zu bilden, auf welches sie ihre persönliche Sicherheit gründen könne. Ein Zufall begünstigte die Ausführung dieses Planes. Mustapha III., der Vorgänger des Abdul Hamid, dem sein Neffe, Selim III. folgte, hatte, in Folge der großen Niederlagen während des ersten Krieges mit Rußland, die Ueberzeugung gewonnen, daß ohne reguläre Truppen es unmöglich sey, europäischen Heeren zu widerstehen, und demnach beschlossen, die Taktik derselben anzunehmen. Aber der Tod hinderte ihn daran. Indeß lernte Selim III. den Plan seines Vaters zufällig kennen. Eines Tages befand er sich nämlich in der kaiserlichen Schatzkammer und durchsuchte darin mehrere Koffer mit Büchern. Unter diesen fand er drey Bände des berühmten Vauban, auf deren Rücken sich ein Stück Papier befand, mit den von Mustapha eigenhändig geschriebenen Worten: „diese Bücher sollen übersezt, und die Vorschläge, die sie enthalten, zur Ausführung gebracht werden." Der eine Band handelte von der Belagerung fester Plätze, der andere von ihrer Vertheidigung und der dritte von der Taktik. Sogleich sorgte Selim für ihre Uebersetzung ins Türkische, und nachdem diese in Konstantinopel gedruckt worden war, sandte er an jeden Festungskommandanten des Reichs ein Exemplar derselben, und befahl zugleich die Bildung regulärer Truppen. Noch ein anderer Umstand unterstüzte den Plan. Im Jahr 1793 nämlich sandte die Pforte zur Begründung freundschaftlicher Verhältnisse mit Oesterreich einen Gesandten, Namens Ratib-Effendi, der durch Fähigkeiten und Kenntnisse ausgezeichnet war, nach Wien. Derselbe war ein Mitglied der genannten ministeriellen Oligarchie, und er ließ es sich daher während seines Aufenthaltes in Wien angelegen seyn, über die europäische Disciplin der Truppen sich zu unterrichten. Seine Erfahrungen theilte er nun wiederum der Pforte in eigenen Memoiren mit, in denen er die Nothwendigkeit auseinandersezte, eine reguläre Armee zu errichten, die fähig wäre, nicht allein mit auswärtigen Feinden sich zu messen, sondern auch den Empörungen der Janitscharen ein Ziel zu setzen. Dieß ist der Ursprung und dieß sind die Ursachen der Gründung regulärer Truppen in der Türkey *).

*) Rizos hat, wie er sagt, diese Notizen aus den Papieren des Ratib-Effendi, die, nach dessen Ermordung auf der Insel Rhodos, in die Hände eines ihm bekannten Türken fielen, entlehnt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Die dritte bedeutendere Rolle der Dem. Müller war die Donna Mencia in dem Calderonschen „Arzt seiner Ehre."

Dieß Stück hat viel Aehnlichkeit mit einem andern desselben Verfassers, mit „Geheime Rache für geheimen Schimpf," welches aber vom Publikum nach dreymaliger Darstellung als für uns ungenießbar zurückgewiesen wurde. Auch in dieser Tragödie rächt ein Gatte, ein edler Portugiese, den Schimpf, den ihm ein früherer Geliebter seiner Gattin geheim angethan hat, auf die furchtbarste Weise; er ertränkt den Liebenden bey einer Ueberfahrt, und sein Landhaus läßt er vom Feuer verzehren, damit die Gattin mit verbrenne, ehe das Feuer ihrer schuldvollen Liebe ihm zur Schande weithinleuchtend ausbreche. Den Hauptinhalt dieses Dramas aber macht der spitzfindige Unterschied einer verborgenen Rache bey einem verborgenen Schimpf, und einer öffentlichen bey einem öffentlichen aus. Diesen Unterschied tragisch behandelt zu sehen, und an solchem Inhalt sich zu befriedigen, ist freylich einem heutigen Publikum nicht zuzumuthen; dergleichen Stücke haben nur ein historisches, jedoch kein allgemein menschliches Interesse. Die Kunst der Wahl bey Uebertragungen ausländischer älterer Poesie besteht aber gerade darin, nicht solche Dramen herauszuheben, welche die einseitigen Lebensansichten einer bestimmten Nation in aller Schärfe darstellen, also nicht solche, die, wie z. B. mehrere spanische, alle Lebensverhältnisse nur vom Standpunkte der verehrenden Liebe oder der subjektiven Ehre aus auffassen, sondern solche, wo das, was der Ansicht aller Völker und aller Zeiten entspricht, den Hauptinhalt ausmacht. Solche Wahl hat West, als Bearbeiter des Arztes seiner Ehre, so viel dieß bey spanischen Tragödien möglich ist, zu treffen gewußt. Denn hier bleibt freylich auch die Ehre das Bewegende des Ganzen, aber doch nicht als Unterschied einer heimlichen Rache gegen eine öffentliche, und sie geht nicht aus kalter Ueberlegung, sondern zugleich aus Liebe und aus Eifersucht hervor; der seine Ehre rächende Gatte wird durch die Verhältnisse gedrängt, und er handelt nur nach mannigfaltigster Prüfung und dadurch erlangter fester Ueberzeugung. Das Stück bleibt zwar immer noch spanisch genug, und kommt auch besonders den Damen spanisch genug vor; denn was uns in diesen Dramen immer fremd bleiben wird, ist der Mangel an eigentlich sittlicher Gesinnung. Die Spanier kennen in solchen Tragödien nur ein zweyfaches Pathos, das der Ehre und das der Liebe. In der Ehe wird die Treue nicht darum bewahrt, weil diese Treue sittlich, weil die Ehe unverletzlich ist, sondern weil eine Verletzung das Weib als Person entehren würde; könnte diese Entehrung wegbleiben, so würde das Weib sich der Untreue gern hingeben; denn in spanischen Dramen hat auch die frühere Liebe noch Rechte. Dieß Recht ist nicht erloschen, wenn die Liebende sich gegen ihre Neigung hat verehlichen müssen. Diese Kollision einer früheren Liebe und der Ehre des Weibes, die einem ungeliebten Gatten auf den Wunsch, den Befehl der Eltern hat folgen müssen, ist eine häufig dargestellte spanische Kollision. Sie macht auch den Inhalt im Arzt seiner Ehre aus. Donna Mencia liebt den Infanten und hat Don Gutierre, ohne ihn zu lieben, geheirathet. Der Infant will sein Recht der früheren Liebe behaupten, er sucht die Gattin Don Gutierres Nachts auf, er verfolgt sie vielfach, und sie weist ihn nur ehrenhalber ab. Don Gutierre, der die Gattin mit allem Feuer liebt, schöpft aber dennoch Argwohn, er findet bey ihr einen Dolch des Infanten, er belauscht sie in ihren Träumen, die das Bild des ersten Geliebten vor ihre Seele zaubern; in stiller Nacht gibt er sich für den Infanten aus und erfährt, daß dieser nicht unvermuthet komme, sondern erwartet sey. Die Schuld ist ihm nun gewiß, er sinnt im Schmerz der Eifersucht und Liebe auf Rache. Am Infanten kann er sie nicht vollbringen, denn dieser ist der Bruder seines Herrn und Königs. Dieß gibt eine neue Kollision. Eine fernere Eigenthümlichkeit des spanischen Dramas besteht nämlich darin, daß elterlicher, fürstlicher Wille als Macht, als unverletzlich und als den Verhältnissen der Liebe, der Ehre entgegenstehend dargestellt werden, während die Gesetze der Ehre, der Liebe doch so streng, so tief in jedes Herz gegraben sind, daß ihre Gebote nicht unvollführt bleiben dürfen. Don Gutierre muß seine ganze Rache nun auf Donna Mencia häufen, er muß es geheim thun, um nicht bestraft zu werden. Er holt einen Wundarzt und läßt ihr die Adern öffnen, langsam verblutet sie ihr Leben. Die Grausamkeit dieser Rache erscheint unsern Damen um so unerhörter, da sie meistentheils Donna Mencia für vollkommen unschuldig halten. Aber sie ist es weder nach spanischen, noch nach deutschen Gefühlen. Nach spanischen nicht, da sie sich, statt den Infanten fern von sich zu halten, vom Schein hat beflecken lassen, der nun den Flecken ihres Innern äußerlich anschaubar macht, nach deutschen nicht, indem sie den Infanten statt ihres Gatten liebt, den Ehebruch in ihrem Herzen begeht, und nichts thut, diese ehebrecherische Liebe aus ihrem Innern zu verjagen. Die Entehrung Don Gutierres ist innerlich und äußerlich geschehen, wenn gleich nicht in dem Grade, als er glaubt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bern, August.

Die vorläufige, vor einiger Zeit im Morgenblatt gelieferte Nachricht von dem am 12. Juni in der hiesigen Pagenstecherschen Apotheke stattgehabten furchtbaren Ereigniß, mag durch nachstehende zuverläßige Angaben berichtigt und vervollständigt werden. Zwey Arbeiter, die in Beyseyn eines Apothekerdieners gegen acht Uhr Abends in der hintern Abtheilung des Kellers der Pagenstecherschen Apotheke mit Aufschichten von Saidschützer Wasserkrügen beschäftigt waren und dazu Licht brauchten, hatten das Unglück eine Flasche zu zerbrechen, welche in der vordern Kellerabtheilung, die nur durch ein hölzernes Gitterwerk von der hintern getrennt war, auf einem etwas erhöheten Platze stand. Diese Flasche enthielt drey bis vier Maaß Vitrioläther, welcher die Ursache der kurz darauf erfolgten Explosion war, die nicht erfolgt wäre, wenn die Arbeiter sogleich ihr Licht ausgelöscht hätten, so aber beschäftigten sie sich, von dem Aether so viel möglich wieder zu sammeln, der jedoch zum größten Theil während dieser Arbeit verdunstete, sich mit der eingeschlossenen Kellerluft vermischte, und mit ihr eine Art von Knallluft bildete, welche, durch das Licht entzündet, das schreckliche Ereigniß herbeyführte. Die Wirkungen waren in der That furchtbar. Die Entzündung geschah mit einer solchen Heftigkeit, daß die Explosion einem sehr starken Kanonenschusse glich und in ziemlicher Entfernung von der Stadt gehört wurde. Die beyden Arbeiter, welche wahrscheinlich auf der Flucht begriffen waren, nachdem sie die Gefahr einsahen, in welcher sie standen, wurden von der Kellertreppe weg an das gegenüberstehende Kaufhaus geschleudert, und dort leblos auf die Straße geworfen. Ihnen folgten eine Menge mit Essenzen, Wassern und Syrupen angefüllte Flaschen und Krüge, die ebenfalls an dem Kaufhause zerschmettert wurden. Ein Mann, der vor dem Keller stand, ward mit furchtbarer Gewalt auf die Straße geworfen, erhielt mehrere Verwundungen, und starb acht Tage nachher.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 224.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. September 1828.

O hoffe nicht Verzeihn, Herz ohne Bangen,
Schamhafte Seele, herrliche Gestalt!
Vergebens macht die Liebe selbst, wo wilde
Zornglut entbrennt, die Schönheit dir zum Schilde.

Tasso.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

In der Jungfrau Seele stand der Entschluß fest, mit Ramiro und Jayme Granada zu verlassen. Darum also, weil Kastilien die Eltern, den Bruder, die Verwandten und den Geliebten in sich geschlossen, hatte sie eine unbezwingliche Sehnsucht immer hingetrieben. Die südlichern Gefilde Granadas prangten reizender in der Fülle ihrer Blüthen und Früchte, sanftere Lüfte spielten in den Zweigen der Orangen und Palmen, heiterer gestaltete sich das Leben in dem Lande der Araber wie zu einem lieblichen Mährchen, das im bunten Wechsel unterhält und erfreut; aber Eugenia verlangte Höheres, und das heilige Saatkorn, das in den frühesten Stunden ihres Daseyns in ihre Seele gelegt worden war, konnte nur da zum segensreichen Lebensbaum gedeihen, wo von allen Zungen der Gott gepriesen wurde, der es mit der Kraft sich zu entwickeln ausgestattet hatte.

Eugenia erwartete mit Ungeduld den Besuch Mehemmets. Sie wollte ihm entdecken, daß sie nicht seine Schwester, daß sie eine Christin sey. Sie hoffte, daß er sie dann ungehindert ziehen lassen werde, daß es ihm wohlgefällig seyn möchte, die Bekennerin eines ihm verhaßten Glaubens aus seiner Nähe entfernt zu wissen. Wie wenig kannte sie sein von stürmischen und regellosen Leidenschaften bewegtes Herz! In ihrer reinen Unschuld, in ihrem ungetrübten Seelenfrieden war ihr das Wesen dessen, den sie lange für ihren Bruder gehalten, nur in den Aeußerungen, die der Augenblick hervorbringt, nicht in seiner innersten Eigenthümlichkeit deutlich geworden.

Erst am Abende des dritten Tages erschien Mehemmet in Xeneralife. Er zeigte eine ungewöhnlich gute Laune, eine jener bey ihm seltenen, heiteren Stimmungen, wo ein leichter Spott in allem vorherrschte, was er sagte. Nur wenn er auf das Gelingen irgend eines, nicht immer zu edeln Absichten entworfenen Planes rechnete, wenn er schon im Vorgenusse des Vergnügens lebte, den ihm die Befriedigung einer gereizten Leidenschaft gewähren konnte, dann empfand er diese seltsame Lust, die in dem Augenblicke, wo die Befriedigung selbst eintrat und er dem alltäglichen Gange des Lebens zurückgegeben war, wieder verschwand. „Abonaide, mein süßes Schwesterlein,“ begann er, indem er den Platz an ihrer Seite einnahm, „du wirst mich loben, denn ich habe gethan nach deinem hohen Gebote; der Prophet hat uns die Freuden des Paradieses versprochen, aber euch Weibern hat er sie gewährt schon auf Erden, denn was ist süßer als die Seligkeit zu herrschen, und wer vermöchte euch einen Wunsch zu versagen? Du blickst so ernst für dich hin, wie ich dich noch nie sah, aber ich wette, dein Antlitz erheitert sich und strahlt wie die aufgehende Morgenröthe, wie die himmlische Gesichtsbildung einer Houri, wenn ich dir eine frohe Nachricht mittheile. Wisse denn, der Christ, der wundenkrank in Alhambra gelegen, ist genesen, ich

habe ihm seine Freyheit verkündet, und morgen in der Frühe des Tages trägt ihn das herrliche Roß, das ich ihm als Angedenken verehrt, auf flüchtigen Füßen in seine Heimath zurück."

Die Jungfrau bebte zusammen; al Mansur schien es nicht zu bemerken. Er tändelte mit einer Rose, die zum offenen Fenster hereinnickte, er betrachtete den köstlichen persischen Teppich, der das Mosaik des Fußbodens deckte.

„Beherrscher der Gläubigen," hob nach einer kurzen Stille Eugenia an, „es ist ein Augenblick gekommen, der eine jahrelange Täuschung vernichtet. Du hast mich für deine Schwester gehalten und mich geliebt als ein Bruder. Wir sind uns nicht verwandt. Dein Vater war nicht der meinige, wie wir Beyde immer gewähnt, ich bin die Tochter christlicher Eltern, auf eine betrügerische Weise in die Nähe eines Thrones erhoben, nur aus Irrthum von dir geliebt. Nimm Dank für diese Liebe, beweise sie mir noch einmal und gewähre die letzte Bitte, die ich an dich richten werde." Nun erzählte sie ihm ruhig und klar, wie es sich begeben habe, daß die in dunkler Verborgenheit geborene Tochter einer Spanierin an die Stelle der ertrunkenen kleinen Adonaide untergeschoben worden, sie zeigte ihm die Goldmünze, die Ruben durch einen Boten seiner Schwester erhalten habe, damit er gegen sie das Siegel des Geheimnisses löse, sie verschwieg ihm, von einer innern Stimme gewarnt, nur die Anwesenheit ihres Bruders Ramiro und ihre Liebe zu Jayme. „Du kannst die Christin nicht lieben, Mehemmet, das weiß ich," so schloß sie ihre Eröffnung. „Meine Nähe würde dir lästig seyn und mich ruft es mit Allgewalt zu den Tempeln des Gottes, dem ich durch eine heilige Handlung, die wie ein süßer Wohllaut durch mein ganzes Leben nachklingt, geweihet bin. Eine grausame List hat mich dem Lande entfremdet, dem ich angehöre, sie hat meine Kindheit um die liebevolle Pflege derjenigen gebracht, die mich geboren, sie hat mir das Glück geraubt, die Mutter zu sehen, ehe sie von der Erde geschieden, sie hat mich lange Jahre von denen fern gehalten, welche die Natur bestimmt, mir nahe zu seyn. Ach, so Vieles ist unwiderbringlich dahin, was meine Vergangenheit mit den edelsten Freuden hätte schmücken können! laß mich nicht Alles verloren haben, Mehemmet! Vergönne mir in die Heimath meiner Eltern zu ziehen, zu den Verwandten, die mir dort noch leben, zu dem Bruder, der die wiedergefundene Schwester gewiß lieben wird, wie du mich geliebt hast; laß Elvira, das treue Mädchen, mich begleiten. Unter dem Schutze des kastilianischen Ritters, dem deine Großmuth die Freyheit wiedergegeben, erreiche ich ungehindert und sicher meine Heimath. Er, der mir schon einen so wichtigen Dienst geleistet, wird dem geringen sich gern unterziehen."

In sprachlosem Erstaunen hatte Mehemmet sie angehört. In seiner Seele wechselten die widersprechendsten Empfindungen: Wuth auf den jüdischen Arzt, der ihm diese Sache so lange verschwiegen, Erbitterung gegen die Jungfrau, daß sie sich offen als eine Anhängerin des verhaßten Christenthums bekannte, Entzücken über die Hoffnung eines Glückes, dem entsagen zu müssen bisher der tiefste Schmerz seines leidenschaftlich bewegten Herzens gewesen war, das ihm nun aber mit allen seinen Freuden, seinen unsäglichen Wonnen durch die erhaltene Offenbarung gesichert schien. Er ging einige Male in stürmischer Hast in dem Gemache auf und nieder. Eine fieberhafte Röthe schimmerte durch die bräunlichen Wangen, das Feuer seiner Augen wurde glühender und verzehrender. Eugenias bemächtigte sich, sie wußte nicht weßhalb, eine große Bangigkeit. Mit ängstlichen Blicken folgte sie seinen Bewegungen, sie hatte geglaubt, Mehemmet würde sich gleich mit Abscheu von der Christin entfernen, sie keiner weitern Beachtung würdigen, sie vielleicht gar mit erwachendem Hasse aus der Königswohnung, in die der Betrug sie eingeführt, gewaltsam vertreiben lassen. Hierauf war sie gefaßt, aber nicht auf das freudestrahlende Antlitz nicht auf die von seltsamer Glut belebten Augen, mit denen der Araberkönig, seine Schritte unerwartet hemmend, sich plötzlich zu ihr wandte. „Adonaide," sagte er, „denn immerhin laß mich noch bey dem Namen dich nennen, unter dem du mir eine liebe Schwester warst; du täuschest dich selbst, wenn du dich für eine Christin hältst! Was kann eine Handlung, von der du nichts empfandest, eine leere Ceremonie, die du als ein willenloser Säugling über dich ergehen lassen mußtest, dem falschen Glauben für ein Recht auf dich geben? Die Lehre des Propheten hat dir ihre segenreiche Quelle geöffnet, als du fähig warest, sie in deiner Seele aufzunehmen. Sie hat längst den Eindruck jener verhaßten Gaukeley getilgt, sie hat sich dir in ihrer ganzen Herrlichkeit erschlossen, gegen die das Gesetz der Ungläubigen verschwindet wie ein Thautropfen, vom Strahle des Mondes aufgesogen."

„Nein, nein!" versetzte die Jungfrau, und die Flamme der Begeisterung leuchtete aus ihren Blicken; „die Weihe des Christenthums hat in jenen Augenblicken mein ganzes Leben erfaßt, sie hält es umschlungen, daß es nur von ihr lassen kann auf Erden, indem es selbst von dem irdischen Staube sich löst. O könnte ich der Wahrheit in meinen Worten Kraft geben, daß sie sich siegreich auch in deine Seele drängte und dich ablenkte vom falschen Gottesdienste!"

Sie wollte noch mehr sagen, aber Mehemmet unterbrach sie mit erhöhter Leidenschaftlichkeit. „Und mich, der dir so lange die innigste Bruderliebe gezeigt, der jedem deiner Wünsche, ehe er noch ausgesprochen, mit Erfüllung entgegengekommen, der kein Glück kannte, das er nicht mit dir theilte, der deine ganze Vergangenheit mit

Allem ausgeschmückt, was er Freudebringendes zu ersinnen vermochte, mich willst du verlassen um Anderer willen, die du noch nicht kennst, die dir vielleicht mit Kälte und Widerwillen eine Stelle in ihrem Hause einräumen, die wohl gar die Ansprüche zurückweisen, die du auf ihre Liebe machst? Bey der Taube des Propheten! Adonaide, du kannst das nicht! Siehe, ein weit herrlicheres Leben als bisher, soll sich dir in Alhambra gestalten. Nichts gibt es, was nicht ein Wort, eine Miene bewirken könnte. Der Beherrscher der Gläubigen will dein Sklave seyn. Aber, Adonaide, verlaß mich nicht, bleibe bey mir und entsage jener unseligen Täuschung! Gehe nicht zu den Fremden, deren Liebe du erst erbetteln mußt, gehe nicht in jenes verhaßte Land, gehe nicht von mir!"

„Meine Lebensbahn war mir vorgezeichnet, ehe ich als deine Schwester in den Königspallast gebracht wurde!" antwortete ruhiger Eugenia. „Sie weicht jezt ab von der deinigen und wir gehen auf verschiedenen Wegen, jeder einem besondern Ziele nach. Mein Entschluß ist unerschütterlich. Ich kenne die Größe meiner Verpflichtungen gegen dich, wie gern möchte ich dir doch meinen Dank an den Tag legen, aber du weisest ihn zurück, du magst nicht hören auf die Stimme, die dich für dein eigenes Heil gewinnen will!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Paul Friedrich Richter an Emanuel.

Hof den 3. Sept. 1795.

Mein theurer Emanuel!

Nur ein Wort! Wenn Sie endlich einmal zugleich mit diesen schönen Nachsommertagen Hof besuchen, wozu unser gute Genius endlich den Ihrigen bereden möge, so bringen Sie mir etwas mit: weißen, feinen Bewer, die Elle à 32 Gg. oder so ungefähr. Ich ziehe schon lange mit einem Sommerbalg herum, der eben so viel Oeffnungen und Poren gewinnt als ich selber; ich muß mich auf den Winter in einen Ueberrock verpuppen. Sie werden schon ungefähr den Quadratinhalt einer Knochenbaute wie der meinigen wissen; ich glaube vier Ellen brauch' ich.

Vergeben Sie mir meine Bitte von so körperlichem Inhalt, und das gute Schicksal mache Ihnen den Weg nach Hof sanfter, ebener und leichter, als es den Ihres Lebens gemacht hat.

Ihr Richter.

Der junge Krieger an Peters Grabe.

Russisches Volkslied *).

Ach du Väterchen, du heller Mond!
Warum leuchtest nicht nach alter Art,
Nicht nach alter Art wie ehedem;
Nicht vom Abend bis zur Mitternacht,
Von der Mitternacht zum Sonnenlicht?
Was verbirgst du hinter Wolken dich,
Hüllst dich in die Wetterwolken ein?

Wie bey uns im heilgen Russenland
In der hohen Stadt Sankt Petersburg
In der Kathedrale Peter Pauls,
Rechts vom Eingang, vor der Kaisergruft,
Vor des Ersten Peters stillem Grab,
Ersten Peters und des Großen Grab
Laut ein junger Krieger betete,
Weint' er Thränen, wie der Gießbach stürzt,
Um den frühen Tod des Herrlichen,
Und in Thränen rief er also aus:
Berste du nach allen Seiten hin,
Kalte Mutter Erde, thu dich auf!
Schwerer Stein des Grabes öffne dich,
Und erhebe dich, o Kaiser du!
Wach', o Vater, großer Zar erwach!
Auf dein liebes Kriegsheer schau herab,
Auf dein liebes, auf dein tapfres Heer!
Ohne dich sind wir verwaiset all,
All verwaiset — uns verließ die Kraft.

*) Scheint unmittelbar nach dem Tode des großen Monarchen gedichtet zu seyn. Wer mag wohl in den Thränen des jungen Kriegers dessen tiefe Rührung verkennen.

Korrespondenz=Nachrichten.

Paris, September.

Bald nach Cannings Tode hatte der bekannte Deputirte Charles Dupin den Vorschlag gemacht, eine Subscription auf eine Medaille zu Ehren des großen Mannes zu eröffnen. Der Vorschlag fand von der einen Seite großen Beyfall, und wurde von der andern angegriffen, ja verspottet; die Censur von 1827 erlaubte aber blos der lezteren Meynung sich auszusprechen. Die Medaille wurde unter Leitung einer Künstlerjury von Galle, nach einer von Chantry, dem ersten Bildhauer Großbritanniens, nach dem Leben verfertigten Büste gestochen, und der Künstler hat damit ein Meisterstück der französischen Schule geliefert. — Die Subscription fiel, wie sich nicht anders erwarten läßt, sehr reichlich aus. Alle edlen, großsinnigen Männer der alten und der neuen Welt vereinigten sich, dem Manne zu huldigen, der durch die Macht seines Genius bey den Völkern den Grundsatz befestigt hat, der auf der Medaille in den Worten ausgesprochen ist: A la concorde des peuples; liberté civile et religieuse dans l'univers. Der Preis einer Medaille ist wegen der großen Zahl der Unterzeichner blos fünf Franken; wer eine höhere Summe unterzeichnet hat, bekommt so viel Medaillen, als sein Beytrag Fünffrankenstücke ausmacht; überdem können von dem Ertrag noch die goldenen Medaillen geschlagen werden, welche der Wittwe Cannings und dem Könige, der ihn zum Minister gewählt, überreicht werden sollen.

In wenigen Monaten, wahrscheinlich im Februar 1829, werden Künstler und Gelehrte der französischen Expedition nach Morea folgen, und die Welt hofft mit Zuversicht, daß dieses Heer aus dem klassischen Lande schönere Trophäen heimbringen wird als seine Vorfahren zu Montferrats Zeit. Wenn man bedenkt, welch wichtige Folgen die französische Expedition nach Egypten, obgleich sie verunglückte, für Kunst und Wissenschaft hatte, so ist man berechtigt, von den Forschungen in Morea die größten Resultate zu erwarten. Die Halbinsel des Pelops, 350 deutsche Quadratmeilen groß, bisher nur von einzelnen Reisenden ängstlich durchzogen, ist dem Natur- und Kunstforscher fast unbekannt. Die Natur ist hier man-

nigfaltiger, die alten Denkmäler verborgener als in Egypten. Die Erndte für die Wissenschaft muß aber hier dennoch weit reicher ausfallen als am Nil. Der Geograph weiß außer den Küsten von den vertikalen und horizontalen Durchschnitten des Landes so viel als nichts. Die Berghöhen Moreas sind so unbekannt als die des Parnasses, der oft vergeblich bestiegen wurde; so soll der Kyllene über 11,000 Fuß hoch seyn; aus der Vergleichung mit dem Aetna ergibt sich, daß er in diesem Fall mit ewigem Schnee bedeckt seyn müßte; davon wollen aber die Reisenden nichts wissen, dagegen sprechen sie von andern Eisbergen, die sie, freylich immer in der kalten Jahrszeit, gesehen, aber nicht bestiegen haben. Die Angaben der Alten sind bey Bestimmung der Berghöhen durchaus nicht zu gebrauchen; die Höhe ihrer Berge erfüllte sie so sehr mit Staunen, daß sie z. B. behaupten, vom Taygetus aus übersehe man den ganzen Peloponnes, und Pouqueville behauptet sicher mit Unrecht, sie haben die absolute Höhe gemessen. Die Mineralogie und Pflanzenwelt Moreas sind fast so wenig erforscht als die meteorologischen Verhältnisse, die schwierigsten, aber auch zum Studium des ganzen Landes unerläßlichsten. Vom Kaukasus und der Sahara z. B. haben wir doch Reihen von Beobachtungen, von Morea und dem Balkan aber wissen wir nicht mehr als von Nigritien; und bey dem heutigen Stande der Wissenschaft reichen allgemeine Angaben der Reisenden, wie: das Klima Griechenlands sey von dem Italiens verschieden, nicht mehr hin.

Ueber die unermeßlichen Kunstschätze des Landes ist von den Reisenden viel geschrieben worden, aber ihre planlosen, zum Theil willkührlichen Angaben werden die bevorstehenden systematischen Forschungen oft mehr hindern als fördern. Man wird jezt aufsuchen, was nach den Zerstörungen der Römer, nordischen Eroberer, Ikonoklasten, Kreuzfahrer, Venetianer, Türken, nach den innern Fehden, den Zerstörungen der Zeit, den Entwendungen, Ankäufen übrig geblieben ist. Fast keine Nachgrabung ist bisher ganz erfolglos gewesen; selbst die Türken hatten, als ihr Besiz Moreas immer ungewisser ward, begonnen, die in der Erde vergrabenen Kunstschäze aufzusuchen; Veli Pascha ließ sich den Pausanias vorlesen, um ebensogut zu graben wie die Mylords. Die besten Andeutungen zu den bevorstehenden Grabungen sind die sichtbaren Ruinen, wie zu Bassä, Argos, Mykenä, auf Aegina, Messene u. a. ferner Namen wie Paläopolis, Peläokostron, Teuchos, und die Erdhügel. Bisher sezte der Feldbau Arbeiten der Art große Schwierigkeiten entgegen; jezt aber, da das Land verheert ist, fallen diese Hindernisse weg; man muß graben, ehe der Anbau sich erneuert, und um so mehr eilen, als manche kostbare Reste wahrscheinlich jezt von Neuem zum Bauen benuzt werden. Schon vor dem lezten Kriege wurden viele Marmorblöcke mit Inschriften zu Kalk gebrannt; die Kreuzfahrer prägten sogar Münzen aus Statuen; aus Tempelarchitraven hat man Brücken gebaut, und überall, auf den Strassen, in den Häusern, sieht man Inschriften. Vorzüglichen Erfolg darf man sich versprechen zu Olympia, Aßne, Sparta, Amyklä, Hiero, Argos, Nemea, dem Ort der isthmischen Spiele, Korinth, Sikyon, Paträ, Mantinea. Das Kloster Mega Spiläa, berühmt seit dem zehnten Jahrhundert, ist der einzige Punkt in Morea, wo man, wenn es im lezten Krieg nicht zu Grunde gegangen ist, mit einiger Gewißheit auf Entdeckung merkwürdiger Handschriften rechnen kann. Einst besaß die Bibliothek die Lustspiele des Menander; zwey Feuersbrünste zerstörten viel, aber noch vor dreyzehn Jahren war eine Menge Bücher übrig, welche voll Staub in einem Büchergrabe aufgehäuft lagen; kein Reisender hat sie durchgesehen. — Diese allgemeinen Notizen sind einer Abhandlung über die in Morea anzustellenden Forschungen entnommen, welche vor Kurzem ein Zögling der École spéciale des langues orientales vivantes dem Ministerium überreicht hat.

Bern, August.

(Beschluß.)

So wie die Knallluft im Keller sich entzündete, sprang das ganze Gewölbe, und mit ihm fielen zugleich der kurz zuvor heraufgerufene Apothekerdiener mit zwey in der Apotheke sich befindenden Personen in den zum Theil brennenden Abgrund hinunter. Der erste konnte sich sogleich herausarbeiten, und kam mit leichten Quetschungen davon; die andern beyden hingegen wurden durch den Sturz und die auf sie gefallenen Gegenstände mehr oder weniger schwer verwundet. Ein dritter Arbeiter, der zur Zeit der Explosion sich hinter dem Hause im Hof befand, wollte sich durch den Hausgang auf die Straße flüchten, und stürzte ebenfalls in den Keller hinunter, da der dichte Rauch und Staub ihm den geschehenen Einsturz verbarg. Dieser liegt auch an bedeutenden Verwundungen, doch ohne Lebensgefahr, darnieder. Da der Eingang zum Keller gegen die Straße ganz offen war, so hatte die Knallluft auf dieser Seite freyen Spielraum, so daß der Vordertheil des Hauses ganz unbeschädigt blieb; anders war es hingegen gegen den Hof. Die entzündete Luft mußte sich da durch zwey Kellerluftlöcher hindurcharbeiten, was mit solcher Heftigkeit geschah, daß durch alle drey Stockwerke hinauf die hintern Zimmer beträchtlich litten. Die Fensterscheiben wurden zerschmettert, Gypsdecken stürzten ein, Thüren wurden aus ihren Angeln gerissen, und fast alles leicht Bewegliche ward umgeworfen, so daß diese Seite des Hauses ganz den Anblick einer gräßlichen Verwüstung darbot. Das Gebäude selbst hat, nach dem Ausspruche Sachverständiger, an seinen vier Mauern nichts gelitten; eben so wenig die nebenstehenden Gebäude, in einem hart anstoßenden Gladladen ist auch nicht ein Stück unbrauchbar geworden; hingegen ist sonderbar, daß auf jeder Seite in dem dritten Hause die Erschütterung durch das Herunterfallen von Flaschen und Blumentöpfen verspürt wurde. So grausenhaft dergleichen Ereignisse sind, so werden sie gewöhnlich mit Zügen von Heldenmuth und Menschenliebe begleitet, die desto auffallender sind, weil sie öfters mit wirklicher Todesverachtung unternommen werden müssen. Ein solches Beyspiel verdient hier angeführt zu werden. Melchior Gloor, Steinhauer aus dem Kanton Aargau, befand sich nach erfolgter Explosion einer der ersten auf dem Platze der Zerstörung; vermuthend, es möchten Leute unter dem eingestürzten Kellergewölbe begraben liegen, gab er einzig seiner Menschenliebe Raum, sprang in den mit brennenden Materialien und Schutt angefüllten Keller, hatte das Glück, mit augenscheinlicher Gefahr seines eigenen Lebens, einen Menschen, der mit der Apotheke, worin er sich befand, herabgefallen war, zu retten, welcher beyde Beine gebrochen hatte, und den er nur mit der größten Anstrengung aus dem Schutt herauszuziehen im Stande war. Da dieser Verunglückte vor Schrecken und Schmerz halbtodt war, und keinen Laut von sich geben konnte, so hätte er außer allem Zweifel hier seinen Tod gefunden, wenn nicht Gloors heldenmüthige Handlung ihn demselben entrissen hätte. Da der Leztere nicht vermochte den Beschädigten allein aus dem Keller herauszutragen, so übergab er ihn mehreren herbeygerufenen Männern und fuhr in seinen Bemühungen fort. Die Regierung von Bern belohnte die edle That, und beschenkte den Gloor unter anderm auch mit der großen silbernen Lebensretter-Ehrenmedaille.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. September 1828.

Les' ich gleich in deinem Buche
Kaum ein Wörtlein, o Natur!
Dennoch lieb' ich dich und suche
Allenthalben deine Spur.

Bürde.

Wanderlieder.

Von Karl Felder.

An der Bergecke.

Stillumwohnte Tannenwiesen
Und des Baches rauschend Fließen,
Sanftes Bild und süßer Ton,
Eurem heimlichen Beglücken
Soll dieß Felseck mich entrücken. —
Nun; — Noch Eins! — ihr seyd entflohn!

Entschuldigung.

Natur, dein großes Bilderbuch
Umblättr' ich täglich still,
Und ohne daß ich Worte such',
Wo ich nur staunen will.

Doch hab' ich lange mich genährt
Mit stiller Wunderpracht,
So sey ein Laut mir unverwehrt,
Ein Ausruf unverlacht!

Wer mild das Selbstgespräch von fern
Des Glücklichen belauscht,
Erfaßt vielleicht nicht minder gern
Das Wort, was mir entrauscht.

Auf dem Hochgebirge.

Wie frey ist mir's um Herz und Kopf
In dieser hohen Himmelsnähe,
Wo kaum ein niedrer Tannenschopf
In's Oede vorragt, das ich sehe,
Wo Quellen murmelnd mich erlaben
Und Heerden ruh'n um Hirtenknaben.

Bin ich denn hier derselbe noch
Im Wehn der reinen Freyheitslüfte?
Was wollt ihr kleinen Blümchen doch?
Athm' ich schon sel'ge Kräuterdüfte?
Wie, oder mahnt ihr, heimzudenken,
Den Blick in's ferne Blau zu senken?

Ja, kleines Berg-vergiß-mein-nicht,
Dieß kann ich nimmer dir versagen.
Die Lieben, nein, vergess' ich nicht,
Ob Wolken mich gen Himmel tragen;
Sie steh'n in gottbeseelter Weite
Hier oben auch an meiner Seite.

Beklemmung.

Es ruht der Weg in tiefer Stille,
Die Luft ist grau; kein Wanderwille
Erzeigt sich heut' im dunklen Thal,
Und nur des Baches rauschend Leben
Will seines Daseyns Merkmal geben,
Ein Fest begeht hier meine Qual.

Ihr Sorgen seyd hier losgebunden,
Bemächtigt euch der schwülen Stunden,
Ihr findet keinen Widerstand.
Gedanken, strömt das Thal hinunter,
Das öde; rinnt, ihr Thränen, munter,
Bis Herz und Herz sich wiederfand!

—

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Mehemmet biß sich in die Lippen und verbarg seine gereizte Empfindlichkeit unter einer erzwungenen Sanftmuth. Er war zu klug, um sich leicht außer Fassung bringen zu lassen. Er wollte dem Augenblicke lieber ein Opfer bringen, um später seines Erfolges desto sicherer zu seyn. „Ich habe dir nie eine Bitte versagt,“ sprach er mit anscheinender Niedergeschlagenheit, „ich will auch der Reise in jenes Land, welches du deine Heimath nennst, kein Hinderniß entgegenstellen. Mag ich denn auch allein und verlassen seyn von aller Liebe; aus der Ferne werde ich deines Glückes mich erfreuen. Aber,“ fuhr er in einem sehr bestimmten Tone fort, „du hast gelebt in Granada als eine Königstochter, du sollst es verlassen mit aller Pracht, in aller Würde, die derjenigen gebührt, welcher Mehemmet so gern unterwürfig seyn möchte. Der stolze Kastilianer soll nicht sagen, ich habe dich blos so lange geliebt und geehrt, als der Betrug eines Sklaven mich getäuscht. Mit der Pracht und dem glänzenden Gefolge einer Königin sollst du an dem Hofe Don Enriques erscheinen; er mag deine Ansprüche anerkennen, deine Rechte sicherstellen! Halte dich bereit, Adonaidel in wenigen Tagen wirst du deinen Wunsch erfüllt sehen.“

„Zu Don Enrique willst du mich senden?“ fragte im Tone des Zweifels die Jungfrau. „Werde ich ihn noch unter den Lebendigen finden? hast du ihm nicht Rache gelobt, hast du den Juden nicht beauftragt sie auszuführen, und ist er nicht zu diesem Zwecke schon auf dem Wege nach Kastilien?“

Al Mansur schien betroffen. Er hatte jene Aeusserung, durch die er unvorsichtiger Weise bey der Rückkehr von Alcala der vermeynten Schwester seinen geheimsten Plan verrathen, gänzlich vergessen. Jezt fiel es ihm plötzlich ein, daß ihn damals die Leidenschaft hingerissen hatte zu einer so nutlugen Eröffnung. Seine Verwirrung dauerte aber nur kurze Zeit; ein leichtes Lächeln trat auf sein Angesicht. „Wie kannst du nur die leidenschaftliche Wallung eines Augenblicks so ernst nehmen, Adonaide?“ sagte er. „Ich war damals gereizt, ich hatte Ursache zu gerechtem Zorne; aber das ist längst vorüber. Du selbst magst dem Christenkönige die Versicherung meiner Freundschaft, den Wunsch, immer im Frieden mit ihm zu leben, überbringen.“

Nach diesen Worten entfernte er sich schnell, um jeder dringenden Bitte der Jungfrau, die seinen neu erwachten Hoffnungen entgegen seyn könnte, auszuweichen. Eugenias Zweifel waren nicht beseitigt. Sie wußte, daß Mehemmet in der Sättigung seiner Rachsucht eine grausame Lust fand, daß er einem zu diesem Zwecke entworfenen Plane nicht entsagt haben würde. Sie kannte seine Beharrlichkeit im Bösen, seine Verstellungskunst. Eine tiefe Betrübniß bemächtigte sich ihrer. So sollte sie also nicht mit dem theuern Bruder, mit dem geliebten Jayme in ihre eigentliche Heimath ziehn! Ach und wie wenig durfte sie den Versprechungen Mehemmets trauen, der troz ihrer Geständnisse ein unerwartetes und unerklärliches Begehren, sie in seiner Nähe zu behalten, an den Tag gelegt hatte? Sie trat schwermüthig an's Fenster; sie sehnte sich, Ramiros Gesang zu hören. Der Wind rauschte in den Wipfeln der Ulme, in dem süßduftenden Oleanderstrauche, die Nachtigall hauchte ihr Klagelied; aber jener Gesang wollte nicht ertönen, der Bruder, von dem sie Rath und Hülfe ersehnte, blieb ihr fern. Es trieb sie hinab in den Garten; sie rief Elvira, damit diese sie begleite. Als sie aber ihre Gemächer verlassen wollte, traten ihr die Wachen entgegen und verkündeten, daß Mehemmet geboten habe, ihr den Ausgang zu verweigern. Welche neue Ursache zu Angst und Besorgniß! Eugenia konnte sich das zweydeutige Benehmen al Mansurs nicht erklären. Sie brachte eine schlaflose Nacht hin. Mit dem ersten Sonnenstrahle stand sie an einem Fenster, das die Aussicht hinab nach Alhambra und Granada bot. Ein zarter Nebelschleyer lag noch auf der Stadt, nur die goldenen Kuppeln der vielen Moscheen strahlten im röthlichen Lichte aus dem duftigen Meere hervor, aber die herrliche Königswohnung mit ihren zahlreichen Höfen, ihren reizenden Gärten lag schon offen und frey im Sonnenglanze und man konnte von Xeneralife aus jede Bewegung, jeden Vorgang in den Höfen und Gärten erkennen. Eugenias Blicke hafteten an einer Stelle, an den Fenstern jenes Gemaches, wo Jayme verwundet gelegen, wo die Macht des Todes durch die Macht der Liebe besiegt worden war. Viele Erinnerungen knüpften sich an diesen Anblick. Jene Träume früherer Tage traten wieder vor ihr geistiges Auge, in denen sie den Geliebten gesehen, noch ehe sie ihn gekannt, in denen ihr damals schon die Gewißheit geworden, dieser Jüngling müsse ihr entgegenkommen im Leben, um es mit ihr zu theilen und sie zu einer Seligkeit zu leiten, deren Verheißung wie eine Ahnung aus noch frühern Zeiten aufdämmerte. Sie sah ihn wieder schlummern am Ufer des Henares, sie sah ihn, wie er ihr die Preise im Ringelrennen bot und in Verzückung zu ihr aufschaute, sie fand sich wieder in jenem Walde, wo er sie aus Räuberhand befreyte und bey der Trennung das Geständniß seiner Liebe aussprach. Ein lebhaftes Getümmel vor dem äußern Thore von Alhambra zog ihre Aufmerksamkeit an. Dort bewegten sich viele Menschen um einen einzelnen, der neben einem prächtig geschmückten Araberrosse stand. Er bestieg das Pferd, er trennte sich von dem Haufen, indem er die Straße nach der Sierra Morena einschlug, und Eugenia

erkannte nun Jayme, der, wie es ihr schien, mit heiterm Sinne und von einer besondern Fröhlichkeit belebt, der maurischen Hauptstadt den Rücken wendete. Ein Laut des Schmerzes bebte über ihre Lippen. Sie breitete die Arme nach dem Geliebten hin; ohne eigentlich zu wissen zu welchem Zwecke, ließ sie ein weißes Tuch in die Luft flattern. Eine Baumgruppe verbarg jezt den Reiter ihrem Blicke. Bald aber erschien er wieder an einer freyen Stelle des Weges, sie sah, daß sein Auge sich nach Xeneralife erhob, er hatte sie bemerkt; auch in seiner Hand bewegte sich, zum wohlverstandenen Zeichen des liebevollen Einverständnisses, ein Tuch von gleicher Farbe. Beruhigt sah ihn nun Eugenia zwischen den Gärten und Wäldchen verschwinden. Sie trug die feste Ueberzeugung in sich, daß sie Beyde nicht ferner getrennt leben könnten, daß es eine unwiderstehliche Macht gebe, die sie binnen Kurzem auch zu einem in allen äußern Verhältnissen innig verschmolzenen Leben vereinigen müsse. Eine stille Freudigkeit senkte sich in ihr Herz. Wie eine immer klarer werdende Ahnung stieg es in ihr auf, als sey heute der Morgen des lezten Prüfungstages für sie angebrochen, des Tages, der ihr noch schwere Kämpfe bringen dürfte, aus denen sie aber unter dem Schutze ihres Gottes siegreich in ein neues, beglückendes Leben übergehen würde. Sie sah schon mit den Augen einer Abschiednehmenden in die reizenden Anlagen von Xeneralife hinab. Die Terrassen, von denen Jasmin und Orangen, Rosen, Lilien und Oleander ihre Wohlgerüche zu ihrem Gemache sandten, erschienen ihr fremd; ein anderes Land, nicht so heiter und üppig wie Granada, aber ernster und heiliger, zeigte sich ihrer Einbildungskraft. Sie sah eine hohe Kathedrale vor sich, sie hörte das majestätische Läuten der Glocken vom hochgewölbten Thurme niederschallen, sie vernahm einen frommen Gesang aus dem Innern des Doms, sie trat an Jaymes Seite in das Heiligthum, sie sah den Altar mit dem Hochwürdigsten, sie stand mit dem Geliebten vor dem Altare, ein Priester im heiligen Ornat und von ehrwürdigem Aeußern breitete segnend die Hände nach ihnen aus. Da ging dieses schöne Bild der Phantasie in ein reizendes Entzücken über, das keine Gestalten suchte und fand, und Eugenia den ganzen Tag über in der süßesten Erregung hielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Häringszug.

Die merkwürdigen Wanderungen des Härings, auf denen er so viele Ufer der alten und neuen Welt berührt, und dort die immer offenen Tonnen füllt, machen diesen Fisch zu dem als Nahrungsmittel verbreitetsten Seeprodukte. An manchen Gestaden der Bewohner einzige Nahrung, ist er im tiefsten Binnenlande geschäzt und hier häufig das einzige Seethier, das die Einwohner in Natura zu sehen bekommen. Die Marschroute, die er regelmäßig durch das Becken des atlantischen Oceans nimmt, und die auf einer künftigen gastronomischen Weltcharte sicher den größten Effekt machen wird, ist im Großen folgende: Der Zug kommt östlich von Island vom nördlichen Polarkreise her, geht um die brittischen Inseln, gelangt in den Ocean durch die Meerenge von Calais und den St. Georgen Kanal, kommt im Norden von Madera an, geht sodann schief bis zum zwanzigsten Grade hinab, biegt nach Westen um, zieht nun vor den Antillen vorbey, längs den Küsten Amerikas herauf, und gelangt endlich, an der Südspitze von Neu-Funbland vorüber, wieder dahin, von wo er ausgegangen. Er vollendet diese lange Reise im Zeitraum eines Jahrs; im Juli, August und September ist er an der englischen und französischen Küste, im Oktober bey Madera, im Januar ist er an den Antillen vorüber, im Februar, März und April besucht er die Vereinigten Staaten, im Mai nimmt er seine Richtung nach Island, wo er gegen Ende Junius anlangt, worauf der Kreislauf von Neuem beginnt.

Mittel Gußeisen weich zu machen.

Im vorigen Jahre wurde in den Vereinigten Staaten eine Entdeckung gemacht, die sich mit der jetzigen chemischen Theorie nicht vereinigen läßt, die aber, wenn sie sich bestätigte, von großer Wichtigkeit wäre. Man streute auf ein Stück Gußeisen von acht Zoll Durchmesser und von dreyviertel Zoll Dicke, das man bis nahe an den Schmelzpunkt erhizte hatte, vier Loth Rohzucker (Cassonade). Der Zucker schien ganz in das Metall einzudringen, veränderte Farbe und Gefüge desselben und erweichte es so, daß es wie das weichste Eisen geschmiedet und gefeilt werden konnte. Der nicht mit Zucker bestreute Theil des Eisens blieb roher. Dieser Versuch soll bereits in Deutschland wiederholt worden seyn, und die Sache sich bestätigt haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt. a. M. 7. Sept.

Wenn in großen Residenz- und Hauptstädten die Wintermonate die belebtesten im Jahre sind, wenn Seeplätze, vornehmlich im Sommer, als der Jahreszeit der Schiffahrt, den interessantesten Anblick gewähren, so macht sich in Frankfurt die größte Regsamkeit, die stärkste Frequenz der Fremden gerade zu jenen alljährlich zwey Mal wiederkehrenden Epochen bemerklich, die unter unsern Breitegraden den Sommer und den Winter von einander scheiden. In Folge ihrer geographischen Lage kann unsere Stadt als einer der Gränzpunkte zwischen dem Norden und Süden Europas betrachtet werden; zudem steht dieselbe an den Pforten des an Heilquellen so reichen Taunus-

gebirges und die Heerstraßen, die aus den nördlichen und östlichen Gegenden unseres Welttheils nach der so viel besuchten Schweiz führen, durchschneiden zum großen Theile diesen Platz. Wer demnach um des Nutzens und des Vergnügens willen in jenen Richtungen hin sich auf die Reise begibt, oder aus einer derselben kommend, zur Heimath zurückkehrt, und das eine wie das andere geschieht gemeinhin beym Beginn oder am Schlusse der schönen Jahreszeit, der kann Frankfurt nicht füglich umgehen. Zur jetzigen Epoche tritt noch der Umstand hinzu, daß der Anfang unserer Herbstmesse in dieselbe fällt, wodurch denn, im Zusammenwirken mit jenen andern Ursachen, die gesellschaftlichen Verhältnisse und das ganze öffentliche Treiben jezt noch stärker wie in den Frühlingsmonaten angeregt und belebt werden. Denn, was auch immerhin über den zunehmenden Verfall unserer Messen Wahres und Halbwahres gesagt werden mag, dem bloßen Zuschauer gewähren dieselben noch immer das nämliche objektive Interesse, wie zu jenen segensreichen Zeiten, wo noch keine Handelsreisenden, keine den Waarenumsatz hemmenden Mauthen unsern Meßhandel zu beeinträchtigen strebten. War demnach der Zeitabschnitt, über den ich Ihnen zulezt berichtete, sicherlich der stillste, den man in Frankfurt erleben mag, so ist für diese Stadt die gegenwärtige Epoche die geräuschvollste im ganzen Jahre. Inzwischen ist die Messe selber erst im Beginnen; was uns dieselbe Merkwürdiges im Gebiete der Künste, der schönen sowohl wie der mechanischen, darbringen möchte, dieß läßt sich jezt noch nicht überschauen. Ich bemerke daher nur kürzlich, daß auch jezt, wie sonst, der Braunfels, der Römerberg, das Mainufer und andere Orte das gewohnte Bild der Geschäftsthätigkeit zeigen, daß jezt, wie sonst, der Paradeplatz mit Buden bedeckt ist, die der Schaulust, je nach ihren Ansprüchen, mehr oder weniger Befriedigung verheißen, endlich aber, daß jezt, wie sonst, Drehorgeln, Leierkasten, sogenannte Harmoniemusiken, die aber oftmals nichts weniger als harmonisch sind, und dazwischen eine bescheidene Harfe, in Begleitung einer noch bescheideneren Stimme, auf allen Straßen den Gehörsinn, wenn auch nicht immer angenehm, so doch mannigfaltig beschäftigen. Auch die Theaterdirektion hat Bedacht genommen, um es den Freunden der Bühnenkunst nicht an einem Wechsel der Unterhaltung während der Messe fehlen zu lassen. Zu dem Ende ist von ihr die Gesellschaft Casortie für einen Cyklus pantomimischer Vorstellungen im Schauspielhause engagirt worden; denn aus Rücksicht auf das Privileg der Theateraktionäre konnte dieser Gesellschaft die Erlaubniß, eine eigene Schaubühne für die Dauer der Messe hier zu errichten, nicht bewilligt werden. Beyläufig mag hier noch angeführt werden, daß der Direktor unsers Operntheaters in einem der hiesigen belletristischen Blätter vor einigen Wochen, auf eine darin erhobene Klage über die Dürftigkeit des Opernrepertoriums, dem Publikum das Versprechen ertheilte, nunmehr, wo das erforderliche Singpersonale ergänzt sey, jener Beschwerde abzuhelfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Don Gutierres Schuld ist nur, ein zu strenger Ehrenheld gewesen zu seyn. Der König bestraft ihn auch im Calderon nicht, sondern nöthigt ihn nur eine frühere Geliebte zu heirathen, welche er, durch bloßen, durchaus grundlosen Schein irregeleitet, verlassen hat. Herr West dagegen, um uns das Stück genießbar zu machen, läß den Don Gutierre, als er erfährt, Donna Mencia habe der Stimme der Ehre Gehör geben wollen, sich selber tödten. Was aber einem deutschen Gemüthe am meisten befremdlich in diesem Stücke bleibt, ist der Mangel alles Vertrauens, aller Innigkeit im Verhältniß der Ehegatten. Dieß ist ächt spanisch. Auch die Liebenden sind stets durch die Furcht vor Entehrung, durch die Furcht, Grund zur Eifersucht zu erhalten, getrennt, und eine blumenreiche Verehrung, welche der Geliebten Sonne, Mond und Sterne und alle Reiche der Natur in Bildern und Vergleichen zu Füßen legt, tritt an die Stelle innigster Einigkeit, liebenden Vertrauens und tiefster, seelenvollster Neigung. Dem. Müller war als Donna Mencia ausgezeichnet, weil sie mehr als andere Darstellerinnen die unterdrückte Liebe zum Infanten überall hindurchblicken, und den Kampf der Ehre und dieser Liebe hervorstechen ließ. Die Scenen der Besorgniß, daß ihr Gatte Argwohn schöpfen möchte, die steigende Angst, als er ihn geschöpft, die bis zur höchsten Verzweiflung stieg, als sie erfuhr, daß er ihr das Leben zu entreißen entschlossen sey, gehörten zu den gelungensten der bisherigen Leistungen der Künstlerin.

Als Olga zeigte sie, daß sie besonders die Schönseelenhaftigkeit eines nur im Entsagen kräftigen Gemüthes darzustellen wisse, welches, um die Reinheit seines Gefühls zu bewahren, alle seine Wünsche aufgibt, und wenn es mit der Welt nicht mehr gehen will, zum Himmel in freudigem Schmerze mit Blick und Gefühl hinaufschwebt. Raupach hat mehrere solcher weiblichen Gestalten seinen wilden, fast barbarischen, ungezügelten Männern gegenübergestellt, oder auch umgekehrt, die Weiber in diese Barbarey, wie in den Fürsten Chawansky, verfallen lassen, und dann die Männer als schöne Seelen gezeichnet. Charaktere wie Siegfried und Chriemhilde im Niebelungenhort sind ihm erst in lezterer Zeit gelungen.

Dem Aufenthalte der Dem. Müller verdanken wir auch die Aufführung eines, wie wir glauben, erst in neuester Zeit für die Bühne bearbeiteten Shakespeareschen Lustspiels: „alls well, that ends well," dessen Titel der Bearbeiter, Dr. Friedrich Förster, in „List und Liebe" umgewandelt hat. Diese Bearbeitung hatte sich schon mehrere Monate vorher in Wien Beyfall erworben. Wir glauben nicht, daß dieß Lustspiel zu den vollendetsten Shakespeareschen gehöre; die englische Sitte, zwey Intriguen, die ihrem Wesen nach kaum zu einander passen, nebeneinander abzuspielen, tritt hier mehr als billig hervor. Die komische Person Paroles, ein französischer, lustiger Bramarbas, ein feiger Prahler, der stets von seinen Thaten, seiner Taktik, seiner Strategie schwazt, und stets als der erste davon läuft, wird in dem dritten und vierten Akt die Hauptgestalt, ohne daß sich zeigt, wie dieser komische Charakter zu den übrigen in wesentlichem Verhältniß stehe. Er ist kein komisches Gegenbild irgend eines der ernsteren Charaktere. Die Hauptintrigue hat jene bekannte Erzählung des Boccaz zum Inhalte, nach welcher die Tochter eines französischen Arztes einen reichen Grafen liebt, den König von einer schweren Krankheit heilt, und als Lohn sich erbittet, frey einen Gatten wählen zu können, der ihren Wünschen dann Gehör geben müsse. Von dem Grafen nach der Verehlichung verschmäht, und mit der Drohung verlassen, daß er sie nicht anerkennen werde, wenn sie ihm nicht beweisen könne bey ihm geschlafen zu haben, erfüllt sie durch List die Bedingung. Boccaz hat mehr diese List, die Klugheit, die Konsequenz des Mädchens bey Durchführung ihres Vorhabens hervorgehoben, Shakespeare mehr die Innigkeit der Liebe, gepaart mit mädchenhafter Scheu, den tiefen Drang, ohne den geliebten Mann die süße Freude des Daseyns nicht genießen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 19. September 1828.

Nein, du kannst
Nicht mein Gemahl und nicht mein Retter seyn.
Gesprochen ists, nun richte räche dich.

Goethe.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Als nun wiederum die Sonne zu den Gipfeln der Morena sich neigte, als das Leben in der unten liegenden Stadt geräuschloser wurde und mit der Ruhe des Abends auch ein Geist des Friedens sich auf die Erde zu senken schien; da schwebte plötzlich ein leiser Cytherklang, ein einzelner bedeutungsvoller Akkord aus den Laubgängen der nahen Terrasse herauf und drang wie der Ton eines ersehnten Freundes zu Eugenias Ohr. Ihr Herz klopfte ungestümer, sie flog an's Fenster, sie sah Niemanden, aber eine wohlbekannte Stimme ließ sich im Gesange vernehmen.

„Hinter Schloß und Kerkermauern
Weilt die schöne Zelindaja:
„Bin von jeder Lust geschieden,
Hoffnung nur will ich bewahren!

Meine Heimath in der Ferne
Zeigt sich meinem Geiste nahe,
Ruft mit tausend Sehnsuchtsstimmen:
Zelindaja! Zelindaja!"

Also klagt die Fürstentochter
In dem Thurm, wo sie gefangen,
Und es öffnen sich die Thüren,
Und herein tritt Don Duardas;

„Trockne deine Thränen, Herrin,
Dein Bedränger liegt erschlagen:
Liebe ist ein sichrer Schlüssel
Und gelöst sind deine Banden!"

Das Lied schwieg. Eugenia glaubte nun mit jedem Augenblicke die Gestalt des Bruders aus dem Gebüsche hervortreten zu sehen. Da hörte sie ein Geräusch in ihrem Rücken. Sie wandte sich um, sie erschrack, denn ihre Blicke fielen auf Mehemmet, der in heftiger Bewegung das Zimmer durchschritt. Jenes gleißnerische Lächeln, das er in ihrer Gegenwart sonst immer anzunehmen pflegte, zeigte sich nicht auf seinem Angesichte. Ein düsterer Ernst lag in seinen Zügen; er schien irgend einen unheildrohenden Entschluß gefaßt zu haben, er schien nur noch mit sich zu kämpfen über die Art und Weise der Ausführung. Eugenia hatte ihn noch nie so gesehen. Am meisten beängstigten sie seine Blicke, die oft mit der Gluth einer Begierde auf ihr ruhten, welche dem schuldlosen Mädchen unerklärlich war. Er hatte, ohne das drückende Schweigen zu brechen, einige Male den engen Raum des Gemaches durchmessen. Jetzt trat er vor das zitternde Mädchen und sagte in einem gepreßten Tone, der gelassen seyn sollte, aber mehr dem im Innern tobenden Sturme nachgab, als er dem Willen des Redenden gehorchte: „Die Zeit der Verstellung ist vorüber, Adonaide! Mache mir keine Vorwürfe, daß ich dich gefangen halte, daß ich dir plötzlich eine Härte gezeigt, die dir durchaus fremd erscheinen

mußte. Ich bewahre dich nur wie ein köstliches Kleinod, das man zu verlieren fürchtet. Es hängt von dir ab, jeden Zwang von dir zu entfernen; ein einziges Wort und du herrschest über ganz Granada als Königin, du sitzest an meiner Seite auf dem Throne und ein Wink von dir gilt Tausenden als heiliges Gebot." Er schwieg, um den Eindruck, den diese Worte hervorbringen dürften, zu erwarten; aber Eugenia stand noch immer bleich und zagend vor ihm. Sie warf ängstliche Blicke zu ihm hinauf, sie schien seiner Rede keine Bedeutung abgewinnen zu können. „Du glaubtest, ich würde dich weniger lieben, wenn ich erführe, daß du nicht meine Schwester seyst?" fuhr er leidenschaftlicher bewegt fort; „o nein, Adonaide! die Liebe, die mich zu dir hinzog, war immer mächtiger und inniger als eine kalte Bruderliebe. Dein Anblick flößte mir nur eine bittere Empfindung ein, die, daß ich dich nur als ein Bruder lieben durfte. Dieser verhaßte Zwang ist nun von mir genommen, das düstere Mährchen meines Lebens ist durch den Zauber eines Augenblicks in ein heiteres Bild verwandelt worden, das in tausend lockenden Farben zu mir spricht, das mir unendliche Freuden einer glücklichen Zukunft verheißt. Ich lasse dich nicht von mir ziehen, Adonaide! nein, bey der Taube des Propheten! du sollst mich nicht verlassen. Was kann dir die Fremde gewähren, das sich dir hier nicht herrlicher und reizender böte? Ich habe eine Schwester in dir verloren, aber ich will die Geliebte, ich will das Wesen in dir besitzen, das den Thron mit mir theilt, das mir Freuden bereitet, die mein bisheriges Leben entbehren mußte."

„Nimmermehr!" rief voll Entsetzen Eugenia und bemühte sich, ihre Hand loszuringen, die Mehemmet im Feuer seiner Rede ergriffen hatte. Er ließ sie nicht frey und sprach mit dem Ausdrucke eines mühsam verhaltenen Grimmes:

„Reize mich nicht, Adonaide! Ein Sturm ist in meiner Seele losgelassen, den deine Worte zum Bösen, wie zum Guten lenken können. Ich kann hassen wie ich liebe. Wenn ich dir ein Loos zugedacht habe, so glücklich wie es noch keiner Sterblichen beschieden gewesen, so kann auch meine entfesselte Wuth dich so schrecklich treffen, wie sie noch nie getroffen. Doch du wirst der Stimme einer so mächtigen Liebe, du wirst dem Rathe deiner eigenen Vernunft nicht entgegen seyn! Blicke hinab, Adonaide, in die reizende Ebene von Granada! Wo ist ein herrlicheres Land als dieses, das du als Königin beherrschen sollst? und nicht allein über dieses Land, auch über mich selbst sollst du unumschränkt gebieten. Ja, Adonaide, du bist das einzige Weib, das ich je geliebt, und du sollst das einzige bleiben! Ich will mich nie des Rechts bedienen, das mir die Lehre des Korans einräumt; ich will immer nur dein Sklave seyn, ich will eine andere deines Geschlechtes nie der mindesten Aufmerksamkeit würdigen. O sprich das Wort, das ich ersehne! Sey die meinige, Adonaide, sey Granadas Königin!"

Länger konnte Eugenia den Unwillen, der sich ihrer bemächtigt hatte, nicht verbergen. Das Räthsel war gelöst und es trat ein Ungeheuer sinnlicher Begehrlichkeit und tyrannischer Willkühr hervor. Alle wohlwollenden Gefühle, die sie früher gegen den vermeinten Bruder gehegt, waren mit einem Male vernichtet, denn sie erkannte, daß da, wo sie die unschuldigste Neigung gewähnt, eine lasterhafte Flamme geschlummert hatte, die unter jenem Anscheine betrügerisch hervorgebrochen war.

„Ich kann dich nur bedauern, Mehemmet!" versezte sie kalt und streng. „Die Leidenschaft verblendet dich, du gibst dich ihrem zügellosen Walten hin, du bist ihr Sklave. Ich habe mich in dir getäuscht; es ist am besten, wir scheiden ruhig von einander, wir sagen uns ein Lebewohl wie Fremde, die sich zufällig auf der Lebensbahn gefunden. Ich möchte so gern eine freundliche Erinnerung an dich mitnehmen, es würde mir wehe thun, wenn ich dich verachten müßte."

Wie ein Blitz schmetterte dieses Wort in Mehemmets Seele. Die lang verhaltene Wuth war nun entfesselt und sprach sich auf die abschreckendste Weise in seinem ganzen Wesen aus. Sein Antlitz verzerrte sich, seine Augen sprühten Flammen, seine zitternde Rechte hielt Eugenias Hand krampfhaft und gewaltiger gefaßt. „Du entkommst mir nicht, Schlange!" rief er mit furchtbarer Stimme. „Ich habe Kerker, dich zu bewahren, ich habe Mittel, deinen starren Sinn zu beugen. Es hing von dir ab, mich zu deinen Füßen zu sehen als einen Diener deines Willens; du hast es verschmäht, nun sollst du meinem Willen unterthan seyn."

Diese plötzliche Umwandlung in dem Benehmen des Arabers erweckte mit einem Male in der Seele Eugenias einen Muth, dessen sie sich selbst nicht fähig geglaubt hatte. „Ich fürchte deinen Zorn nicht, es ist mir gleichgültig, was du gegen mich unternimmst," sagte sie mit ruhiger Würde. „Mich beschützt ein Höherer als du. Vor dem Gotte, den ich verehre, sinken die Könige der Erde in den Staub, die Pforten der Kerker springen auf, wenn er gebeut, die Tücke der Bösen kann seinem Kinde nicht schaden."

„Ich weiß es besser," versezte mit Hohn und Ingrimm der Ungläubige. „Der Christ ist dir lieber als der Christengott, du selbst hast dich verrathen. Wolltest du nicht jenen Don Jayme begleiten in sein Vaterland? Bist du nicht heimlich, aller jungfräulichen Sitte zum Hohn, an sein Krankenlager geschlichen, um ihm eine Neigung zu zeigen, die du an mir verdammst? O ich ahne noch mehr! Seine Genesung ist mir verdächtig; nur ein Wagstück, ein Unternehmen, dessen Preis der Tod seyn konnte, vermochte ihn zu retten, und nur die Leidenschaft, die

auch mich verzehrt, macht zu dieser Verachtung des Todes fähig. Das dulde ich nicht, Adonaide! Ich weiß, daß Frauenlist der Kerkermauern, der Schlösser und Riegel spottet; vergebens würde ich dich zu bewahren suchen. Aber bey der Taube des Propheten! ich ertrage es nicht, daß du einem andern die Liebe widmest, nach der ich vergebens ringe, daß du einem Andern ein Glück bewahrst, zu dessen Besitz ich ein früheres Recht habe, das ich erringen muß, wenn ich leben soll, wenn du, versteh mich wohl, Adonaide, auf dein eigenes Haupt nicht den Blitz lenken willst, der dich vernichtet."

„Der Tod hat keine Schrecken für mich," entgegnete mit einer Festigkeit, die den Araber außer sich brachte, Eugenia, „und das mag dir der sicherste Beweis des Vertrauens seyn, das ich in den Gott setze, den du nicht ahnst. Ich will es nicht verbergen, Don Jayme ist mir theuer, und diese Neigung wird von demjenigen gebilligt, der allein auf Erden ein Recht hat, darüber zu entscheiden. Keine Versprechungen, keine Drohungen können mich wankend machen in der Treue, die ich ihm gelobt habe. Ja, Mehemmet, der Glanz des Thrones, die Freude des Herrschens, alle Schätze der Welt sind nichtige Dinge gegen einen Blick der Liebe aus seinem Auge; du mühst dich auch vergebens, das Glück, das mir mit ihm werden muß, zu zerstören. Wir sind bestimmt für einander durch eine Macht, gegen welche du hoffnungslos in die Schranken trittst."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Scene aus einer Fußreise über die Kordilleren.

Lieutenant Brands Reise durch Peru macht sich unter den vielen Werken, die gegenwärtig in England über Südamerika erscheinen, besonders durch eine interessante Fußreise bemerklich, die der Verfasser mitten im Winter über die schneebedeckten Kordilleren, da, wo sie die Gränze zwischen Buenos-Ayres und Chili bilden, unternahm. Kaum läßt sich ein größeres Wagstück denken als die Art, wie man in dieser Jahrszeit von den ungeheuern Schneekegeln herabrutscht, wenn man nach unzähligen Gefahren, über Abgründe, durch Schneewirbel, den Cumbre, die höchste zu übersteigende Berghöhe, erreicht hat. Hören wir den Verfasser erzählen, wie er mit seiner Gesellschaft die furchtbare Cuesta de Concual, die am nördlichen Abhang der Kordilleren, also gegen Chili zu liegt, herabkam.

„Wir machten uns sehr früh auf den Weg; der Morgen war schön und wir entschlossen uns, aus Furcht, das Wetter möchte sich ändern, so schnell wie möglich vorwärts zu eilen. Der Weg ward bald so abschüssig, daß wir meistentheils laufen mußten. In drey Stunden kamen wir zu der Cuesta de Concual. Es ist dieß ein schrecklicher Abhang, welcher in einer furchtbaren Tiefe bis zu einem ziemlich breiten Flusse sich hinabzieht, der eine kleine Strecke davon etwas zur Rechten hinfließt. Es war schrecklich hinunter zu sehen, und ich sage weniger als alle, die ich darum befragt, wenn ich den geraden Absturz auf 11 bis 1200 Fuß Tiefe ansetze. Er war überall so steil und der harte Schnee so glatt, daß man durchaus nicht darauf Fuß fassen konnte. Hier hinabzukommen hätte ich durchaus für eine Unmöglichkeit gehalten, hätte ich nicht folgenden Auftritt mit angesehen und selbst mitgemacht. Am Rande des Abgrundes angelangt, blieb ich bestürzt stehen und dachte nicht, daß man auch nur einen Versuch machen werde; da fingen die Peons an, unser Gepäcke den Berg hinunter zu werfen, das mit Blitzesschnelle hinabflog. Unsere Betten fielen in den Fluß, und waren bald aus dem Gesichte. Hierauf legten sich die Leute auf den Rücken, streckten Arme und Beine aus, und flogen zu meinem Entsetzen einer nach dem andern blitzschnell hinunter, behielten aber dabey so viel Gewalt über sich, daß sie den Fluß vermieden. Einer schlug sogar mehrere Male über und rollte dann wie ein Ballen hinunter, ohne sich im geringsten zu beschädigen. Diese Art zu reisen stand mir gar nicht an, und ich wartete erst, bis ich sah, was mein Reisegefährte thun würde. Er trat an den Rand, machte erst ein Loch in den Schnee, in das er die Ferse sezte, stieß dann seinen Stock bis zur Hälfte ein, so daß er sich darauf stützen konnte, und ließ sich dann etwas hinabgleiten, worauf er ein anderes Loch grub. Auf diese Weise kam er den steilsten Theil hinunter, ließ dann los, und glitt sitzend vollends hinunter. Die Reihe kam jezt an mich; Anfangs machte ichs wie mein Reisegefährte, aber es war so steil und ich fand es so unbequem, an einem Arme zu hängen, daß ich einen sichereren, obgleich längeren Weg einschlug. Ich machte ein Loch mit meinem Stock, sezte meine Ferse hinein, und machte dann ein anderes Loch für die zweyte Ferse, so daß ich meine Bahn immer sicher vor mir hatte und meine Füße gleich fest standen, während ich mir im Sitzen mit dem Stocke Stufen grub; nachdem ich auf diese Weise den steilsten Theil zurückgelegt hatte, legte ich mich flach auf den Rücken, und schoß gählings eine Strecke von 500 Fuß hinunter. Das Hinuntersteigen hatte mich an zwey Stunden Zeit gekostet, aber ich hätte mich an den steileren Stellen nicht um alles Gold und Silber in den Bergwerken Perus gehen lassen."

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Beschluß.)

Der neueste Bearbeiter von „List und Liebe" ist noch einen Schritt weiter gegangen, indem er alle Charaktere, beso...

ders den des Grafen Roussillon zu mildern gesucht hat. Der Graf verschmäht nach Herrn Dr. Förster das süße Geschöpf weniger als Tochter des Arztes, sondern mehr, weil sie nicht seine eigene Wahl ist, weil sie ihm durch das Gebot des Königs aufgedrängt wird. Doch dadurch geht ein Gegensatz verloren, der bey Shakespeare gute Wirkung thut. Bey ihm ist der junge Graf ein Edelstein, aber noch ungeschliffen, eine Perle, aber noch in der rauhen Schaale; eine unbändige Jugend, Stolz und Wildheit lassen ihn nicht erkennen, welch einen reichen Schatz von Innigkeit, Adel und Liebe die Brust der armen Tochter des Arztes verwahrt. Daß diese Unbändigkeit der Jugend, dieser Stolz, diese Wildheit durch die Gewalt der Liebe besiegt werde, ist gerade der Sinn des Stücks, der in den Hintergrund tritt, wenn der Graf, milder und edler, das liebe Mädchen nur verschmäht, weil sein Herz sie nicht frey gewählt hat. Auch die Bedingung der Anerkennung ist verändert; sie ist zu einem bloßen Kuß vergeistert, und nur der kostbare Ring aus der Bedingung des Shakespeare geblieben. Der Sinn des Publikums schien diese Aenderung nothwendig zu machen, obgleich wir keine Anstößigkeit darin finden können. Das Band, das beyde unauflöslich an einander ketten soll, wird dadurch im Gegentheil inniger, als es durch einen, wenn zwar in stiller Mondnacht gegebenen Kuß geschehen könnte. Am lieblichsten ist der Ausgang, wenn die Gattin zulezt, wie bey Boccaz, dem überlisteten Gatten mit den Kindern, diesem tiefsten Grunde der Festigkeit, Liebe und Innigkeit ehelicher Bande entgegentritt. Besonders hat aber Förster, nach Shakespeares Vorbild, jenen Schmerz der jungen Gattin durch ihre erzwungene Verbindung den Geliebten aus dem Vaterlande in Noth und Gefahr hinausgetrieben zu haben, und den Entschluß hervorgehoben, ihm lieber zu entsagen, als ihn so stündlicher Gefahr des Todes auszusetzen. Dieser Zug uneigennütziger Liebe läßt die tiefe Innigkeit der Neigung aufs Lieblichste hervortreten. Aber im vollkommenen Gegensatz gegen Boccaz ist er in der Bearbeitung des Dr. Försters durchaus überwiegend, und ward es durch das Spiel der Dem. Müller, das fast ins Gebiet des Tragischen hinüberschweifte, noch mehr. Auf die weiteren Veränderungen können wir uns dießmal nicht einlassen. Der lezte Akt ist fast ganz umgearbeitet und zum Theil, den früheren Veränderungen gemäß, mit Glück, obgleich auch jezt noch das Ende matter bleibt, als zu wünschen wäre. Doch möchte auch Shakespeare wohl von diesem Vorwurfe nicht ganz freyzusprechen seyn. Im Ganzen muß man sagen, daß durch die Bearbeitung jene derbere Grundlage der Sinnlichkeit verloren hat, welche die Shakespeareschen Werke vor den spanischen auszeichnet, und wodurch sie eine Eindringlichkeit und Naivetät erlangen, die besonders den neuesten tragischen Gestalten abgeht, wenn sie nur Repräsentanten für allgemeine Gedanken sind. Dem. Müller spielte ganz im Sinne der Bearbeitung, nur gelang ihr weniger, die zurückgedrängte, geheime Gewalt der Liebe darzustellen, als später in der Scene vor dem König, wo sie den künftigen Gatten wählen soll, die Vereinigung lieblichster, wenn zwar modernerer, mädchenhafter Scheu und Schaam, mit dem Drang ihres Innern, der sie den Geliebten sich anzueignen treibt. Die Darstellung war zu reich an meisterhaften Zügen, als daß wir sie einzeln aufzuzählen Raum hätten.

So übergeben wir auch die Rolle der Gabriele, deren Aufgabe ist, das innerste Leben eines in sich zurückgedrängten Gemüths so liebenswürdig, innig und gefühlvoll als möglich, besonders durch den Ton der Stimme und das Mienenspiel auszudrücken, und damit das Kunstwerk zu verbinden, sonst vielsagende Augen, wie es Blinde pflegen, ausdrucklos hin und her zu bewegen, eine Aufgabe, deren Schwierigkeit Dem. Müller mit Geschicklichkeit und Liebenswürdigkeit löste; so wie die Rolle im Beerschen Paria, die jede mittelmäßige Schauspielerin geben kann, und keine große Künstlerin geben sollte.

Als Luise in „Kabale und Liebe" zeigte Dem. Müller, daß ihr besonders gelinge, weibliche Charaktere darzustellen, deren heiße Wünsche, deren Sinnlichkeit, Liebe und Neigung gegen das anstoßen, was sie selbst als heiligste Pflicht anerkennen; die feinen Nüancen solchen inneren Kampfes scheinen das Gebiet zu seyn, in welchem Dem. Müller Meisterin ist; maßlose Gewalt heftig ausbrechender Leidenschaft, welche die Kraft und den Willen hat sich über alles hinwegzusetzen, um sich durchzuführen, würde ihr weniger zusagen.

Frankfurt, a. M. 7. Sept.

(Fortsetzung.)

Unter allen artistischen und wissenschaftlichen Instituten unserer Stadt verdient ohne allen Zweifel das Senkenbergische naturgeschichtliche Museum die meiste Beachtung, so wie es auch, hinsichtlich seines Zweckes und der diesem entsprechenden Einrichtung, selbst dem Fremden das höchste Interesse gewährt. In dieser Beziehung gereicht es mir zum besondern Vergnügen, nur Erfreuliches darüber berichten zu können. Die ausgezeichneten Verdienste unsers Mitbürgers, Eduard Rüppel, um die Naturwissenschaft, sind bekannt. Durch seine reichen Sendungen und Gaben, die Früchte seiner afrikanischen Reisen, ist unsere Sammlung naturgeschichtlicher Merkwürdigkeiten nunmehr zu einer solchen Masse angewachsen, daß der Raum des jezigen Gebäudes für seinen Zweck nicht mehr hinreicht. Viele jener Merkwürdigkeiten konnten daher nur aufbewahrt, nicht aber systematisch geordnet und so dem Publikum dargeboten werden. Die Nothwendigkeit eines neuen Baues machte sich daher dringend fühlbar; fast eben so bald aber haben sich auch die rühmlichst bekannten Gönner und Beförderer dieser Anstalt bereit erwiesen, dem Bedürfnisse abzuhelfen. Mittelst Subscription unter ihnen ist eine Summe von 12.000 fl. aufgebracht worden, und somit das Erforderliche, um noch in diesem Jahre mit dem neuen Bau beginnen zu können. Dieser wird sich, nach dem von den Unterzeichnern der Direktion der Gesellschaft vorgelegten und von derselben gebilligten Plane, links an das bestehende Gebäude anschließen und hiezu der Raum benuzt werden, den man durch Niederreißung des nunmehr unnütz gewordenen chemischen Laboratoriums zu gewinnen gedenkt. Da man mit dem Gedanken umgeht, in der Folge und bey fernerer Vermehrung der Sammlung einen zweyten Neubau zu veranstalten, wo denn das jezt aufzuführende Gebäude einen Mittelbau darstellen würde, so kann dieser, der architektonischen Symmetrie des Ganzen unbeschadet, in einem mindern Verhältnisse der Höhe und Tiefe zu den Seitenflügeln errichtet werden, was denn auch geschehen soll. Ueberdieß hat auch die Erfahrung gelehrt, daß hohe Säle für Anstalten dieser Art gerade nicht am zweckmäßigsten sind. Will man ihre ganze Räumlichkeit mit Oekonomie benutzen, so werden dadurch manche Gegenstände dem Gesichtskreise zu weit entrückt, und können daher nicht wohl in allen ihren Einzelnheiten betrachtet werden. Der naturhistorische Atlas, der von der Gesellschaft herausgegeben wird, hat seinen regelmäßigen Fortgang. Die technische Ausführung der illuminirten Zeichnungen, die bekanntlich Hr. Vogel besorgt, der solche ebenfalls in lithographirten Abdrücken liefert, gereichen dem Künstlertalente dieses geschickten Zeichners nur zur Ehre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 227.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. September 1828.

Rache trägt keine Frucht; sich selbst ist sie
Die fürchterlichste Nahrung; ihr Genuß
Ist Mord und ihre Sättigung das Grausen.
Schiller.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

Mehemmet kannte sich selbst nicht mehr. Sein böser Engel war zu ihm getreten und verwirrte seine Gedanken. Seine Augen rollten wild umher, sein Haar sträubte sich, seine Hand riß bebend den Dolch aus seinem Gürtel, seine Wuth ging in Wahnsinn über; Mordsucht flammte aus seinen Blicken. Von seiner Hand gewaltig niedergedrückt, sank Eugenia in knieender Stellung zu Boden. „Die Natter soll nicht länger zischen!“ schrie er in einem ganz veränderten, schneidenden Tone. „Ich will sie zertreten, ihr Gift frißt mir das Herz ab. Stirb Natter! dein Anblick ist mir verhaßt; was ich hasse, darf nicht leben!“ Der gezuckte Dolch schwebte über Eugenia; sie sah ruhig und unerschrocken dem drohenden Mörder in die Augen. Der feste Wille sie zu tödten sprach aus seinem ganzen Wesen, seine Hand erhob sich zum mörderischen Stoße, nach Blut dürstete die unbändige Leidenschaft. Da erschien plötzlich auf der Brüstung des Fensters, das nach der Terrasse hinausging, eine dunkle Gestalt; weder Eugenia noch Mehemmet bemerkten sie. Mit einem mächtigen Sprunge stand sie in der Mitte des Zimmers hinter dem mordgierigen Araber. Ein gewaltiger Faustschlag traf diesen in den Nacken, als er eben die gräßliche That ausführen wollte. Mehemmet stieß einen dumpfen Schrey aus, taumelte einige Mal im Kreise umher und stürzte dann besinnungslos zu Boden. Eugenia hatte sich schon in ihr Schicksal ergeben. Ihre Blicke waren zum Himmel gerichtet, sie glaubte schon der Erde nicht mehr anzugehören. Aber der tödtliche Stoß, den sie erwartete, erfolgte nicht. Eine freundliche Stimme erweckte sie aus dem seligen Traume. Ramiro, der treue Bruder, war ihr Retter gewesen; noch hatte er die Sklaventracht nicht abgelegt, noch deckte die dunkle Farbe sein Angesicht. Sie sah ihn mit einem milden Lächeln an, sie bemühte sich, seine zärtlichen Worte zu verstehen. Da trat auch Jayme vor sie hin, der dem Freunde gefolgt war; sein Anblick gab ihr Kraft und Besinnung zurück. „Wir müssen fliehen,“ sagte sie zu den Männern; „wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Ach, warum mußte dieser Unglückliche sterben, damit die Erfüllung unserer Wünsche möglich würde!“

„Er ist nicht todt,“ versezte Ramiro, der sich zu ihm niedergebeugt hatte; „er ist nur betäubt und wird in kurzer Zeit wieder zu sich kommen. Du hast Recht, Schwester, wir müssen eilen diesen Ort zu verlassen!“

Alle Anstalten zur Flucht waren bereits von den Freunden getroffen: eine Leiter stand am Fenster, unten harrten die flüchtigen Rosse. Jayme führte in stummem Entzücken die Geliebte hinab. Elvira, die treue Freundin, wurde nicht vergessen. Von Ramiro geleitet, folgte sie der bisherigen Gebieterin.

Die Nacht war herrlich; der Himmel hatte seinen weiten Sternenmantel in aller Pracht entfaltet. Glühkä-

ser summten durch die Lüfte, melodisch rauschten die Wasserfälle und Springbrunnen von Xeneralife, die köstlichsten Düfte mischten sich in die erfrischende Kühle, aber alle Reize des Ortes konnten diejenigen nicht fesseln, die ihr irdisches und ewiges Heil in einem andern, christlichen Lande zu finden hofften.

Als Mehemmet aus seiner tiefen Ohnmacht erwachte, herrschte völlige Dunkelheit und Stille um ihn. Erst nach einigen Augenblicken konnte er sich des Geschehenen erinnern und nun kehrte seine wahnsinnige Wuth in ihrer ganzen Stärke zurück. Er rief Adonaiden bey Namen, aber nur der Widerhall aus dem Deckengewölbe des Gemaches gab ihm Antwort. Da durchzuckte eine Ahnung der Wahrheit seine Seele. Sein wildes Geschrey rief die Diener mit brennenden Fackeln herbey. Tageshelle verbreitete sich in den Zimmern, aber Adonaide war nirgends zu sehen, ihre Vertraute, Elvira, nirgends zu finden. Er stürzte an's Fenster; da stand noch die Leiter angelehnt, die den Entflohenen gedient hatte. Alles dünkte ihm klar: Jayme war es gewesen, der in jenem entscheidenden Momente ihn zu Boden geworfen, der ihm das Opfer seiner Rache entzogen hatte. Er stürmte die Treppe des Pallastes hinab, zitternd folgte ihm die Dienerschaar. In seiner Brust kochte die unbefriedigte Rachsucht, sein ganzes Wesen war in Aufruhr. Er bestieg sein wildestes Roß, er gebot mit einzelnen, hastig hervorgestoßenen Worten seiner Leibwache, ihn auf dem Weg nach Kastilien zu begleiten. Aber welche Anstrengungen seine Gefährten auch machen mochten, ihm zur Seite zu bleiben, so konnte ihnen dieses nicht gelingen. Mit Sturmeseile flog er voran in die dunkelnde Nacht; bald sahen sie ihn nicht mehr, bald war auch das lezte Geräusch des hinwegeilenden Rosses verhallt. Die Wege theilten sich, mehrere führten in die verschiedenen Gegenden Kastiliens. Nach einer kurzen Berathschlagung entschlossen sich die maurischen Krieger, sich nach verschiedenen Richtungen zu zerstreuen, um den verlorenen Gebieter aufzusuchen.

Indessen drang Mehemmet in die wildesten Felsenschluchten der Sierra Morena ein. Er kümmerte sich nicht um die gebahnten Wege, es trieb ihn nur immer vorwärts über Klippen und Felsen, durch niederrauschende Bergströme, über gähnende Spalten hin, wo er dem augenblicklichen Verderben nur wie durch ein Wunder entging. Das edle Thier, das er bestiegen hatte, stürzte mehrere Male unter ihm zusammen, er raffte es ingrimmig wieder empor; er selbst erhielt schwere Verlezzungen, er fühlte ihren Schmerz nicht. Kein Gedanke war in ihm klar als der, daß er seine Rache befriedigen müsse, um jeden Preis, in dem Blute derjenigen, die seinem Herzen die empfindlichste Wunde beygebracht hatten.

Gegen Morgen wurde es in den höhern Gebirgsgegenden schaurig und trübe. Er befand sich jezt auf einer weiten, öden Fläche; kein grüner Strauch war hier zu sehen, kein frischer Grashalm belebte die Einförmigkeit des unabsehbaren Bezirkes; Alles schien todt und ausgestorben, nur die Rache lebte in der Brust desjenigen, der ihrer verderblichen Macht heimgefallen war; das Roß war unempfindlich geworden gegen den Stachel, den sein Reiter ihm unaufhörlich in die Seite bohrte, um es zu neuen Anstrengungen zu reizen; seine Kräfte waren erschöpft, es schleppte sich nur noch mühsam fort, und wenn es auch manchmal den Willen zeigte, dem stürmischen Verlangen Mehemmets zu gehorchen, so sank es bald wieder in die Erschlaffung zurück, die eine natürliche Folge des übermäßigen Kraftaufwandes war.

Wer hätte in dem einsamen Wanderer, aus dessen Augen der Wahnsinn blickte, der eher dem Gespenste einer verwirrten Einbildungskraft glich, als einem menschlichen Wesen, den jungen Beherrscher des schönen Reiches Granada wieder erkannt, der so oft mit aller orientalischen Pracht siegreich in Alhambra eingezogen war? Wer würde in diesen entstellten Zügen jene Hoheit wiedergefunden haben, die er auf dem Throne zeigte, jene Anmuth, die er bey ritterlichen Spielen an den Tag legte? Wer konnte denken, diese Glieder, von denen in abgerissenen Stücken das Gewand niederhängt, aus deren Wunden Blut niederträufelt, die nur in krampfhaften Bewegungen Leben zeigen, sind gewohnt, den Purpur zu tragen, mit den Perlen des Meeres, mit den Edelsteinen Indiens, mit dem Golde Afrika's geschmückt zu werden? Und dennoch gab es in dieser entlegenen Wildniß Eine, die ihn kannte und wieder erkannte, obschon eine Kluft von Jahren zwischen dem heutigen Morgen und dem Tage, wo sie ihn zum lezten Male gesehen, lag. Als das fast zu Tode gehezte Pferd über einen Stein auf dem unebenen Grunde strauchelte, zu Boden stürzte und sich mit der lezten Anstrengung noch einmal aufrichtete, trat aus bemoosten Steintrümmern eine wunderliche Alte, tief gebeugt am Stabe, vor ihn hin. Es war Esther, die Wächterin bey den Gräbern. Der Blick des fremden Weibes schien die Spannkraft seiner Muskeln zu lähmen, er drang bedeutungsvoll in seine Seele, er fesselte ihn mit wunderbarer Gewalt. Ein Licht brach durch die Nacht seines Wahnsinns, er konnte in diesem Augenblicke noch Anderes denken als seine Rache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Athmen der Krustenthiere.

Bekanntlich hat die Natur die Athmungswerkzeuge der Thiere, je nach dem Element, in dem sie gewöhnlich wohnen, sehr verschieden gebaut. Die Thiere, welche

in der Luft leben, athmen den Sauerstoff, das Prinzip des Athmens, durch Lungen, d. h. durch Organe, welche aus Verzweigungen der verschiedenen Arten von Blutgefäßen und der Luftröhren bestehen, an deren feinsten Enden die Luft in Berührung mit dem lebendigen Blute tritt; die Wasserthiere dagegen zersetzen das Wasser und eignen sich seinen Sauerstoff mittelst Kiemen an, d. h. mittelst Organen, die aus Blättern verzweigter Blutgefäße bestehen, welche das Wasser frey bespült. Manche Thiere aber können, wie Jedermann weiß, eine Zeit lang in dem Elemente zubringen, wofür ihre Respirationsorgane nicht geschaffen sind. Dieß gilt ganz besonders von einer Abtheilung der sogenannten Krustenthiere, zu denen die Krebse, Hummer, Krabben u. s. w. gehören; diese sind ihrer ganzen Organisation nach Wasser- d. h. Kiementhiere, können aber sehr lange außer Wasser leben, und werden bekanntlich, ohne Wasser, lebendig sehr weit verschickt. Man glaubte daher bisher, diese Krustenthiere athmen nicht nur Wasser durch Kiemen, sondern auch Luft mittelst eines den Lungen oder den Luftröhren der Insekten ähnlichen Organs. Durch ganz neue anatomische Untersuchungen französischer Naturforscher hat sich dieß indessen als falsch erwiesen. Ob es gleich krebsartige Thiere gibt, die man sogar meistens sehr weit vom Wasser entfernt findet, so daß man sie gewissermaßen für Land- oder Luftthiere ansehen könnte, so athmen doch alle ohne Ausnahme ganz wie die Fische. Die ganze Masse ihres Bluts wird vom Herzen in die unendlichen Gefäßverzweigungen getrieben, welche in einer Höhle des Körpers bewegliche Blätter bilden, zwischen welche das Wasser hinein und, seines Sauerstoffes beraubt, wieder herausgetrieben wird. Jene Naturforscher überzeugten sich, daß Hummer, die man in wenig Seewasser legt, ersticken, sobald die geringe Menge des darin enthaltenen Sauerstoffs aufgezehrt ist, daß diejenigen hingegen, die man in einem freyen, aber feuchten Luftraume hält, lange leben. Krebse blieben in einer bestimmten Luftmenge, die man feucht erhielt, zwey, drey Tage lang am Leben; wenn man aus denselben Gefäßen alle Feuchtigkeit entfernte und die Luft darin mittelst ungelöschten Kalks trocken erhielt, starben sie schon nach wenigen Stunden. Bey den ersten sahen die Kiemen fast natürlich aus, bey den in trockener Luft gestorbenen klebten sie an einander, waren eingeschrumpft, vertrocknet, und dieser Umstand hatte offenbar das Blut stocken gemacht. Es ließ sich erwarten, daß die Natur bey denjenigen Krustenthieren, die gewöhnlich oder doch häufig außerhalb des Wassers leben, Vorkehrungen gegen diese Vertrocknung der Kiemen getroffen haben werde, und wirklich fand man auch verschiedenartige Apparate zu diesem Zweck. Diese Thatsachen knüpfen sich an andere ähnliche bey verschiedenen Thieren an. So weiß man, daß bey mehreren Reptilien, wie bey Fröschen und Salamandern, die öfters aus dem Wasser hervorkommen, die Natur einen Behälter von beträchtlicher Größe angebracht hat, in dem eine bedeutende Menge wäßriger Flüßigkeit vorräthig liegt, die dazu bestimmt ist, aufgesaugt zu werden und damit das Athmen zu unterhalten. Aber besonders bey den Fischen sind dergleichen Modifikationen der Athmungswerkzeuge auffallend; sie kommen bey den Fischarten vor, die das Wasser verlassen und eine Zeitlang auf dem Land zubringen können, bey solchen ferner, die leicht von der Fluth auf dem Strande oder in Felsenritzen zurück gelassen werden, bey solchen endlich, die längere oder kürzere Zeit im Schlamm halbvertrockneter Sümpfe vergraben bleiben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Am St. Ludwigstage theilte die Académie française wieder ihre Tugendpreise aus der Montyonschen Stiftung aus; dießmal waren deren achtzehn, der geringste von 500 Franken und der höchste von 2000; man wiederholt jährlich in den Journalen die Bemerkung, daß die Tugend keines solchen Gepränges bedürfe und nicht nöthig habe, von einer Akademie öffentlich ausgerufen zu werden. Freylich nicht; allein was thut die Akademie, um der Absicht des Stifters Genüge zu leisten? Sie läßt Erkundigungen in Paris und in der Provinz über edle Thaten der ärmeren Klassen einziehen, und belohnt diese. Um die Namen bekümmern sich die Pariser übrigens wenig; es sind Leute, welche auch nach erhaltenem Preise beynahe eben so verborgen bleiben als zuvor, allein es ist ihnen eine Belohnung wie aus den Wolken gefallen, worauf sie wohl nicht gerechnet hatten, und die sie in Stand sezt, sich aus dem Elende zu helfen, oder doch ihre guten Handlungen fortzusetzen. Vielleicht gibt es manche Leute und Familien in Frankreich, die noch weit mehr die Montyonschen Preise verdienten, als diejenigen Personen, welche die Akademie aus der Dunkelheit hervorzieht, vielleicht geben sich die Magistratspersonen und Pfarrer, an welche sich die Akademie wendet, nicht Mühe genug, um die Verdienstvollsten und Preiswürdigsten aufzufinden, vielleicht wird hie und da auch eine bloße Scheintugend mit belohnt; dieß kann alles seyn; demungeachtet sind die Montyonschen Preise eine wahre Wohltat; sie fallen auf die ärmern Klassen, wie Mannaregen in der Wüste, und lindern manches Elend. Dafür sey der menschenfreundliche Mann in seinem Grabe gesegnet. Zu bedauern ist es, daß dieser humane Stifter bisher noch nicht nach Gebühr hat gelobt werden können. Die Académie française hatte nämlich einen Preis auf die beste Lobrede auf ihn ausgesezt; allein sie hat nur mittelmäßige Preisschriften bekommen, und ein des Mannes würdiges Lob wird noch erwartet. Auch die Schriftsteller haben ihn zu segnen, denn er hat schöne Preise für sittliche Schriften ausgesezt; allein sonderbar ist es, daß, seitdem die Stiftung besteht, kein ausgezeichnet sittliches Buch mehr erscheinen will. Daran kehrt sich aber die Akademie wenig, sondern theilt immerhin die Preise aus. Dießmal betrug der höchste Preis 6000 Franken. Im vorigen Jahre wollte die Akademie die 6000 Franken einem liberalen Schriftsteller, Dunoyer, wegen seiner Schrift: „die Moral, in Beziehung auf den Gewerbfleiß,“ zuerkennen; allein das Villèlesche Ministerium war noch da und übte seinen Ein-

fluß auf die Akademie aus. Dießmal war die Akademie frey in ihrem Handeln, und so konnte sie einem andern liberalen Schriftsteller, Comte, wegen seiner Abhandlung über Gesetzgebung, den Preis zuerkennen, obschon dieß eigentlich keine Schrift über Sittlichkeit ist, wie sie Montyon in seiner Stiftung verlangt hat; wo soll aber die Akademie mit dem Gelde hin, wenn sie nicht etwas willkührlich in Betreff der Wahl der behandelten Gegenstände verfahren kann? An eigentlichen Sittenschriften, an solchen wenigstens, die auch ästhetischen Werth haben, ist ja immer Mangel, wiewohl jährlich die Akademie die Preislustigen einladet, sie sollen kommen und sich um die hohen Preise bewerben. Meistens fallen diese Preise jungen oder alten Damen anheim, welche etwas Anzügliches für die Jugend geschrieben haben, Erzählungen und dergleichen, was auf Sittlichkeit abzielt. So hat dießmal eine Dame, Elisa Voyart, einen Preis von 3000 Franken bekommen, weil sie eine Art von sittlichem Roman geschrieben hat, in sechs Bändchen, **Les six amours** (die sechs Liebesarten); jeder Band enthält eine Erzählung über eine Liebesart, die mütterliche, die kindliche, die eheliche Liebe u. s. w. Eine andere Dame, die Frau des Akademikers Lava, hat auch ein Büchelchen mit Erzählungen, „die drey Erziehungsarten,“ zur rechten Zeit drucken lassen und gehofft, auch zwey- oder dreytausend Franken dafür zu bekommen. Da sie eine liebenswürdige Frau ist und schöne Gesellschaft hält, so hatten die gefälligen Journalisten, die bey ihr aus- und eingehen, auch schon die Akademie auf die merkwürdige Erscheinung aufmerksam gemacht, und sehr gewandt in ihre Artikel etwas vom verdienten Preise einfließen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt, a. M. 7. Sept.

(Fortsetzung.)

Eduard Rüppel ist vor einigen Tagen nach Leyden abgereist. Auch der spezielle Zweck dieser Reise ist für unser Museum von großem Interesse. Rüppel beabsichtigt nämlich, mit dem Vorsteher des dortigen naturhistorischen Kabinets, Temmingk, Eintausche gegen Duplikate seiner aus Afrika mitgebrachten Merkwürdigkeiten für die hiesige Sammlung zu treffen. Seit seiner Rückkehr aus jenem Welttheile war derselbe unausgesetzt beschäftigt, die Resultate seiner dortigen Forschungen zu ordnen, um sie später in einem ausführlichen Werke mitzutheilen. Den größten Theil des Tages brachte Rüppel zu dem Ende seither in dem naturgeschichtlichen Museum zu. Dermalen sind die Weichthiere (Zoophyten) der besondere Gegenstand seiner wissenschaftlichen Lukubrationen. Die von ihm für diesen Zweck mitgebrachte Sammlung von Korallen, größtentheils aus dem rothen Meere, ist gewiß eine der reichsten und vollständigsten ihrer Art. Die zu Berlin demnächst stattfindende Versammlung von Naturforschern und Aerzten wird, wie sich wohl von selbst versteht, auch von hiesigen Gelehrten des Faches nicht unbesucht bleiben. Wie man vernimmt, so werden die HH. Senator von Heyden, Professor Neef und Dr. Med. Neuburg sich dorthin auf den Weg begeben.

Nicht weniger als die naturforschende Gesellschaft ist auch der hiesige physikalische Verein unermüdet in seinen Bestrebungen. Dem Auslande hat sich derselbe seither vornehmlich durch seine meteorologischen Beobachtungen rühmlichst bekannt gemacht. Ein hiesiges Zeitungsblatt (die Oberpostamts-Zeitung) theilt von Zeit zu Zeit die Resultate derselben in tabellarischen Uebersichten mit. Im Laufe dieses Sommers hielt der gegenwärtige Vorsteher dieses Vereins, Dr. Med. Bögner, aus Veranlassung der demselben zugesandten Berichte über die zu Anfang Februars d. J. am Rhein und in den Niederlanden verspürten Erdbeben, eine Reihe von Vorträgen, die bald ein Gemeingut der literarischen Welt werden dürften, da solche bereits einer hiesigen Buchhandlung zum Drucke übergeben worden sind. Diese Vorträge sind mit viel Klarheit abgefaßt, und verrathen einen großen Schatz von Belesenheit. Besonders werden die örtlichen Verhältnisse sehr verständig benutzt und entwickelt. So erhält z. B. der Rodensteiner Geisterzug (das wilde Heer bey Darmstadt im Odenwald) hier zuerst seine wahre Deutung. Die in Betreff dieser Erscheinung unter dem Volke herrschende Sage wird erzählt, dann aber mit großer Wahrscheinlichkeit dargethan, daß das Phänomen selber nichts als ein Luftvulkan sey, der sich in den dortigen Gebirgen bildet, dessen Ausbrüche aber immer seltener werden, was denn wohl die in neuern Zeiten am Rhein häufiger wahrgenommenen Erderschütterungen veranlaßt haben möchten. Das Jahr 1817 war besonders durch seine vulkanischen Erscheinungen in hiesiger Gegend merkwürdig. Bereits in den ersten Tagen des März jenes Jahres ließ sich im Innern des nahen Altkönig ein heftiges Getöse vernehmen; zugleich stürzte ein Berg im Oberamte Engen im Badischen ein; hierauf folgte eine Reihe von Erdbeben, die sich durch die Schweiz und Savoyen bis nach Spanien hinzogen, im November desselben Jahres Vostizza in Griechenland zerstörten, und mit einem starken Lavaerguß des Vesuvs endigten. Und so hätte denn, meynt Dr. Bögner, der Altkönig bey Frankfurt den Bewohnern von Vostizza in Griechenland lange Zeit vorher ihr Grablied gesungen. Die Resultate der chemischen Analyse der Wisbadner Quellen sind, für den Laien wenigstens, wahrhaft überraschend. Die Gesammtmasse heißen Wassers, welche dieselbe innerhalb 24 Stunden liefern, beträgt 84.092 Kubikfuß. Hätten diese Quellen sämmtlich den Gehalt des Kochbrunnens, so würde diese Masse 42.015 Pfund feste, wasserfreye, und nahe an 50.000 Pfund wasserhaltige Bestandtheile enthalten. Hiernach kann man den Rauminhalt der Höhle berechnen, die lediglich durch das Ausströmen der Quellen in Wisbaden entsteht. Demungeachtet, sagt Dr. Bögner, ist die Gegend vor dem Aushöhlen ihrer Grundvesten sicher; denn wer kann es wissen, unter welchem Lande die Küche liegt, die uns das Wisbadner Wasser kocht? gewiß dienen dem Gewölbe Gebirge zur Stütze, deren Größe gewiß jede Vorstellung übersteigt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 221:
Morgenblatt.

Räthsel.

Ein Eisen, vielen unentbehrlich,
Dem Kassenführer oft beschwerlich,
Wer's andern bereitet, ist selten ehrlich,
Und dem, der hoch steht, ists gefährlich.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. September 1828.

Wer vernimmt mich? ach! wem soll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?

Goethe.

Sängerklage.

Geh auf wilden Felsen, Sänger,
Wandle einsam durch das Thal,
Wo der Wald sich flechtend enger
Dir verbeut des Tages Strahl.

Armes Kind der bessern Sonnen,
In der Fremde irr' allein,
Wenn die Heimath du gewonnen,
Wirst du nicht mehr einsam seyn.

Nimmer in die kalten Grüfte,
Nimmer in das dumpfe Thal,
Führst du deines Himmels Lüfte,
Deines Geistes Sonnenstrahl.

Rühre gleich dem hohen Meister,
Rühre Fels und Eichenhain:
Stumm und kalt sind doch die Geister,
Und die Steine bleiben Stein.

Nimm hinab dein heilig Sehnen
Leuchtend in den finstern Schlund,
Bändige mit deinen Tönen
Den ergrimmten Höllenhund.

Tränke jene Durstigmatten
Mit des Lichtes Himmelsstrahl;
Sie sind bleich, sie bleiben Schatten,
Sie belebt kein Göttermahl.

Führe selbst, der Nacht entbunden,
An das Licht die freye Braut.
Ach! sie ist hinabgeschwunden,
Wenn du selig umgeschaut!

A. Schöll.

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Fortsetzung.)

„Sohn des Unglücks, warum bist du hieher geeilt, wo du sterben mußt?“ redete die Alte Mehemmet in einem Tone an, bey dem es ihn fröstelte. „Du wirst sie nimmer ereilen, die vor dir fliehen, du wirst nimmer sie wiedersehen, die deine rasende Begierde erregt; hier ist der Markstein deines Lebens. O, ich kenne dich wohl, denn ich habe an deiner Wiege gestanden, als dein Auge zum ersten Male den Tag begrüßte; da bemerkte dein Vater mich, und von dem tollen Wahne verblendet, die Nähe des Judenweibes könne dem Neugebornen Unglück bringen, ließ er mich peitschen zur Strafe meiner Dreistigkeit. Da fing ich an dich zu hassen; aber die der Haß viele Jahre hindurch getrennt, wird der Tod vereinigen. Ich war es, die das fremde Kind in dein Haus gebracht an die Stelle des ertrunkenen Schwesterleins, das mir der gierige Tod vom Arme gerissen; ich war es, die den Zephanja mit furchtbarem Eide geloben ließ, nimmer zu entdecken, daß Adonaide nicht deine Schwester sey, bis eine Kunde von mir seine Zunge lösen würde. Ich sah deine strafbare Leidenschaft voraus, ich hatte dein Schicksal in den Sternen gelesen in der Stunde deiner Geburt. Ich bin gerächt. Jene schmachvolle Züchtigung ist dir, um dessentwillen ich sie erlitten, reichlich vergolten. Der Schmerz einer ungestillten Leidenschaft hat die beste Kraft deines Le-

bens verzehrt, er hat dich in Wahnsinn gestürzt, er bringt dir ein frühes Verderben!"

„Das thatest du, Verfluchte!" stöhnte Mehemmet aus hohler Brust und seine Hand riß das Sichelschwert aus der Scheide.

„Das that ich!" sagte die Alte. Ihre gebeugte Gestalt hob sich empor, wie von neuer Kraft belebt stand sie aufgerichtet vor dem Araber und ihr Blick ruhte durchbohrend auf ihm. „Wehe dir, Sohn des Unglücks," fuhr sie fort, „daß du nicht schuldlos diese Pein erlitten! du hast sie verdient im reichen Maaße, denn in deinem Herzen wohnt die Sünde und du hast dich selbst hingegeben den bösen Geistern. Wer konnte nie sich sättigen im Blute derjenigen, die er Feinde seines Glaubens nannte? Wer hat dem edeln Enrique den Gifttrank gemischt, daß er langsam hinsieche in das frühe Grab? Esther, das arme Judenweib, ward auserwählt dir zu vergelten. Ach, sie erfreut sich nicht der Rache, die ihr geworden, sie zürnt mit sich selbst, daß sie dich jemals gehaßt! Nur um das spanische Mädchen, dem sie doch schon Uebles genug zugefügt, zu bewahren vor deinem sträflichen Verlangen, ließ sie Ruben jenen Eid schwören. Die weltlichen Dinge liegen jezt hinter uns, Mehemmet, und es geht zum Ende. Die Guten fallen mit den Bösen; ich werde den Todesreigen eröffnen, du folgst mir nach, dann kommt Zephanja, der unglückliche Bruder, und Enrique, der junge Christenkönig, beschließt den Zug. Die Todten unter den Gräbern erheben ihre Stimmen und rufen nach uns; vernimmst du nicht den schauerlichen Ruf?"

Mehemmet hatte sie regungslos angehört. Noch immer hielt er das Sichelschwert hoch erhoben. Seine Blicke schweiften mit dem Ausdrucke wiedererwachenden Irrsinns wild umher. Jezt nahm er die Stellung eines Lauschenden an. „Ja, ja," sagte er lebhaft in einem singenden Tone, „die Todten rufen, du hast sie aus ihrem ewigen Schlafe erweckt, du selbst bist ein toller Spuck, der ihnen die Genossen zuführt in ihr dunkles Reich. Aber ich bin der Beherrscher der Gläubigen," schrie er plötzlich wild auf, „die Kraft des Propheten ist mit mir; hinweg, entsetzliches Gespenst! fahre zum Abgrund!"

Da zischte die entblößte Klinge wie eine glänzende Schlange durch die Lüfte nieder auf das greise Haupt des unglücklichen Weibes. Ohne einen Laut fiel sie in ihrem Blute zu Boden. Sterbend breitete sie die Arme über den Leichenstein aus, auf den sie gesunken war; er deckte das Grab ihrer Mutter. Aber auch Mehemmets Stunde war gekommen. Er hatte in dem Augenblicke der gräßlichen That mit einer krampfhaften Bewegung den Stachel tief in die Seiten seines Pferdes gebohrt. Das Thier wurde plötzlich aufgeschreckt aus der Ruhe, der es sich überlassen hatte; es sprang zur Seite, es trat auf einen der Leichensteine, es stürzte nieder und schlenderte seinen Reiter gegen das Grabmal, auf dem Esther eben ihren lezten Seufzer verhauchte. Mit zerschmettertem Haupte lag der Beherrscher Granadas neben dem Schlachtopfer seiner Wuth und seines Wahnsinns. „Adonatde!" war das lezte Wort, das im Todeskampfe über seine Lippen ging. Zwey Leichen ruhten auf dem Boden, der schon so viele andere in seinen Schooß aufgenommen hatte.

Gegen den Mittag desselben Tages fanden ihn hier die Sklaven, welche ihn aufsuchten. Trauernd und wehklagend brachten sie die entstellte Leiche ihres Gebieters nach Granada zurück, das ihn noch am gestrigen Tage in allem Glanze irdischer Herrlichkeit, in aller Fülle der Jugend bewundert hatte.

Die Flüchtlinge, denen wir vielleicht schon zu lange unsere Theilnahme entzogen, erreichten glücklich Kastiliens Gränze. Alles schien ihre Flucht zu begünstigen. Kein Irrthum brachte sie vom rechten Wege ab, kein Hinderniß ward ihnen von der Natur oder durch bösen Willen eines Feindes entgegengestellt. Der, welchen sie zu fürchten hatten, weilte nicht mehr unter den Lebenden; vor ihnen lag die Heimath, das Glück der Liebe, das Heil des Glaubens im Sonnenlichte der schönsten Hoffnung. Wie zwischen Eugenia und Jayme schon eine süße Vereinigung der Herzen stattfand, so schien sich auch eine gleiche zwischen Ramiro und Elvira bilden zu wollen. Es fand sich, daß diese einem edeln spanischen Geschlechte angehörte, von Mauren geraubt und der vermeynten Königstochter als Gespielin zugesellt worden war. Ihr Ernst und ihre Milde schienen dem lebensfrohen Tenori ganz geeignet, seinem Daseyn die nöthige Haltung zu geben, und er entdeckte nun auch mit jedem Augenblicke Vorzüge des Geistes an ihr, die er früher nicht wahrgenommen hatte.

So zogen sie in heiterer Eintracht die Straße nach Madrid. Sie waren nicht eine volle Tagereise mehr von der Hauptstadt entfernt, als sie eines Abends ein lebhaftes Getümmel vor sich bemerkten. Viele Menschen, die, so viel sie in der Entfernung wahrnehmen konnten, bewaffnet waren, verfolgten einen einzelnen Mann auf einem trägen Maulthiere, der sich vergebens bemühte, ihnen zu entgehen. Sie hörten das wilde Geschrey seiner Verfolger, sie vernahmen das entsetzliche Angstgeheul, das der Flüchtling ausstieß, als jene ihn erreichten und umzingelten. Was nun vorging, konnten sie nicht weiter sehen. Wie ein Knäul hatte sich die Menschenmasse um den Einzelnen gedrängt. Wilde Flüche, Ausrufungen des Hasses und der Wuth wurden, als sie näher kamen, hörbar. Jezt theilte sich unter einem gräßlichen Hohngelächter der Haufe und den beyden Freunden, die den zagenden Frauen vorgeeilt waren, zeigte sich ein blutiges, entsetzliches Schauspiel. Von Rossesfüßen zerstampft lag der

Leichnam jenes Flüchtlings auf der Erde. Der lezte Blick seines brechenden Auges traf die Freunde; bekannte Züge traten aus dem Blute, welches das Antlitz befleckte, hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Die höchsten Gipfel des Andengebirges.

Der englische Reisende **Pentland** hatte auf seiner Reise durch Peru verschiedene hohe Berge zwischen dem 14 und 17° südl. Breite flüchtig gemessen, und gab seine Resultate, die den bisherigen Annahmen über die höchsten Punkte Amerikas ganz widersprechen, jedoch blos als annähernd. Französische Gelehrte widersprachen diesen seinen Angaben, besonders aus dem Grunde, daß, wenn es in jenen Breiten so hohe Berge gäbe, wie der Engländer behauptet, man sie von der Küste Perus aus sehen müßte, und kein Seefahrer etwas davon wissen wolle. Darauf antwortet nun Pentland: „Die Kette der Anden ist, wie längst bekannt, doppelt; zwischen beyden läuft der Länge nach ein großes Thal, dessen Boden im Mittel 12,000 Fuß über der See erhaben ist; im Norden dieses Thals liegt der berühmte See Titicaca, dessen Ufer die Wiege des Reichs der Incas und der peruanischen Kultur waren. Die westliche Cordillere wird von Kegeln überragt, die fast alle vulkanisch, und wovon mehrere über 20,000 Fuß hoch sind, während die östliche Kette fast ganz aus Flözgebirg besteht, und im Westen die Chiquitos und Morosebenen begränzt. Diese Kette, die auf der Grenze der Republik Oberperu liegt, ist zwischen dem 14 und 17° S. mit ewigem Schnee bedeckt, und erhebt sich nicht weniger als 19,000 Fuß hoch über das Meer. Hier sind die höchsten Spitzen der Anden und der neuen Welt, Berge, die den berühmten Chimborasso, den Riesen der Anden unter dem Aequator, an Höhe übertreffen, und vielleicht dem Himalaya nichts nachgeben. Der **Illimani** liegt zwischen 16°35′ und 16°41′ südlicher Breite und 67—68° westlich von Greenwich, zwanzig Meilen von der Stadt Lapaz in Oberperu. Es ragen auf ihm vier Hörner empor, in der Richtung des Thals, nämlich von Süd nach Nord; ich maß das nördlichste Horn, und fand es 24,000 Fuß hoch. Hier betrieben die alten Peruaner in einer Höhe von mehr als 16,000 Fuß über dem Meer Goldminen in Quarz; sie waren aber noch vor dem Einfall der Spanier aufgegeben worden. Nach den neusten und genausten Angaben ist der Illimani vom nächsten Punkte der peruanischen Küste 310 engl. Meilen entfernt. Wie kann also vom Meer aus die Spitze dieses Bergs über die westliche, längs der Küste hinlaufende Kette weg gesehen werden? Der **Sorata** in derselben Gegend ist nicht so hoch, doch erreicht er 23,000 Fuß, und erhebt sich nach meinen Messungen 12,400 Fuß über den See Titicaca."

Aus der Schreibtafel eines Reisenden.

Eine schöne Vignette zu einer politischen Schrift unserer Zeit: ein Dampfschiff zwischen zwey Burgen durchfahrend, deren eine gerade wiederhergestellt wird.

*

Wer noch daran zweifeln könnte, daß jedes Dampfboot, jede Landstraße, jeder Markt ꝛc. Wärmeleiter seyen, braucht nur die Bewohner des Rheins mit den Landleuten zu vergleichen, welche rechts und links tiefer im Lande wohnen.

*

Warum der Glockenspiele und Buchsbaumschnörkel der Niederländer spotten? Ist doch das Leben so klang- und gestaltlos- bey ihnen, daß man ihnen dieses wohl gönnen mag. Sie müssen fleißig, reinlich und politisch-frey seyn, um hier leben zu können. Ich finde überall die festen Grundzüge des deutschen Charakters, klimatisch modificirt, wie auf dem Simplon, in Riga, am rothen Thurm, so auch hier.

*

Die niederländische Aussprache nähert sich dem Hochdeutschen weit mehr als das Geschriebene. Es scheint, als ob die Holländer sich auch hiedurch von Deutschland hätten emanzipiren wollen, wie die Portugiesen von den Spaniern. Unter den Archaismen, welche das Niederdeutsche erhalten hat, verdienten manche sehr, in das Hochdeutsche zurückgerufen zu werden.

*

Je flacher das Land, desto höher die Stadtthürme. Sie dienten zugleich zur Wache, und mußten als die einzige Auszeichnung der alten reichen Gemeinden betrachtet werden. Neapel freylich kann mit seinen bunten Kuppeln auskommen.

*

Was zuerst in England auffällt, ist eine gewisse Vollständigkeit in allen Anstalten, ein rechtlich bürgerliches Aussehen der Menschen, ein Streben Geld zu verdienen, und sehr große Hochachtung für das Hergebrachte. Nichts ist abgeschmackter, als den Freunden freyer Verfassungen Neuerungssucht vorzuwerfen. Man betrachte nur die alten Reichsstädte, die Schweiz, Holland, wenn man gegen England excipiren will.

M.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. 7. Sept.

(Beschluß.)

Für die zahlreichen Freunde der physikalischen Wissenschaften in unserer Stadt ist Professors von Tscharners Wiedererscheinen in deren Mitte höchst erfreulich. Schon vor drey Jah-

ren hielt er hier mehrere Cyclen sehr besuchter Vorlesungen, die er mit eben so interessanten, als geschickt ausgeführten physikalischen Experimenten begleitete. Jezt kommt er von Hamburg, und wird, wie man vernimmt, diesen Herbst und Winter hier zubringen, um uns mittelst ähnlicher Leistungen Unterhaltung und Belehrung zu gewähren. Es ist noch nicht bestimmt, zu welchem Zeitpunkt Tscharner seinen ersten Cyklus eröffnen wird. Allein bereits am jüngst verflossenen Mittwoch hielt derselbe im Lokale des physikalischen Vereins einen ausserordentlichen Vortrag, dessen Gegenstand der Galvanismus war. Einer kurzen Geschichte desselben, von seinem Urheber Galvani an bis auf die neuesten Zeiten, folgte eine Reihe interessanter Experimente mit einer grossen galvanischen Batterie, deren Platten 100.10 Zoll im Quadrat hielten. Die Fertigkeit dieses Physikers im Experimentiren ist wahrhaft bewunderungswürdig; auch ist er dießmal mit einer sehr beträchtlichen Sammlung von Apparaten versehen, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, daß deren Transportirung von Hamburg hieher einen Kostenauf von mehr als fünfzig Friedrichsd'or verursacht hat.

Der in meinem vorigen Berichte erwähnte Vergleich der Vorsteher des Städelschen Kunstmuseums mit den Intestaterben des Stifters dieser Anstalt ist nunmehr zu Stande gebracht worden, allein unter noch lästigeren Bedingungen, als ein früheres unbestimmtes Gerücht dieselben angab. Es wird nämlich dadurch den Erben der vierte Theil des ganzen Kapitalfonds abgetreten, mithin eine Quote, die sich in runder Summe auf circa 311,000 fl. beläuft.

Unsere Gasbeleuchtung ist nun endlich mit dem gestrigen Abende ins Leben getreten, nachdem die vorgängige, vom hiesigen Stadtbauamte veranstaltete und dem Inspektor Hofmann übertragene Untersuchung, ob die deßfallsigen Einrichtungen auch die vollkommenste Sicherheit gegen etwaige Feuersgefahr gewähren möchten, die befriedigendsten Resultate geliefert hatte. Nach einer glaubwürdigen Angabe soll auf die Herstellung dieser Anstalt eine Kapitalauslage von 114,000 fl. von den Unternehmern verwendet worden seyn. das Ergebniß der Unterzeichnungen dürfte sich auf etwa 8000 Lichter belaufen. Entspricht dieser Versuch den Erwartungen, so wird an der Ostseite der Stadt, in der Gegend von dem Allerheiligen Thore, noch eine zweyte Gaserzeugungsanstalt errichtet werden, um auch diesen Theil Frankfurts, so wie Sachsenhausen, wohin die Röhren mittelst der Mainbrücke geleitet werden sollen, mit diesem Beleuchtungsstoffe versehen zu können. Es soll indessen bezweifelt werden, ob die Anstalt überhaupt dem damit verknüpften finanziellen Zwecke der Unternehmer entsprechen dürfte, zumal da, wie man sagt, selbst in grössern Städten, wo solche schon seit mehreren Jahren besteht, der damit verknüpfte Gewinn sehr problematisch seyn soll.

Unser Dampfschiff ist nunmehr seit acht Tagen in vollem Gange. Man hat alle Ursache mit dem Ergebnisse der daran bewirkten Verbesserungen zufrieden zu seyn; denn seither hat es noch immer die auf dem Mainflusse etwa eilf Wegstunden betragende Strecke seiner Fahrt stromaufwärts in sechs, stromabwärts aber in drey Stunden zurückgelegt.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Die Académie française ist so klug gewesen und hat das Buch der Frau des Akademikers Laya bey Seite gelassen, aus dem Grunde, weil es von der Frau eines ihrer Mitglieder herrühre. Mich dünkt, dieser Beschluß ist sehr weise; denn sonst würden ja die Frauen aller Akademiker einige Erzählungen oder Histörchen schreiben oder schreiben lassen, und auf die Gelder aus der Montyonschen Stiftung Beschlag legen, als auf für sie bestimmte Nadelgelder. Die Journalisten haben jedoch nicht ermangelt die Akademie auszuschelten, daß sie so ungerecht gewesen, ein verdienstvolles Buch einer geehrten Dame aus übertriebenem Skrupel unbeachtet zu lassen. Die Akademie wird viele Mühe haben sich wegen der Montyonschen Preise vom Einflusse solcher kleinlichen Intriguen frey zu erhalten, besonders da es mit den Preisen immer Crescendo zu gehen scheint; im folgenden Jahre nämlich soll ein Preis von 8000 Franken, und im Jahr 1830 gar einer von 10,000 Franken ertheilt werden. Für lezteren ist jedoch die Aufgabe beschränkt; der Preis soll nämlich für die beste Abhandlung „über den Einfluß der Sitten auf die Gesezgebung und der Geseze auf die Sitten," zuerkannt werden. Außer dieser einzigen Zeile hat die Akademie nichts weiter über die Aufgabe gesagt, und das übrige müssen die Konkurrenten errathen. Für einen Preis von 10,000 Franken wäre es doch wohl der Mühe werth, sich weitläuftiger auszulassen, und etwas genauer zu bestimmen, wie das aufgegebene Thema bearbeitet werden soll. Vielleicht erwartet die Akademie, daß ein zweyter Montesquieu erstehen, und aus den wenigen Worten des Programms Anlaß nehmen wird, einen Pendant zu dessen Geist der Geseze zu liefern; dann wären freylich 10,000 Franken nicht zu viel, um seine Arbeit zu belohnen. Kurz vor der Sizung der Académie française hatte auch die Académie des Inscriptions et belles Lettres ihre öffentliche Sizung gehalten; dießmal waren die Vorlesungen interessanter als im vorigen Jahre, da Mongez ganz ernsthaft vor dem Publikum die wichtige Frage untersuchte, ob Hannibal habe mit Essig die Felsen auf den Alpen sprengen können, eine Frage, die der alte Mongez bejahend beantwortete, obschon er wahrscheinlich verlegen seyn würde, wenn man ihm aufgäbe, die Felsen in den Steinbrüchen auf Montmartre durch dieses Mittel aus dem Wege zu räumen. Bey der dießjährigen Sizung spukte freylich Hannibal auch wieder, indem es sich der Hr. Gail in den Kopf gesezt hatte zu entscheiden, wo der karthaginensische Feldherr über die Alpen gezogen sey. Es sind bereits vierzig bis fünfzig Abhandlungen über diese Frage erschienen, und das Endresultat von dem, was man über die Gailsche sagen kann, ist, daß sie die 41ste oder 51ste ausmacht, und bey Aufzählung der verschiedenen Meynungen mitgezählt werden muß. Der Professor Abel Rémusat, der die Chinesen keinen Augenblick aus dem Auge verliert, las mit dem ihm eignen ironischen Tone eine Abhandlung über den Zustand der Naturwissenschaften in China vor, woraus erhellt, daß die Chinesen etwas von jeder Naturwissenschaft verstehen und schon lange verstanden haben, früher noch, als man in Europa anfing sich damit abzugeben, und daß sie in das wenige, was sie wissen, eine gute Dosis Aberglauben und Abgeschmacktheit mischen. Dann las noch Graf Laborde einen Auszug aus den Briefen seines Sohnes vor, mit welchem er eine Reise in die Türkey gemacht hat. Schon bey der öffentlichen Sizung des königl. Instituts im vorigen April hatte Graf Laborde das Publikum von dieser Reise angenehm unterhalten. Dießmal theilte er den Zuhörern mit, was ihm sein Sohn, der mit einem jungen Franzosen, Namens Linan, Syrien durchwandert, von den Ruinen des ehemaligen Petra, der Hauptstadt der Nabatäer, gemeldet hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. September 1828.

> Denn das zweyte Geschlecht erschufen die himmlischen Götter,
> Welches das silberne hieß, viel schlechter schon als das goldne,
> Weder an Körperkraft vergleichbar dem, noch an Klugheit;
> Sondern es wuchs der Sohn, aufblühend, hundert der Jahre
> Bey der geschäftigen Mutter, als Knab', im eigenen Hause.
> Wenn dann erwachsen er war, und gelangt zum Ziele der Jugend,
> Lebt' er noch wenige Zeit, viel Leid erfahrend aus Thorheit.
>
> Hesiod.

Meine Sammlung.

Von Gustav Schwab.

1.

Liebhabereyen sind Jedermann erlaubt, und doch läuft bey Jedem ein wenig Narrheit mit unter. Aber sie stört nicht; vielmehr bemächtigt sie sich unvermerkt selbst des Gleichgültigsten, den der Begeisterte herbeygerufen hat, um ihm irgend eine seiner seltenen Kleinigkeiten vorzuweisen und mit der Beredsamkeit eines lustberauschten Herzens zu erklären. Wer wird am Ende nicht zur Mitempfindung hingerissen, wenn sein Freund, der Pflanzensammler, ein neues, seltenes Kraut unter Liebkosungen in sein Herbarium legt, wie der Vater einen Erstgebornen in die Wiege trägt? Wessen Blick heftet sich nicht zulezt mit steigendem Interesse auf die Münze, auf der das leuchtende Auge des Freundes ruht, indeß sein Mund gegen euch rühmt, daß nur sechs Exemplare derselben sich in den Münzsammlungen Europas befinden, und sein Finger euch das Bild eines Wallenstein oder Iturbide oder Bolivar auf dem Revers zeigt, oder den Riß durch den Hals des Usurpators Cromwell, dieses seltsame Spiel des Zufalls, in welchem fanatische Vertheidiger der Legitimität ein Gottesurtheil sehen? Und wenn jener Brunnenkönig in dem kleinen Winkelbade uns auf einen schmalen Sandweg führt, der sich durch ein schmales Tannenwäldchen neuangelegt emporschlängelt, wenn er sich mit Wohlgefallen auf die steinerne Bank wirft, die sein Rath an die Stelle gesezt hat, welche einen Durchblick in das öde Wiesenthal gestattet, uns zu sich niederzieht und versichert, daß die böhmischen Bäder nichts Herrlicheres aufzuweisen haben — theilt sich uns nach dem ersten Lächeln nicht bald etwas von der Anhänglichkeit des guten Mannes an die Gegend mit, die er vielleicht in den dreyßigsten Sommer bewandelt?

So möchte es auch mir zu verzeihen seyn, wenn ich meine Freunde, die Leser, mit meiner Liebhaberey zu unterhalten die Kühnheit habe, zumal da sie nicht zu den alltäglichen gehört, und die Exemplare, die ich ihnen aus einer sehr kleinen Sammlung vorzuzeigen und zu erläutern gedenke, immer seltener werden.

Diese Liebhaberey ist keine andere, als die Freude an den noch lebenden Zeugen einer Zeit, die für uns schon zur Vorzeit geworden ist, an steinalten Leuten, die noch bey Sinnen sind, und etwas zu erzählen wissen. Rückwärts sezt begreiflich meine Sammlung den Aufnahmsfähigen keine Gränzen, und könnte ich ein wohlerhaltenes Exemplar des siebzehnten Jahrhunderts, das mit vollen Sinnen nicht nur drey Menschenalter, sondern drey Sekula gesehen, irgendwo entdecken: ich glaube, ich würde eine Ferienreise von hundert Meilen nicht scheuen. Leider aber erfährt man aus öffentlichen Blättern das Vorhandenseyn eines solchen Kleinodes erst mit seinem Aufhören. Vorwärts dagegen habe ich als vorläufige Gränze das Jahr 1749 inklusive ausgesteckt, so daß unser großer Goethe, und wer sonst noch vom Erdbeben von Lissabon als Ohrenzeuge zu erzählen weiß, in allweg noch einen Platz

in meiner Sammlung finden kann; die Produkte der fünfziger Jahrgänge hingegen habe ich selbst noch in meinen Knabenjahren als rüstige Vierziger herumschreiten sehen und kann mich bis jezt noch nicht an ihr Greisenalter gewöhnen; später wird freylich allmählig die Schranke vorgerückt werden müssen, und wenn es gar (was ich keineswegs hoffe) von der gütigen Vorsehung mir selbst vorbehalten seyn sollte, den Urenkeln im Jahr 1882 als neunzigjähriger Greis vom Durchmarsche der französischen Republikaner durch meine Vaterstadt im Jahr 1796, und von dem Scharmützel, dessen ich mich aus meinem fünften Lebensjahre noch erinnere, als Augenzeuge zu erzählen: so müßte ich wohl das nagelneue Jahr 1792 als Gränzjahr und mich jungen Mann selbst als ein nicht verächtliches Exemplar meiner Sammlung gelten lassen.

Ich halte mich so ziemlich für den Ersten, der diese Liebhaberey praktisch und systematisch treibt, obgleich ich dem unsterblichen Jean Paul ein eminentes Talent für die Theorie derselben nicht absprechen kann; da er uns in dem hundert-fünf-und-zwanzigjährigen Fibel ein leider nur fingirtes Exemplar so unvergleichlich beschreibt.

Meine Leser dürfen nicht befürchten, daß ich sie mit den noch ziemlich häufig vorkommenden Originalen des fünften Jahrzehends (von 1740 bis 1749) behelligen werde; ich überlasse ihnen gerne die kleine Mühe, diese noch selbst aus der Gesellschaft herauszufinden. Selbst das Ganze, schon weit schätzbarere, vierte Jahrzehend (1730 bis 1739) obwohl ich einige unvergleichliche Raritäten desselben noch bis dato in meinem Inventarium führe, lasse ich bey Seite, und rücke, wie ein ächter Sammler, sogleich mit meinen größten Kleinodien, mit den Seltenheiten der zwanziger Jahre hervor, mit deren vieren ich Staat machen zu dürfen glaube.

Ich würde bey diesen Individuen (denn einmal muß ich doch die Sprache der Vergleichung, die ohnedieß hier in die Länge herzlos wird, fahren lassen) — ich würde, will ich sagen, nicht von ihrem Stande sprechen, wenn dieser nicht für den Forscher nach lebendigen Erzählungen aus alten Tagen höchst wichtig wäre. Leute aus niedrigem Stande erzählen unbefangener und treuer, haben aber weniger gesehen, und täuschen sich beym besten Willen sehr oft über Personen, Sachen und Jahrszahlen; Vornehmere wissen viel, erzählen viel, aber ihre Bildung verführt sie zu vergrößernden Zuthaten und Ausschmückungen aller Art.

Von meinen vier Erzgreisen nun gehören zwey der untern Volksklasse an, ein Fleischer und ein Oelmüller; Einer, ein General, den höchsten Kreisen der Gesellschaft; der vierte, ein Invalide von Unteroffiziersrang, schien, nach den gefälligen Formen seines Betragens zu urtheilen, auf einer etwas höhern Bildungsstufe zu stehen, als die beyden ersten. Ich will alle vier in der Ordnung aufführen, wie ich sie kennen gelernt habe; und diese Ordnung ist zufälligerweise auch diejenige ihres Lebensalters in aufsteigender Linie. So erscheine denn der Jüngste zuerst vor dem geneigten Leser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das innere Gesicht.

Von Georg Döring.

(Beschluß.)

„Ruben Zephanja!“ schrie Jayme und eine wohlwollende Erinnerung aus den Tagen seines Siechthums in Alhambra, wo der Alte seiner gepflegt, stieg in seiner Seele auf. „Er hat den König gemordet!“ rief eine Stimme aus der Menge. „Ihm ist die gerechte Strafe seiner Unthat geworden.“ „Hat mir denn das nicht schon einmal geträumt?“ sagte Jayme nachsinnend, indem er traurig mit dem Freunde zu den harrenden Gefährtinnen zurückkehrte. Ramiro ahnete die Wahrheit, aber hütete sich wohl, sie laut werden zu lassen. Ihm war das Wesen von Jaymes goldenen Träumen hinlänglich klar geworden, um ihm die Ueberzeugung zu geben, daß diese, von dem frevelhaften Willen des Juden mißbraucht, dessen meuchelmörderischen Absichten hatten dienen müssen. Und so war es auch. Von den Versprechungen Mehemmets zu dem gefährlichen Wagestücke verleitet, hatte er nach den Angaben, die der willenlose Jayme während jener Träume ihm mitgetheilt, die verborgene Thüre, die geheimen Gänge gefunden, die zu Enriques Schlafgemach führten. Hier stand er einen Augenblick zagend vor dem gräßlichen Werke, das er im Sinne trug, zurückschaudernd an dem Lager des sorglos schlummernden Königs. Da wurde sein besseres Gefühl durch den lockenden Glanz des Goldes, den ihm seine Phantasie vorspiegelte, überwältigt, da nahm er mit bebender Hand die Giftphiole unter seinem Gewande hervor und mischte die langsam tödtenden Tropfen in den Labetrank, der im Krystallbecher vor dem Lager Enriques stand. Leise, wie er gekommen, entfernte er sich wieder. Aber er hatte sich in der Zeit verrechnet, und als er in den Garten zurückkam, dämmerte schon der Morgen und mehrere Leute waren hier mit allerley Arbeiten beschäftigt. Er wurde bemerkt, sein ganzes Wesen machte ihn verdächtig. Nur mit Mühe gelang es ihm, den Nachstellungen der Gärtner zu entgehen; doch hatte man ihn deutlich genug gesehen, um ihn wieder zu erkennen. Er fand an einem bestimmten Orte sein Maulthier und schlug nun, so schnell es gehen wollte, mit hochklopfendem Herzen den Rückweg nach Granada ein. Aber die Strafe seines Verbrechens folgte ihm auf dem Fuße. Enrique hatte den Becher nicht ganz geleert; man fand einen grünlichen Satz am Boden, den die herbeygerufenen Aerzte für ein langsam, aber sicher wirkendes

Gift erklärten. Da erklang der Königssitz von Jammer und Klage; nur Enrique behielt seinen Muth und seine Geistesgegenwart. Kein anderer als der verdächtige Fremdling, den man im Garten bemerkt, konnte der Mörder seyn. Er wurde verfolgt, er ward eingeholt, und wir haben gesehen, wie die Freunde und Diener Enriques, hingerissen von Zorn und Wuth, das Verderben ihres edeln Gebieters auf eine gräßliche Weise an dem Elenden rächten. So waren die Opfer gefallen oder unabänderlich dem Tode geweiht, welche die Wächterin auf den Gräbern bezeichnet hatte; Enrique wellte unaufhaltsam dem Grabe zu.

Welcher Schmerz für Jayme und Ramiro, den königlichen Freund in diesem Zustande zu finden! Wie würde Jayme mit schrecklichen Vorwürfen sich selbst gequält haben, wenn er geahnt hätte, daß er dem Verderben den Weg gewiesen habe zu Enriques Leben! Sie wichen fast nicht von dem Lager des unglücklichen Jünglings. Als er die Augen schloß zum langen Todesschlafe, blickte Ramiro bedeutungsvoll auf den Freund, aber er sagte nichts, er nahm die wohlthätige Hülle nicht von dem Geheimnisse, das nun allein noch in seiner Brust ruhte und in ihr sterben sollte.

Dieser trüben Zeit folgten Tage des Glücks und der Wonne. Eugenia ward dem Glauben wiedergegeben, dem sie durch ihre Geburt angehörte. In dem glücklichen Vereine mit Jayme fand sie alle Hoffnungen erfüllt, die seit ihrer Kindheit in ihrer Brust gelebt hatten, die, als sie den Geliebten zum Erstenmale am Henares gesehen, herrlicher und glänzender in ihr aufgegangen waren. Ramiro und Elvira wurden ebenfalls durch den Segen der Kirche verbunden. Sie theilten das ungetrübte Glück der Freunde. Jayme wurde nie wieder von der Krankheit des innern Gesichts heimgesucht. Jene seltsame Behandlungsweise des jüdischen Arztes, als er in Alhambra wund gelegen, mochte ihn von diesen Anfällen befreyt haben *). Weder er noch sein Freund nahmen ferner Antheil an den Kriegen, die unaufhörlich zwischen den Arabern und Spaniern wütheten und das schöne Land verheerten. Sie entsagten den Täuschungen eines blutigen Ruhmes, und lebten ganz der friedlichen Seligkeit, die ihnen von den liebevollen Gattinnen geboten, die ihnen im Laufe der Zeit von einem schönen Kranze blühender Kinder bereitet wurde.

*) Wer die Natur des in unsern Tagen von Mesmer wiederaufgefundenen Lebensmagnetismus kennt, für den wird die Möglichkeit der Krankheitserscheinung, wie der Heilart, keiner weiteren Erklärung bedürfen.

Lieder von Thomas Moore.

Uebersezt von J. F. Bach.

One bumper at parting etc. (Irish Mel.)

Ein Glas noch im Scheiden! wohl tönten
Viel Becher, seitdem wir uns sahn,
Den größten von allen gekrönten,
Den traurigsten füllet nun an.
Der süßeste Theil des Vergnügens
Kommt zögernd der Lippe zum Rand,
Und bis zum Moment des Versiegens
Wird öfters sein Werth nicht erkannt.
÷ Doch füllet! o möchte das Leben
Aus solchen Minuten sich reihn,
Die der Freude Busen entschweben,
Und sterben im perlenden Wein! ÷

Wie erquicklich ist es, bisweilen
Auf der Fahrt durch die Wildniß der Welt
Auf sonnigen Plätzchen zu weilen,
Wie hier, so vertraulich gesellt!
Ein Tyrann, der Erbarmen nicht kennet,
Spornt Zeit uns die Freude dahin,
Und flüchtiger jagt sie und rennet,
Wenn Blumen die Pfade umblühn.
÷ Doch füllet ꝛc.

Wir sahen vom scheidenden Tage
Bepurpurt die silberne Flut:
O glühe dieß lezte Gelage
Dem Scheiden der himmlischen Glut!
Wie der Tag noch sterbend ergossen
Die Strahlen aufs schäumende Meer,
So füllt und strahlt, ihr Genossen,
In feuchter Verklärung wie er!
÷ O Brüder, möchte das Leben ꝛc.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Die große Revolution in Irland, welche sich zuerst bey der Wahl zu Ennis offenbart hat, nämlich die freywillige Unterwerfung eines ganzen Volkes, welches seit Jahrhunderten kein Gesetz gekannt als Mord, Brand und Gewalt jeder Art, unter das Ansehen des Gesetzes, und die plötzliche Beruhigung einer halbwilden Bauerschaft, welche sich bisher nur durch geheime Verbindungen und schreckliche Strafgerichte gegen Druck sichern zu können glaubte, geht immer ihren Gang fort, und erfüllt die bisher allein herrschende Protestantenparthey mit Furcht und Zorn. Heimliche Eidgenossenschaften waren gesetzwidrig, und ließen sich durch Verbannung bestrafen. Mörder und Mordbrenner durfte man zu entdecken hoffen, und der Strang räumte sie weg; dergleichen verzweifelte Verbrechen verriethen Schwäche, und ließen keine Einheit unter den Bedrückten aufkommen. Aber ein offener Verein, ohne Weihe und Eid, im Namen der Tugend und des Gesetzes gestiftet, ist furchtbar und läßt sich nicht bestrafen. Dieß bringt die alten Unterdrücker zur Verzweiflung, und läßt sie alle Mittel aufbieten, die Katholiken zu einem Bürgerkrieg aufzureizen, damit sie sie, durch die Regierung unterstüzt, zu Boden schlagen und die Emancipation derselben zum wenigsten verzögern können. Aber das katholische Volk scheint unerschütterlich. Es ist nicht höhere Bildung oder Sittlichkeit, welche den

sonst so kampf- und zerstörungssüchtigen katholischen Bauern auf einmal so umgewandelt hat. Anfangs unterwarf er sich dem Willen des katholischen Vereins zu Dublin aus gränzenlosem Vertrauen, und da er jezt durch Erfahrung gefunden, daß er sich auf friedlichem Wege, und ohne alle Gefahr für seinen Hals, furchtbarer machen und mehr gegen Bedrückung sichern könne als durch Gewalt, so hat er zu viel gesunden Verstand, um sich leichtsinnig dieser neu erlangten Vortheile zu begeben, und seine Führer und die mit denselben einverstandene Geistlichkeit scheinen unablässig über ihm zu wachen, damit er sich auch keinen Augenblick vergesse. Die Folge hiervon ist die vollkommenste Ruhe und Sicherheit in diesem sonst so unruhigen Lande, und, da die politischen Gewaltthätigkeiten aufgehört haben, eine Seltenheit grober Verbrechen, deren England sich leider nicht rühmen kann. O'Connel und andere Emissarien ziehen aus einer Provinz in die andere, rufen das Volk in Dörfern und Städten zusammen, erwählen Aufseher, bilden Clubs und Ausschüsse, reden das Volk an, und zeigen die Nothwendigkeit der Ruhe und Friedfertigkeit, des Gehorsams gegen die Gesetze, und besonders der Einigkeit unter sich selbst. Es hat nämlich in Irland von den frühesten Zeiten fast in jedem Kirchsprengel Partheyen gegeben, die unter den lächerlichsten Benennungen, von Geschlecht zu Geschlecht, und ohne einen scheinbaren Grund feindselig einander gegenüber standen, und sich, sobald sie zahlreich zusammentrafen, auf den Tod prügelten. Diese Partheyen aufzulösen und die ganze katholische Bevölkerung in eine brüderliche Gemeine zu verschmelzen, ist der Hauptzweck dieser merkwürdigen Missionarien. Auf ihr Geheiß erscheinen an einem gewissen Tage die verschiedenen Partheyen einer Gegend, oft mehrere Tausende an der Zahl, an einem bestimmten Ort; der Missionär hält eine angemessene Rede, worauf die gegenseitigen Häupter einander vor dem Altar umarmen und sich ewige Bruderliebe schwören; hierauf vermischt sich das Volk, und der Tag wird in harmloser Freudigkeit, ohne Trunkenheit oder Streit (in Irland bisher unerhört) zugebracht. Bis jezt haben sich die Katholiken bereit gezeigt, alle Protestanten, welche sich aufrichtig und ohne Rückhalt für ihre politische Befreyung ausgesprochen haben, in ihren Bund aufzunehmen und denselben so viel wie möglich national zu machen. Aber nur wenige Protestanten haben sich hierzu verstanden; im Gegentheil lassen diejenigen, welche bisher für die Katholiken gestimmt, jezt meistentheils eine kindische Eifersucht gegen dieselben blicken, da sie Macht genug erlangt haben um sich selbst helfen zu können, und scheinen deßwegen halb geneigt sich an ihre Feinde anzuschließen. Wenn die Partheyen durchaus in protestantisch und katholisch zerfallen, dann wehe dem Lande, und wehe England!

Die Unternehmer einer orthodoxen Londoner Universität, haben angekündigt, daß dafür eine Summe von mehr als 100,000 Pfund unterzeichnet sey, wie man sagt ist der Ausschuß mit der Wahl eines bequemen Bauplatzes beschäftigt, und man hält es für wahrscheinlich, daß solche am Ende auf die Gegend des Regentsparks fallen wird, also in die Nähe der liberalen Londoner Universität. Auf der andern Seite spricht man noch immer von der Wahrscheinlichkeit einer Vereinigung der beyden Stiftungen, und zwar auf die Art, daß die Schule an sich orthodox anglikanisch seyn, es aber den dissentirenden Studenten frey stehen solle, den theologischen Vorlesungen und den gottesdienstlichen Versammlungen der Universität beyzuwohnen, oder nicht, ein Plan, den Männer, welchen es wahrhaft ernst um die gute Erziehung der Jugend ist, aber nicht Partheymänner leicht eingehen werden. Doch halte ich eine endliche Vereinigung um deßwillen für wahrscheinlich, weil sich nicht wohl Studirende genug finden werden, um beyde Anstalten aufrecht zu halten; es kömmt also darauf an, welche Parthey die Waffen zuerst wird strecken müssen, und diese muß dann natürlich auch ihre Grundsätze aufopfern. — Taylor, welchen die Londoner Universität zu ihrem Buchhändler erwählt hat, beschäftigt sich inzwischen mit der Herausgabe nüzlicher Elementarbücher zur Erlernung alter und neuer Sprachen, welche in ihrer Art ganz vortrefflich sind; doch ist zu hoffen, daß die künftigen Studenten vor ihrer Immatrikulation lateinisch und griechisch genug verstehen werden, um keiner zwischenlinigten Uebersetzung von Phädrus Fabeln zu bedürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, September.

(Beschluß.)

Der Graf Laborde that sich etwas darauf zu Gute, daß es zwey jungen Franzosen geglückt sey, zuallererst diese, seit vielen Jahrhunderten verborgen gebliebenen Ruinen, wo nicht zu entdecken, doch wenigstens genau zu besichtigen und zu beschreiben; die Zeitungen haben diese Versicherung, an deren Wahrheit auch Niemand gezweifelt hat, mit ein wenig Nationaleitelkeit wiederholt, und dennoch ist die Sache ganz ungegründet. Allerdings, wenn Linan und Laborde die Ruinen abgezeichnet haben, und dieselben nun in Europa bekannt machen werden, so gebührt ihnen alle Ehre dafür, wenn sie aber glauben, sie seyen die ersten, welche diese Ruinen besucht und beschrieben haben, so irren sie sich; denn die beyden englischen Seeoffiziere, Irby und Mangles, haben sie schon vor sechs Jahren in ihrer Reisebeschreibung umständlich bekannt gemacht, und noch dazu hat Brewster im Anfange dieses Jahres ihre Beschreibung von Petra in seinem Edinburgh journal of science ganz wieder abgedruckt. Irby und Mangles haben nur zwey Tage unter den Trümmern der alten Nabatheershauptstadt zubringen können, indessen haben sie doch den größten Theil, wie es scheint, untersucht. Auch Laborde und Linan sind nur einige Tage dort gewesen, überhaupt machen die herumstreifenden Araber die Gegend sehr unsicher, wozu dann noch kömmt, daß Petra in einer Bergschlucht liegt, die für Räuber sehr bequem ist. Als Irby und Mangles die Gegend besuchten, waren kurz zuvor vierzig Pilger, die von Mekka nach Hause zurückkehrten, in der Schlucht bey Petra ermordet worden. Ueberhaupt sieht es hier sehr grausenhaft aus, denn man findet zu Petra mehr Gräber als ehemalige Wohnungen und öffentliche Gebäude. Die Gräber sind alle in die Felsen gehauen, manche sind äußerst geräumig und haben mehrere Stockwerke; fast sollte man glauben, die Todten hätten besser gewohnt als die Lebenden. Ganze Reihen solcher Gräber erblickt man in den Felsen, wenn man sich der Stadt nähert; sogar in der Nähe des ehemaligen Theaters folgen sie nahe auf einander, und einige große Gräber erblickt man von den Sitzen dieses Theaters; die Nabatheer müssen einen besondern Geschmack am Memento mori gefunden haben, und in dieser Hinsicht wahre Karthäuser gewesen seyn. Leider sind alle diese Gräber leer, wie es sich denn auch in der Nähe der plündernden Araber wohl erwarten läßt, und kaum ist hie und da ein Zeichen von einer gewesenen Inschrift sichtbar. Wenn die grablustigen Nabatheer doch wenigstens so schreibselig als die Egypter gewesen wären, und die Wände ihrer Gräber mit Bildern und Schrift geziert hätten! Irby und Mangles haben fast nichts dieser Art aufgefunden; Linan und Laborde sind vielleicht glücklicher gewesen, und haben einige gemalte oder gehauene Urkunden aus den Gräbern von Petra mitgebracht.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 24. September 1828.

O rükmische Wonne,
Mit Mond und mit Sonne
Zu Baden im Meer!
Die wallenden Gluthen,
Die purpurnen Fluthen
So rund um uns her!

F. L. v. Stollberg.

Mein Fluß.

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtvollen Leib einmal,
Und küsse Brust und Wange!
Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebnen Glieder,
Die Arme hab' ich ausgespannt,
Sie kommt auf mich herzugerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit Jahr und Tagen
Ein uralt Mährchen mit dir um,
Und mühst dich, es zu sagen,
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als wolltest du im Land umher,
Man weiß nicht wen, drum fragen.

Der Himmel, blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein,
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin,
Und kann sie nicht erschwingen.

Was ist so tief, so tief wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt, und sättigt nie
Mit ihrem Wechselscheine.
O schwill', mein Fluß, und hebe dich!
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

Du weisest schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle.
So trage denn allein dein Glück,
Und wieg' auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh,
Die lieben Sterne führe du
Zur ew'gen Mutterquelle!

E. Moerike.

Meine Sammlung.

Von Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

2.

Ich erinnere mich aus dem ersten Jahre des laufenden Jahrhunderts, daß wir Knaben oft einem damals schon alten Manne, einem Fleischer seines Handwerks, begegneten, der in der Stadt unter dem Namen des lateinischen Metzgers bekannt war, weil er, in jener Zeit eine große Seltenheit an einem ehrbaren Handwerker, Lateinisch verstand und sprach. Wenn wir Kinder, die wir eben zur Mittagsstunde aus der Schule kamen, dem alten Ehrenmanne begegneten, wie er ein Kalb oder einen Ochsen vor sich hertrieb, so wollten wir uns auch nicht

schlecht finden lassen und schrieen ihm als angehende Lateiner ein muthwilliges Carnifex! entgegen, was wir zwar etymologisch durch: Fleischmacher erklärt wissen wollten, der Fleischer aber mit den Wörterbüchern in einen Scharfrichter oder Schinder umdeutete, und uns sodann mit väterlicher Milde ein lateinisches, ambulirendes Kollegium über Grammatik las, dem er jedoch, wenn unser Zuruf nicht nachließ, einige verständliche und kurze deutsche Redensarten folgen ließ, die uns wie ein Donnerwetter auseinander stäubten.

Zwanzig Jahre später, im Februar des Jahrs 1821, erfuhr ich durch Zufall, dieser Mann, der am Schlusse des vorigen Jahrhunderts in seinem drey-und-siebzigsten Jahre stand, denn er war, wie ich später von ihm selbst erfuhr, im Oktober des Jahrs 1728 geboren, lebe noch in seinem drey-und-neunzigsten. Zwar mißriethen mir seine Bekannte einen Besuch, denn der Alte sey wenig bey sich und fasele nur noch lateinisch; ich aber, der ich seit wenigen Jahren meine Greisensammlung im Kopf anzulegen begonnen, und dem ein solches Alter noch nicht vorgekommen war, machte mich sogleich auf den Weg und eilte aus dem Suburbanum, das ich bewohne, in die innere Stadt, wo in einem der engsten Gäßchen der Greis mit ein Paar Töchtern in einem der schmalen hohen Lehmhäuser zusammenwohnte, das noch sein Eigenthum war.

Mit Herzklopfen trat ich durch die niedrige Thüre in ein Zimmer, dessen Charakter reinliche Armuth war. Zwey ältliche Frauen, die eine verheirathet, die andere Wittwe, Töchter meines Neunzigers, schienen auf meinen Besuch vorbereitet, und empfingen mich mit dem ceremoniösen Anstande von Bürgersfrauen früherer Zeit. Meine Blicke suchten eine Zeitlang vergebens meinen Schatz, als ich endlich in einem Winkel hinter dem wohlgeheizten Ofen eine stattliche, keineswegs abgemagerte Gestalt, die, wenn sie sich aufgerichtet, die Statur eines ansehnlichen Mannes gezeigt hätte, gewahr wurde; das längliche, nicht eingefallene, aber runzelvolle Gesicht schien von gelblichtem Leder, die runden Krater der gänzlich ausgeglühten Augen standen weit offen; der ganze Kopf sah einer Homerusbüste nicht unähnlich. Da der Alte ganz erblindet war, so wußte er von meiner Gegenwart noch nichts, und sicher lag er im wachen Schlummer der Bewußtlosigkeit und sah aus, als ob er den ganzen Tag noch kein Wort gesprochen, ja noch keinen Gedanken gedacht hätte. Auch waren alle Versuche seiner Töchter, ihm meine Ankunft begreiflich zu machen, vergebens; aber einige lateinische Worte aus meinem Munde wirkten auf ihn, wie ein elektrischer Schlag und erweckten ihn zum vollen Bewußtseyn. Rasch und in wohlzusammenhängenden Worten erwiderte er in leidlichem Küchenlatein meinen Gruß mit einer bis zum tiefsten Basse gebrochenen Stimme, dann wandte er sich zu den über sein helles Erwachen ganz erstaunten Töchtern und rief erfreut: „Was habt ihr mir da für einen Lateiner geschickt?"

Bald hatte sich ein regelmäßiges Gespräch zwischen uns beyden entsponnen, in welchem ich ohne Mühe die nöthigen Personalien aus ihm herauslockte. Ich erfuhr von ihm, daß sein Vater und Großvater „Hofmetzger" gewesen, daß er in Folge dieser Würde eine anständige Erziehung genossen, und mit den adeligsten jungen Herrn in unserm Gymnasium um die Jahre 1736 — 1742 bis in sein vierzehntes Jahr an Einem Tische gesessen. Mit Rührung erinnerte er sich an diese seine herablassenden Gespielen, und rief einmal über das andere: utinam viverent! (Ach, daß sie noch lebten!) Mit warmem Danke sprach er von seinem treuen Lehrer, dem damaligen Präceptor Dreher, den er ganz richtig als einen Sechziger bezeichnete*). Wiederholt äußerte er seinen Schmerz, daß ihm, dem armen Fleischersknaben, sein Herzenswunsch, studiren zu dürfen, nicht erfüllt worden sey. Ich selbst konnte nicht umhin, dieß in der Stille zu bedauern, denn ein Mann, der bis in sein drey-und-neunzigstes Lebensjahr den 17ten Paragraphen unserer noch immer gültigen Gymnasialstatuten vom Jahr 1685 **) gewissenhaft beobachtet und, die unabweislichen Ausnahmen, die Gewerb- und Hauswesen heischten, abgerechnet, immer lateinisch geredet hatte, verschloß in sich gewiß ein Talent zum Gelehrten, das in dem Fleischer brach lag.

Um den Alten zu stärken und zu weitern bedeutendern Revelationen zu bringen, zog ich eine Flasche 1811er, die ich für ihn zu mir gesteckt, aus der Tasche; die Töchter brachten einen Teller und zwey Gläser, und wir stießen munter an; ein Paar Tropfen des alten Weines begeisterten den Greis so sehr, daß er eine wahre lateinische Hymne auf zwey noch viel ältere Jahrgänge, auf seinen Jugendgenossen, den 1711er, und den Freund seines Mannesalters, den 1766er, anstimmte, und, über seine eigene Weinarmuth mit stoischer Ruhe spottend, als Improvisator in die Verse ausbrach:

> Bey mir liegt er nicht im Keller,
> Bey mir bringt man ihn auf dem Teller!

„Sum etiam poeta!" (Ich bin auch ein Poet!) sezte er wohlgefällig lachend hinzu, ohne zu ahnen, daß ein Kollege ihm gegenüber saß.

Er war nun in der rechten Stimmung, über die alte

*) Joh. Ferd. Dreher, geb. um's Jahr 1681, ward Magister der Philosophie im Jahr 1704, Präceptor zu Böblingen 1712, am Gymnasium zu Stuttgart 1717, Titularprofessor und Bibliothekar 1750.

**) „Velle semper latine loqui, et quidem de rebus honestis." (Immer lateinisch reden und zwar von ehrbaren Dingen.) Die sonst sehr vernünftigen Statuten werden mit Auslassung dieses Paragraphen den Schülern noch alle Semester bey Eröffnung der Lektionen in feyerlicher Versammlung vorgelesen.

Zeit Aufschluß zu geben, und so ging ich ihm denn mit einer Nachfrage über die württembergischen Herzoge Eberhard Ludwig (reg. von 1677 bis 1733) und Karl Alexander (von 1733 bis 1737) zu Leibe. „Eberhardum Ludovicum, war die Antwort, non multum novi; Carolum Alexandrum bene novi *):“ Diese Aeußerung war natürlich, denn bey des ersten Tode war mein alter Freund erst fünf Jahre alt.

Da ich ihn einmal glücklich auf die Karl Alexandrinische Zeit gebracht hatte, so steuerte ich muthig auf mein längst ersehntes Ziel los: aus dem Munde eines Augenzeugen die Hinrichtung des Juden Süß Oppenheimer mir berichten und so denselben gleichsam leibhaftig vor meinen Blicken noch einmal in das eiserne Käficht auf der noch von ihm benannten Galgensteige bey Stuttgart spaziren zu lassen.

Als ich den Namen nannte, schüttelte sich mein Alter und sagte lakonisch: „Fuit malus minister et Hebræus!“ (Er war ein böser Minister und ein Hebräer!) Doch erfuhr ich nicht so viel, als ich erwartet hatte. Es sind nun neunzig volle Jahre seit jener allbekannten Begebenheit; doch war mein Fleischer damals schon zehn Jahre alt. Allein bey dem furchtbaren Tumulte, den jenes Spektakel erregte, wurde dem Knaben nicht erlaubt, demselben beyzuwohnen. „Später jedoch,“ fügte er, immer lateinisch, hinzu, „ging ich mit meinen Schulkameraden und meinem Vater, der jezt gestorben ist, (!!) hinauf, und sah ihn da im Käficht hangen mit seinen schwarzen Augen (oculis atribus sagte er schnitzernd). So hat er hinauf geglozt und wieder hinab.“ In diesen lezten Worten, die deutsch und mit Schauder gesprochen wurden, ließ sich nach drey-und-achtzig Jahren noch die hinzudichtende Phantasie des zehnjährigen Knaben erkennen. Weiteres erfuhr ich über den Juden Süß von ihm nicht, aber eine köstliche Anekdote gab er mir aus nicht viel späterer Zeit noch preis, zurücklebend in die alten Tage und von einem halben Glase meines Weins erwärmt.

Es mochte ums Jahr 1740 seyn, als an Pfingsten die löbliche Fleischerzunft, nach einer alten Sitte, ein bekränztes Kalb in das Stuttgarter Schloß abfertigte, das der Wittwe des Herzogs Karl Alexander, der Vormünderin und somit Landesregentin, dargebracht ward. Allerley Feyerlichkeiten waren damit verbunden, namentlich war ein Festgesang dazu gedichtet, den das treue Gedächtniß des Fleischers aufbewahrt hatte, und der in stattlichen Alexandrinern verfaßt, mit den Worten anfing:

„Das Opfer bringen wir, mit Bändern wohl verzieret —“

„Dieses Kalb, erzählte der Greis, führte der Oberknecht meines Vaters (primus servus patris mei; bey welchen Worten er den Kopf mit einer gewissen Ehrfurcht vor jenem ersten Fleischerknechte neigte), und ich durfte ihn ins Schloß*) begleiten. Die Frau Vormünderin, die Mama des kleinen Prinzen Karl, **) war aber unpaß und lag zu Bette. Als sie jedoch das Kalb brüllen hörte, verlangte sie es zu sehen, und wir mußten es die Reitschnecke (eine platte Wendeltreppe von Backsteinen) hinauf in ihr Schlafgemach bringen.“

„Die Herzogin hatte ihre Freude an dem Thier, und betrachtete mich recht gnädig. Auf einmal aber rief sie: „Wer ist denn der junge Mensch da? der hat ja meines Sohnes Rock an!“ Ich und der Oberknecht erschracken entsetzlich; denn ich hatte wirklich einen rothen, abgelegten Gallarock des Prinzen Karl auf dem Leibe, den mein Vater, um mich für diese Festlichkeit würdig zu kleiden, vom Kammerdiener des Herzogs um ein billiges Geld gekauft hatte. Doch gestanden wir gleich alles, und die Frau Herzogin hatte nur eine noch größere Freude. Sie befahl, mich an die fürstliche Tafel zu führen. Dort saßen viel prächtige Herrn und Frauen. In einem Eck aber stand der Gerberheinerle, der Hofnarr. Dem rief man, und gab ihm einen gehauften (vollen) Teller mit Konfekt, den mußte er mir bringen. Das that er mit kuriosen Sprüngen, so daß alles lachte.“

Als der Alte diese Erzählung, halb deutsch halb latein, mit einiger Anstrengung und von seinen Töchtern unterstüzt beendigt hatte, und ich ihn ermüdet sah, schickte ich mich, jedoch nur ungern, an, ihn zu verlassen; denn ich war aus meiner Zeit gerückt, und fürchtete mich, wieder hineinzutreten, wie einer, der lang im Dunkel gesessen, sich vor dem Lichte scheut, an das er wieder hinaus soll. Endlich nahm ich Abschied, indem ich ihm von Herzen hundert volle Jahre und darüber wünschte. Si Deus vult (wenn Gott es will!), antwortete er mit festem Ton und lebenslustiger Zuversicht. Gott schenkte ihm aber nur noch zwey Jahre. In der lezten Zeit ward er ganz kindisch; er glaubte sich in einem Dorfe bey Stuttgart, und fragte unaufhörlich mit Sehnsucht nach seinem ältesten Freunde, nach seinem ersten Metzgerhunde aus den vierziger Jahren; er wußte nicht, daß vielleicht schon die Urenkel dieses geliebten Thieres unter seinen Fenstern heulten. Er starb, fünf-und-neunzig Jahre alt, im Jahr 1823 an gänzlicher Entkräftung.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Den Eberhard Ludwig kann ich mir nicht mehr recht denken, den Karl Alexander noch gut.

*) Ins alte Schloß, denn zum neuen war damals noch nicht einmal der Grundstein gelegt, und doch steht es jezt schon achtzig Jahre.

**) Dieser kleine Prinz Karl ist kein anderer als der damals zwölfjährige, und unter Vormundschaft stehende Herzog Karl, dessen hundertjähriger Geburtstag am 11ten Februar 1828 in Stuttgart so feyerlich begangen worden ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Beschluß.)

General **Millers** interessante Memoiren über die Freyheitskriege in Buenos Ayres, Chili und Peru *), die sehr viel Neues enthalten, sind vor Kurzem erschienen. Folgender Zug ist vielleicht nicht allgemein bekannt. Als Buenos Ayres, nachdem es im Jahr 1810 seine Unabhängigkeit erlangt hatte, theils aus Ehrgeiz, theils um die Spanier gänzlich aus Südamerika zu vertreiben, Truppen gegen alle benachbarten Präsidentschaften, bis tief nach Ober-Peru hinein, schickte, marschirte einer seiner Generale, Belgrano, auch gegen Paraguay. Er hatte ungefähr 2000 Mann bey sich, und forderte an der Grenze die Junta der Provinz auf, sich der Regierung von Buenos-Ayres zu unterwerfen. Er erhielt keine Antwort und rückte weiter, ohne einen Feind, ja fast auch nur einen Einwohner zu erblicken, und lagerte endlich einen Tagmarsch von Conception, in der angenehmen Erwartung, am folgenden Tage ohne Schwertstreich in die Hauptstadt einrücken zu können. Man denke sich daher sein Schrecken, als beim Einbruch der Nacht eine große Menge Feuer um ihn her aufloderte. Auch sah er sich am Morgen von einer weit überlegenen Anzahl Paraguayer umgeben, welche bereit schienen, sein ganzes Heer zu vernichten. Er war daher sehr angenehm überrascht, als ein Trompeter ihm von Seiten des Generals Yedros meldete, daß, obgleich Belgrano gänzlich in seiner Macht wäre, seine Regierung ihn doch nicht als Feind behandle; im Gegentheil betrachte sie die Truppen von Buenos Ayres als Brüder, welche in derselben Sache kämpften; und da General Belgrano nun gesehen, daß Paraguay sowohl den Willen als die Macht besitze, seine Unabhängigkeit gegen Buenos Ayres wie gegen die Regentschaft von Cadix zu behaupten, so möchte er ungehindert abziehen. Belgrano freute sich, so guten Kaufes los zu seyn, und marschirte in aller Stille nach Buenos Ayres zurück. Der nachher so berühmt gewordene Dr. Francia war damals Sekretär der Provinzialregierung, und soll den Plan zu dieser derben Lehre entworfen haben, welche Buenos Ayres nicht leicht vergessen wird.

Die Fruchtbarkeit Chilis ist nach Miller so groß, daß man früher in einem Garten für einen Real einen Maulesel mit dem besten Obst, ganz nach Belieben des Käufers, beladen konnte; der Krieg aber habe die Erdfrüchte so sehr vertheuert, daß eine solche Ladung jezt einen Thaler koste; 1818 konnte man für einen Real so viel Brod kaufen, als sechs Männer in einem Tage verzehren konnten.

Die Schlacht bey Maipo entschied bekanntlich das Schicksal von Chili; sie wurde nahe bey der Hauptstadt Santiago geliefert, deren Einwohner, wenn die Schlacht für die Patrioten unglücklich ausgefallen wäre, sich auf alle Schrecknisse gefaßt machen mußten, deren Spanier in der neuen Welt fähig waren. Chili hatte solche schon im Anfange der Revolution erfahren, und von der Freude der Bewohner über den Sieg ihrer Vertheidiger mag man auf die Angst schließen, in der sie vor der Entscheidung schwebten. Bey der Siegeskunde machte sich die Spannung in den wildesten Ausdrücken unbändiger Freude Luft. Sie umarmten einander, lachten, weinten und schrieen wie besessen. Einige wurden wirklich wahnsinnig, und zwey haben bis jezt ihren Verstand nicht wieder erlangt; ein Mann fiel todt zur Erde nieder. Die glückliche Botschaft holte einen großen Haufen Flüchtlinge, vornehmlich Frauen, auf dem hohen Paß Aspalata ein. Ihre Freude war so groß, daß sie kaum wußten, ob sie ihren Weg nach Mendoza fortsezzen, oder umkehren sollten. Einige waren so überwältigt, daß man sie auf den Bergen zurücklassen mußte, bis sie sich genugsam erholt hatten. Eine junge Dame fiel von ihrem Maulthiere und beschädigte sich so, daß sie noch jezt davon leidet.

*) Wir haben schon mehrere Auszüge daraus mitgetheilt.

Ravenna, Sommer 1828.

Keine der größeren Städte Italiens ist von den Reisebeschreibern so auffallend vernachlässigt worden als die alte, ehrwürdige Ravenna, und keine verdient es weniger als sie. Leider hat sie in neuester Zeit eine traurige Berühmtheit erlangt. Lord Byron hatte bey seinem Aufenthalte einen Saamen ausgestreut, welcher nur zu üppig wucherte. Alte Erinnerungen, besonders erregbares Gemüth, und Unvorsichtigkeiten der ersten Beamten der wiederhergestellten Regierung erzeugten Unthaten, welche durch Medwins Buch noch schlimmere Folgen für die Stadt hatten, so daß diese gegenwärtig in einer Art Belagerungszustand sich befindet. Dante konnte in keiner ihm mehr befreundeten Erde schlafen. Das ungeheure Unglück, welches dieses arme Volk nun schon ein halbes Jahrtausend drückt, das die dunkle Folie zur Divina Comedia bildet, und dessen Fortdauer die Verehrung der Italiener gegen ihren Dichter zur Abgötterey steigert, dieses ungeheure Unglück ist nirgends sichtbarer als hier.

Ravenna enthält nicht so viele alterthümliche Privatgebäude als man sich einbildet. Viele Kirchen sind im vorigen Jahrhundert recht geschmacklos erneuert worden, u. a. der Dom. Die verschont gebliebenen Kirchen sind vielfach merkwürdig. Einmal gehören sie einer Zeit an, aus welcher uns sehr wenig übrig geblieben ist, dann sind sie größtentheils auf freyem Grund, nicht in Tempel und Basiliken gebaut, wie die römischen, und daher steht der Altar regelmäßig nach Osten, ferner enthalten sie in ihren Mosaiken und Marmorn noch sehr viele traditionelle Ueberbleibsel altrömischer Kunst. Ich weiß nicht, ob schon bekannt ist, daß sich eine Kopie der Furiettischen Tauben mit wenigen Abweichungen im Mausoleum der Galla Placidia findet, daß die heil. Dreykönige in phrygischer Tracht auf einem Sarkophage des 7ten Jahrhunderts vorkommen ꝛc. Eben so neu war mir, daß an die ältesten christlichen Kirchen runde Thürme angebaut waren. Es scheint, als habe man die Glockenbehälter kurzweg den alten Wachtthürmen abkopirt; oder sollten die Gothen im Wahne gestanden haben, Gott könne nicht schlechter wohnen als die Könige, deren Häuser ebenfalls Thürme hatten? Die alten Schwaben wenigstens erkannten keine Heiligen lieber als solche an, als die zu Pferde saßen, die Heiligen Georg und Martin, welchen die große Mehrzahl der alten Kirchen Schwabens geweiht ist.

Das Grabmahl Dietrich des Großen ist bekanntlich zum Theile unter Wasser. Sollte das Meer sich erhöht haben, oder nur das Zerfallen einer früheren Schutzwehr hieran Schuld seyn? Eine genaue Nivellirung wäre zu wünschen, wie überhaupt eine gründliche architektonische Bearbeitung der Denkmale. Auf jeden Fall könnte in sehr trockenen Jahren, in welchen das Wasser verschwindet, durch Ummaurung und Pflastern abgeholfen werden. Puzznolana kann leicht zu Schiffe hieher gebracht werden, und an Baugefangenen fehlt es auch nicht. Bey dieser Gelegenheit würden sich auch Bruchstücke der verschwundenen Gallerie finden, zum Frommen künftiger Ergänzungen. Nachgrabungen haben seit langem keine statgefunden. Der Galeerenhafen würde die Mühe wohl reichlich lohnen. In der Stadt selbst, wo bekanntlich die Einwohner eines Viertels die eines andern auf einmal heimlich mordeten, wo Religionsstreitigkeiten an der Tagesordnung waren, wird wohl nicht viel zu finden seyn; auch stößt man zu schnell auf Horizontalwasser. Am ebesten wären Nachforschungen an der Stadtmauer räthlich. Die Bevölkerung zog auch hier, wie bey allen verfallenden Städten, gegen den Mittelpunkt zusammen. Jezt hält sie sich nur gerade hin, daher die Aehnlichkeit mit Augsburg und Nürnberg mir auffiel. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 231.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 25. September 1828.

Juckend sagt mein Daumen mir,
Etwas Böses naht sich hier.
Nur herein
Wer's mag seyn;

Schiller nach Shakespeare.

Der Sturm.

Es ist ein allgemeiner Irrthum, wenn die Einbildungskraft die Gefahren und Schrecken der Stürme und Schiffbrüche immer nur in entfernte Regionen des großen Oceans und nur auf große Schiffe verlegt, während doch Angesichts unserer Küsten mehr Unglück der Art geschieht, als in der ganzen übrigen Welt zusammen, und hauptsächlich auf Schiffen, die kaum größer sind als die, welche wir auf den Gewässern des Binnenlandes sehen. Es erscheint nichts schrecklicher und erregt allgemeineres Interesse, als die authentische Erzählung eines Ereignisses der Art, wofern sie solches mit entfernten, imposanten Gegenständen in Berührung bringt, wogegen die Schilderung eines Sturms auf einem Dampfboote nur lächerlich erschiene.

In dem Vorliegenden gebe ich dem Leser eine einfache Schilderung von Thatsachen in Bezug auf Andere und von Gefühlen in Bezug auf mich. Es ist die ungeschmückte Wahrheit, die ihn bey meiner Erzählung anziehen muß, als Dichtung dürfte sie solches nicht erwarten.

In der lezten Hälfte des Herbstes 1822 war ich zu Paris; ich hatte mich zweymal nach Calais eingeschrieben, um nach London zurückzukehren, und sezte zweymal aus dem unbedeutendsten Grunde die Ueberfahrt aus. Daß ich das eine Mal eine halbe Stunde zu lang in den Federn blieb, und das zweyte Mal eine halbe Stunde auf einen Freund wartete, hatte mir beynahe das Leben gekostet. Während der Aequinoktialwinde wollte ich Anfangs ein Paar Tage in Calais zuwarten und nur bey günstiger Witterung übersetzen. Mein längerer Aufenthalt zu Paris aber bestimmte mich, mit dem nächsten besten Fahrzeug, das in die See ging, Calais zu verlassen. Es traf sich, daß das Dampfboot Lord Melville an demselben Tage, an welchem ich ankam, in gerader Richtung nach London abging.

Nun muß der Leser wissen, daß ich gewissermaßen an Ahnungen und Vorzeichen glaube, d. h. an die Möglichkeit glaube, daß wir sie fühlen, und fühlen, daß sie mit künftigen Begebenheiten in Verbindung stehen. Ob nun solche Verbindung **wirklich** stattfinde, ist eine andere Frage, die ich mich nicht zu lösen unterfange. Ich **glaube**, daß ich nicht an die Wirklichkeit dieser Verbindung **glaube**; allein dieß ist auch Alles, wofür ich stehen kann; und dieser Glauben hat, wie die meisten andern Glauben, nicht gleich entschiedenen Einfluß auf unsere Gefühle, wie auf unsere Handlungen. Ich ging einst auf eine Reise von fünfhundert Stunden, obgleich mir drey Vorzeichen, wie die ältern Damen meiner Bekanntschaft mich versicherten, solche mißrathen hatten, und nichts Unangenehmes ereignete sich. Allein sie kamen mir nicht aus dem Sinn, bis ich wieder wohlbehalten zu Hause war. So hatte ich auch eine starke Vorempfindung, daß ich Calais in der Nacht, von der ich spreche, nicht verlassen solle. Für's erste hatte ich einen besondern Widerwillen gegen die Dampfschiffe, ob ich gleich von ihrer Nützlichkeit vollkommen überzeugt bin. Zweytens war es Sonntag Nacht, und zwar eine stürmi-

sche Nacht; und obgleich ich zugebe, daß der Sonntag in diesem Lande wenigstens der geeignetste Tag für jederley Reisen ist, fühle ich doch, daß an ihm nicht so sicher zu reisen ist als an einem andern Tag; das Warum lasse ich den Leser nach Belieben entscheiden. Zum dritten, und dieß war die einzige unzweydeutige Warnung, die ich dießmal erhielt, war ich schon an Bord und fühlte ein merkliches Mißbehagen über das Wetter, ohne daß ich mir jedoch einfallen ließ, meinen Entschluß zu ändern, als plötzlich ein junger Mensch mit sichtbarer Hast und Unruhe in die Kajüte stürzte und in einige der Leute drang, ihm sein Gepäcke aus dem Kielraum heraufzuschaffen, weil er heute Nacht nicht mit abfahren könne. Die Matrosen erklärten ihm, dieß sey unmöglich, es sey unter hundert Päcken und Kisten an das hinterste Ende des Kielraums gepackt. Er schrie und flehte vergeblich, bis er die Börse zog; da verhielt sich die Sache sogleich anders. Nach vielem Suchen ward es endlich herbeygeschafft; mit Entzücken machte er sich darüber her und war sogleich verschwunden. Während des ganzen Vorgangs, dem ich aufmerksam zusah, fühlte ich, daß dieser über das Wetter, welches wir bekommen sollten, eine Weisung erhalten und sich entschlossen hatte, nicht zu gehen. Ich wußte es so gewiß, als hätte er es mir selbst gesagt. Trotz dieser Weisung (und sie drang sich mir mit vollster Ueberzeugung auf) vermochte ich nicht über mich, darnach zu handeln. Nun ich mich entschlossen hatte zu gehen, fühlte ich, daß es zu lächerlich erschiene, nicht zu gehen; und so zog ich vor, mein Leben zu wagen, damit es nur nicht scheine, als wage ich es, denn ich schloß aus dem, was ich in Bezug auf den vorerwähnten jungen Menschen fühlte, auf das, was die Leute in Bezug auf mich fühlen würden. Dieß mag Andern als ein Beweis von Muth und Entschlossenheit erscheinen, mir aber erscheint es als das gerade Gegentheil.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meine Sammlung.

Von Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

3.

Auf daß meine Sammlung nie ohne Seltenheit sey, gelang es mir noch in demselben Jahre (1824) eine Bekanntschaft zu machen, nach der ich schon lange lüstern war. Der Erzgreis, von dem ich jezt erzählen will, war am 11. April 1728, also sechs Monate früher, geboren als mein seeliger Fleischer, stand aber damals bereits in seinem sechs-und-neunzigsten Jahre. Den Zutritt zu ihm erhielt ich auf folgende Weise. In unserm Gymnasium, an welchem ich eine Professur bekleide, werden der Stiftung eines Jugendfreundes zufolge halbjährlich Preisreden zum Lobe berühmter Württemberger von den reifern Jünglingen der obern Lehranstalt gehalten. Im Sommer 1824 wurde zur Aufgabe gewählt das Lob des berühmten Leibnizianers G. B. B., der im Jahr 1693 geboren, schon im Jahr 1750 im höchsten Staatsamt als herzoglich Württembergischer Geheimerath verstorben war. Und doch lebte noch in jenem Sechs-und-neunziger, welcher sein Neffe war, und seinen Vor- und Zunamen trug, ein Augenzeuge seines Wirkens, dessen Jugend von dem wirklich in vielen Fächern, der Mathematik, der Fortifikationskunst, der spekulativen Philosophie und der Staatswissenschaft großen Manne geleitet worden, und in dessen Armen derselbe vor 74 Jahren gestorben war. Es war einleuchtend, daß ein junger Preisbewerber von ihm unschätzbare Beyträge für seine Arbeit zu erwarten hatte, denn man wußte, daß der General B. (diesen Titel führte der Mann, dessen übrigen merkwürdigen Lebensumstände hier unberührt bleiben mögen) noch im vollen Besitze seiner Geisteskräfte sich befand. So bestimmte ich einen hoffnungsvollen, liebenswürdigen Schüler, Adolph Schöll aus Mähren, (ich nenne seinen Namen, weil in diesem Augenblick eine ausgezeichnete Dichtung von ihm das deutsche Publikum aufmerksam macht) mit mir den Greis zu besuchen und sich das Material für seine Aufgabe an der Quelle zu holen.

Wir fanden den Alten in einem engen Studierzimmer, von Büchern, Planen und Charten, seinem einzigen Reichthume, so umlagert, daß wir Mühe hatten, einen Raum zur Ausbreitung unserer Füße zu finden. Er selbst gewährte einen ganz andern Anblick als der Fleischer. Ein kleiner, feingegliederter Mann, wenig gekrümmt vom hohen Alter, nicht hinter dem Ofen zusammengekauert, sondern mitten in der Stube stehend, empfing uns freundlich; die Gesichtszüge zeigten Spuren von Regelmäßigkeit, die Augen bewahrten ein schönes Blau, aber ein rother, entzündeter Rand umgab sie; die Wangen waren gefärbt, den kleinen Mund entstellte nur die gänzliche Zahnlosigkeit, und eine spitze, etwas krumme Nase senkte sich schnabelartig und nicht angenehm gegen denselben.

Von den Sinnen des Greises hatte das Gehör am meisten gelitten; doch gelang es uns, ihm die Absicht unseres Besuches deutlich zu machen, und schnell kam Feuer und Leben in sein Gesicht: er wußte nicht, wo er mit der Lebensgeschichte seines angebeteten Oheims anheben sollte; bald fand er jedoch den Faden, und obgleich ihm das Reden Mühe machte, so stand ihm doch immer ein Strom von Worten zu Gebote, und keinem Gedanken versagte sich der rechte Ausdruck. Bis an die Gränze eines Lebensjahrhunderts hatte der Mann die ganze logische Schärfe seines Verstandes und ein ungemeines Gedächtniß beybehalten. Bald lebten und webten wir mit ihm in der alten Zeit: wir sahen seinen Oheim, den berühmten

Philosophen, wie er zu Anfange des vorigen Jahrhunderts im theologischen Seminar zu Tübingen studirte. Er galt für einen Träumer und Müssiggänger, denn er las und schrieb wenig; aber einesmals, nachdem er über eine Stunde sinnend auf Einem Flecke gestanden, brach er plötzlich in die Worte aus: „Es ist doch ein unerforschliches Geheimniß um den Zusammenhang des Leibes und der Seele!“ Seit jenem Augenblick hatten seine Altersgenossen Respekt vor ihm. Dann begleiteten wir den Oheim auf die literarische Reise, die er im Jahr 1718 nach dem Norden Deutschlands machte, sein zierliches Album oder Stammbuch in der Hand, das er mit den Handschriften der berühmtesten Männer seiner Zeit gefüllt zurückbrachte, und das uns der Neffe zum Durchblättern hinhielt. Darauf zeigte er uns ihn auf dem Katheder zu Tübingen, und das Autographum seiner unsterblichen Dilucidationen wurde als Kollegienheft für den Sommer 1724 vorgewiesen. Wir folgten dem Oheim nach Petersburg an die Akademie und den Hof der Beschützerin der Wissenschaften, der Kaiserin Katharina I., des berühmten Mädchens von Marienburg. Bald sahen wir ihn wieder im Vaterland. Ein reicher Briefwechsel mit Christian Wolff, mit dem Herzog Karl Alexander vor seinem Regierungsantritte, mit dem alten Fontenelle, mit dem berühmten General der Venetianer, dem Grafen Schulenburg, ward aufgetischt. Jetzt tritt auch schon der junge Neffe handelnd auf. Er sizt bey dem Oheim in seinem Weinberge, wo dieser zwey Lauben hat, durch die Aufschriften operando (fürs Arbeiten) und cogitando (fürs Denken) geistreich bezeichnet; in der einen ordnet der Geheimerath die fremden Weinreben, die er, der erste, wenn auch nicht allzuglückliche, Weinverbesserer seines Vaterlandes, aus der Ferne beschrieben hat und unentgeldlich unter die Weingärtner vertheilt, in der andern brütet er über die Geheimnisse der Welt und Gottheit und leitet daneben die mathematischen Studien des Neffen. Dieser, fürs Studium der Theologie bestimmt, wandert bald in die niedern Klosterschulen des Landes (1742); aber nach vier Jahren sehen wir ihn wieder (am 3. September 1746) an der Seite des Geheimenraths auf einem leeren Bauplatze stehen. Der junge Herzog, seine Mutter und Geschwister, die fremden Gesandten, die Damen und Kavaliers des Hofs, die ersten Staatsbeamten nebst einer Menge Volkes sind zugegen. Es war die Festlichkeit der Grundsteinlegung zum neuen Schlosse, das längst als einer der schönsten Fürstenpalläste dasteht, vor sechs-und-sechzig Jahren zu einem Drittheil ausgebrannt und herrlicher wiederhergestellt worden ist. Seine Stelle sah unser Greis noch leer, und hörte den Geheimenrath den erbaulichen Zimmerspruch ablegen, der von der Kunst des Bauens und von der Schönheit, nach Wolffischen Principien, aber mit einer Kürze und Concision handelte, die dem sprechenden Philosophen eigen war. Dem Neffen waren die Hauptsätze der Rede nach sieben-und-siebzig Jahren noch Wort für Wort gegenwärtig, und uns war, als stünden wir selbst auf dem noch leeren Schloßplatz, als der Greis uns vorsprach: „Mir ist aufgetragen ein Paar Worte öffentlich zu reden; „so will ich denn kürzlich sagen, was überhaupt allhier zu „beobachten ist, denn beym Bauen redet man vom Bauen. „Die wahre Baukunst hat drey allgemeine Absichten. Nach „diesen soll ein jedes Gebäude seyn, fest, bequem und „schön...... Die Schönheit ist ein Anschein der Vollkommenheit u. s. w.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schreibtafel eines Reisenden.

Der Engländer ist ein insularisch gebildeter Deutscher, wie der Niederländer einer ist, den der Kampf mit Poldern und Wassern, mit der Universalmonarchie und der Inquisition abgesondert gestaltet hat. Daher verschmelzen sich die Deutschen unglaublich schnell mit beyden.

*

Man beurtheilt die Engländer auf dem Festlande so schief, weil man sie als Individuen nimmt, man sollte sie als Bruchtheile eines sehr ehrwürdigen Ganzen nehmen.

M.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mühlhausen im Elsaß, Sept.

Wenn aus hiesiger Stadt bisher nur das Gute sowohl als Nachtheilige verlautete, was mit den Krisen der Handelswelt und des Gewerbfleißes in unmittelbarem Zusammenhange steht, so ist dagegen der 27ste August d. J. in den Annalen dieser ehemaligen eidgenössischen Bundesstadt ausgezeichnet durch ein Fest, welches zunächst einem schon längst verstorbenen Gelehrten, und dann der Wissenschaft überhaupt galt. Den 26sten August 1728 wurde zu Mühlhausen in niedriger Hütte Johann Heinrich Lambert geboren, der Sohn eines armen Schneiders, der aber aus eigener Kraft des Geistes, und unter den wenigen begünstigenden Umständen, die ihm sein Aufenthalt im Hause der Salis zu Chur in Graubündten darbot, sich zu dem Philosophen und Mathematiker heranbildete, der, von Friedrich dem Großen geschäzt, von Sulzer, Mendelsohn, Bode, Bernoulli und allen Denkern seiner Zeit geliebt, als eines der thätigsten Mitglieder der Berliner Akademie im Jahr 1777 starb. Dem thätigen Beförderer der vaterstädtischen Geschichte, Pfarrer Mathias Graf (durch mehrere Schriften rühmlichst bekannt), blieb es vorbehalten, das Andenken des unsterblichen Denkers bey seinen Mitbürgern wieder ins Leben zu rufen. Mit großer Bereitwilligkeit wurde von vielen Einwohnern Mühlhausens und andern patriotischen Elsäßern der Vorschlag genehmigt, dem verewigten Weisen ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu errichten und dessen hundertjährigen Geburtstag feyerlich zu begehen. An 5000 Livres wurden zusammengeschossen, und theilnehmende Freunde fanden sich zur Feyer nicht nur aus der näch-

sten Umgegend, sondern auch aus den Universitätsstädten Basel, Freyburg, Heidelberg und Straßburg ein. Pfarrer Graf hielt in dem festlich geschmückten Gemeindehause eine Lobrede auf Lambert; sodann betrat Professor Erhardt von Heidelberg den Rednerstuhl, und entwickelte mit einer, sonst an den Männern des Philosophenfaches nicht immer gewohnten Klarheit die eigenthümlichen Verdienste Lamberts um die Philosophie. Er suchte zu zeigen, wie bey der überwiegend mathematischen Richtung desselben, er nur diejenigen Theile der Wissenschaft, die der Berechnung anheimfallen, wie namentlich die Logik, wesentlich gefördert habe, während der Mangel an Versabilität ihn gehindert, sich mit schöpferischem Geiste der eigentlichen Ideen zu bemächtigen, weßwegen der Redner auch unverholen seinen Zweifel äußerte gegen die sonst so oft gewagte Vermuthung, als ob Lambert je, wenn er mit Kants Kritik der reinen Vernunft genauer bekannt geworden wäre, zu den Fahnen des Königsberger Philosophen würde geschworen haben. Die beyden philosophischen Hauptwerke Lamberts, das Organon und die Architektonik wurden (so weit es hier geschehen konnte) einer gründlichen, unpartheyischen Kritik unterworfen. Das Denkmal selbst, auf dem jezt nach Lambert benannten Plaze, das nun unter klingendem Spiel entschleyert ward, entspricht in edler Einfachheit seinem Gegenstande. Es ist eine Säule aus weichem, feinkörnigtem Sandstein, deren vordere Seite das Brustbild des Gefeyerten in Erz zeigt, mit der Umschrift: J. H. Lambert, nat. Muhlhusii 26 Aug. 1728. Denat. Berolini 25. Sept. 1777. Auf den drey übrigen Seiten des Piedestals ist folgendes zu lesen: 1) „dem durch Selbstthätigkeit entwickelten großen Geiste die Mitbürger.“ 2) Ingenio et Studio. 3) „sa cendre repose à Berlin, son nom est écrit dans les fastes d'Uranie.“ Auf dem Gipfel der Säule ruht eine schön gearbeitete Sphäre, von der ein eiserner Stab ausgeht, der als Meridian dient. Nun trat Pfarrer Joseph mit einer begeisterten Anrede vor die Versammlung, und indem er hauptsächlich an die Jugend sich wendete, suchte er in ihr den Sinn für das Geistiggroße zu beleben, und den Funken edler Nacheiferung zu wecken. Ungesucht gingen seine Worte in ein erhebendes Gebet über, das, unter einem heitern Himmel gesprochen, seinen feyerlichen Eindruck auf die Herzen der Anwesenden nicht verfehlte. In der Kirche wurde sodann eine gelehrte Abhandlung des Prof. Huber aus Basel, über die Verdienste Lamberts um die Mathematik und Naturlehre, von Dr Merian vorgelesen. Schließlich hielt Professor Willm aus Straßburg einen französischen Vortrag, worin er das bisherige in bündiger Kürze noch einmal zusammenfaßte, und auf geistvolle Weise, durch Einmischung interessanter Einzelnheiten aus Lamberts Leben, zu einem in sich geschlossenen Ganzen verarbeitete, dem auch das deutsche Ohr nur mit Wohlgefallen folgte. Der majestätische Chor aus der Schöpfung: „die Himmel erzählen die Ehre Gottes.“ beschloß diese kirchlich-akademische Feyer. Um drey Uhr versammelte sich die Gesellschaft von etwa 200 Personen zum gemeinsamen Mahle. Einer der sinnigsten Toaste war hier wohl der auf das Licht, dessen Verbreitung (im physischen Sinne) Lambert seine Aufmerksamkeit gewidmet (in der Photometrie), wobey die Anwendung auf die geistigen Verhältnisse der Zeit nahe lag. So endete der Tag, dessen Andenken für die Kulturgeschichte des Elsasses nicht ohne gute Folgen bleiben möge. Die gehaltenen Reden und Abhandlungen werden nächstens im Drucke erscheinen.

Paris, September.

In England herrscht bekanntlich noch das Vorurtheil, daß es unerlaubt, ja unsittlich sey, eine Leiche zu öffnen; daher denn auch Aerzte und Chirurgen sehr verlegen sind, wenn sie Anatomie studiren sollen. Zwar werden häufig Leichen gestohlen, und man weiß, daß es heimliche Kompagnien von Leuten gibt, die es sich zum Geschäfte machen, Leichen zu stehlen, und den Wundärzten zu verschaffen; das Volk nennt diese Wagehälse Resurrektioners. Allein die Geseze bestrafen solche Diebstähle so hart, und das Volk ist so wüthend gegen die Verbrecher, daß große Gefahr dabey ist, und daher die Leichname sehr theuer zu stehen kommen. In der lezten Zeit hat man versucht, Leichname aus Frankreich kommen zu lassen; denn hier, wo kein solches Vorurtheil herrscht, sind sie bekanntlich sehr wohlfeil. Neulich kamen einige aus Frankreich verschriebene Skelette bey einer englischen Mauth an, und da der Werth der einzuführenden Waare angegeben werden mußte, wurde das Stück zu sechs bis acht Guineen angegeben, ein einziger Hirnschädel zu einem Pfund Sterling. Bey einer solchen Theurung unserer lezten Ueberbleibsel ist es wahrlich nicht zu verwundern, wenn zwanzig ausgezeichnete Wundärzte in London, wie neulich die Tagesblätter aus dieser Stadt meldeten, unter einander gelobt haben, ihre Körper dereinst dem anatomischen Hörsaale zum Unterrichte zu hinterlassen; ein verzweifelter Entschluß, zu dem nur das äußerste Bedürfniß an sogenannten Subjekten die Herrn hat bewegen können. Vor Kurzem wurde ein junger Wundarzt über dem Entwenden eines Leichnams ertappt und vor Gericht geführt. Vergebens wandte sein Anwald ein, ohne anatomische Kenntnisse könne kein Wundarzt Menschen heilen, und jene Kenntnisse könne man nur durch häufiges Seziren erwerben. Dieß gestand der Richter ein, äußerte auch den Wunsch, daß es mit dem Vorurtheile des Volks ein Ende nehmen möge, er müsse sich aber an die Geseze halten. Daher kommen auch so viele junge Engländer und Irländer nach Paris, um hier Heilkunde zu studiren, daß ein englischer Arzt sogar ein eigenes Institut hier für die Studenten aus seinem Lande errichtet hat, damit sie unter seiner Leitung den Vorlesungen beywohnen und die Heilkunde erlernen können. Auch wird wahrscheinlich die merkwürdige Schädelsammlung des Dr. Gall nach England wandern, wo sie um so erwünschter seyn wird, da man dort schwerlich eine ähnliche würde zusammenbringen können. Dr. Gall hat in seinem lezten Willen verordnet, sein eigener Schädel solle zu dieser Sammlung hinzugefügt werden, und auf dem Sterbebette suchte er ganz kaltblütig seiner Frau zu beweisen, daß es nichts zu bedeuten habe, ob Jemand mit oder ohne Kopf begraben werde. Für einen Mann, der in seinen Vorlesungen mit der größten Gleichgültigkeit erzählte, wie dieser oder jener Hirnschädel, den er vorzeigte, einem eigenen Freunde angehört habe, oder wie er es gemacht habe, um des Schädels eines berüchtigten Verbrechers habhaft zu werden, mußte es in der That wenig zu bedeuten haben, daß sein Leichnam zur Erde bestattet wurde, sein Gehirn aber als Gegenstand der Nachforschung in den Händen eines vertrauten Kollegen blieb. Dagegen wollte er mit den Kirchenleuten, wie er sich ausdrückte, nichts zu thun haben, und hatte befohlen ihn zu beerdigen, ohne zuvor seine Leiche zur Kirche führen zu lassen, wie es in Paris Gebrauch ist. Dieß ist auch geschehen, aber dem Leichenbegängnisse hat es darum nicht an Pomp gefehlt, und einige der ausgezeichnetsten Aerzte, Broussais unter andern, haben Lobreden an seinem Grabe gehalten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 26. September 1828.

Schon achtzig Jahr und mehr zurück!
Wie dämmerts durch die Zeiten
So selig her vor meinem Blick —
Vom Gängelband durch Lust und Schmerz,
Und höher, weiter, grabeswärts.

Bodener.

Meine Sammlung.

Von Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

Im Oktober dieses Jahrs (1746) bezog unser junger Freund die Universität und das theologische Seminar zu Tübingen, in welchem er ein Jahr verharrte. Nach dieser Frist verließ er dasselbe, und mit ihm das Studium der Theologie, indem er sich ausschließlich der Mathematik in ihrer ganzen Ausdehnung zuwandte. Er entwarf uns ein lebendiges Bild seiner Universitätsjahre. Fleißig besuchte er das Haus eines alten Professors Krafft; seinen Sohn, den nachmaligen russischen Staatsrath Krafft, den Lehrer der kaiserlichen Prinzen, der im Jahr 1815 zu St. Petersburg gestorben ist und zur Zeit, da der Alte uns dieß erzählte, achtzig Jahre alt gewesen wäre — diesen liebkoste er, der Student, oft als den kleinen vier- und fünfjährigen Lulu (Ludwig). Mehr Freund als Lehrer war ihm der Doktor v. Lohenskiold, Führer zweyer nordischen Edelleute, und später Professor der Geschichte an der Universität, er der Lehrer des uralten Professors Rösler, welch Letzterer im Jahr 1821 tief in den achtzigen starb. Dieser Lohenskiold war ein Mann von Geist und hinreißendem Vortrag; Abends aber sprach er dem Kruge mehr, als ziemlich war, zu, und mehr denn einmal mußte ihn B. mit einigen andern jungen Freunden zu Bette tragen.

Nach Vollendung seines Universitätskurses trat der drey-und-zwanzigjährige Jüngling mit einer Probeschrift aus dem Fache der angewandten Mathematik auf, von der uns der Erzgreis ein Prachtexemplar vorhielt, auf dessen postpapirnem Titelblatte wir den Namen des vor uns stehenden Verfassers nicht ohne geheimes Staunen mit der Jahreszahl 1751 gepaart lasen.

Von seinem Studierpulte in Tübingen führte uns der greise Erzähler an das Sterbelager seines berühmten Oheims, Georg Bernhard B., der im Jahr 1750, erst sieben-und-fünfzig Jahre alt, für Wissenschaft und Staat zu frühe, sein Leben in Stuttgart beschloß. Es war den Theologen jener Zeit schwer, an die Rechtgläubigkeit eines Philosophen aus der Leibnizisch-Wolfischen Schule zu glauben. Mit banger Besorgniß umringten daher, wie der Neffe uns als Augenzeuge erzählte, die Freunde des Sterbenden, Prälaten der evangelischen Kirche, das Bette; als Jener schon mit dem Tode rang, trat einer derselben noch zu ihm und rief ihm in's Ohr, ob er glaube an den dreyeinigen Gott. Der Geheimerath konnte nicht mehr sprechen, aber er hielt die drey Finger der rechten Hand am hocherhobenen Arme zum Wahrzeichen seines Glaubens in die Höhe, und bald nach diesem Akte verschied er. —

Unser Wunsch war erfüllt und mein Schüler über seinen Helden zur Genüge unterrichtet. Die Vorlesung hatte anderthalb Stunden gedauert, während welcher Zeit unser Greis trotz seiner fünf-und-neunzig Jahre sich nicht niedergesezt, sondern, immer stehend, unsere jungen Füße müde gemacht hatte.

Wir schieden Beyde mit stiller Bewunderung, ich mit dem redlich gemeynten Versprechen, bald und oft wiederzukommen. Seitdem besuchte ich den Wundergreis wiederholt, und meine kleine Familie ward zweymal abgesandt, ihm zur Vollendung seines sechs-und-neunzigsten und seines sieben-und-neunzigsten Jahres Glück zu wünschen, und sich das lebendige Bild eines frühern Jahrhunderts einzuprägen; denn das älteste meiner drey Kinder, mit welchem er in lebhaftem Zwiegespräch scherzte, war ein-und-neunzig, das jüngste vier-und-neunzig Jahre jünger, als der Alte. Alle drey haben eine lebhafte Erinnerung an diese Besuche behalten, und vielleicht wird dereinst Eines von ihnen, durch ein mäßiges Greisenalter in's zwanzigste Jahrhundert hinübergeleitet, seinen Enkeln sagen: „Denkt, ich habe einen Greis gekannt, der um's erste Viertel des vorvorigen Jahrhunderts geboren war.“ — „Ist es derjenige, fragen dann wohl die Enkel, den der kuriose Urgroßvater Gustav seiner Zeit im alten Morgenblatte beschrieben hat?“ —

An einem Morgen fand ich meinen Alten eifrig mit der Zeitung beschäftigt, die er regelmäßig und mit eigenen Augen las, wie denn seine Bildung und sein lebendiger Geist den Vorwurf, den man dem hohen Alter zu machen pflegt, daß es für die Gegenwart kein Gedächtniß und keinen Sinn habe, in seiner Person Lügen strafte. „Der König von Bayern,“ sprach er, mir das Zeitungsblatt bietend, „dauert mich doch von Herzen, daß er seinen Schwiegersohn, den herrlichen Helden, so frühe verloren hat.“ Ich las mit einem flüchtigen Blick auf das Blatt den Tod des Herzogs von Leuchtenberg, Eugen Beauharnois. Ein Eugen brachte uns auf den andern, den Prinzen Eugen von Savoyen, und so fand es sich, daß der Sprecher den Tod zweyer gleichnamigen Helden erlebt hatte, deren Geburtstag hundert und siebzehn Jahre auseinander lag. Von Prinz Eugenius als einem Lebenden erzählen gehört zu haben, da derselbe sich bey der Rheinarmee befand, erinnerte er sich lebhaft aus seinem sechsten Lebensjahre. Ich faßte jezt den Greis bey seinen Kinderjahren und ließ ihn nicht los. Er hatte noch ein Bild von Herzog Karl Alexander. Er erinnerte sich des Besuches, den der König Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen zu Stuttgart bey dem Herzoge gemacht. Ganz lebendig aber stand der Tag nach dem jähen Tode Karl Alexanders vor seiner Seele. Es war der 14. Mai 1737. Das Volk im Lande Württemberg war über die Staats- und Finanzverwaltung des Juden Süß, dem man ein Komplot gegen die ständischen Freyheiten des Landes zuschrieb, das eben in jenen Tagen zur Ausführung hätte kommen sollen, im höchsten Grad erbittert. Als der junge neunjährige B. an jenem Morgen erwachte, sah er auf der Straße hier und dort zahlreiche Gruppen zusammengerotteten Volkes stehen. Man schimpfte, fluchte, drohte. Es mußte etwas Entscheidendes in dieser Nacht geschehen seyn. „Ich wohnte,“ erzählte mir der Greis, „auf dem Postplatze (und eben jezt, nach 87 Jahren, wohnte er wieder in derselben Gegend); als ich nun in meinem blauen Mäntelchen, das damals alle Schüler trugen, meine Bücher unter dem Arm, aus der Hausthüre trat, um in das Gymnasium zu schlendern, sah ich aus dem zweyten Stockwerke des gegenüberliegenden Hauses den Eigenthümer desselben, den Archivar und Expeditionsrath Mez, einen Helfershelfer des Juden, im Schlafrocke, wie es schien ganz behaglich, zum Fenster hinausschauen. Unten aber am Hause war eine Militärwache aufgepflanzt. Dieser Umstand erregte meinen Verdacht, und als ein junger Patriot von neun Jahren konnte ich's mir nicht versagen, meine Freude an den Tag zu legen. Ich rief also im Muthwillen nach dem Fenster des Herrn Expeditionsraths hinauf:

„O Mez, o Mez!
Dein' Sach' ist ley *)!“

Damit ging ich meiner Wege und fürchtete keine Folgen. Aber als ich aus der Schule zurückkam, hatte sich schon ein Billet des Herrn Expeditionsraths an meinen Vater, den Regierungsregistrator, eingefunden, das auf exemplarische Bestrafung des impertinenten Söhnleins drang. Ich entging jedoch dieser Züchtigung, da mein Vater und mein Oheim die Entrüstung des Landes theilten, und der Expeditionsrath aufgehört hatte, furchtbar zu seyn. Inzwischen war der Tumult auf den Straßen Stuttgarts immer gewachsen; man sprach sich ganz unverholen über die Regierung aus, man verlangte Rache an den Staatsverräthern. Der Hofkonditor *** wagte es sogar ein Pasquill drucken und vertheilen zu lassen. Aber die Frau Herzogin sandte ihm Heiducken in's Haus, die ihn in's Schloß holten. Dort wurden ihm fünf-und-zwanzig hinaufgeschlagen. Ja, damals war noch Freyheit!“ Dieses fabula docet am Schlusse der Erzählung brachte mich dem Lachen nahe, denn ich wußte nicht, sollte ich die Freyheit im Pöbelaufruhr oder in den Stockschlägen suchen.

Inzwischen wurde dem Volkswillen unter der Administration des Herzogs Karl Rudolph, vielleicht auf Kosten der Gerechtigkeit, Genüge geleistet, und am vierten Februar 1738 sah der zehnjährige Knabe den Geheimen Finanzrath Süß Oppenheimer im rothen, gallonirten Staatskleide von der Seegasse aus auf dem Karren zum Galgen abführen. Die Staatsdiener der Hauptstadt und alle Vögte des Landes füllten die Straßen als Zeugen der Hinrichtung.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ley, schwäbisch für: verkehrt, übel. Der Vers war nicht Erfindung des jungen B., sondern aus einem damals kursirenden Volksliede.

Der Sturm.

(Fortsetzung.)

Lord Melville ging Nachts Punkt zwölf Uhr ab; man mußte aber viel früher an Bord seyn, wenn man sich einen Platz in der Kajüte sichern wollte, da gegen achtzig Passagiere erwartet wurden, und es unmöglich war, die Nacht auf dem Verdecke zuzubringen. Es hatte den ganzen Abend geregnet und gestürmt, und es war so pechschwarze Nacht, daß wir den Weg nach dem Kai herab ohne Laternen nicht finden konnten. Ich war um eilf Uhr an Bord und beobachtete nach meiner Gewohnheit ruhig, was um mich her vorging, mehr als Zuschauer denn als Theilnehmer. Obgleich ich jedoch schon manchen Scenen der Art beygewohnt hatte, so ließ sich doch keine mit dieser vergleichen. Bey dem schwachen Lichte von einem Halbdutzend Laternen, welche sich von selbst bald dahin, bald dorthin instinktmäßig zu bewegen schienen, konnte man nur halb unterscheiden, was vorging. Diese Scene der Verwirrung genau beschreiben, hieße darthun, daß es keine Scene der Verwirrung gewesen sey.

Ueberdrüssig, länger im Regen zu stehen und auf ein Ende der Vorkehrungen zu warten, wo nichts ein Ende nehmen wollte, war ich eben durch das Boot hingegangen und hatte ruhig meinen Sitz in der Kajüte eingenommen, um zu sehen, was hier vorgehe, als ich plözlich oben ein zunehmendes Geschrey und ein Plätschern im Wasser hörte, als ob Jemand hineingefallen wäre. Ich fand, als ich zurückkehrte, daß zwey französische Matrosen über den Kai gefallen waren und nun in der Tiefe mit den Fluthen um ihr Leben kämpften. Während dessen ward das Einschiffen der noch übrigen Passagiere durch diesen Vorfall nicht im geringsten gestört. Die Douaniers stritten sich um die Gebühren für ihre Paßzettel, die Kommissionärs versuchten mit Hülfe der Finsterniß ihre Zehnsousstücke zweymal einzutreiben, und die englischen Matrosen sezten sich an den Seiten ihres Fahrzeugs, bis die Reihe zu arbeiten an sie käme, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre; und als nach einigen Minuten eine Lady einen der leztern, der sich ruhig auf die Treppe der Kajüte gesezt hatte, fragte, was es oben gebe, ob Jemand in's Wasser gefallen sey? antwortete er: „Nein, 's waren nur zwey Franzosen." Zum Beweis, daß das ächte sang froid nicht auf die Engländer beschränkt ist, bemerke ich, daß ein Paar Minuten nach schon erwähnter Wasserpartbie einer der Betheiligten vom Wasser triefend in die Kajüte kam und die Passagiere durchmusterte, bis er einen fand, der ihm, wie er sagte, sein Zehnsousstück noch nicht bezahlt habe. Als seine Forderung befriedigt war, zog er ab und stellte sich, als sey nichts Besonderes vorgefallen, auf den Kai, bis das Schiff vom Lande stieß.

Wir hatten nicht sobald den Hafen verlassen, als wir auch sehen mußten, daß unsere Aussichten nicht die günstigsten waren. Ehe eine Stunde verging, war der Wind zu einem furchtbaren Orkane geworden, und der Regen schoß in Strömen herab. Ich glaube ich war der Erste unter den Passagieren, der bemerkte, in welcher Lage wir waren, wahrscheinlich vermöge meines schon gerühmten Vorgefühls, denn selbst bey den Frauenzimmern zeigten sich erst nach einer Stunde Symptome von Furcht. Fast Todtenstille herrschte in der Kajüte, weil wahrscheinlich Niemand geneigt seyn mochte seine schwache Stimme gegen die wirklich furchtbar erschütternden Laute der äußern Natur vernehmen zu lassen. Aber immer zeigte sich noch keine wirkliche Gefahr. Das Gepräge der Unruhe, der Aengstlichkeit lag auf den Gesichtern aller Anwesenden, als hätten sie ein dunkles Gefühl, daß es mit ihnen nicht stand wie es sollte, aber wie es wirklich stand, wagten sie sich selbst nicht zu sagen. Daß sie um Mitternacht auf offener See in einem Sturme sich befanden, war ein zu furchtbarer Gedanke, und doch sollten sie bald erfahren, daß es die traurigste Wahrheit sey. Schon seit einer Stunde hatten die Winde in so furchtbaren Akkorden durcheinander getobt, daß die Schiffsgesellschaft sich nie zuvor einen Begriff davon gemacht haben mochte. Sie fühlte, daß das Schiff gleich einer Muschel auf dem Wasser hin und her geworfen wurde, und das Meer an seine Seite schlug, als ob es sie eindrücken wollte. Doch darauf war man vorbereitet, man sah, als man an Bord kam, daß die Nacht stürmisch war. In all dem sah man nichts Furchtbares. Als sie aber sahen und hörten, wie durch den Stoß einer Woge die irdenen Gefäße aus der Ecke des Proviantmeisters gegen sie herstürzten und um ihre Ohren sausten, will ich den Schrecken nicht vergessen, der Alle überfiel. Da war kein Mann, keine Frau, kein Kind, das nicht von seinem Sitze auffuhr und irgend einen Laut ausstieß; die einen äußerten Furcht und Entsetzen, die andern waren lebhaft besorgt, ob Niemand Schaden genommen, andere suchten ihre Besorgnisse unter einem erzwungenen Scherze zu verbergen. Von diesem Augenblick an war die ganze Scene umgewandelt, und alle waren sich der Gefahr bewußt, die sie erwartete. Nun schwieg man nicht länger, das Bewußtseyn drohender Gefahr überwältigte alle Laute und Seufzer. Vorher hatten sie mit schweigender, wenn auch unbewußter Ehrfurcht die Stimme der Natur, die in den Winden brauste und in den Wogen donnerte, gehört, weil sie nicht bedachten, daß diese Laute Gefahr verkündeten. Jezt war ihre eigene Sicherheit gefährdet, und alle andern Gefühle, bewußte und unbewußte, versanken darin. Wäre eine Wasserhose vorbeygezogen, der Ausbruch des Aetna vor Gesicht gewesen, sie hätten sich nicht von ihren Sitzen bewegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, September.

In Kurzem wird sich hier in der Literatur eine Revolution begeben, auf die man nicht vorbereitet war, und die auch für das gesellschaftliche Leben grosse Folgen haben kann. Es ist hier nämlich in diesen Tagen ein Unterhaltungs- und ein Handelsblatt zugleich angekündigt worden. Ersteres wird, wenn man die in sehr allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Ankündigung recht versteht, ohngefähr nach demselben Plane, wie die deutschen Blätter ähnlicher Art redigirt werden; das heißt, es wird etwas Gelehrsamkeit, etwas Belustigung und etwas Nichts enthalten. Lezterem dürfte der größte Raum gestattet werden. Ein charakteristischer Zug ist, daß man dem Blatte keinen Namen gibt. Mir ist dabey die Antwort des türkischen Großveziers eingefallen, der, von der europäischen Diplomatik gedrängt, sich zu erklären, was die Pforte in Voraussetzung eines gewissen Ereignisses thun würde, antwortete, er vermöge das nicht zu sagen, weil es üblich sey, dem Kinde nicht früher einen Namen zu geben, als bis es geboren wäre. So deuten wahrscheinlich auch die Herausgeber. Uebrigens soll wöchentlich ein Blatt von acht Seiten erscheinen, und das Ganze jährlich einen Scudo und sechzig Bajocchi kosten. Dieß macht in sächsischem Gelde ungefähr 2 Thlr. 6 Gr., ein Preis, der keineswegs hoch ist. Das zweyte, oder das Handlungsblatt schreitet in so fern bestimmter zum Zwecke, als ihm die Herausgeber wenigstens einen Titel: Giornale di Comercio gegeben haben, zeigt dagegen im Plane eine noch größere Unbestimmtheit, als das Unterhaltungsblatt. Hätte sich dieß Handlungsblatt zu einem Intelligenzblatte gemacht, sicher würde der Erfolg den Erwartungen der Herausgeber entsprochen haben. Denn wer im Auslande, besonders in Deutschland, dürfte es glauben wollen, wenn es ihm nicht ausdrücklich versichert würde, daß Rom, die Hauptstadt der Erde, mit beynahe hundert-und-fünfzigtausend Einwohnern, Rom, die Residenz des Fürsten der katholischen Kirche und einiger dreyßig oder vierzig seiner geistlichen Prinzen, die Residenz der reichsten Familien Italiens, Rom, im Winter der Sammelplaz von Tausenden von Fremden aller Nationen, wer dürfte glauben, daß dieß Rom kein Intelligenzblatt besize? Roms Einwohner fühlen indessen so gut wie die Einwohner anderer Städte das Bedürfniß eines Mittels, sich gegenseitig ihre gesellschaftlichen Wünsche mitzutheilen und sie wechselseitig zu befriedigen. Jedermann sehnt sich nach einem solchen Mittel, ihm abzuhelfen wäre nicht allein verdienstlich sondern auch sehr belohnend; an eine Unternehmung der Art denkt aber Niemand, und so kündigt man jezt, statt eines Anzeigeblatts, ein Journal für den Handel an; Handel aber ist nirgends vorhanden. Kann etwas vom gröblichen Mißverstehen der bürgerlichen und gesellschaftlichen Bedürfnisse einen Beweis geben, so ist es dieß Handlungsblatt, in dessen Ankündigung ganz am Ende und nur nebenbey gesagt wird, „daß auch den verschiedenen Dienstgesuchen in jedem Blatte ein Paar Zeilen gewidmet werden sollen.“ Durch unverzeihliche Nachlässigkeit werden aber nicht einmal die Insertionsgebühren bestimmt. Man zeigt blos an, daß jeder Abonnent das Recht habe, fünfzehn Zeilen gratis in das Blatt rücken zu lassen, dagegen aber gehalten seyn soll, was mehr beträgt, je zehn Zeilen mit zehn Bajocchi zu bezahlen. Da nicht angeführt wird, wie oft man dem Abonnenten den unentgeldlichen Abdruck seiner Anzeigen zu gestatten denkt, so steht zu vermuthen, daß man ihm jede Nummer dazu einräumen will. Sonnabends, drey Stunden vor Untergang der Sonne, soll einstweilen ein Blatt erscheinen. Daß übrigens weder das Unterhaltungs- noch das Handelsblatt den Zeitpunkt ihrer Erscheinung bestimmen, mag für den Grad der Solidität bürgen, mit welcher diese Unternehmungen gemacht werden.

Paris, September.

(Fortsezung.)

Ueber alles dieses haben sich die Ultrazeitungen gewaltig erboßt, und den berühmten deutschen Arzt tüchtig nach seinem Tode ausgescholten; auch Broussais hat seinen Antheil davon bekommen. Dieser aber, der sich aus dem Zorne der jesuitischen Journalisten wenig macht, hat zur Antwort die von ihm gehaltene Rede in dem Courrier français einrücken lassen und sich an die Spize der Kommission gestellt, welche die Errichtung eines Denkmals zu Ehren Galls unternehmen will. Es ist nun einmal das Loos Galls gewesen, daß er in seinem Leben und nach seinem Tode von den Obskuranten Deutschlands und Frankreichs heftig angefeindet wurde; er wurde auf alle Art geneckt, manchmal von Leuten, die ihn mit einem grosen Herrn, der 1814 in Paris war, wohl für den Erfinder des Galvanismus halten mochten; das Journal des Débats, welches damals allen Neuerungen feind war, ließ ihn durch den geistreichen Schriftsteller Hofman, der einige Monate vor Dr. Gall gestorben ist, ziemlich heftig angreifen, als einen gefährlichen Neuerer und Irrlehrer. Dieß veranlaßte Gall ein dickes Buch zu schreiben, voll von Citaten aus den Kirchenvätern. Galls Vorlesungen wurden dessen ungeachtet, was man gegen ihn sagte und schrieb, sehr fleissig von Fremden und Einheimischen besucht, und diese Vorträge, die ihm durch häufige Wiederholung so geläufig geworden waren, daß er sie beynahe auswendig wußte, hat er bis kurz vor seinem Tode fortgesezt. Sehr oft traten mehrere Herrn und Damen, besonders Fremde, die sich nur kurze Zeit in Paris aufhalten konnten, zusammen, und dann trug ihnen Gall gegen ein gutes Honorar seine Schädellehre vor, wobey er dann sein ganzes Schädelmagazin auskramte und als Belege vorzeigte. Gall hatte einen etwas schwerfälligen Vortrag, allein er war ein geistreicher Mann und ein feiner Beobachter; in seiner Lebenspraxis hatte er sich eine Menge Anekdoten gesammelt, womit er seinen Vortrag würzte, und die er als Beweise seiner Behauptungen anführte. Diese Anekdoten betrafen meistens außerordentliche Fälle, die er bemerkt hatte, und woraus er sich oft seine Lehren abstrahirte. Er bemerkte aber nicht, daß gerade solche außerordentliche Fälle nur Ausnahmen von der Regel, nicht die Regel selbst sind, und daher mag der sonst so grundgelehrte Mann zuweilen auf Abwege gerathen seyn. So hörte ich ihn einmal behaupten, große Verbrecher seyen gar keiner Reue, keiner Gewissensbisse fähig, und es sey thöricht, ihnen die Todesstrafe in Hoffnung einer künftigen Besserung nachzulassen. Um diesen Saz zu beweisen, führte er Beyspiele von Verbrechern an, die lustig zum Richtplaze gefahren seyen, unter andern von einem, der aus vollem Halse gelacht, und als man ihn um die Ursache gefragt, geantwortet habe, er erinnere sich eben an das saure Gesicht, das eines seiner Schlachtopfer geschnitten, dem er geschmolzenes Bley in den Hals gegossen habe. Gesezt auch, die Anekdote sey völlig erwiesen, und das Lachen dieses Verbrechers sey kein konvulsivisches gewesen, was läßt sich daraus Allgemeines schließen? Ein dergestalt verwilderter und gefühlloser Mensch bleibt doch immer eine einzelne Erscheinung, zum Glücke für die menschliche Gesellschaft, und nach einem Ungeheuer darf man doch das Menschengeschlecht nicht beurtheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. September 1828.

Jezt gäb' ich tausend Hufen See für einen Morgen dürren Landes. — Der Wille droben geschehe, aber ich sterbe gern eines trockenen Todes.

Shakespeare.

Der Sturm.

(Fortsetzung.)

Erst nach zwey Stunden war ich mir völlig bewußt, in welcher Gefahr wir schwebten. Obgleich ich wußte, daß die Ueberfahrt von Calais bis an die Mündung der Themse bey schlechtem Wetter äußerst gefährlich war, konnte ich in den Blicken des Kapitäns und der Matrosen doch noch nichts Verdächtiges entdecken; doch bemerkte ich, daß sie sich zuflüsterten, und in der Miene des Erstern wollte sich jezt eine ängstliche Unruhe zeigen, die eben nicht geeignet war, meine Besorgnisse zu geschweigen. Mittlerweile schienen Wind und Regen wo möglich noch zuzunehmen, und ich hatte mich auf meinen Sitz in der Kajüte dicht am Ende der Treppe zurückgezogen, um gelegentlich auf das Verdeck zu gehen, als der Kapitän mit einer ausgelöschten Nachtlampe und verstörter Miene herabkam; während er in des Proviantmeisters Zimmer sein Licht anzündete, hatte ich Gelegenheit, einen Theil ihrer Unterredung anzuhören, die mir die Gewißheit gab, daß meine Besorgnisse völlig gegründet waren, was ich bisher immer noch bezweifelt hatte. Ich erfuhr nämlich aus ihrem Gespräch, wir seyen nicht weit von den Goodwiner Sandbänken entfernt, und gerade auf dem Winde, das Schiff könne ihm keine Yard weit abgewinnen, und der Kapitän sey entschlossen von der Richtung nach London abzugehen, das Schiff zu wenden und nach Dover zu steuern. Daß der Kapitän eines Paketboots, und überdieß ein Schotte, sich entschloß, den Nutzen von siebzig oder achtzig Passagieren, jeden zu 32 Schillingen, aufzugeben, und sie in Dover statt in London an's Land zu setzen, wo er blos eine halbe Guinee fordern konnte, war der überzeugendste Beweis von dem Stande der Dinge. Die volle Gewißheit über unsere Gefahr war weit entfernt, die Unruhe, welche ich in den ersten zwey oder drey Stunden gefühlt, zu erhöhen, sie hob sie vielmehr gänzlich. Ich hielt für's Beste, mich auf das Schlimmste vorzubereiten, und ich that es mit so kalter Besonnenheit, als ich je etwas in meinem Leben gethan hatte. Daß der Tod vor der Thür sey, glaubte ich fest; aber statt dadurch bewegt und bestürzt zu werden, ward ich durch diesen Glauben völlig beruhigt. Mittlerweile entschloß ich mich, mit dem Auge eines blosen Zuschauers Alles, was um mich vorging, zu betrachten.

Ich beobachtete die Worte und Mienen aller Anwesenden und suchte zu ergründen, was in ihrem Innern vorging, als ob ich ein Gemälde betrachtete, und mehr als einmal wünschte ich mir Glück, in eine so interessante Lage versezt worden zu seyn, besonders wegen der Selbstzufriedenheit über den Muth, mit dem ich mich in diese Lage schickte. Ich darf nicht vergessen, daß ich, als ich den Tod wirklich vor der Thür glaubte, einen Augenblick eine Angst fühlte, die mir unvergeßlich ist. Der Sturm hatte seine höchste Höhe erreicht, als während eines augenblicklichen Stillschweigens in der großen Kajüte, wie ich gerade gegen die Flügelthüren einer kleineren innern Kajüte sah, in welcher sich nur weibliche Passagiere befanden, dort

plötzlich ein Schrey erscholl, eine der Flügelthüren auffuhr und die Schiffsdienerin mit sichtbarem Entsetzen hereinstürzte und ausrief: „die Todtenlichter! die Todtenlichter!“ Nie werde ich vergessen, welchen Eindruck diese Worte auf Alle, die sie hörten ohne ihre Bedeutung zu wissen, und selbst auf diejenige machten, die sie verstanden. Wollte ich selbst einen Augenblick nachdenken, so wußte ich, daß die „Todtenlichter“ nichts denn hölzerne Lädchen vor den Kajütenfenstern waren, die zum Schutz gegen die Wogen bey hoher See geschlossen wurden. Doch ich erinnerte mich nur der Worte selbst, nicht was sie bedeuteten; sie klangen mir, ich bekenne es, wie ein Todesurtheil — „die Todtenlichter!“

Die Frau hatte kaum diese Worte gesprochen, als ein Halbdutzend Weiber, vom Wasser triefend und halbtodt vor Schrecken, hervorstürzten. Ich schildere keine von ihnen besonders; der Schrecken ist, um glimpflich zu sprechen, die ungefälligste aller Leidenschaften, und wenn er auf der höchsten Höhe die gemeinen Geister in gemeinen Formen bewältigt, bringt er Wirkungen hervor, die eben so widerlich als peinlich sind. Aber eine Gestalt verdrängte alle andern aus meinen Augen und Gedanken. Es war ein junges Geschöpf von nicht mehr denn vierzehn Jahren; ihr Blick, wie sie aus der Kajüte trat und sich umschaute, glich dem eines Engels, der durch Zufall aus einer andern Sphäre hieher entrückt war, gleich der Erscheinung Margarethens in Goethe's Faust, unter den Schrecken des Harzgebirges umherwandelnd. Ihr Gewand schmiegte sich an ihre sylphenartige Gestalt an, als ob es einen Theil davon bildete; sie war allein, trat langsam auf einen unbesetzten Platz, den einer der Anwesenden bey der allgemeinen Bestürzung verlassen hatte, setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen ihr Blick aber war so seelenvoll, wie ich nie einen gesehen. Ihre Miene war nicht mehr fähig, Furcht oder Schmerz oder Ungeduld auszudrücken, als eine Blume dieß thun kann; aber wie eine geknickte Blume neigte sie ihr Haupt, ward blässer und blässer, als ob sie unmerklich aus dem Leben in den Tod überglitte. Da saß sie auf derselben Stelle, ohne sich zu rühren, ohne zu sprechen während des ganzen Sturmes; da saß ich, ihr beynahe gegenüber, und immer wandte ich wieder mein Auge von dem Anblick der jämmerlichen Schwäche und Bestürzung um mich her zu ihr und ihrer Hingebung, die ich mit nichts als dem Ausdruck der stillen, feyerlichen Anmuth vergleichen mag, die uns zuweilen aus alten Bildsäulen so sanft anspricht, welche auf den Gräbern stehen, um die himmlische Ruhe der Entschlafenen zu bezeichnen.

(Der Beschluß folgt.)

Meine Sammlung.

Von Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

Von den Staatsaktionen führte mich der Greis in sein Haus- und Schulleben zurück, und erzählte mir, wie es in unsrem Gymnasium vor etwa fünf-und-achtzig Jahren aussah. Rektor der Anstalt war M. Weihenmayer (von 1732 — 1746), ein großer, freundlicher, bildschöner Mann in den besten Jahren; er war ein Ururgroßvater meiner Kinder von mütterlicher Seite. In den untern Klassen war der schon genannte M. Joh. Ferd. Dreher, wegen seines vortrefflichen, gewissenhaften Unterrichts hochgeschätzt. Aber er war ein furchtbarer Schultyrann. „Ich hatte einen Bruder,“ sprach der Greis, „der etwas jünger war als ich. Dieser kam einst aus der Schule so übel vom Dreher zugerichtet, daß man einen Leibschaden befürchtete. Mein Vater, über diese Behandlung entrüstet, ging am andern Tage in's Gymnasium und ließ den Herrn Dreher aus seiner Abtheilung herausrufen. „„Herr Präceptor,““ sagte er zu ihm kalt, „„Sie haben meinen Sohn mißhandelt. Ich könnte Sie wegen dieses unverantwortlichen Verfahrens vor Gericht belangen; ich erkläre Ihnen aber, daß ich dieses nicht thun, sondern mit Gelegenheit mir Privatgenugthuung nehmen werde.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ mein Vater den Lehrer. Die Gelegenheit zeigte sich bald und unverhofft. Um jene Zeit wurde der Neckarkanal beym Dorfe Berg gegraben. Eines Morgens ging mein Vater mit den Assessoren des landständischen Ausschusses, seinen guten Bekannten, aus, dieses Werk zu betrachten. Natürlich konnten diese Herren den Weg, der eine halbe Stunde beträgt, nicht machen, ohne unterwegs ein Weinlein zu trinken. So ward im Hirschbad eingekehrt und dort ein Morgentrank eingenommen. Dieser war meinem Vater und seinen Begleitern schon etwas in den Kopf gestiegen, als sie von den Fenstern aus über die Badwiesen (wo seit zwanzig Jahren die königlichen Anlagen sind) den Präceptor Dreher, seinen Stock unter dem Arm, spazierend einherschreiten sahen. Auch er schien auf dem Wege nach dem Kanal. „Der läuft mir eben recht in's Garn!“ rief mein Vater, eilte die Treppen hinab und quer über die Wiesen hin, bis er vor dem Spaziergänger stand und ihm den Weg versperrte. „„Herr Präceptor,““ sprach er, „„ich habe Ihnen versprochen, mir für die Mißhandlung meines Sohnes Privatsatisfaktion zu nehmen; jezt ist die Gelegenheit gekommen.““ Damit zog er dem bestürzten Manne den eigenen Stock unter dem Arme vor und fuchtelte ihn unbarmherzig durch. Die Herrn Landstände sahen zu und lachten aus Leibeskräften. Der Präceptor verklagte meinen Vater; aber natürlich, weil meines Vaters Bruder der Geheimerath war, so wurde die Sache auf die lange Bank gescho-

den und hatte weiter keine Folgen." Ich sah den Alten staunend an und wartete wieder auf das Schlußwort: „Ja, damals war noch Freyheit!"

Die Anekdote selbst schien mir werth berichtet zu werden, und die beyden rührenden Natürlich, die der Erzähler so schön einflocht, sind kostbare Beyträge zur Sittengeschichte.

Ich führte noch mancherley wissenschaftliche Gespräche mit dem unermüdlichen Greise, die ich nicht berichten will, um meine Leser nicht zu langweilen. Mit besonderer Liebe hing er an dem Projekt einer eigenthümlichen Kriegsschule, und oft konnte er mit Wohlgefallen sagen: „Diese Idee trage ich schon achtzig Jahre herum."

Gegen das Ende seines sieben-und-neunzigsten Jahres stellte sich Abnahme der Körperkräfte und das quälende Uebel der Brustwassersucht ein. Dennoch blieb er, obgleich zu Bette liegend, noch munter und bey Sinnen. In seinen Aeußerungen war ein sonderbares Schwanken zwischen frommem Glauben und den mechanischen Ansichten des achtzehnten Jahrhunderts zu bemerken. Bald legte er sein Loos vertrauensvoll in die Hände des Schöpfers, bald sprach er trocken: „Der große Generalarzt, die Natur, wird bald ausknrirt an mir haben! Ich lebe nur noch vegetisch. Ich bin wie eine Blume, die abgebrochen ist, und die man noch eine Weile in's Wasser stellt."

„Die Welt ist eine Komödie," sagte er wieder; aber frömmer sezte er hinzu: „Der Herr spricht: gehet hin, ihr Menschenkinder, und kommt wieder." In den lezten Tagen quälte den Greis (einen solchen Ueberfluß von Leben fühlte er noch in sich) die Furcht vor dem lebendig begraben werden. Unangenehme Empfindungen erregte in ihm eine Nachricht, die ich mit ungemeiner Freude in der Zeitung las: die Kunde von einem hundertjährigen lebenden Greis unseres Vaterlandes. Eine Art von Eifersucht war in ihm erwacht; er wollte keinem Andern die Ehre gönnen, der württembergische Fontenelle zu seyn, ein Titel, den er früher von mir mit Lächeln angenommen hatte. Er fing an irre zu reden und versicherte mich, daß es geschrieben und versiegelt auf seinem Tische liege, daß auch er hundert Jahre alt sey. Einige Tage darauf verschied er, sieben-und-neunzig Jahr und eilf Tage alt, am 22. April 1825. Gerne hätte ich, wenn mein Amt es mir gestattet hätte, dem seltnen Greise, der mich lieb gewonnen hatte, die lezte Ehre erwiesen. Mein Kinderhäuflein sah mit Sammlung den Sarg vorüberziehen. Die gütigen Erben aber beschenkten mich mit den interessantesten Papieren der Verlassenschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berg und Wolke.

Die Wolken gehn, die Berge bleiben,
  Wenn Wolken schattig drüber ziehn;
Sie blicken auf der Menschen Treiben
  Mit unverrückten Häuptern hin.

Ich aber wall' im tiefen Grunde
  Und schau' hinan und schau empor,
Und denke mancher goldnen Stunde,
  Und denke, was ich jezt verlor.

Und hatt' ich einst denn auch besessen,
  Was jezt, ein schneller Traum, verschwand?
Wohl ruht mir Manches zugemessen
  Noch in der Zukunft stillem Land.

Die Wolken geh'n und kommen wieder,
  Die Berge bleiben, wie sie sind,
Und ruhig blickt in's Leben nieder
  Der hohe Weise, festgesinnt.

Denn unsers Lebens schöne Freuden,
  Sie geh'n ja, wie die Wolken geh'n,
Und auch des Lebens Schmerz und Leiden
  Bleibt doch nicht, wie die Berge, steh'n.

G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

New-York im Sommer 1828.

Endlich bin ich wieder in einer grossen Stadt, und dieß ist New-York der Volkszahl nach wirklich, in der Rücksicht aber, die mir den Aufenthalt in grossen Städten so lieb macht, verdient es diesen Namen nicht; denn die Blüthen des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft darf man hier noch nicht suchen. Aber ihre Lage in merkantilischer wie in malerischer Hinsicht ist einzig.

Wie herrlich thront die Stadt auf ihrer Halbinsel und läßt sich vom königlichen Hudson den Fuß küssen, der bey ihr um die Güter wirbt, welche ihr der schwellende Ocean von allen Welttheilen zu Füßen legt. Hier sizt die Zukunft mit halbgelüftetem Schleyer und scheint zu sagen: „siehe das London der neuen Welt!"

New-York liegt nicht so schön wie Neapel, denn ihm fehlt schon der südliche Duft Italiens und das Ultramarinmeer mit den herrlichen Bergen im Osten und den schöngezeichneten Inseln im Süden und Westen; doch was gleicht auch der Lage Neapels? Aber sein Fluß öffnet eine Binnenfahrt von tausend Meilen, und sein Meer strömt durch weite Pässe zwischen Inseln herbey, so daß die Stadt vom Meer aus ohne Schwierigkeit erreicht werden kann, und doch fern genug davon ist, um jedem Maste Sicherheit zu bieten. Auf der Nordseite begrenzt sie der breite Hudson, und hier liegen die meisten Binnenfahrzeuge; auf der Südseite bespült sie der Sund, und hier liegen die Seefahrer. So ist diese Stadt von Wasser umflossen, und wenn ich oft schon Städte gesehen hatte, die einen Hafen umgeben, so hatte ich noch nie einen Hafen gesehen, der eine Stadt umgibt. Wie köstlich sind die Aussichten von hohen Punkten der Umgegend, von schroffen Felsen am Hudson, von nahen Hügeln und den Dächern der Häuser! Das gegenüberliegende Longisland ist mit freundlichen Häusern bebaut, die Ufer mit

Dörfern und Städten besezt, auf den Höhen blicken freundliche Landhäuser aus dem dunklen Grün der hohen Eichen und Aborne, die Stadt selbst ist von Masten wie umwaldet, eilige Dampfböte schäumen von allen Seiten herbey, von Philadelphia, Albany und Providence, von hundert Orten, und kleine Dampffähren sind in ewiger Bewegung zwischen der Stadt und den gegenüberliegenden Ufern. Kömmt man von einer langen Seefahrt, so sieht man zuerst den Theil der Stadt, der auf der Spize der Halbinsel liegt, und zwischen den Hunderten von Masten blickt das tröstliche Grün der Bäume, und hinter diesen schimmern die reinlichen Häuser hervor. Wie ein Füllhorn mit Blüthen und Blättern, hinausgeschüttet in das Meer, liegt New-York im Sommer da; und all diese Schönheit, all diese Thätigkeit, all diese Ordnung unter dem Himmel der Freyheit.

Ich ging durch Broadway, die breite Straße, in welcher sich die schöne Welt von zwölf bis zwey Uhr sehen läßt. Die Straße bietet mit ihren ebenen Seitenwegen einen guten Corso dar, und Herrn und Damen finden sich hier ein, um sich schöne Sachen zu sagen; denn man geht auf dem Seitenwege, was eigentlich vortheilhafter für die Damen ist, um sich und ihre Kleider zu zeigen, als das Fahren in den Hauptstraßen italienischer Städte. Man findet mehr Damen als Herrn im Broadway, weil gerade zu dieser Zeit die Börse gehalten wird, und deßwegen viele Beaux nicht kommen können. Es machte hier einen ernsten Eindruck auf mich, daß an einer Stelle ein Kirchhof bis an die Straße geht, und nur durch ein eisernes Gitter von derselben getrennt wird. Fast streift das flatternde Band der flüchtigen Mode an die grauen Steine, die mit ernstem Gesicht in die Straße sehen, und auf denen die verwitterten Worte „hier liegt" den vorüber wallenden Schönen ein feierliches „memento" zurufen. Die Neuyorkerinnen sind dafür bekannt, daß sie sich von allen Amerikanerinnen am geschmackvollsten kleiden; gewiß ist, daß sie bei weitem am meisten Zeit und Geld auf ihren Anzug wenden, und beides nicht ohne Geschmack, obgleich sie darin der Französin doch weit nachstehen. Spricht man vom Reiche des Luxus und der Mode in Amerika, so muß man genau die großen atlantischen Städte, Neuorleans dazu gerechnet, von den Westtheilen der Vereinigten Staaten unterscheiden, wo man sich schlichter kleidet, obgleich auch in den großen Städten des Westen die Damen Aufwand genug machen. Die Damen der großen Städte folgen fast ganz den Pariser Moden, so wie die Herrn dem englischen. In den Einrichtungen der Häuser folgt man wiederum dem englischen Comfort, und bei den Gerichten mehr der französischen Küche. In Neuyork gibt es mehrere französische Modehändler, die immer das Neuste und ganze Bibliotheken von Modejournalen erhalten; man glaubt nicht, welche Beweglichkeit und Unruhe in der ganzen Damenwelt entsteht, wenn endlich nach langem Ausbleiben ein Havre-Paketbot mit den neuen Moden ankommt. Ich hatte gerade in diesen Tagen ein merkwürdiges Beispiel. Es war in fast sechzig Tagen kein Havre-Paketbot eingelaufen, und sehnten sich die Kaufleute und Politiker nach Nachrichten, so verschmachteten die Damen fast nach neuen Ballanzügen. Endlich erscheint der gute Heinrich IV., und man hört nichts als Mode und Mode.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, September.

(Beschluß.)

Der Irrthum des Dr. Gall, der zu einer Zeit, da die Humanität auf Abschaffung der Todesstrafe dringt, nicht ohne Einfluß auf die Gesezgebung seyn konnte, rührte aus der allzufest bey ihm eingewurzelten Ueberzeugung her, daß alle unsere Laster und Tugenden auf eine entschiedene Weise mit uns entstehen, und mit unserem physischen Wesen fest verwebt sind; eine Lehre, die im Allgemeinen wohl wahr ist, doch nicht zu weit getrieben werden darf, weil sie sonst auf Abwege führen kann. Eben so behauptete Dr. Gall ganz ernsthaft, die Lage der verschiedenen Protuberanzen des Gehirns, welche, seiner Beobachtung zufolge, den Siz der Tugenden, Laster und moralischen Neigungen bezeichne, sey etwas gar Wundervolles; der Hang zur Andacht und Erbauung z. B. zeige sich ganz oben am Hirnschädel, gleichsam als ob er über alle andern Protuberanzen und moralischen Neigungen und Fähigkeiten throne, und schon durch seine Lage seine Annäherung zum Himmel beweise, wogegen die Neigung zur thierischen Sinnlichkeit ganz unten und halb versteckt size. Diese und einige andere sonderbare Behauptungen hatten denn auch den wizigen Parisern manchen Stoff zu Späßen und Wizeleyen gegeben, die sich in Liedern, Zeitungsartikeln und Theaterstücken äußerten, und bey dem großen Haufen die ganze Schädellehre in übeln Ruf brachten. Gall war jedoch so klug, daß er sich durch Satyren und Spöttereyen nicht irre machen ließ; er wußte wohl, daß man in dieser Hinsicht den Parisern manches zu Gute halten muß. Die Aerzte hatten in ihm bald einen gründlichen Anatomen erkannt, der das Gehirn besonders besser kannte als sie, und indem sie seine Protuberanzenlehre nur theilweise annahmen, stimmten sie ihm dagegen meistens in allem demjenigen bey, was er über die Bestandtheile und Verrichtungen des Gehirns vortrug. Auch hatte Gall nach und nach in Paris eine sehr ausgebreitete Praxis bekommen, besonders unter den reichen, fremden Familien; das Corps diplomatique, vorzüglich der nordische Theil, war fast ganz unter seinen Händen; er war ein guter Psycholog, und erkannte recht gut die eingebildeten Krankheiten mancher Damen, deren größtes Uebel Langeweile war, und die er zuweilen mit den unbedeutendsten Mitteln unvermerkt herzustellen wußte. Ich habe ihn erzählen hören, wie er einmal einer Dame, die gewaltig über Migraine und Vapeurs klagte, mit Pillen aus Brodkrumen zur vermeintlich verlornen Gesundheit wieder verholfen habe. Mit ernsten Mitteln hätte er sie vielleicht noch kränker gemacht. In solchen Fällen muß ein geistreicher Arzt mehr Schlauheit als Wissenschaft anwenden. Den Deutschen in Paris flößte Gall als praktischer Arzt sehr großes Zutrauen ein, und sie werden seinen Verlust schmerzlich empfinden.

D g.

Auflösung des Räthsels in Nro. 227:
Sturz.

Räthsel.

Was ich bin, ist die Erde,
Doch selten so genannt;
Wer von ihr ferne wohnte,
Sie wär' ihm so bekannt.

'S ist rings um sie zu finden,
Lebt auch im Meeresgrund;
Strahlt's dir aus lieben Augen,
So wird dein Herz gesund.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 234.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. September 1828.

Eine eigene Empfindung erweckt es, ein ganz abgeflossenes Jahrhundert lebendig und kompakt im noch laufenden vor sich zu haben, einen vorsündfluthigen Menschen der Zeit bey der Hand und Haut anzugreifen, über dessen Haupt so manche Jugendmorgen und Altersabende ganzer Zeugungen weggeflogen, und vor dem man selber am Ende weder jung noch alt dasteht.

Jean Paul.

Meine Sammlung.

Von Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

4.

Pfingsten (1825) war herangekommen, und ich fand mich unterwegs auf der Ferienreise zu meinem Hundertjährigen. Die zehn Stunden, die zwischen meiner Heimath und der seinigen lagen, machte die Hoffnung für mich zum Spaziergange, zumal da ich zwey gute Freunde, einen ältern und einen jüngern, mit meiner Liebhaberey angesteckt und bewogen hatte, mich zu begleiten. Besuch bey werthen Bekannten, deren Dach am Wege lag, dann eine Fahrt auf dem Neckar, die lohnende Aussicht auf einem berühmten Hügel, die Musterung einer Burgruine, das Alles würzte die Reise selbst mit Genuß, ohne das Ziel aus unsern Augen zu rücken.

Gegen Abend betraten wir das waldige Thal, in welchem unser Sylvester K., seinem Vornamen getreu, auf der Mühle seiner Väter hundert volle Jahre verlebt hatte. Das tiefe Schweigen dieser einsamen Gegend, die immer näher zusammenlaufenden Bergwände, das Dunkel der hohen Eichen, die zuletzt von beyden Seiten ihre Kronen über den Weg selbst herwölbten und den feyerlichen Wald zu einer Vorhalle der Nacht gestalteten, sie brachten eine andere Stimmung in meine Seele, als diejenige war, die mich bisher meinen Alten zugeführt hatte. Die Aussicht, Leben zu finden, wo sonst keines ist, trieb mich ihnen entgegen, und theilte mir selbst Lebensmuth mit; dießmal war es mir, als wallfahrteten wir zum Tode, und je tiefer wir in das Thal eindrangen, je mehr überwältigte mich der Schauder. Es hätte mich nicht überrascht, wenn wir zum Sterbestündlein des Alten gekommen oder seinem Sarge begegnet wären.

Wir sahen uns in dieser Abgeschiedenheit nach einem Führer zu der Oelmühle um, die sich uns noch immer nicht entdeckte, und stießen endlich auf einen Landmann, der auch in dem Thale zu Hause schien. Von ihm erfuhren wir nicht blos, daß wir nur zweyhundert Schritte davon entfernt seyen, sondern unsere Absicht errathend, ertheilte er uns den Trost, daß der alte hundertjährige Oelmüller noch lebe, daß wir in seinem Hause willkommen seyn und nothdürftige Nachtherberge finden würden.

Wirklich hatten wir kaum um die Waldecke umgebogen, als uns das einsame weiße Haus in der schon einbrechenden Abenddämmerung hell aus dem dunkeln Walde entgegenblickte. Der Mann, der sich an uns angeschlossen, machte uns mit den Familienverhältnissen des Müllers bekannt, und sprach von ihm selbst mit einer gewissen Ehrfurcht. Der Greis, sagte er, sey immer ein Muster der Sanftmuth und Frömmigkeit gewesen: nie in seinem ganzen Leben sey ein Fluch aus seinem Munde gekommen. In allen Verhältnissen habe er sich stets musterhaft erwiesen. Daher sey es kein Wunder, daß ihm durch Gottes Gnade die Verheißung des vierten Gebotes zu Theil geworden.

Wie ein Kind friste er sein altes Leben mit den einfachsten Speisen, mit Brod, Milch und Zucker.

So vorbereitet traten wir in das Erdgeschoß des Häuschens, wo wir eine Enkelfamilie des Patriarchen versammelt fanden. Der Gatte stand im reifsten Mannesalter, tief in den Vierzigen, die Frau, schon Mutter vieler Kinder, hatte einen Säugling an der Brust. So schlug in der untern Stube ein neues Jahrhundert die Augen auf, während in der obern (denn dort hauste nach unsers Begleiters Bericht der Urgroßvater) das alte Jahrhundert mit eines müden Menschen Leben abgelaufen war. Ich musterte nach gegenseitiger Begrüßung die Stube; sie mochte in ihrer jetzigen Gestalt nicht viel älter seyn, als ihr ältester Bewohner. An der Ofenplatte stand die Jahrszahl 1719. Die Familie nöthigte uns zu dem ländlichen Abendmale, das schon auf dem Tische harrte, und führte uns erst nach seinem Genusse zu dem Alten hinauf.

In der leeren, dämmernden Stube fanden wir diesen zu Bette liegend. Bey unserm Eintritte richtete er sich, erstaunt, wie es schien, seine lange Einsamkeit unterbrochen zu sehen, auf, und das lezte Licht des heitern Abends ruhte auf einem Gesichte, das einer Versteinerung glich; die Augen waren nicht nur blind, sondern fest geschlossen, Wangen und Lippen mit derselben Mauerfarbe überzogen wie das übrige Antlitz; nur aus dem Mund, als er ihn öffnete, glänzte noch die gedoppelte Reihe weißer, schöner Zähne ungealtert hervor; aber der Fistelton der Stimme schien mühselig aus einer durch Verknöcherung verengten Kehle herauszudringen.[1]

Es war schwer, ihm den Zweck unsres Besuches deutlich zu machen; doch befreundete er sich bald mit demselben, als wir die reichlichen Geldgeschenke aus den Taschen zogen, die wir zu Hause von vielen theilnehmenden Freunden für ihn gesammelt. Wie der Geist fast aller Alten, und sehr oft selbst Sterbender, klammerte sich auch sein Geist einen Augenblick noch an den todten Besitz an, und er fragte mit kindischer Freude, wie viel wir brächten? Dann verlangte er uns, die er nicht mehr sah und kaum hörte, zum Danke die Hände zu drücken, und wir faßten einer nach dem andern seine eiskalte Rechte. Als er endlich begriffen, warum wir eigentlich gekommen, fragte er, wie aus einem Traum erwachend: „Wie alt bin ich denn?" — „H u n d e r t J a h r u n d d r e y M o n a t e, E h n i!" sprach laut genug eine sechs-und-dreyßigjährige Enkelin, die Schwester unsers Hauswirthes, in das taube Ohr. „Ach lieber Herrgott, wie alt, wie alt! wann wirst du mich auflösen?" rief er wehklagend. Und jezt wandte sich sein Geist ganz zum Jenseits; er erzählte uns, in den lieblichen Wahn einer nach Kinderart träumenden Phantasie versunken, daß schon die Engel ihn besuchen, und über seinem Bette auf- und nieder flattern. Es mischte sich in unsere Rührung ein Lächeln, als die Enkel uns die hölzernen Stäbe wiesen, die über seinem Bette von der Wand ausliefen, und die auf ausdrückliches Verlangen des Alten angebracht worden waren, damit — die Engel, wenn sie vom Flug ermüdet wären, sich, wie ein Vogel auf die Stange, darauf niederlassen könnten.

Aber die ernste Stimmung kehrte uns zurück, als der Alte laut zu beten anfing, und zwey schöne alte Kirchenlieder, die längst nicht mehr in unsern verflachten Gesangbüchern stehen, ohne zu stottern, ohne zu irren, ohne Einmal inne zu halten, mit großer Sammlung und ergreifender Andacht hersagte.

Ich kann das Gefühl nicht schildern, das mich ergriff, als ich aus diesen dürren, hundertjährigen Lippen die Worte hervorgehen hörte:

„Alle Menschen müssen sterben,
Alles Fleisch vergeht wie Heu!
Was da lebet, muß verderben,
Soll es anders werden neu.
Dieser Leib, der muß verwesen,
Wenn er anders soll genesen
Der so großen Herrlichkeit,
Die den Frommen ist bereit."

Die ernste, nicht gefühllose Eintönigkeit, mit welcher er diese und die folgenden Strophen sprach, ging mir tiefer zu Herzen, als wenn ich sie auf's kunst- und ausdrucksvollste hätte vorlesen hören; aber die Stärke seiner Stimme wuchs, ihr Klang wurde melodischer, ihr Accent drückte unerwartet lebendig Zuversicht und Freude aus, als der Betende zu den Worten kam:

„O Jerusalem, du Schöne,
Ach, wie helle glänzest du!
Ach, wie lieblich Lobgetöne
Hört man da in stolzer Ruh'!
O der großen Freud' und Wonne!
Jezund gehet auf die Sonne,
Jezund gehet an der Tag,
Der kein Ende nehmen mag!"

Die Augen des Alten schienen sich öffnen zu wollen zum Schauen, und auch unsere Seelen durchschauerte bey diesen Worten ein süßes Vorgefühl der Unsterblichkeit.

Als der Greis geendet hatte, wagte ich es kaum mehr, seine Blicke vom Himmel rückwärts auf die durchmessene irdische Laufbahn zu lenken. Auch war mein Versuch, ihm irgend eine Erzählung aus frühern Zeiten abzulocken, vergebens. Wie jener Alte von Verona in Claudians berühmtem Epigramm, hatte der Glückliche sein ganzes Leben nur auf dem väterlichen Grundstücke zugebracht. Auch ihm lag die nahe Hauptstadt ferner als Indien; das Haus, das den Knaben geschaut, schaute noch immer den Greis; von was hätte er erzählen können, als wie Jener von der Eiche seines Waldes, die er im Keime gekannt hat, und die mit ihm jung und alt geworden ist? Es war daher kein Wunder, daß ich, sein Ohr mit Fragen nach alten, berühmten Landsleuten ermüdend, endlich die Gegenfrage zur

Antwort erhielt: „Ob ich denn nicht den Stadttrompeter in Ludwigsburg, seinen 70jährigen Sohn kenne?"

Diese komische Frage versezte uns aus dem Himmel wieder ganz auf die Erde, und lächelnd bereiteten wir uns zum Abschiede von dem Alten. Er sprach theilnehmend: „Lebt wohl, ihr lieben Männer! Sorgt man auch für euch drunten?" Dann legte er ermattet sein Haupt aufs Kissen zurück und rief schmerzlich: „O wie kalt, wie kalt!"

Seine Enkel hüllten ihn sorglich in die Decke, und wir kehrten in die untere Stube auf das Strohlager, das man uns dort bereitet hatte, zurück. Am andern Morgen mit Tagesanbruch verließen wir die Hütte, nachdem wir noch einen Blick auf das schlummernde Gesicht des Hundertjährigen geworfen. Einige Monate später änderte er, wie wir seitdem erfuhren, das erste Mal seit hundert Jahren seine Wohnstätte, verließ das Waldthal, in welchem er geboren war, und zog, nicht ohne Munterkeit, zu einem andern Enkel in's offne, wärmere Land. Aber er ertrug diese Veränderung nicht. Er starb dort im Spätling des Jahrs 1825, hundert Jahr und sieben Monate alt, nachdem sein einzig übriger Sohn, der 70jährigen Stadttrompeter, noch vor ihm an seiner Seite verschieden war.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sturm.

(Beschluß.)

Die Einzigen, an deren Benehmen in jener mir denkwürdigen Nacht ich ohne Widerwillen und Scham über die Schwäche und Thorheit der menschlichen Natur zurückdenke, waren ein neuvermähltes Paar (so schien es mir wenigstens), das ich während des größten Theils jener Nacht zu beobachten Gelegenheit hatte. Doch erhielt der Mann blos durch seine Gattin Interesse für mich, denn er schien wenig mehr als eine kalte, leblose Bildsäule, durch die Wärme ihrer Liebe für ihn zu einem Scheinleben erweckt. Nicht als ob er für sie nicht alle jene Liebe, deren er überhaupt fähig war, gefühlt hätte; allein der kalte, leblose Ausdruck seiner Miene schien anzudeuten, daß in ihm die Leidenschaft bereits ausgetobt habe. Um sich selbst und Alles außer ihr schien er völlig unbekümmert, und selbst seine Gefühle gegen sie schien er ganz zu beherrschen, oder wenigstens nicht äußerlich zu verrathen, so daß ich bey mir dachte: dieser Mann liebt offenbar seine Frau mehr als Alles in der Welt, und doch würde er sie ohne das Gesicht zu verziehen in die Tiefe versinken sehen, und ihren lezten Angstruf hören, ohne ihr mit einem Laute zu antworten. Falls der Ort, wo wir untergingen, keine Hoffnung auf Rettung böte, würde er sie ohne einen Rettungsversuch ihrem Schicksale überlassen und warten, bis an ihn die Reihe käme, mit derselben ungerührten Miene, womit er sie zu Grabe geleitet hätte. Obgleich sehr verschieden in ihrem Äeußern von dem jungen Mädchen, war sie kaum weniger schön und noch anziehender durch ihre Verhältnisse. Ihr Gatte saß auf der Matratze, auf der sie lag, zu ihren Füßen, und in dieser Stellung blieben sie die ganze Nacht, nur daß er zwey oder drey Mal die Kajütentreppe hinaufging, um einen Augenblick nach dem Wetter zu sehen. Wenn je das Gepräge treuer Liebe auf menschlichen Zügen in unverkennbaren, deutlichen Charakteren geschrieben steht, so war es auf dem Gesichte dieser Frau; wer je für natürliche Eindrücke empfänglich ist, mußte in der Miene derselben die Geschichte einer Alles besiegenden Leidenschaft lesen, einer Leidenschaft, die das einzige Prinzip ihres vergangenen Lebens gewesen war und ihres zukünftigen seyn würde, troz allem Wechsel der Außenwelt, einer Leidenschaft, der alle Dinge zur Nahrung dienen müssen, und die doch, in Ermanglung aller andern Dinge, in sich alle Nahrung fände. Die Wirkung davon war im gegenwärtigen Falle äußerst interessant. Das Rasen des Sturms, das Schlagen des Regens, das Rauschen der Wogen, vor allem die nächsten Umgebungen, die jammervollen, bestürzten Menschen in der Kajüte, alles war nichts für sie. Selbst „die Todtenlichter" machten keinen Eindruck auf sie; sie allein von allen, die den Angstruf hörten, sprach nicht, bewegte sich nicht von der Stelle, sie heftete nur einen lebhaftern, forschendern Blick auf das Gesicht ihres Gatten; und da sie fand, daß seine Besorgniß nicht stieg, legte sie ihre Hand in die seinige, welche er ihr eben bot, hörte ruhig auf einige Worte, die er sprach, und nahm in Blick und Wesen denselben Ausdruck hingebender Zuversicht wieder an. Ich bin überzeugt, sie glaubte, der Tod sey nah, sey unvermeidlich; aber der Tod war bisher nur Trennung von ihm gewesen; und wenn er nun kam und sie nicht trennte, so achtete sie ihn für nichts. Wenn er ihn nicht fürchtete, warum sollte sie ihn fürchten? Sie schien so gar nichts zu fürchten als Trennung von ihm, daß bey dem schon erwähnten Vorfall, sich ein sanftes Lächeln über ihr Gesicht verbreitete, welches zu sagen schien, „wenns jezt zum Tode ginge, fühlte ich mich hochbeglückt!" Daß dieß ihre Empfindung war, bestätigte ein Umstand, welcher sich bald darauf zutrug. Ihr Mann war, wie schon erwähnt, zwey oder drey Mal auf einen Augenblick weggegangen, aber sogleich wieder zurückgekehrt. Später ging er einmal auf das Verdeck und blieb vielleicht eine Viertelstunde aus. Anfangs beunruhigte sie sein längeres Verweilen nicht, sie heftete ihren Blick auf die Stelle, wo sie ihn zuerst wieder sehen mußte, wenn er kam; als er aber zwey oder drey Minuten ausblieb, wurde sie ängstlich und unruhig, da er immer noch nicht kommen wollte, nahm ihre Miene den Ausdruck banger Besorgniß an, deren ich sie kaum fähig

gehalten hätte, und endlich war ihre bisherige Ruhe gänzlich verschwunden. Sie erhob sich von ihrem Lager, rief laut und ungeduldig nach dem Steward, und verlangte von ihm, er solle nach ihrem Gatten sehen; als ihr aber dieser erklärte, er wüßte nicht, wer ihr Gatte sey, gab sie ihm augenblicklich eine solche Beschreibung, daß dieser auf das Verdeck ging und ihn aus der großen Menge der Passagiere herauszufinden wußte. Hier zeigte sich die volle Kraft der Leidenschaft. Sein Bild stand ihr so lebhaft vor Augen, daß sie, mitten unter den Schrecken des Augenblicks, eine so treffende Schilderung von ihm gab, daß jeder Fremde das Original auf der Stelle erkennen mußte. Der Gatte kehrte zurück, und vorbey war alle Angst, aller Schrecken. Ein Lächeln der Zufriedenheit und des Vertrauens verbreitete sich wieder über ihr Gesicht, und alles war wie zuvor. Doch ich schließe meine lange Schilderung. Zwey Stunden darauf waren wir Dover gegenüber, vermochten aber nicht in den Hafen einzulaufen. Der Tag brach an, aber immer wollte sich der Wind noch nicht legen und kam gerade vom Lande her. So blieben wir noch zwey volle Stunden, das Ufer war in dieser frühen Morgenstunde dicht mit Zuschauern besezt, die, wie wir glaubten, nur auf einen günstigen Moment warteten, um uns die nöthige Hülfe zu senden, und jeden Augenblick hofften wir, einige Lootsenboote vom Ufer abstoßen zu sehen. Endlich liefen wir in den Hafen ein und stiegen an das Land, und auf meinem Wege nach der Stadt erfuhr ich aus der besten Quelle, das heißt von einem Doverer selbst, was der Leser kaum glauben wird, daß die Einwohner von Dover wirklich erwarteten, ich will nicht sagen hofften, daß wir vor ihren Augen untergehen würden. Als ich meinen Gewährsmann fragte, warum sie uns keine Boote geschickt hätten, gestand er mir offen, daß wir wahrscheinlich, wären wir untergegangen, nur Jubelruf vom Ufer gehört haben würden. Erräth der Leser warum? weil wir auf einem Londoner Dampfboot waren!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Nach dem, was ich gleich bey meiner Ankunft in Berlin (10. September) erfahren habe, verspricht der jezt hier zusammentretende Congreß deutscher Naturforscher und Aerzte ausnehmend glänzend zu werden. Man glaubt nicht, wie viel ausgezeichnete Männer sich dafür interessiren. Alexander v. Humboldt soll deßhalb sogar eine beabsichtigte wissenschaftliche Reise in den Caucasus aufgeschoben haben. Sämmtliche naturhistorischen Sammlungen und Museen werden in den Frühstunden von 8 bis 10 Uhr den Besuchen der Mitglieder geöffnet seyn; deßgleichen steht das Lesekabinet der Königlichen Bibliothek, die gelehrten Zeitschriften des Inn- und Auslandes enthaltend, zu derselben Zeit den Mitgliedern, und zwar ausschließlich, offen. Die Gesammtsitzungen fangen in der Regel um 10 Uhr an, und dauern bis spätestens 2 Uhr. Die gemeinschaftliche Mittagstafel wird gleich nachher in einem Theile des neu erbauten Exercierhauses am Carlsplatze stattfinden. Dieses kolossale Gebäude ist recht à point nommé für das Bedürfniß einer so außerordentlich zahlreichen Versammlung fertig geworden, für anständige Bewirthung zu den billigsten Preisen ist gesorgt; und damit die Mitglieder nicht in die Versuchung kommen, der Gesellschaft ihre Gegenwart bey der Mittagstafel zu entziehen, so wird täglich eine Anzahl Berliner Honoratioren an derselben Theil nehmen. Eben so steht für Frühstück und Abendessen ein anständiges Lokal unter den Linden dem Besuche, und zwar wiederum dem ausschließlichen der Mitglieder offen; und eben daselbst ist für Raum gesorgt, wo sich die Gelehrten ein und desselben Faches, abgesondert von den übrigen, versammeln und besprechen können. Endlich aber sind 200 disponible Privatwohnungen zum Preise von anderthalb bis fünf Rthlr. wöchentlich besprochen, damit die ankommenden Gelehrten sich gleich bequem und wohlfeil einrichten können.

Professor Buchholz hat so eben unter dem Titel: Ueber die Zusammenkünfte der Physiker unserer Zeit, eine Broschüre erscheinen lassen, die den Gegenstand aus einem ganz neuen Gesichtspunkte beleuchtet und hier viel Aufsehen erregt. „Die regelmäßigen Zusammenkünfte der Physiker des neunzehnten Jahrhunderts,“ heißt es darin unter anderm, „bilden ein Phänomen, das in einer doppelten Beziehung höchst merkwürdig ist; einmal nämlich, in so fern sich, hinsichtlich der Vergangenheit, kein Zeitraum angeben läßt, wo die physischen Wissenschaften eines höhern Grades von öffentlicher Achtung genossen hätten; zweytens aber, in so fern bey diesen Zusammenkünften der Unterschied der Nationalität in keine Betrachtung kommt, und lediglich ein gemeinsames Interesse für die physischen Wissenschaften als das leitende Princip dieser neuen Synoden gedacht werden muß. Aus beyden Gründen ist es wohl der Mühe werth, bey diesem Phänomen einige Augenblicke zu verweilen, theils um sich klar zu machen, wie es auf dem Entwicklungsgange der europäischen Menschheit allmählig herbeygeführt worden ist, theils um zu erkennen, welche Wirkungen die höchst wahrscheinliche Fortdauer desselben für die Zukunft hervorbringen wird.“ — „Die unbedingte Nüzlichkeit der Naturforschung und ihrer Priester,“ sagt der Verfasser in Bezug auf das zweyte Moment, „folgt aus den Fortschritten, welche die Wissenschaft bis jezt gemacht hat; sie folgt aber noch viel mehr aus dem eigenthümlichen Wesen dieser Art von Erkenntniß. Dieselbe unterscheidet sich nämlich von jeder andern Erkenntniß darin, daß sie sich nicht mit Vorwegnehmen verträgt. Konjekturen, Hypothesen u. s. w. haben für den Physiker einen nur geringen und schnell vorübergehenden Werth. Sein einziges Bestreben geht auf Entdeckung des Gesetzes gleichartiger Phänomene, denn nur diese sezt ihn in den Stand, sich des Phänomens selbst zu bemeistern. Mit einem Wort: er erfindet nicht eher als bis er gefunden hat. Auf diesem höchst einfachen Wege ist alles entstanden, was man den praktischen Triumph des menschlichen Geistes nennen könnte, vom Schießpulver und Blitzableiter an, bis herunter auf Gasbeleuchtung und Dampfschiffahrt; diese praktische Tendenz der Physik sichert ihr, und folglich auch den ihr gewidmeten Kongressen diejenige Achtung und diejenige Dauer, welche in dem allgemeinen Gefühle ihrer Unentbehrlichkeit begründet ist.“

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. September 1828.

Ich schied, es war nicht die Rührung eines Abschieds, den man von einem Freunde, einem Jünglinge, einem Greise nimmt, sondern die des Abschieds von einem fremdartigen, entfernten Wesen, das uns nur kaum von seinen hohen kalten Wolken, die es zwischen Erde und Sonne halten, erblickt.

Jean Paul.

Meine Sammlung.

Von Gustav Schwab.

(Beschluß.)

5.

Um zur vierten und lezten Seltenheit meiner Sammlung zu gelangen, müssen sich die Leser mit mir zu einer größern Reise anschicken, denn ich führe sie geraden Weges nach Paris. Zwar würde ich die Unwahrheit sagen, wenn ich behauptete, daß diese Ferienreise, die ich um Ostern 1827 unternahm, nur eine Brautfahrt nach einem neuen Hundertjährigen gewesen sey; allein das darf ich sie versichern, daß unter allen den Merkwürdigkeiten und Herrlichkeiten, die mich nach der Hauptstadt des modernen Lebens hinzogen, eine Entdeckung jener Art, welche mir bey einer Bevölkerung von 900,000 Seelen nicht wohl entgehen konnte, als Hoffnung erster Größe entgegen leuchtete.

So lasset uns denn zusammen auf die vergoldete Kuppel des Invalidenhauses zusteuern, die uns schon aus weiter Ferne über die Seine herüber zuglänzt; denn wenn mein Schatz irgendwo in der Hauptstadt zu suchen ist, ist er gewiß hinter jenen Mauern verborgen.

Wir treten in den äußern Vorhof; unsere Augen messen staunend die Höhe des prächtigen Gebäudes und verweilen einen Augenblick auf des Frontispices übertünchtem Giebelfelde. Sie bemerken die Spuren ausgewischter Buchstaben, und endlich treten wie ein verwischter Traum die Worte hervor:

VNITÉ. INDIVISIBILITÉ. DE. LA. RÉPUBLIQUE.

Verhängnißvolle, dem Werke des alten Despoten Ludwig seltsam aufgedrungene Inschrift, auch du gehörst schon einer längst abgelaufenen Aera an und die Zeit hat dich zugeackert!

Es ist zehn Uhr des Morgens und im innern Hofe der ungeheuern Niederlassung, die für sich eine kleine Stadt bildet, thut sich uns ein neuerer Zeitabschnitt auf; aber auch er liegt schon hinter uns und ist zur Geschichte geworden. Hier sind die lebendigen Trümmer der neuen Weltmonarchie, hier führen die Helden von Austerlitz und hundert Schlachten, verborgen vor den Augen der erneuten Königsstadt, ihre ernste Wachtparade auf. Wollte man ihre Schaar nach den Armen und Beinen zählen, die hier versammelt sind, so würde nur eine kleine Zahl herauskommen, denn viele marschiren beym Schalle der Trommel rüstig zwar, aber auf zwey Beinen von Holz einher. Es ist schwer, sich der Thränen zu erwehren, wenn man so viel Ruhm, hier vereinigt, wie die Mitglieder einer gedrückten Kirche, eine scheue Zusammenkunft feyern sieht.

Wir begrüßen die Reihen dieser Braven und lassen uns in die innern Gemächer des Hauses führen, denn wir forschen ja nach einem Leben, das lange, lange vor dieser Vergangenheit von Sieg und Ruhm, Zeuge von Zeiten war, die unsre Aufmerksamkeit nur durch die furcht-

bare Korruption der Gesellschaft auf sich ziehen, in welcher der Keim der Umwälzungen lag, die jezt in der zweyten Generation sich über zwey Welten verbreiten.

Man führte uns, mich und meinen Begleiter, einen jungen Arzt aus Hamburg, in die Infirmerie des Hauses; so heißen die Krankenzimmer. Reinliche Betten mit weißen Vorhängen sind in den nöthigen Zwischenräumen rechts und links von dem breiten Durchgang aufgestellt. Barmherzige Schwestern in einfacher Nonnentracht durcheilen die Säle; ihnen ist, wie in allen öffentlichen Krankenhäusern der Stadt, so auch hier die Pflege übergeben. Von Bette zu Bette spähte ich, ob nicht hinter den Vorhängen der Senior dieser Anstalt, von welchem man uns unbestimmt gesprochen hatte, sein lebensmüdes Haupt auf einem Kissen blicken lasse. Ich entdeckte aber nur lauter, wenn auch leidende, doch viel jüngere Gesichter. Endlich hielt der Sergeant, der uns als Führer beygegeben war, vor einer leeren Bettstelle. „Vater Prévost!“ rief er in vertraulichem Ton, und hinter der Bettstelle trat im vollen Invalidenputze, den dreyeckigen Hut schief auf dem Kopfe, den blauen Ordonanzfrack mit dem rothen Kragen wohl angepaßt, von der Suppenschüssel weg, in die er sein Mittagsbrod selbst einbrockte, ein kurzer, aber untersezter Mann, vom Alter stark gekrümmt, hervor. An der Habichtsnase war der Franzose leicht zu erkennen. Die röthlich angelaufenen Augen, die runzlichte Haut ließen zwar auf ein hohes Alter, doch nur etwa auf achtzig Jahre schließen. Die Sinne schienen bey ihm noch in voller Thätigkeit zu seyn. Wenigstens verstand und erwiederte er unsern Gruß auf der Stelle, und rief uns, vollkommen deutlich, nur langsamer als die Gewohnheit des jetzigen Geschlechts ist, zu: „Aha, sind das die Herrn, die mich verwichenen Sonntag besuchen wollten?“ Wir waren wirklich schon einmal bey Sturm und Regen da gewesen; allein wir hatten zur Antwort erhalten: der Greis sey ausgegangen. „Ist's möglich,“ fragte ich, „daß Sie in solchem Wetter das Haus verlassen konnten? wo waren Sie denn?“ — „Im Oratoire,“ erwiederte er. Es war eine Kirche, drey Viertelstunden vom Invalidenhaus entfernt. „Es ist wahr, ich bin durchnäßt worden; aber was thut mir das!“ — „O, Vater Prévost marschirt wie ein Gott, und hat noch alle seine Sinne!“ sagte der Sergeant, indem er ihm auf die Schultern klopfte. Ich fürchtete schon, man möchte uns irre geführt haben, und wir vor einem alltäglichen Exemplar der vierziger Jahre stehen. „Wie alt sind Sie denn, mein Herr?“ fragte ich mißtrauisch.

„Meine Herrn,“ antwortete er vernehmlich und mit französischem Geberdenspiel, „ich bin im Jahre siebzehnhundert und zwanzig geboren; am sechsten November des laufenden Jahres werde ich hundert und sieben Jahre alt. In Kriegsdienste getreten bin ich im Jahre siebzehnhundert und vierzig. In demselben Jahre machte ich die Schlacht von Fontenay mit. Wir haben sie gewonnen, diese Schlacht! (sezte er wohlgefällig hinzu). Es war der Herzog von Biron und der Marschall von Sachsen, die damals kommandirten.“ — „Wie?“ rief ich ganz erstaunt, „Sie haben den Marschall von Sachsen noch gekannt?“ — „Ob ich ihn gekannt habe!“ rief er lächelnd und lebhaft aus. „Ja, ich bin alt, meine Herrn. Ich bin ganz und gar aus dem Jahrhundert Ludwigs des fünfzehnten!“ Mir dürstete mein Ohr nach alten Geschichten; aber zu meinem großen Bedauern erfuhr ich von dem Erzvater des Invalidenhauses, daß er von Geburt ein Picardier und kein Pariser sey und seine ganze Jugend in der Provinz und den mittlern Theil seines Lebens in den Lagern und in fremden Ländern verlebt habe. „Auch in Ihrem Lande war ich, meine Herrn! denn ich befand mich lang als Gefangener zu Exeter,“ sprach er. So hatte er uns also für Engländer angesehen, denen eine solche Liebhaberey, wie ich sie augenscheinlich trieb, allerdings auch nicht unähnlich sah. Als er von uns hörte, daß wir Deutsche seyen, murmelte er etwas von Flandern, das er zu Deutschland rechnete.

Der Alte schien indessen ungeduldig zu werden, denn seine Fleischbrühe, vor der er uns stehend empfangen und unterhalten hatte, wurde kalt. „Es ist seine Mittagsstunde,“ flüsterte uns der Führer in's Ohr. „Er dinirt um zehn Uhr. Zu Nacht speist er um vier Uhr Abends, eine oder zwey Stunden, ehe unsre jetzigen Pariser sich an die Mittagstafel setzen.“

Wir vergüteten dem Greis die Unterbrechung durch ein Trinkgeld, das er dankbar verschämt annahm, denn den Leuten in diesem Hause geht nichts ab. Ich schüttelte dem Jahre 1720 die kalte Hand. Fast könnte es Rousseau seyn, dachte ich, denn der war nur acht Jahre älter. Auch Voltaires ersten Ruhm könnte sich der Mann denken, wenn er andern Standes wäre. Diderot war ganz und gar sein Zeitgenosse. Die französische Revolution aber fand ihn schon an der Schwelle des 70sten Lebensjahres.

Der Erzgreis erhob den gekrümmten Nacken so gut er konnte, und nahm in fester militärischer Haltung Abschied, indem er uns mit französischer Zierlichkeit zu haranguiren versuchte, wozu sich ihm freylich die Worte nicht so schnell darboten. Doch endete er ganz feyerlich: „Messieurs, j'ai l'honneur de vous souhaiter tout ce qui vous est propice!“

Der Sergeant führte uns nun noch an dem Bette eines zwey-und-neunzigjährigen Kapitäns vorbey, der, obwohl fünfzehn Jahre jünger als Prévost, doch von Alter und Leiden ganz entstellt war. Ein ächter Zögling der Encyklopädie rief er uns von seinem Lager entgegen: „Ich vergehe fast unter Steinschmerzen, meine Herrn! doch was machen? die Natur will es, man muß gehorchen!“

Während wir den Rückweg durch die langen Zimmer und Gänge antraten, goß der Sergeant noch einen Tropfen Wermuth in den Becher meiner Freude, denn er sprach: „Sie sind für Ihre Lust am Alter um zwey Jahre zu spät gekommen. Im Jahr 1825 noch hätten Sie den hundert-und-vierzehnjährigen Peter Huet angetroffen, einen großen martialischen Mann, der die Welt mit Bougainville umsegelt, in vielen Schlachten gefochten hatte, und dabey noch bis in sein höchstes Alter die Kraft selbst war. Er konnte sich das Jahr 1713 noch denken; er war ein geborner Pariser, damals zwey Jahre alt. Eines Tages hört er Lärm auf der Straße, die Mutter hebt ihn empor an's Fenster, Läufer eilen einher, eine sechsspännige Staatskarosse folgt. Vive le Roi! ertönt es, und dem Knaben hatte sich von diesem flüchtigen Augenblicke das Angesicht Ludwigs des Vierzehnten, mit seiner Allongeperrücke, eingeprägt, und es sind noch nicht zwey Jahre, daß er uns dasselbe zum lezten Mal schilderte. Später noch sah er die Frau von Maintenon *) den Armen Brod austheilen. Orleans, der Regent, der Urgroßvater Egalités, stand ganz lebendig vor seinem Geiste; die ganze Regierung Ludwigs des Fünfzehnten ohnehin. Aber die Revolution, Bonaparte, das Kaiserreich, alles das war ihm wie ein Traum. Dagegen als er im Jahr 1820 hundert-und-neunjährig in dem Herzog von Bordeaux die Erscheinung der achten Bourbonengeneration seit seiner Geburt erlebte, da wachte das alte Leben noch einmal in ihm auf, er zog die Uniform an, die er vor siebzig Jahren getragen und präsentirte das Gewehr vor Ludwig XVIII. an der Wiege seines Großneffen."

Der Sergeant ließ einen Stachel in meiner Brust zurück, als er nach diesen Worten am großen Portale des Invalidenhauses sich von uns verabschiedete. Zu meiner Qual mußte mir nun auch noch jener hundert-und-zwanzigjährige Neger der Kapstadt einfallen, auf den mich früher mein Lieblingsstudium geführt hatte, und der im Jahr 1801 vor seinen Herrn trat, um zum neuen Jahrhunderte zu gratuliren, mit dem Beysatze, daß er dieß zum zweyten Male thue. Meinem Alter nach hätte ich diese Scene mit ansehen können. Unter solchen Gedanken stieg ich betrübt in unsern Fiaker, der vor dem Vorhof hielt.

* * *

Meine Erzählungen sind zu Ende, und ich wende mich schnell von dir ab, geneigter Leser, um dich nicht lachen zu sehen. Doch wirst du mir eine unschuldige, kleine Narrheit, die, wie man mir bezeugen muß, mich weder in der Schule noch in meinem Umgange mit den Musen anwandelt, verzeihen; du wirst ihr eine bescheidene Stelle in diesem Blatte gerne gönnen. Vielleicht hat dich einiges doch überrascht, unterhalten, wohl gar gerührt, und wenn Anderes dir lächerlich oder langweilig gedäucht, so deck es mit dem Mantel deiner Liebe zu, und sprich mit Nachsicht: Es ist eben ein Sammler.

*) Geb. 1635, gest. am 15 April 1719.

Vom Nautilus.

Wenn gleich mit so mancher Liebhaberey unserer Väter die Sucht, von den bunten Schaalen der Weichthiere kostbare Sammlungen anzulegen, oder gar wunderliche Schnörkel und Namenszüge daraus zu bilden, fast verschwunden ist, so kennt doch wohl Jedermann aus naturgeschichtlichen Sammlungen ein Hauptstück unter den Conchylien, den zierlichen, zart und wunderbar gebauten Nautilus (Argonauta Argo. L.). Dieses merkwürdige Thier ist seit dem höchsten Alterthum bekannt; schon Aristoteles beschreibt den Nautilus ganz richtig, wie er bey stillem Wetter auf der Oberfläche des Meeres hinrudert, und seine Geschicklichkeit in Lenkung seines Kahns ist allgemein bekannt. Ueber diesen Ruderer und sein Verhältniß zu seinem Kahn kam aber schon früher eine sonderbare Meynung auf, der mehrere vorzügliche Naturforscher beytraten; man behauptete nämlich, das als Argonaute bekannte Thier baue die Schaale, in der es lebt, nicht selbst, es komme blos zufällig dazu darin zu wohnen, denn die Muschel gehöre ursprünglich einem andern Sepienartigen Weichthiere (einem sogenannten Gasteropoden) an. Diese Annahme wurde nun schon der Unwahrscheinlichkeit wegen bestritten, und nach den Untersuchungen eines Naturforschers, Namens Poli, schien sie vollkommen widerlegt; in einem eigenen Werke über den Argonauten beschreibt dieser, wie er die von der Mutter getrennten Eyer unmittelbar an der Schaale befestigt gesehen habe, und bey fortgesezter Beobachtung der Entwicklung der Jungen überzeugte er sich, daß die Schaale von der Geburt an vorhanden, also ein Produkt der eigenen Säfte des Thiers sey, das dieselbe bewohnt. Ein Bericht der Franzosen Quoy und Gaymart, die gegenwärtig mit Kapitän Durville die französische Entdeckungsreise in der Südsee mitmachen, widerspricht aber dem Leztern ganz, macht die Sache aufs Neue zweifelhaft, und beweist, wie viele Zeugnisse und öfters wiederholte Forschungen dazu gehören, um nur Eine Lücke in den Naturwissenschaften auszufüllen. „Wir befanden uns," erzählen die Franzosen, „auf Amboina in Gesellschaft eines Sekretärs der Regierung, da brachte uns ein Malaye einen Nautilus, der eine lebende Schleimmasse enthielt. Da der Sekretär sah, daß wir uns dafür interessirten, erzählte er uns eifrig und von freyen Stücken, das Thier, das wir hier sehen, sey nicht das Thier, dem die Schaale gehöre; es eigne sich dieselbe blos zu, wenn

der Eigenthümer todt sey, und die Muschel auf dem Wasser schwimme; er sezte hinzu, das wahre Thier habe er oft auf dem Strande kriechen sehen." — Auf die Bitte der Naturforscher zeichnete er ihnen dieses Thier aus dem Kopfe, und diese Zeichnung wurde unverändert der Akademie nach Paris geschickt. Man sieht zwar, daß etwas an der Zeichnung fehlt, dennoch aber ist das Thier leicht als ein Sepienartiges Weichthier von der Art zu erkennen, zu der noch jener ältern Meynung der Eigenthümer der Nautilusschaale gehört.

An einen Recensenten.

Immer hinab und hinab langst du, den Gegner zu fassen —
Sieh doch empor nur! er schwebt herrlich dir über dem Haupt.

S.

Korrespondenz-Nachrichten.

New York im Sommer 1828.

(Fortsetzung.)

Ich war am Abend auf zwey Bällen, und vorher in einer Theegesellschaft; allenthalben hörte ich nur von den neuen Moden reden. Ich brachte eine junge Dame fast ausser sich, die schon eine Zeit lang mit einem gewissen Kopfputze brillirt hatte, da er der einzige in New-York war. Er war ihr von ihrer Modekorrespondentin, und viele hiesige Damen haben solche in Paris, schnell aus jener Stadt zugesandt worden. Ich sah sie am Abend mit demselben, und erzählte ihr, daß das Packetboot wenigstens zwanzig solcher Kopfputze, die aus reichen Schmetterlingen beständen, gebracht habe. „In deed?" rief sie, fast so inhaltsschwer als jenes in deed des Jago in Othello, und war ganz traurig, bis ich ihr meinen Scherz entdeckte. So angenehm es auch für die Männer ist, die Frauen geschmackvoll gekleidet zu sehen, so ist doch das ewige und ununterbrochene Sprechen der New-Yorkerinnen von Fashion, Fashion und nichts als Fashion höchst lästig und jedem Fremden und Amerikaner, der nicht in New-York geboren ist, auffallend. Männer sprechen beynahe von nichts als von Geschäften, die Frauen von der Fashion. Darin zeichnen sich Boston und Philadelphia sehr vortheilhaft aus. Freylich wirft man den Bostonerinnen vor, sie seyen Bluestockings (Blaustrümpfe, der englische Spitzname für gelehrte Frauen) und sie lernen auch fast alle in den Schulen Latein; aber wer sie nur näher kennt, findet viele lebendige, heitere und natürliche Frauen und Mädchen unter ihnen, und fast alles würde am Ende besser seyn als das seichte Fashiongespräch. Viele Damen sind nicht mit den Modejournalen zufrieden, sondern erhalten die fertigen Anzüge drey und vier Mal des Jahrs aus Paris. So kenne ich auch in Boston mehrere Damen, die völlige Anzüge von den Schuhen, Strümpfen und Handschuhen an bis zum Kopfputze, für Herbst, Winter, Frühling und Sommer aus Paris erhalten. In New-York ahmt man nun oft die Modebilder, die immer etwas Karrikatur sind, genau nach, und überdieß fehlt den Amerikanern der leichte und schnelle Geschmack der Franzosen, so daß man zuweilen auf den Bällen sehr ergötzliche Karrikaturen findet. Die Folge dieses Luxus ist hier wie in Europa, daß viele junge Leute nicht heirathen, weil sie die bedeutenden Ausgaben für die Moden der Frau scheuen. In den Manieren und dem Umgangstone sind ebenfalls die Damen mehr französisch als englisch steif, so lange es auf gesellschaftlichen Ton ankömmt; man wird aber nie von einer Amerikanerin hören, daß sie ihre Ehe verlezt; es ist dieß hier eine unerhörte Sache. Die niedern Stände kleiden sich gleichfalls in Nordamerika alle sehr gut, und in den atlantischen Städten für diese Klasse wirklich kostbar. Eine Köchin in Seide, mit dem modernsten Hute, feinem Schleyer und langen Bändern zu sehen, ist ganz gewöhnlich. Man darf dieß aber nicht blos von der Seite des Luxus betrachten, sondern auch berücksichtigen, daß sich unter gleichen Umständen ein wohlgekleideter Mensch besser beträgt als derselbe in schlechten Kleidern. Eine wahre Freude ist es, hiesige Arbeiter, Träger ꝛc. am Sonntage reinlich und sehr wohl gekleidet zu sehen. Mich hat es immer gefreut, wenn der Arbeiter, nicht blos seines Lohnes werth ist, sondern auch seinen Lohn erhält. Mein Herz blutete mir, wenn ich auf dem Dresdner Jahrmarkte von den Erzgebirgleuten Dinge kaufte, deren Preis deutlich zeigte, daß sie unter Hunger und Noth verfertigt waren, oder wenn ein armer Ginghamweber in Berlin sein Stückchen Zeug, das eben fertig geworden, für einen Spottpreis ausbot, damit er nur etwas für Weib und Kind erhalte. Es ist von einem großen sittlichen Einflusse, wenn der Handarbeiter so viel erwirbt, daß er zurücklegen kann. Dieses Zurücklegen gibt Festigkeit im Streben und im Charakter, macht ehrlich und sparsam und bessere Väter.

Ganz New-York hat theils durch den ungeheuern Zufluß und Wechsel von Fremden, theils durch die schwindelnde Höhe der Geschäfte einen merklich minder soliden Charakter als Boston und Philadelphia, und von allen Städten der Vereinigten Staaten hat wohl Boston den solidesten. So steht auch New-York den beyden genannten Städten in allen wissenschaftlichen Anstalten sehr nach.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, September.

(Beschluß.)

Unterdeß wächst die Zahl der eintreffenden Gelehrten fast stündlich. Auch speist man schon gemeinschaftlich bey Beiermann unter den Linden, und wie ich es gefunden habe, so kann selbst ein Verwöhnter zufrieden seyn. Das Ausgezeichnete des hiesigen Empfangs, auch von Seiten der Regierung, muß nothwendig einen belebenden Einfluß auf die Gemüther haben, und wenn die Naturwissenschaften ihrerseits dem Leben und dem Staate dienen, und das ist ihr würdiger Zweck, so muß anderseits auch dankend anerkannt werden, daß es an Aufmunterung dafür nicht gebricht. Ein anderer und sehr delikater Beweis dieser Achtung für die Gäste ist die Sorgfalt, mit welcher das Repertoir sowohl der Oper als auch des Schauspielhauses während der Dauer des Kongresses redigirt werden wird; ich erfahre, daß man sich nur auf anerkannte Meisterwerke beschränken will.

So eben erhalte ich die Charte zu dem Feste, welches A. v. Humboldt am 18ten d. der Gesellschaft im großen Schauspielhause gibt, und das numerirte Einlaßbillet zu den Versammlungen. Auf der Rückseite des lezteren befindet sich ein Grundriß des Sitzungssaales, mit den Nummern der Sitze bezeichnet, so daß man mit einem Blicke sieht, wohin man sich zu wenden hat. Daneben wird nun noch ein gleichfalls numerirtes Verzeichniß von allen Theilnehmern ausgegeben, so daß ein gleichzeitiger Blick in dieß Verzeichniß und auf jenen Riß hinreicht, um sogleich jede bestimmte Person herauszufinden. Wie sinnreich, wie vorsorglich!

Beylagen: Literaturbl. Nr. 79. u. Monatsregister Sept.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

